
BIBLIOTHECA
REGIA
MONACHENSIS.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

III. Jahrgang.

—o—

1836.

Redigirt
von
Johann Evangelist Fürst.

Preis: 2 fl. 24 kr.

Regensburg.
Bei Friedrich Pustet.

Neujahrswunsch.

Aus des Himmels blauen Hallen
Geht ein neues Jahr hervor,
Und von allen Seiten schallen
Wünsch' und Bitten in sein Ohr.

Armuth klagt: „Ich trinke Wasser,
Und mein Brod ist hart wie Stein,
Gib mir, wie dem reichen Prasser,
Leckerkost und guten Wein!"

Habgier ruft: „Ich kann nicht rasten,
Ich muß stets nach Golde glüh'n:
Laß denn meinen Gott im Kasten
Immer wachsen, immer blüh'n!"

Ehrgeiz sagt: „Ich blik' und strebe
Zu des Ranges Gipfeln auf.
Drum, so hoch du kannst, erhebe
Mich in deiner Monden Lauf!"

Selbstsucht schreit: „Gib her: gib Alles,
Alles, Alles meinem Ich!
Achte nicht des andern Schwalles,
Sorge nur für mich!"

Freundschaft fleht: „Die besten Gaben
Spende meinem Biederfreund!
Ich will lieber selbst nichts haben,
Wird nur ihm kein Wunsch verneint."

Liebe spricht: „Was mir auch fehle,
Das entbehr' ich mit Geduld;
Doch zu meiner zweiten Seele
Neige dich mit Segenshuld!"

Und wir Andern alle bitten:
„Sey der ganzen Erdenschaar,
In Palästen und in Hütten,
Ein erwünschtes Freudenjahr!",

Enden stets, und stets beginnen
Muß es in dem Reich' der Sinnen,
Muß es im Gebiet der Zeit. —
Und an ihren äußern Mahlen
Sucht der Mensch der Jahre Zahlen,
Mißt er jeden Raum der Zeit
In dem Ring der Ewigkeit.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

III. Jahrgang. Nro. 1. 1. Jäner 1836.

Inhalt: Deuschlands Handel. — Landwirthschaftliche Verdienste eines Herrn Pfarrers. — Von der Veredlung der Schafwolle ohne ausländische Schafe. — Allerlei für die Landwirthschaft und Industrie. — Gift.

Deutschlands Handel.

Aus Angaben, welche das französische Ministerium bekannt gemacht hat, geht hervor, daß der Handel Frankreichs mit Deutschland von der höchsten Bedeutung, und sogar von größerem Umfange ist, als der Handel Frankreichs mit England. Es ist dieß nicht nur ein Beweis, welche Wichtigkeit der deutsche Handel überhaupt besizt, sondern es zeigt auch, welche hohe Stellung unser Vaterland auch in dieser Beziehung in seinen Verhältnissen zu den auswärtigen Mächten einnimmt. Nur zu lange ist die Ansicht verbreitet gewesen, der Handel von Deutschland sey von keiner Wichtigkeit. Dieß ist durchaus irrig. Vor Allem kann nicht genug darauf hingewiesen werden, daß der innere Handel jedes Landes stets der bedeutendste, und den Handel mit dem Auslande sowohl, als auch den Durchfuhrhandel, auf welche man gewöhnlich allein Werth zu legen scheint, bei Weitem überwiegt. Man überlege einmal. Wir Deutsche bilden ein Volk von 36 Millionen Menschen. Jeder einzelne dieser 36 Millionen Menschen bedarf vor Allem Nahrung und Erhaltung, Leinen und Wolle zur Kleidung, und Feuerung zum Schuze gegen die Kälte. Dieß sind lauter allgemeine, dringende Bedürfnisse. Wir tauschen sie im Innern unsers Landes durch gegenseitigen Verkehr ein, und dieß erzeugt nothwendig eine solche regsame Betriebsamkeit, daß dagegen jeder äußere Handel zurükstehen muß. Man versuche nur einmal anzuschlagen, welche ungeheure Summen umgesezt werden müssen, um 36 Millionen Menschen auch nur mit dem ersten Bedürfnisse des Lebens mit Brod oder mit Kleidung zu versorgen. Daher ist der Verkehr der Dörfer mit den Städten, und der Städte eines Landes untereinander, stets der bedeutendste. Er ist für unser Deutschland aber um so wichtiger, als hier das Vermögen ziemlich gleichmäßig vertheilt ist, und daher eine größere Menge wohlhabender Einwohner sich findet, als in den meisten übrigen Ländern Europa's. Der innere Handel eines Landes ist daher nicht nur der bedeutendste, er ist auch bei Weitem der vortheilhafteste. Denn er ist der sicherste, und ermuntert immer die Produktion zweier Parteien unseres eigenen Volkes, während der auswärtige Handel nur die Produktion eines Theils in unserem eigenen Lande, und eines andern Theils in dem auswärtigen Lande befördert. Erst in den neuern Zeiten hat man die Wahrheit dieser einfachen Säze allgemein anerkannt, und hat demgemäß den Verkehr im Innern durch Aufhebung der Zölle, durch Verbesserung der Heerstrassen und Gemeindewege, durch Gleichförmigkeit in Geld, Maß und Gewicht, und auf mehrfache andere Weise zu unterstüzen gesucht. Bei den Klägen, daß Deutschlands Handel unbedeutend sey, muß man also wohl gerade diesen größten und wichtigsten Theil alles Handels, seinen innern Handel, außer Augen gesezt haben. Allein eben so unrichtig ist die Ansicht, daß der äußere Handel von Deutschland unbedeutend wäre. Nach den oben angeführten Angaben des französischen Ministeriums über den Handel Frankreichs betrug nemlich 1834 die Einfuhr von Deutschland (ohne Preußen) nach Frankreich 21 Mill. Fr., die Ausfuhr dahin 36 Mill. Fr.; die Einfuhr von Preussen nach Frankreich 12 Mill. Fr., die Ausfuhr dahin 7 Mill. Fr.; die Einfuhr von den Hansestädten 4 Mill. Fr., die Ausfuhr dahin 10 Mill. Fr.; die gesammte Einfuhr Deutschlands betrug

also 37 Mill.; die gesammte Ausfuhr Frankreichs dahin 53 Mill. Fr. Die Einfuhr Englands nach Frankreich betrug nur 27 Mill. Fr., und die Ausfuhr dahin 63 Mill. Fr. Der Handel Frankreichs mit Deutschland steht nur dem Handel mit Nordamerika und mit Sardinien nach, und ist dem Handel Frankreichs mit Belgien gleich. Frankreich liefert Deutschland vorzüglich Seide, Wein, Oel und Südfrüchte. Aus den offiziellen Angaben, welche jährlich über den Handel Großbritanniens bekannt gemacht werden, geht hervor, daß der Handel dieses Landes mit Deutschland nach dem Handel mit seinen Kolonieen und mit Nordamerika der bedeutendste ist, und sich die jährliche Ausfuhr dahin auf 30 Mill. Rthlr. beläuft. Und wie viele Waaren, die England nach Holland und Belgien absezt, gehen von da weiter in das Innere Deutschlands! Auf die Wichtigkeit des Handels von Nordamerika mit Deutschland ist man jezt, wo ein nordamerikanischer Gesandter mit den einzelnen Staaten über Handelsverträge unterhandelt, von Neuem aufmerksam geworden. Deutschland allein kauft unter Anderm die Hälfte alles Tabaks, welchen die nordamerikanischen Freistaaten ausführen. Es geht also aus diesen bestimmten Thatsachen hervor, daß der auswärtige Handel Deutschlands für die drei größten Handelsstaaten der Erde von der höchsten Bedeutung ist. Für die kleineren, uns umgebenden Staaten, für Holland, Belgien, Dänemark, die Schweiz, für Oberitalien, die ungarischen Länder, Galizien und Polen ist dieß gewiß eben so, ja, sie sind zum Theil fast ganz von uns abhängig.

Landwirthschaftliche Verdienste eines Herrn Pfarrers.

Daß der Ruhm nüzlicher Entdekungen und wichtiger Verbesserungen in der Landwirthschaft auch manchem Pfarrer gebühre, und es darum sehr Schade wäre, wenn die Landpfarrer kein Pfarrgut mehr hätten, gibt wohl Jeder zu; obgleich auf der andern Seite dem Pfarrer die Verwaltung des Gutes nicht wenig beschwerlich fällt, und es gar verderblich für das Pfarrgut und noch verderblicher für den Pfarrer und seine Familie ist, wenn er von der Oekonomie nichts versteht, und sich auch keine Kenntnisse von derselben zu verschaffen sucht. Zu den Pfarrern, die sich durch die wohlthätigsten Verbesserungen verdient gemacht haben, gehört sicher der ehemalige Pfarrer in H., Herr C. Ihm gebührt der Dank der Zeitgenossen, das ehrenvolle Andenken der Nachwelt — eine immer grünende Bürgerkrone, wenn er sonst auch als Pfarrer keine Verdienste gehabt hätte, die ihm doch Niemand absprechen wird. Er hat in dem Esweilerthal den Kleebau eingeführt und dadurch in dem Akerbau und der ganzen Landwirthschaft einen Umschwung hervorgebracht, dessen Vortheile sich nicht berechnen lassen. Diese Angabe beruht nicht auf zweideutigen Traditionen; nur „was wir selbst gehört haben, was wir beschauet haben, und unsere Hände betastet haben, das verkündigen wir euch." Er hat gelebt und gewirkt in der lezten Zeit des vorigen Jahrhunderts. Wie wenig entfernt also der Zeitpunkt seiner Verdienste! Die durch den Kleebau entstandene Verbesserung wäre auch dem Leichtgläubigsten kaum glaubig, wenn nicht so Viele noch ihre eigenen Erfahrungen hierin schilderten. Ein bedeutender Theil der Gemarkungen, der jezt mit allen Arten von Früchten prangt, lag ganz öde; viele Aeker, die jezt jährlich tragen, wurden nur von Zeit zu Zeit gesäet, und die Ernte derselben lohnte selten mehr als einen geringen Theil der Mühe. Wer ein Paar schlechte Viehstüke halten, und diese den Sommer über theils mit Laub und Gras aus dem Wald, theils auf kümmerlicher Weide durchbringen konnte, der galt schon für einen Reichen. Und solcher Reichen waren obendrein nur wenige im Dorfe. Mit 2 Kühchen fahren zu können, hieß schon ein ordentlicher Bauer seyn. Das meiste Vieh bestand in Ziegen. — Kein Futter, kein Vieh, kein Dung, kein Akerbau — kein Wohlstand. Erst der Klee-Bau brachte diesen. Nur bei Hirten trifft man jezt noch die damals beliebten Geißen an. Statt dieser hat man nun schöne Kühe und mehrere Rinder; statt der Gerippe von ein Paar Oechschen hat nun jedes Dorf eine große Anzahl wohlgefütteter. Kein Flekchen der Gemarkung liegt

mehr unbenützt; die Stallfütterung ist durchaus allgemein. Voll sind die Felder, voll die Wiesen, voll die Scheuern, voll die Ställe, voll die Speicher, voll die Keller; statt dürftigen Haberbrodes ißt man reichlich gutes Roggenbrod; statt der Heidekorngrüze sehr häufig die mancherlei Zubereitungen des feinsten Spelzenmehls; außer den Schweinen schlachten die meisten jährlich auch noch ein fettes Rind; statt der geflikten leinenen Kittel trägt man oft sehr feine Tuchkleidung; statt der mit Laub, Moos oder Spreu gefüllten Betten liegt man in Federbetten — Alles Folge des Kleebaues. Ein braver und wohlhabender Mann erzählte oft dem Einsender dieses, wie mühselig die Lebensart vor dem Kleebau gewesen sey. Man konnte die nachherige Gemächlichkeit kaum den Leuten gönnen. Wie mußte doch, sagte er, unsereins vorhin sich quälen! Um Mitternacht mußte ich immer aufstehen, und einen Sak voll grünes Laub im Wald streifen, um meine Ochsen zu füttern; für den Mittag mußte die Frau sorgen; am Abend mußte ich die Ochsen auf die Weide treiben. Wer holt denn jezt mehr Laub, wer hütet jezt mehr das Vieh? — Auch die Einführung des Kleebaues fand wie jede Neuerung ihre Gegner. Herr Pfarrer C. wußte sie alle zu überwinden, er scheute nicht Spott oder Tadel seiner Zeitgenossen, dafür ist ihm der Dank der Nachkommenschaft geworden.

Von der Veredlung der Schafwolle ohne ausländische Schafe.

Alle unsere Hausthiere waren einstens wild, und sind es zum Theile noch. Sie haben aber durch ihren langen Aufenthalt unter uns ihre ursprünglichen Sitten, und oft noch mehr ihren Muth, ihre natürlichen Fertigkeiten, sogar einen Theil ihrer natürlichen Bildung abgelegt, dafür aber vielfältig Krankheiten und wohl auch Sitten eingetauscht, welche der Stammart fremd sind. Wir nennen das Veredlung, weil dadurch die Vortheile, welche wir von ihnen zu ziehen suchen, erhöht werden: die Thiere selbst, wüßten sie ihre Geschichte, würden sie eine bejammernswürdige Verschlimmerung nennen.

Unter allen unsern Hausthieren ist aber keines so tief herabgekommen, als unser Schaf, kaum würde man es glauben, daß man die Stammart desselben vor sich habe, wenn ein herumreisender Thierführer den wilden Widder zu uns brächte. Das kömmt aus zwei Ursachen her: 1) weil dieses Thier wahrscheinlich das erste, und lange Zeit das einzige war, welches der Mensch gezähmt hat. Die heiligen Urkunden lassen uns schon im zweitgebornen Sohn Adams einen Schäfer erbliken; aber Jahrtausende gehen in der Geschichte vorüber, ehe wir vom Pferde, vom Ochsen, vom Esel, vom Ziegenboke etwas lesen. 2) Ist die Art des wilden Schafes schon ihrer Natur nach zu Abartungen geneigt. Es ist noch da, und bewohnt die Gebirge von Creta, von Corsica, von Sardien, wo es Muflon heißt, und in ganz Siberien, wo sein allgemeiner Name Argali ist, bis an die äusserste Küste von Asien hin, selbst im nördlichen Theile von Amerika hat man es gefunden; aber in allen diesen verschiedenen Ländern weicht es doch in verschiedenen Dingen von sich selbst bald mehr, bald weniger ab; am Vollkommensten scheint es in mittlern Siberien zu seyn, wo es die Größe einer kleinen Hindin (Hirschkuhe) erreicht. Beide Geschlechter tragen Hörner, aber die des weiblichen Thieres sehen mehr den Hörnern unserer Ziegen ähnlich, während die des Widders sehr ansehnlich sind, und schon mehr den Hörnern unserer Widder an Bildung gleichen.

Was uns aber mehr als ihre Hörner intressirt, ist ihr Haar; ihr Haar: denn das wilde Schaf hat keine Wolle, sondern kurze gerade Haare, wie unsere Hirsche und Rehe. Doch ist schon eine Anlage zur Wolle da, indem dieses Haar, welches bei dem ältern Thiere kurz und schlicht ist, bei den Lämmern etwas länger, weich und gekräuselt ist. Unsere Schafe bleiben also in dieser Hinsicht ihre ganze Lebenszeit hindurch Lämmer und haben sogar diese Eigenschaft in einem noch höhern Grade, indem ihr krauses Haar, das wir Wolle nennen, länger wird.

Aber niemal verläugnet sich die wilde Stamm-Art auch bei unsern zahmen Schafen ganz, auch bei den feinstwolligen Schafen in Spanien nicht.

Immer bleiben noch gerade gröbere Haare, fast wie Ziegenhaare, damit vermengt. Die feinste Wolle ist demnach diejenige, welcher die wenigsten schlichten Haare beigemengt sind.

Daubenton, ein französischer Naturforscher, hat diesen Grundsaz durch mühsame Vergleichungen der Wolle von gemeinen französischen Schafen aus verschiedenen Provinzen des Reiches mit der Wolle von feinwolligen spanischen Schafen, und von Schafen aus dem nördlichen Theile von Afrika, welche gleichfalls wegen der Feinheit ihrer Wolle berühmt sind, ausgemacht, und weil er seinen eigenen Einsichten nicht genug traute, zog er geschikte Wollfabrikanten zu Rathe.

Nun war Das, was er suchte, gefunden. Er wünschte nemlich, die Wolle der französischen Schafe ohne alle fremde Schafe zu veredeln. Es war schon eher bekannt, daß das männliche Thier bei der Zeugung des Jungen auf dessen Haar einen vorzüglichen Einfluß habe. Er schaffte sich daher eine beträchtliche Heerde von ganz gemeinen Zuchtschafen an, und gab ihr Widder aus Gegenden, welche ihrer feinen Wolle wegen in einigem Rufe standen. Schon die erste Zucht, welche er von dieser Heerde erhielt, hatte feinere Wolle, als die Zuchtschafe; aus dieser suchte er nun diejenigen Widder aus, welche sich durch ihre Wolle auszeichneten; diese wurden bei der Heerde gelassen, die übrigen abgethan, oder verschnitten. Indem er nun auf diese Weise mit der Auswahl der jüngern Widder immer fortfuhr, und inzwischen die ältern Widder und Zuchtschafe nach und nach abschaffte, kam er nach einigen Jahren dahin, daß er von seiner Heerde eine Wolle erhielt, welche der spanischen und afrikanischen wenig oder nichts nachgab.

Freilich gelangt man früher zu seinem Zweke, wenn man im Stande ist, gleich eine kleine Heerde feinwolliger Schafe anzukaufen, und es dann bei dieser Heerde mit der Auswahl der Widder macht, wie es Daubenton bei der seinigen gemacht hat. Aber nicht jeder Landwirth kann nach Spanien reisen; und das ist doch wohl nöthig, wenn man sich nicht der Gefahr aussezen will, für sein theures Geld geprellt zu werden: denn man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, die spanischen Schafe seyen durchaus feinwollig; die gemeinen sind es so wenig, daß sie manchmal von vielen deutschen übertroffen werden; nur die besondere Art derselben, worauf man eine ganz eigene Sorgfalt verwendet, und welche man nach der Jahrszeit in sehr von einander verschiedene Provinzen zur Weide führt, hat diesen Vorzug; und auch dieser Vorzug hängt dieser Art nicht so fest an, daß er uns in der Folge von aller weitern Aufmerksamkeit entbände: ohne sorgfältige Auswahl der Widder würde auch die beste spanische Heerde nach und nach zu gemeinen Landschaften herabsinken. S.

Allerlei für die Landwirthschaft und Industrie.

Wo jezt immer von den neu zu errichtenden Donau-Main Kanale die Rede ist, dort wird auch zugleich mit hohem Danke Sr. Majestät des Königs Ludwig, und mit aufrichtiger Verehrung des Hauses: Baron Rothschild, gedacht, und bei dieser Gelegenheit von der Beförderung der Lehre des Schiffbaues und von der Vermehrung junger Holzanflüge, besonders des Bau-Holzes, gesprochen. Es ist wahr, heißt es bei solchen Veranlassungen, das Brennholz kann durch Stein- und Erdekohle, durch den Torf und durch die Lohekuchen, leztere vielleicht auch zur Gasbeleuchtung anwendbar, vertreten werden; aber zum Schiffbau selbst bedarf man ausschließlich und unumgänglich nothwendig Holz allein. Unter Andern bedarf man bei den großen See-, Mark-, Bort-, auch Fluß- und Teichschiffen, kurz, bei dem Zimmern aller Fahrzeuge, welche zur Schiff-Fahrt anwendbar sind, eine ungeheure Menge krummen Holzes; dessen Seltenheit machet, daß man Holz-Stüke zu Holzstüken fügen muß, um ihnen die gehörige Länge und Gestalt zu geben; aber die beiden Seitenwände des Schiffes erfordern ein Krummholz von Einem Stüke. Man findet dergleichen so wenig, daß ein hoher Preis darauf gesezt wird. Sollte dieses nicht einer nähern Aufmerksamkeit und reifern Nachdenkens werth seyn? So dachte ich bei mir selbst, und der Zufall spielte mir folgendes Werkchen in die Hand, in welchem man Seite 132 eine Anweisung antrifft, vorzüg-

lich die Eichen zu dem gemeinten Krummholze künstlich heranzuziehen. Das Werkchen selbst heißt: Die Kunst, sich geschwind durch den Akerbau zu bereichern. Alles durch Erfahrungen bewiesen. (Zweite verbesserte Auflage, Augsburg, 1768, bei Konrad Heinrich Stage.) Dieses kleine Büchlein, aus 29 Kapiteln bestehend, verdient besonders in Beziehung auf das 6te, 14te und 25ste Kapitel auch die Aufmerksamkeit unserer heutigen Landwirthe und patriotischen Freunde der Oekonomie.

Ein Herr H— machte uns in Nro. 47 dieser Zeitschrift auf ein, gewiß nicht ohne vieler Mühe von ihm entdecktes Mittel, den Kornwurm zu vertreiben, aufmerksam; und ich bin des Dafürhaltens, daß dieses vorgeschlagene Mittel allerdings und um so mehr die Aufmerksamkeit der Landwirthe verdienen dürfte, da das nemliche Mittel und gleichsam wörtlich — schon vor 65 Jahren in dem Katechismus des Feldbaues des Pfarrers Mayer zu Kupferzell (Frankfurt a. M. in der Andräischen Buchhandlung, 1770) Seite 85 empfohlen wurde. In der Vorrede zu diesem Katechismus ist es einfach und gründlich erörtert, wie man mit dem landwirthschaftlichen Unterrichte auf die Intelligenz des schlichten Landmannes am Besten und Zwekmäßigsten, auch noch für unsere Zeit passend, einwirken könne; und auch dieses kleine Buch verdient die Theilnahme unserer Zeitgenossen, z. B. in Hinsicht der Sulla, des Turnips rc.

Will man besonders weiße Lämmerwolle so recht lange und unversehrt, zugleich sicher vor den Angriffen des Ungeziefers jeglicher Art aufbewahren, so wasche man selbe zuvor nach der bekannten Wollen-Wasch-Methode, jedoch öfters, als nach gewöhnlicher Vorschrift, trokne selbe auf das Sicherste und pake selbe in Fässern, oder in mit Blech, oder noch besser mit Zinn inwendig ausgeschlagenen Kisten, *) und zwar eine dichte Lage Kochsalzes und je eine dünnere Lage Lämmer- oder Schafwolle; und die weiße Wolle wird nach Jahren so glänzend freundlich hersehen, als wäre sie erst vor ein Paar Tagen verpakt worden. So versicherte mich einst ein schon lange verstorbener Schäfer; ist wohl etwas Wahres und eines kleinen Versuches Würdiges daran, und wie beurtheilet wohl Varro lib. 2. Cap. 11 de re rustica diese Angelegenheit? (Des Nachdenkens möchte es doch auch werth seyn, was im I. Buche Moses Kap. 30 geschrieben steht, und was vielleicht auch Plinius und Varro später veranlaßt haben mag, anzurathen, daß man zur Zeit der Admissur die Schafe nur mit einerlei Wasser tränken solle, indem die Abwechselung mit dem Wasser, besonders zur Zeit der Admissur, auch die Farbe der Wolle ändern, die Wolle selbst flekig und schekig machen, und selbst dem Leibe der Schafe schädlich seyn solle. (Aber wie leicht und wie sicher könnten wir uns über dieses Alles u. über s. A. entsprechenden Rathes erholen, wenn wir gleich einem waidmännischen Konversations-Lexikon des Dr. Hartig rc. auch ein solches landwirthsches Lexikon, redigirt und herausgegeben unter Aufsicht und Leitung eines landwirthschaftlichen und Gartenvereines, einmal vor Augen bekommen könnten.

*) Müssen die Kisten rc. nicht durchlöchert seyn?

Kaum war vor kurzer Zeit die Einladung zu dem Werke: die Natur, ihre Wunder und ihre Geheimnisse, verbreitet, so konnte man schon auch den Wunsch äußern hören, eine Bridgewater-Stiftung, irgendwo in Bayern begründet, zu erleben, und es fehlte gar nicht viel, nicht blos für diesen naturforschenden, sondern auch für historische Zweke — gleichsam mit den Fingern auf die hochzuverehrenden und hochwürdigen Herren Herren Benediktinern in Augsburg hinzudeuten. Doch, dieses ist ein Werk der Zeit, und der Vermehrung der Klöster und der Annäherung der Leztern zur Tendenz unserer Akademie der Wissenschaften und Künste, der landwirthschaftlichen, der Garten-, Kunst- und Gewerbsvereine rc.

Gift! Gift! Gift!

Wo Gift vorhanden ist, da pflegt man zur Warnung drei Mal Gift zu schreiben. Nun ist aber der Kummer das schreklichste Gift; es tödtet langsam, aber gewiß. Warum steht dieser nicht überall zur Warnung, da er doch Tausende tödtet?

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Der Menschenfreund am Neujahrstage.

1. Habe ich Niemanden im vorigen Jahre beeinträchtigt oder Schaden gethan, dem ich Ersaz schuldig wäre, ehe ich die ersten Wohlthaten erweise?

2. Mit welchen edlen und menschenfreundlichen Handlungen könnte ich am Zwekmäßigsten das neue Jahr beginnen?

3. „Welche wesentlichen Wohlthaten kann ich in diesem Jahre meinem theuern Vaterlande sehr leicht erzeugen?“ Welche gemeinnüzigen Dienste würden zwar mit Anstrengung und Kosten verbunden seyn, aber dennoch ohne Verlezung meiner Pflichten gegen meine Familie u. dgl. dem Vaterlande sicher geleistet werden können, und demselben große Vortheile verschaffen?

4. Was für neue menschenfreundliche Handlungen kann ich in diesem Jahre meinen Kindern an die Hand geben, und wie soll ich in ihrer Erziehung zur Menschenliebe zwekmäßig fortschreiten?

5. Für welche Gegenstände zur Beförderung der Menschenliebe soll ich im laufenden Jahre vorzüglich wirksam seyn?

6. Welche würdige Menschen kann ich in diesem Jahre wo nicht ganz, doch zum Theile, glüklich machen?

7. Wie kann ich in diesem Jahr jedem meiner Feinde Gutes thun?

8. Welche menschenfreundlichen Pläne habe ich voriges Jahr nicht ausführen können, und deren Ausführung auf dieses Jahr verschieben müssen?

9. Wie soll ich in diesem Jahre meine Arbeiten eintheilen, damit mir zu menschenfreundlichen Beschäftigungen Morgens und Abends eine Stunde, der ganze Sonntag, und wenn es thunlich ist, noch mehr Zeit übrig bleibe?

10. Wie kann ich meinen zu wohlthätigen Handlungen bestimmten Fond theils durch erlaubten Erwerb, und theils durch Ersparung verschiedener Ausgaben vermehren?

11. Welche neue Gegenstände kann ich in diesem Jahre in mein Tagebuch, welches ich über Wohlthätigkeits-Angelegenheiten zu führen pflege, aufnehmen?

12. Welche Kenntnisse, die das Leiden der Menschheit vermindern und ihr Wohl vermehren können, muß ich mir in diesem Jahre eigen machen?

13. Was für menschenfreundliche Vorsäze bleiben mir dieses Jahr zu machen übrig?

Man sollte beim Wechsel des Jahres über die moralische Verbesserung oder Verschlimmerung mit sich selbst noch weit strenger abrechnen, als über Einnahme und Ausgabe.

☞ Die aus allen Theilen des Königreichs einlaufenden vielen Bestellungen auf das von Dr. Wolf und mir erscheinende nationale Werkchen: Drei Könige aus dem Geschlechte Wittelsbach, Max I., Ludwig I., Otto I. ꝛc. sezen uns in den Stand, die Subscription bis Ende dieses Monats unwiderruflich zu schließen. Mit dem 1. Jäner 1836 tritt der erhöhte Preis von 48 kr. per Exemplar ein. Alle Jene, welche dieses Werkchen noch zu dem Subscriptionspreise von 36 kr. zu erlangen wünschen, wollen demnach ihre Bestellungen in frankirten Briefen bei dem Unterzeichneten ungesäumt machen, indem alle Bestellungs-Schreiben, welche nach dem lezten dieses Monats auf der Post aufgegeben werden, keinen Anspruch auf den Subscriptionspreis mehr machen können.

München, den 20. Dezember 1835.

Dr. W. Lindner.

Vor der Pforte des Chalifen,
Des Chalifen Alraschid,
Stand Abu Nawas, der Dichter,
Den man heut nicht gleich einließ,
Weil sich, einen Spaß zu machen,
Der Beherrscher erst berieth.
Zu den Höflingen begann er:
Hole Jeder sich ein Ei,
Berg' es unter dem Gewande;
Und nun laßt den Dichter ein.
Als er nun hereingetreten,
Eingenommen seinen Ort.
Das Gespräch begann zu kreisen,
Jeder gab dazu ein Wort;
Plözlich aber unterbricht es
Der Chalif und ruft im Zorn:
Alle seyd ihr dumme Hennen,
Nichts als gakern könnt ihr ja.
Legt mir Eier auf der Stelle!
Oder eure Stund ist da!

Gleich zu Einem, der zur rechten
Hand ihm sizet, kehrt er sich:
Lege du dein Ei zum ersten!
Und der drükt und krümmet sich,
Bringt sein Ei hervor, und zeigt es,
Von der Strafe löst er sich.
Dann zum Zweiten und zum Dritten,
Und die ganze Reih herum,
Endlich kam er zu dem Dichter,
Der den Spaß betrachtet stumm.
„Nun sollst du dein Ei mir legen.“
Doch der sträubt und brüstet sich,
Schlägt die Arme statt der Flügel,
Ruft ein helles Kikriki!
Herr, zu all' den Hennen brauchst du
Einen Hahn, der Hahn bin ich.
Lachend spricht der mächt'ge Herrscher,
Wohl gelöset hast du dich;
Und du bleibst dafür wie immer
Auch der Hahn im Korbe mir.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. G. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

III. Jahrgang. Nro. 2. 6. Jäner 1836.

Inhalt: Der Giftmord. — Karteffelkäse. — Ueber die Art der Alten, das Korn in Gruben aufzubewahren. — Unverbrennbares Papier. — Hasen von Bäumen, und wilde Thiere von Fruchtfeldern abzuhalten. — Bemerkung über Benützung der Knochen.

Der Giftmord.

Eine Abend-Scene.

Personen:

Meerbach, gewesener Armee-Lieferant.
Luise, seine Nichte.
von Lilien,
Heldorf,
Weinthal,
Wanglut,
Goldsohn — seine Freunde.
Der Gerichtshalter
Der Schulze.
Stephen, der Dorfschmid.
Velten, ein Bauer.
Mehrere Bauern.

Scene:

Eine ländliche Gegend, zur Hälfte mit Gebüsch umgeben. Im Vordergrund ein Rasensiz unter einer alten Linde. Im Hintergrund ist ein Theil von Meerbach Villa sichtbar. Nacht — der Mond halb sichtbar erhellt die Gegend.

Erster Auftritt.

Der Schulze, Stephen, Velten nebst mehreren Bauern.

Der Schulze. Hier, liebe Nachbaren! sind wir sicher, nicht belauscht zu werden. Hört also, was ich zu sagen habe. Herr Meerbach, der vormalige Armee-Lieferant, der sich vor zwei Jahren hier ansässig machte — —

Stephen. Der sein Bauerngut in einen kleinen Edelsiz verwandelte — —

Velten. Der mit Fischen, Jagen und Sauf-Gelagen sein Geld verschwendet.

Stephen. Den wöchentlich eine Menge Fremde aus der Stadt besuchen.

Velten. Unsere Weiber und Dirnen in Verlegenheit zu sezen. —

Der Schulz. Nun ja, dieser Herr Meerbach also scheint nicht mit rechten Dingen umzugehen. —

Stephen. Ja wohl. — Es weiß Niemand, wie er zu so viel Geld gekommen. Man hat wohl Exempel, daß man durch Krieg arm, nicht aber, daß man durch Kriege reich werden kann.

Schulz. Nachbar Velten hat Recht. Er scheint seine Thaler nicht auf rechtem Wege erhalten zu haben.

Stephen. Gleich im Anfange seines Hierseyns ist bei ihm ein Offizier gestorben. Diese haben gewöhnlich ihre ganze Baarschaft bei sich. — Wer weiß, ob er ihn nicht in die andere Welt geschikt hat?

Velten. Leicht möglich, man sieht ihn ja nie in die Kirche gehen.

Schulz. Auch trägt er den Hut immer tief in die Augen gedrükt, weil er unsere Blike scheut. Vorige Nacht ward ihm fremdes Vieh auf die Wiese getrieben. —

Stephen. Und der Obstgarten geplündert. —

Schulz. Wenn es rein unter seinem Brustlaz wäre, so würde er mit uns anbinden; so aber scheut er die Amtsstube. Kurz und gut — es ist ausgemacht, daß er nicht auf rechtem Wege wandelt. Ich trage den Beweis in meiner Tasche. Diesen Brief erhielt Velten heute früh in der Stadt von einem seines Gelichters.

Velten. Da mir die Bestellung sogar dringend gemacht wurde, kam mir das verdächtig vor, und da ich Schulmeisters Kind mit auf dem Wagen hatte — ihr wißt, es ist ein ganz gelehrtes Kind, so ließ ich es hineingukcn. — Es war der Brief aber so künstlich gefaltet, daß es nicht mehr als die Worte: „Gift — Leiche auf dem Wagen — lustig seyn“ — erbliken konnte. Ich eilte daher zu unserm Schulzen, erzählte, was das Kind gelesen, und gab ihm den Brief.

Schulz. Hier ist er. Ich ließ euch deßhalb hierher bestellen, und frage nun, was mit dem Briefe anzufangen sey?

Stephen. Aufzubewahren, ist meine Meinung.

Velten. Auch die Meine. — So bekommen wir doch einmal Licht über ihn.

Schulz. Wie ihr glaubt! In Gottes Namen! offen ist er — hört nun:

Einer der Bauern reicht ihm eine verborgene Laterne.

Liebes Brüderchen!

„Zum Kaffee kommen wir nicht. Der Major, ein Opfer der Kabale, muß erst fallen. Der lebendige Satan (die Bauern bekreuzen sich), der kalte Wurm ist mit von der Partie. Um halb 8 Uhr wirkt das Gift. Um 8 Uhr schaffen wir die Leiche auf den Wagen. Du wirst den Todten schon unterbringen. Ich hoffe, wir werden recht lustig seyn. Sorge nur für Champagner, daß der alte Müller sein ermordetes Kind vergißt. Wenn Kalb den Schreken mit der ihm auf die Brust gesezten Pistole verwinden kann, so kommt er ebenfalls zu dem heutigen Familienfeste, und morgigen Scheibenschießen. Noch diese Nacht Dich küssend, verbleibe ich — Dein Freund :c.“ —

Stephen. Gott im Himmel! also wird ein Mord durch Gift.

Velten. Auf einem Wagen wollen sie die Leiche bringen.

Schulz. (Der mehrmals den Brief durchgeht.) „Du wirst den Todten schon unterbringen.“

Stephen. O der Satan!

Schulz (wie oben). „Wir werden recht lustig seyn.“

Velten. Der Teufel mag mit euch jubeln.

Schulz. „Sorge für Champagner“ das Wort verstehe ich nicht.

Stephen. Soll vermuthlich heißen Kompagnie.

Schulz. „Daß der alte Müller sein gemordetes Kind vergißt.“

Velten. Was mag das für ein Müller seyn? Der unsere hat keine Kinder. —

Stephen. Im Briefe steht ja auch etwas von einem kalten Wurme.

Velten. Und von einem Kalbe.

Schulz. Es ist eine ordentliche Spizbuben-Sprache.

Stephen. Und um halb 8 Uhr wirkt das Gift, da muß schnelle Hilfe geschafft werden.

Velten. Damit hat's gute Weile. Die Zeit ist längst schon vorüber. —

Stephen (auf die Uhr sehend). Wahrlich — schon 9 Uhr vorüber.

Schulz. Gott mag der armen Seele gnädig seyn. Vor Allem müssen wir die Spizbuben zu fangen suchen. —

Stephen. Das nehm' ich auf mich. Gebt mir nur ein Duzend handfeste Nachbarn, mit Sensen, Stangen und Striken versehen.

Schulz. Die sollt ihr haben.

Stephen. Für's Andere laßt mich nur sorgen.

Schulz. Nun gut — ich selbst will mich zum Gerichtshalter verfügen und Bericht abstatten. In längstens einer Viertelstunde bin ich wieder hier.

Stephen. Ihr sollt das Werk vollbracht finden (leiser), doch wo wollen wir die Gefangenen unterbringen.

Schulz. Ich denke dem Dorf keinen Schreken zu machen, hier im Freien. Seyd nur bedachtsam.

Stephen. Ohne Sorge — lebt wohl.

(ab. Zu verschiedenen Seiten.)

Zweiter Auftritt.

v. Lilien, Luise.

(Aus dem Gebäude kommend.)

v. Lilien. Sie können nicht lange mehr ausbleiben.

Luise. Und auch Sie konnten so lange säumen.

v. Lilien. Der Bote, welcher Heldorfs Brief überbrachte, wird Ihnen ohne Zweifel die Ursache meiner Verhinderung verkündet haben. —

Luise. Mir ist weder von einem Boten, noch von einem Briefe etwas bekannt.

v. Lilien. Heldorf gab ihn einem hiesigen Bauern.

Luise. O, diese suchen uns zu neken, wo sie nur können.

v. Lilien. Nicht möglich!

Luise. Die Gemeinde benüzt jede Gelegenheit, uns zu schaden.

v. Lilien. Es wird Oheim Meerbach absichtlich Ihnen Alles verschwiegen haben.

Luise. Verschwiegen haben, warum?

v. Lilien. Er mag seine Ursache haben.

Luise. Es ist mir heute schon so Manches ein Räthsel. —

v. Lilien. Wenn Luise zu schweigen verspricht, so will ich das Räthsel wohl lösen.

Luise. Sie reizen meine Neugierde.

v. Lilien. Oheim Meerbach ist Willens, heute unsere Verlobung zu feiern. Da er uns zu überraschen gedenkt, so fürchtete er vielleicht den Brief.

Luise. O, nun ist mir Alles erklärbar — o ihr Betrüger!

v. Lilien. Der Himmel gebe, daß Sie nicht die Betrogene sind! (küßt ihr die Hand.) Doch stille, man naht. — Sie erlauben, daß ich nach den Strassen sehe, ob es die Freunde sind. —

(v. Lilien ab.)

Dritter Auftritt.

Luise.

O, wie so schnell die Scene dieses Lebens wechselt. Noch vor wenig Augenbliken wagte ich den leisen Wunsch meiner Seele mir kaum selbst zu gestehen, und die nächste Stunde bin ich schon die Glüklichste meines Geschlechtes. — Gott! — ich höre fremde Stimmen — ach, wenn nur Lilien hier wäre!

(Sie verbirgt sich unter dem Gebüsche.)

Vierter Auftritt.

Der Gerichtshalter, der Schulze.

Gerichtshalter. Da wären wir — erkundigt euch nun, ob man der Bande sich bemächtigt hat.

Schulz. Wie ihr befehlt — doch

Gerichtshalter. Nun, was zögert ihr —

Schulz. Mir war, als hört' ich Geräusch — erlaubt zuvor, daß ich die Gegend ein wenig durchsuche. (ab.)

Gerichtshalter. Vorsicht kann nicht schaden. Thut's immer hin, ich werde den Brief noch einmal durchlesen und um einen bequemern Ruheplaz mich umsehen. (Sezt sich unter die Linde.)

Fünfter Auftritt.

Schulze (im Gebüsche). Wer da?

Luise (eben daselbst). Ach, Lilien! Lilien!

Gerichtshalter. Verrätherei, man hat uns belauscht.

Schulz. Nur hervor.

(Man hört einige Schüsse.)

Luise (zu dem Gerichtshalter). Ach, schüzen Sie mich, mein Herr! Der Brief, von den Sie sprachen.

Gerichtsh. Der Brief — ei ei, woher wissen Sie denn von dem Briefe?

Luise. Dieses Pläzchen, es ist der Lieblings-Aufenthalt meines Verlobten.

Gerichtsh. Zur Sache —

Luise. Täglich Abends kommen wir hier zusammen, und — heute — so eben ging er nach der Strasse zu sehend. — —

Gerichth. Was Sie von dem Briefe wissen — frage ich.

Luise. Hier im nahen Gesträuche — —

Gerichtsh. So — so —

Schulz. Jemand kommt. — Es ist Nachbar Stephen, der Schmid — der Himmel gebe, daß er gute Nachrichten bringt.

Sechster Auftritt.

Vorige. Stephen.

Schulz. Nun, wie steht's?

Schmid Stephen. Vortrefflich! Die ganze Bande ist unser. Kaum hatten wir Meerbach gefangen, als seine Spießgesellen erschienen, mit denen wir's nicht besser machten.

Gerichtsh. Ihr habt sie doch Alle geknebelt?

Stephen. Ich sollt' es meinen.

Schulz. Nachbar, das hast du gut gemacht (auf Luise zeigend.) Auch wir waren nicht müßig.

Gerichtsh. In Gottes Namen mögt ihr die Gefangenen mir bringen. Nachbar Stephen soll sich mit dem Mädchen zu den andern Gefangenen verfügen.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Bauern mit Fakeln bringen Meerbach mit gebundenen Händen.

Gerichtsh. Treten Sie näher.

Meerbach. Erklären Sie mir, was man mit mir vorhat, warum ich und meine Freunde wie geheime Verbrecher behandelt werden?

Gerichsh. Das Fragen ist an mir. Vor Allem verlange ich lautere Wahrheit. Wie kamen Sie zu Ihrem Vermögen?

Meerbach. Wozu diese Frage, und hier?

Gerichtsh. Sie stehen vor Gericht, und haben reine Wahrheit mir zu berichten.

Meerbach. So hören Sie, was ich zu verschweigen nicht Ursache habe. Ich habe es durch glükliche Einkäufe bei Armee-Lieferungen auf eine rechtliche Art mir erworben.

Gerichtsh. Hatte der Offizier, der vor Kurzem in Ihrem Hause starb, Vermögen oder nicht?

Meerbach. Der Offizier war so arm, daß ich ihn auf meine eigenen Kosten zur Erde bestatten ließ.

Gerichtsh. In was für Verhältnissen stehen Sie mit dem Frauenzimmer in Ihrem Hause?

Meerbach. Herr! — Doch — das Mädchen — ist die arme, aber sittliche Tochter einer verstorbenen Schwester, die ich ihrer Erziehung wegen zu mir genommen habe.

Gerichtsh. In was für einer Verbindung stehen Sie mit jener Bande?

Meerbach. Mit einer Bande — Sie sprechen in Räthseln?

Gerichtsh. Ich verlange eine Antwort.

Meerbach. Ich stehe mit keiner Bande in Verbindung.

Gerichtsh. Warum besuchen Sie keine Kirche?

Meerbach. Weil der Prediger dieses Dorfes nicht nach meinem Sinne spricht.

Gerichtsh. Warum drüken Sie den Hut tief in die Augen, wenn Sie durchs Dorf gehen?

Meerbach. Um die bösen Menschen nicht zu sehen, die mir, ungeachtet ich ihnen nichts zu leid thue, alles mögliche Böse zufügen.

Gerichtsh. Es ist von Ihrer Seite keine Klage bekannt.

Meerburg. Aus Liebe zum Frieden hab' ich bisher geschwiegen. Da aber dieses Punktes einmal Erwähnung geschieht, so bitte ich um gerichtliche Genugthuung.

Gerichtsh. Davon seiner Zeit. Man führe den Beklagten seitwärts und die Mitschuldigen vor.

Lezter Auftritt.

Von vielen mit Axten und Fakeln versehenen Bauern werden v. Lilien, Heldorf, Wanglut, Weinthal, Goldsohn und Luisen vorgeführt.

Gerichtsh (dieselben erblikend). Was sehe ich?

Alle (mit Verwunderung sich ansehend).

v. Lilien (zu Luisen). Dacht' ichs doch gleich, daß es ein bloßes Fastnachtspiel sey?

Gerichtsh. Wie auch Sie von Lilien — auch Sie, Herr Oberbauinspektor — auch Sie, meine Herren, mir sämmtlich als redliche Leute bekannt?

Heldorf. Wir hoffen, daß Sie uns auch ferner noch als solche erkennen werden —

Gerichtsh. Thut mir leid. Der Schein ist gegen Sie. Haben Sie die Güte, mir die Wahrheit zu bekennen; wer von Ihnen hat diesen Brief geschrieben?

Heldorf. Ich — wie kam er in Ihre Hände?

Gerichtsh. Dieß werden Sie seiner Zeit hören. Sagen Sie mir vielmehr, wer war der Major, von dem in diesem Briefe Erwähnung geschieht?

(Alle mit Verwunderung sich anblikend.)

Gerichtsh. Ich bitte um Antwort.

Heldorf. Nun denn, er war der Sohn eines Präsidenten.

Gerichtsh. Dem Briefe nach hat er Gift bekommen.

Schulz. Erlauben strenger Herr Gerichtsverwalter, mir sagen zu lassen, daß dieser Herr da den Uebrigen geheime Winke zu geben sich unterfangen habe. — Wir Alle haben's gesehen.

Gerichtsh (leise zu ihm). ¿Man habe auf denselben ein wachsames Auge. Antworten Sie ferner: Ob er wirklich Gift bekommen, und aus welcher Apotheke?

Heldorf. Ich weiß es nicht.

Gerichtsh. Ei ei, ist nicht ein gewisser Müller unter ihnen?

Heldorf. Ja, hier steht er.

Wanglut. Zu dienen, ich habe die Ehre, diesen Müller vorzustellen.

Gerichtsh. Sie sehen, daß wir von Allem genau unterrichtet sind; sagen Sie mir daher, ob Sie auch die Leiche des Majors und das Kalb mitgebracht haben?

Heldorf. Da Sie es ohnehin schon wissen — ja.

Gerichtsh. Man bringe das Kalb sowohl als den Leichnam hierher.

Heldorf. Sind Sie mit meinem Geständnisse nun zufrieden?

Gerichtsh. Vollkommen. Sagen Sie mir nur noch, was Sie zur Gegenwehr bei der Verhaftung Ihrer Personen verleitete?

Heldorf. Wir glaubten nicht mit einer weisen Gerichtsbehörde, sondern mit betrunkenen Bauern zu thun zu haben.

Gerichtsh. Zu welchem Ende waren Sie aber mit Gewehren versehen?

Heldorf. Da wir laut des verrätherischen Briefes auf Morgen zu einem Scheibenschießen geladen waren, so werden Sie Sich diese Frage wohl selbst beantworten können.

Gerichtsh. Haben Sie noch etwas zu Ihrer Vertheidigung vorzubringen?

Heldorf. Nur Weniges. Durch diesen zufällig mitgenommenen Komödienzettel nehme ich mir die Freiheit, Ihnen bekannt zu machen, daß heute Abends: „Kabale und Liebe" gegeben wurde.

Weinthal. Worin ich die Ehre hatte, den Major darzustellen.

Wanglut. Und ich den Musikmeister Müller, dem sein Kind gemordet wurde.

Goldsohn. Und ich den Marschall Kalb.

Heldorf. Mehr glaube ich, bedarf es nicht, Ihnen über den angeschuldeten Giftmord das volleste Licht zu geben.

Gerichtsh. Was muß ich hören?

Schulz. Wie? Komödie hätten sie gespielt?

Gerichtsh. Und wir mit Ihnen. Ich vergehe vor Beschämung.

(Alle lachen.)

Gerichtsh. Bitte tausendmal um Vergebung.

Meerbach (dem man, wie den Uebrigen, die Fessel abgenommen). Thut nichts zur Sache. — Meine Freunde gewinnen Stoff zum Lachen, und ich einen Gast mehr bei dem heutigen Verlobungsfeste meiner Mündel mit Herrn von Lilien.

Schulz. Das haben wir gut gemacht.

Alle Bauern. Auch wir bitten sämmtlich um Nachsicht.

Meerbach. Seyd mir künftig bessere Nachbarn, und Alles ist vergessen. — Laßt euch für euere Bemühung Wein aus meinem Keller reichen und trinkt mit uns die Gesundheit des Brautpaars.

Alle. Es lebe Heer Meerbach! Es lebe das Brautpaar! —

Kartoffelkäse.

Jedem Oekonomen, auch dem Dilettanten, ist zu Genüge bekannt, daß der technische Gebrauch der Kartoffeln ziemlich mannigfaltig ist, und viele nützliche und bewährte land- und hauswirthschaftliche Bedürfnisse davon bereitet werden.

Aus diesem so allgemein beliebten Knollengewächse macht man Mehl, Brod, Grütze, Stärke, *) Essig, **) Branntwein, *** ja, sogar Käse,

*) Nur ist sie etwas gelblicher als Weizenstärke.

**) Obgleich derselbe nicht sehr beliebt ist — indessen soll er als Aufguß jeden andern Essig verbessern.

***) In einigen Gegenden von Niederlanden und Holland werden aus Erdäpfeln feine Liqueurs gemacht, und diese bis nach Rußland verschickt. Sie sollen einen sehr angenehmen Geschmak haben.

und allerdings einen recht schmakhaften — besonders für das Landvolk äußerst nahrhaften und gesunden Käse.

Freilich kömmt auch hier auf die Zubereitung Alles an. Möge eine kurze Belehrung über die einfachste und beste Kartoffel-Käse-Fabrikation hier nicht am unrechten Orte stehen!

Man wähle hiezu nur weiße Sorten, und hievon die fettesten, und durchaus reifen Kartoffeln. Die rothen taugen nicht am Besten, weil die Käse davon weniger schmakhaft sind, und sich auch nicht so lange frisch erhalten sollen.

Die weißen Kartoffeln werden nun gesotten, und nachdem man sie rein abgeschält, auf einem feinen Reibeisen zerrieben. Dadurch formirt sich ein Brei, welcher einen Zusaz von frischer, von den Molken geschiedener Schafmilch bekömmt. Kuhmilch soll hiezu nicht so gut seyn, und die Käse davon etwas zu stark aufspringen, und weniger Bindungskraft haben, ja sogar am Gewichte verlieren. Auf einen Theil Kartoffelbrei werden übrigens verhältnißmäßig vier Theile Schafmilch genommen.

Dieser eingemilchte Brei wird nun in eine Molter gethan, und diese an einen trokenen, kühlen Ort ein Paar Wochen lang stehen gelassen, sodann aber gleich der große Käsekorb zur Hand genommen. In diesem wird mit obiger Mischung eine daumendike Lage schichtenweise gemacht, und damit so lange fortgefahren, bis der ganze Korb gefüllt ist. Zu dieser schichtenweisen Mischung muß frische Butter, Kümmel und Muskatenblüte in angemessener Quantität genommen, und jede neue Lage damit bestrichen und beworfen werden, welches dem Käse einen sehr angenehmen Geschmak gibt.

Der auf diese Art nach und nach gefüllte Käsekorb wird sodann an einen trokenen Ort gestellt, wo sich der Käse seiner überflüssigen Wasserstoffe allmählig entledigen kann. Erst dann, wenn er ganz troken ist, wird er auf ein reines, an einem trokenen, sonnenfreien Orte liegendes, Brett ausgeschüttet, wo er einige Tage langsam auswittert, und die gehörige Festigkeit erhält.

Hierauf kann man ihn in Fässer paken, die man mit Linden- oder Kastanienblättern unterlegt und ausfüllt.

Die Fässer werden in gute, trokene Keller gestellt, wo sie so lange stehen können, bis man sie verschikt.

Da ich von der Fabrizirung dieser Kartoffel-Käse ein Paar Mal Augenzeuge war und erfahrne Oekonomen mich von der Güte derselben praktisch überzeugt haben, so kann ich folgende Eigenschaften hievon, als wesentlich, empfehlen:

1) Je älter die Kartoffelkäse werden, desto schmakhafter sind sie auch.
2) Sind selbe viel nahrhafter als alle übrigen Käse-Arten.
3) Erzeugen sich in ihnen keine Insekten. *)
4) Ist die Zubereitung selbst sehr einfach und gewiß nicht kostspielig.

Ueber die Art der Alten, das Korn in Gruben (Siri genannt) aufzubewahren.

Pallas in seiner Reise durch Sibirien erzählt von einigen tatarischen Völkerschaften, die den Akerbau treiben, daß sie ihr Getreide in trichterförmige Gruben schütten; eine kleine Oeffnung, etwas größer als eine Quadratelle führe hinab und breite sich unten nach und nach zu einer großen runden Höhle aus. — In Ungarn soll man noch heut zu Tage an mehreren Orten solche Gruben von der nemlichen Gestalt zur Aufbewahrung des Getreides haben. Mehrentheils fand man solche Gruben (Siri) in einem lehmigen Boden gegraben, und wo dieser fehlte, hatte man an den Seiten Lehmwände aufgeführt. Aus darin gefundenen Ueberresten von verbranntem Stroh kann man schließen, daß man in den verfertigten Gruben Stroh anzündete, um so viel als möglich alle Feuchtigkeit daraus zu verdrängen. Sie waren immer so angebracht, daß schlechterdings keine Luft dazu kommen konnte. Von oben waren diese Gruben sorgfältig gegen das Eindringen der Luft und Feuchtigkeit verwahrt. Das Getreide, was hineingeschüttet wurde, war im trokensten Zustande.

Der Nuzen solcher Getreidegruben ist ein-

*) Der Geruch der Muskatenblüte soll das Meiste hiezu beitragen.

leuchtend. Das Getreide hält sich darin sehr viele Jahre, ohne Schaden zu nehmen, ohne von Korn-Würmern und Mäusen zu leiden und ohne zu keimen. Krünitz in seiner Encyklopädie, unter dem Artikel: Korngrube, erzählt ein merkwürdiges Beispiel von einem portugiesischen Kaufmanne, der sich in Italien ein Gut kaufte, auf welchem er, bei Wegreißung des alten Schlosses, eine große Grube voll des schönsten Weizens fand. Mehrere Familien, deren Vorfahren das Schloß besessen hatten, fingen deßwegen mit ihm einen Prozeß an, allein sie konnten ihre vermeinten Ansprüche nicht beweisen. Endlich ging aus den Akten hervor, daß dieser Weizen wenigstens ein Paar Jahrhunderte allda verborgen gelegen habe. Die daraus gebakenen Waaren waren sehr schön. Auch taugte er ohne Unterschied zur Aussaat. — Solche Gruben gewähren auch den Nuzen, daß bei Brandschäden, wo oft ganze Ernten verderben und verbrennen, das Getreide dem Besizer ohne Schaden bleibt. Sie sind auch die besten Magazine, die ein Landesherr für seine Unterthanen und Soldaten anlegen kann. Es ist also schon der Mühe werth, diese Methode der Alten wieder in Gang zu bringen, da der Nuzen derselben so evident ist.

Unverbrennbares Papier.

Dieß wunderbar scheinende Resultat kann auf eine sehr einfache Weise erlangt werden, gleich viel ob das Papier weiß, beschrieben, gedrukt oder bemalt ist. Man braucht es nur einige Mal ins Wasser zu tauchen, in welchem eine starke Dosis Alaun aufgelöset worden, und es sodann troknen zu lassen. Hält man das auf solche Weise behandelte Papier über das Feuer, so kann man sich leicht überzeugen, daß es nicht davon angegriffen wird. Es gibt jedoch Papier, das stärker befeuchtet werden muß, als anderes, und das man deßhalb mehrere Male in Alaunwasser zu tauchen hat.

Die Bereitungsweise ist leicht und steht mit dem großen Nuzen in Verhältniß. Ein solches Papier leistet in der Haushaltung wesentliche Dienste, als zum Einschlagen und Bedeken feuerfangender Stoffe, wie Baumwolle, Flachs, Kleidungsstüke 2c., zu Verwahrungskäßchen und Mappen, zur Aufbewahrung von Urkunden. Leztere sollten nicht einmal auf anderes Papier geschrieben werden dürfen.

Daß Alaun ein dem Feuer widerstehendes Mittel sey, war, wie so manches Andere, in Deutschland längst bekannt, aber doch davon keine verständige Anwendung gemacht. Man erinnert sich übrigens der Nachricht, daß man Häuser versuchsweise damit unverbrennlich gemacht hat. Aber troz dieser Erfindung verbrennen zur Stunde noch ganze Orte, gleich als wohne kein verständig gewordener Mensch darin. Denn solche Feuerwerke sind doch die Schauspiele des krassesten Elends.

Unfehlbares Mittel, die Hasen von den Bäumen, und die wilden Thiere von den Fruchtfeldern abzuhalten.

Zu einem Schok Obstbäumen kauft man für 18 kr. Schießpulver und für eben so viel Teufelsdrek. Ersteres wird fein gerieben und mit lezterem vermischt, dann klarer Lehm in ein Gefäß gethan, zwei Seidel warmes Wasser darüber gegossen, das Ganze zu einem dünnen Brei zusammengerührt und mit dem Schießpulver und Teufelsdrek genau vermischt. Mit dieser Mischung bestreicht man mittelst eines Pinsels jeden Baum-Stamm, etwa 3 Fuß lang von der Erde aufwärts. In Kartoffel- oder Kornfeldern schlägt man Pfähle in die Erde, die 3 Fuß hervorragen, mit dieser Mischung bestrichen, und oben mit einem Stük Filz benagelt werden, damit der Regen den Anstrich nicht abspühle. Das Wild scheuet den Geruch dieses Mittels so sehr, daß es nur schnell durch hinläuft, und weder Bäume noch Früchte antastet.

Bemerkung über Benüzung der Knochen.

Wenn die Wogulen so unglüklich sind, in langer Zeit kein Wild zu bekommen, und der Vorrath von dem ohne Salz an der Luft auch wohl im Rauche getrokneten Fleische aufgezehrt ist, so suchen sie die weggeworfenen Knochen wieder, zerschlagen sie, sieden dieselben im Wasser und behelfen sich mit Kraftsuppen.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Heirathen.

Das Mädchen im X und Y ihrer Jahre.

Sie sind schön, Sie sind nicht ohne Brautschaz und doch noch unverheirathet! Jedermann wundert sich, Jedermann fragt, warum mag die — nicht heirathen? Sind Sie etwa selbst Schuld daran? War es Ihnen immer nur um den Sieg über Männerherzen zu thun? — Und dachten Sie einmal an eine ernstliche Verbindung, so war Ihnen der Antrag nicht gut genug. Sie schikten schon manchen edlen Mann fort, weil er Ihnen nicht schön, nicht jung, nicht reich, nicht vornehm genug war, mit einem Worte, weil er Ihrem Ideale nicht entsprach. — Die Eitelkeit flisterte Ihnen ins Ohr, es werde noch ein besserer erscheinen. Aber der Gehoffte ist ausgeblieben und Sie zählen nun schon das X oder gar das Y Ihrer Jahre. Ach, der Mai des Lebens währt nicht immer und die Anbeter verlieren sich. Vielleicht wünschen Sie schon mit stillen Seufzern den Einen und den Andern zurük, den Sie verschmähten, als das O und P der Stolz Ihrer Jahre war. — Nicht ohne Prüfung, meine Freundin! aber doch mit einem gewissen liberalen Vertrauen will das Band der Ehe geschlossen seyn und unter Zaudern und langem allzu bedächtigen Wählen wird gewöhnlich ein schlechtes Loos gezogen. Wollen Sie noch länger warten, länger mit den Herzen der Männer spielen? Ist einmal die volle höchste Blüte Ihrer reizenden Jugend, Ihrer Schönheit vorüber, dann ist es um Ihre stolze Herrschaft geschehen, dann können Sie Sich leicht in die traurige Nothwendigkeit versezt sehen, auch das große A B C Ihrer Jahre anzufangen und lernen zu müssen, Sich mit dem Schiksale der alten Jungfern zu trösten.

Verfehlter Zwek der Eitelkeit.

Ein Gesell, viel schmuk von Angesicht,
War eitel auf sein schönes Haar.
Er kämmt, er striegelt, er schmükt es gar,
Da gefiel er den Männern nicht.
Den Frauen baß. Doch auch die Zeit ist Frau,
Und wankelsinnig. Sein Haar ward grau.
Da gefiel er den Frauen nicht.
Deß erschrak er und raufte das lose Haar,
Und raufte, bis er ein Kahlkopf war,
Da gefiel er den Kindern nicht,
Sie lachten ihm all' ins Angesicht.
Was hat doch Eitelsinn für Müh!
Um was er wirbt, erringt er nie.

Charade.

Ich bin das Erste! spricht die Zweite;
Der Zweiten Hälfte lacht dabei,
Und denkt vielmehr, daß sie es sey.
Das Ganze zieht den Degen aus der Scheibe,
Und ruft: Schlagt an! gebt Feuer! ungestraft und frei.

Nochmal Marianne Strüf.

Herr Th. Fr. Freiherr von Hallberg-Broich hat im bayerischen Volksfreunde Nro. 96 d. Js. über Marianne Strüf auch ein Urtheil niedergelegt.

Von seiner kritischen Feder, die Nichts verschont, sollte man, für Marianne in Sorge seyn. Aber nein. Er sagt: „Das schönste Werk der deutschen Literatur ist von Anna Fürst von Frauendorf über die Haus-, Garten- und Landwirthschaft (1835). Schöner wie Cato, Virgil und Horaz, beschreibt sie das Landleben in allen seinen Genüßen und Leistungen; sie häuft die glänzendsten Bilder aufeinander, und wie Pindar die kraftvollsten Ausdrüke und die reinsten weiblichen Gefühle der ländlichen Glükseligkeit. Die göttliche Flamme, welche euer Herz entzündet, brennt noch lange fort, wenn ihr das seelengroße Werk beendigt. Mit zierlicher harmonischer Sprache schmeichelt sie dem Ohre, mit den erhabensten Gemälden der Rosen dem Auge, deren Duft euer Herz und Sinne ergreifen. Dabei trägt Alles das Gepräge jener alten Simplizität in einem genauen Verhältnisse zwischen Gegenstand, Gedanken und Ausdruk. — Ob sie schön ist, kann ich nicht sagen, da ich sie nicht kenne, aber in ihrem Werke liegt Harmonie, Seelengröße und hohe edle Weiblichkeit, und kein Mann hat vor ihr, und wird nach ihr schöner schreiben. Man kann die Manen von Schiller und Göthe aufrufen, und sie werden, wie Plato nach Lesung des Homer, ausrufen: „Hieher, Helfer Vulkan, sieh, Plato ist deiner bedürftig," als er seine eigenen Verse ins Feuer warf.

Wir waren so glüklich, einen Brief zu sehen, den Freiherr von Hallberg sogar an die Verfasserin schrieb. Er hat die Anrede: „An die hochverehrte und hochgefeierte Anna, Fürstin der Literatur", und lautet weiter: „Ich habe es gewagt, meine Gefühle im Volksfreund Nro. 96. auszusprechen, und Ihre vielfachen Kenntnisse zu bewundern. Sie führten mich durch eine Gallerie der schönsten lebendigen Bilder, die nur ein Titian malen könnte. Der Zauber Ihrer Sprache fesselt alle Sinne und wekt die verborgensten Gefühle des Herzens und stummen Töne, welche tief in der Seele vergraben sind. Die ganze Bibliothek unserer Zeit, welche ich durchblätterte und wegwarf, ist nicht Ein Blatt aus Ihrem Werke werth. Hier las ich bis zu Ende, fing wieder an, und las, als hätte ich nicht gelesen. Die poetische Prosa, die schönen Poesieen, machten mich jung und stählten meine Maschine gegen den Schlaf. Ich las die ganze Nacht bis zum Frühstük, und fange wieder an, so wie man den Tasso ewig lesen kann. Das Portrait Ihrer Seele habe ich gesehen, ich muß also bitten, mir zu erlauben, die Lebendigkeit der Hand zu küssen, die für die Ewigkeit schrieb." —

Wie äusserte sich die anspruchlose Verfasserin über diese Recension? „Sie sey darüber erschroken!" Diese wenigen Worte bezeichnen ganz ihren bescheidenen und liebenswürdigen Charakter, wie man ihn an ihr auch im persönlichen Umgange findet. Wir aber wünschen, daß sie so — noch recht oft erschreken möge!

M. R.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

III. Jahrgang. Nro. 3. 15. Jäner 1836.

Inhalt: Der Pachter eines Landguts arbeitet für den Zeitraum weniger Jahre, der Verwalter für die Ewigkeit. — Hausmärchen. — Wie man brandiges oder mit anklebendem Schlamm und Staube behaftetes Getreide reinigen kann. — Brütöfen für Hühnereier.

Der Pachter eines Landguts arbeitet für den Zeitraum weniger Jahre, der Verwalter für die Ewigkeit.

Daß die Verwaltung der Landgüter das einzig wirksamste Mittel bleibt, dieselben auf den höchst möglichen Punkt des fortdauernden Ertrags zu erheben, dagegen deren Verpachtung allemal und unausbleiblich nachtheilige Folgen für den Besizer dieser Güter hat, und überhaupt daher die gesammte Vervollkommnung der Landwirthschaft hindert — darüber hören wir zur Zeit unter den erfahrensten und gebildeten Kennern in diesem Fache nur Eine Stimme.

Schon Churfürst August, wohl der vorzüglichste Beförderer und größte Landwirth selbst unter den Regenten von Chursachsen, bemühte sich eifrig, diese Pachtungen der Landgüter zu vermindern und bei den Kammergütern endlich ganz abzuschaffen. Und in der That liegt es so offenbar in der Sache, daß Derjenige, welchem die Freiheit gegeben ist, für eine bestimmte Geldsumme auf gewisse Zeit etwas zu benüzen, seinen eigenen Vortheil ganz verkennen, oder den Verstand und alle menschliche Schwachheiten müßte verloren haben, wenn er nicht alles Erdenkliche anwenden wollte, so viel wie immer möglich baare Einnahme zu gewinnen.

Bekannt genug ist es aber auch dem verständigen Landwirth, und er weiß es sehr gut, um wie viel höher ein Landgut zu benüzen ist, wenn auf Erschöpfung und Aussaugung keine Rüksicht genommen wird, und zugleich ist diese Wirthschaftsweise eine richtige Auflösung der Frage: Wie geht es zu, daß ein Pachter allemal mehr Pacht-Geld geben kann, als die eigne Verwaltung uns gewährt, da jener noch dazu sich oftmals sogar bereichert?

Verpachtungen sollen daher für ein nothwendiges Uebel angesehen und in keinem andern Falle Stätt finden, als wenn Jemand ganz außer Stand gesezt ist, seine Güter verwalten zu lassen, welches denn wohl seltener wie bisher sich ereignen möchte. Am Allerwenigsten scheinen mir die Landes-Regirungen und Besizer von ganzen Herrschaften und mehrern großen Landgütern Entschuldigung zu verdienen, da für die gute Verwaltung so einträglicher Wirthschaften ein oder einige rechtschaffene und verständige Männer Alles ist, was man bedarf, um die übrigen Unterverwalter in Thätigkeit und Ordnung zu erhalten. Eben so wie ein General eine Anzahl von verschiedenen Regimentern in der treuen und pünktlichen Erfüllung der Pflichten erhält, kann ebenfalls ein gesezter Mann, der sein Handwerk als Landwirth vollkommen versteht, und Menschenkenntniß und Leitung derselben gelernt hat, eine Anzahl von verschiedenen Gütern und Landwirthschaften in gehörige Aufsicht nehmen und für eine gute Verwaltung derselben haften. Man gebe mir diese Aufgabe mit dem gehörigen Ansehen verbunden, und ich will bei schwerer Verantwortung für die Sache stehen.

Landgüter, welche seit 30, 50 und 100 Jahren unter der melkenden Hand eines geldgierigen Pachters sich befunden haben, sind in Ansehung ihrer Vervollkommnung mehr oder weniger gegen andere zurükgeblieben, denen eine erwünschte und gute Verwaltung zu Theil geworden. Denn obgleich die Pächter von einer Zeit zur andern den Pachtpreis erhöhten und sonach die Eigenthümer ihre Güter vor der Hand ansehnlich höher benüzten wie vor diesem, so wird doch auch kein

Mensch behaupten wollen, daß Fleiß oder Kunst den wahren innern Gehalt dieser Güter verbessert und die Pächter in den Stand gesezt habe, ihre Einkünfte so zu vermehren. Ganz allein die Zeitläufte, Anhäufung des Geldes und daher dessen gefallener Werth haben die landwirthschäftlichen Produkte zwei- und vierfach im Preise emporgehoben und den Ertrag dieser Pachtgüter eben so vielfach vermehrt. Nicht etwa die Ausübung verbesserter Grundsäze und zwekmäßiger wie sonst betriebener Geschäfte in ihrem Fache hat die Pächter so reich gemacht. Nein, das Steigen der Wolle, der Oelkörner, des Flachses, des Viehes, der Butter und Milch und aller Getreidefrüchte hat sie gleichsam unverdient und ohne Mühe so hoch gehoben. Es gibt dergleichen reiche Leute, welche vom Nichtsthun so fett geworden, daß sie kaum im Stande sind, über ihren Wirthschaftshof zu gehen, und die wenig oder gar nichts zur persönlichen Betreibung ihrer Geschäfte beitragen. Auch kann man nicht einen vorzüglichen Fortgang der Aufklärung in Ansehung wirthschaftlicher Kenntnisse bei den meisten dieser jezt so zahlreichen Klasse der Landwirthe bemerken. Es ist vielmehr eine ausgemachte Wahrheit, daß ein so überhand genommenes Beginnen, die ansehnlichsten und vortrefflichsten Landgüter den Pächtern zu überlassen, den erwünschten und glüklichen Fortgang ihrer Ausbildung, so wie jene Vervollkommnung in der Landwirthschaft selbst, unendlich mehr als alles Andere erschwert und zurükgesezt hat. Uebermüthig und stolz auf vermeinte Einsichten und Geschiklichkeiten bilden sich sogar viele derselben ein, das zufällige Gelingen ihrer Wagstüke (wie man so viel Pachtungen zur Zeit nennen kann) sey nichts anders als eine unausbleibliche Folge ihrer vorzüglichen Kunst und Klugheit. Daher verachten auch die meisten alle Belehrung aus Büchern und sind ausgesuchte Schlendrianisten.

Viel zu weit würde sich auch in der That ein Pachter von seinem Hauptzwek, Geldgewinn, entfernen, wenn er Abänderungen machen wollte, die Zeit und Geldaufwand kosten und gewöhnlich erst nach Ablauf einer gewöhnlichen Verpachtungs-Zeit ihre Ausbeute geben. Was könnte einen Pacht-Inhaber bewegen, die entfernten Felder so gut wie die zunächst liegenden zu düngen, die schlechtern Sandfelder so fleißig und sorgfältig wie jene an sich schon fruchtbarern und bessern zu behandeln? Weite Düngerfuhren kosten mehr Zeit, Schiff und Geschirr, wie die nahen, und der Sandboden gibt bei aller Bearbeitung und Düngung dennoch selten Das her, was ein guter Lehmboden und Damm-Erde liefert. Ein kluger Pachter verwendet in den ersten Jahren seiner Pachtzeit alle seine Kräfte dergestalt, daß dieser Aufwand mit der möglichsten Sicherheit am Ablaufe dieser Zeit recht vervielfacht wieder zurükkehre. Die allerhandgreiflichsten und vortheilhaftesten Gelegenheiten, neue Wirthschafts-Zweige zu errichten, oder bereits vorhandene Einrichtungen zu verbessern, muß der Pachter wohl unterlassen, weil er nicht Eigenthümer ist, weil dergleichen Anstalten wohl den Werth und Ertrag des Guts auf Immer verbessern und vermehren, aber auch oftmals erst nach Jahren gehörig sich verzinsen. Mit fühlbarem Bedauern werden freilich dereinst die Besizer von Landgütern die Zeit erleben, da eine abermalige Umwandlung der Dinge in Europa (welche die Veränderlichkeit auf Erden doch unausbleiblich macht) vorgehen und Steigen der Landprodukte im Preise aufhören und wohlfeile Zeiten wieder erscheinen werden. Dann wird man erst die Blössen finden und den Schaden bluten sehen, den die langen Verpachtungen verursachten; dann werden allein noch diejenigen Land-Güter ihren alten und vermehrten Werth zeigen, welche unter einer getreuen und weisen Verwaltung gestanden, den ganzen Umfang des Eigenthums zur möglichsten Vollkommenheit gebracht und alle Theile des Ganzen in ein richtiges und besseres Verhältniß gesezt haben. Alsdann wird es zu spät seyn, diese Fehler verbessern zu wollen, wenn der Verfall von Einnahme eine solche Umwandlung des bisherigen Ganges zu schwierig oder wohl gar unmöglich macht; wenn dann Geld zu einer seltnen Waare geworden und gleichwohl ohne Geld bei der Landwirthschaft wenig oder nichts auszurichten ist.

Sobald der Landwirth anfängt, seine Produkte unterm Gewährspreis hinzugeben, ist er nicht

mehr im Stande, andern Leuten und Ständen Brod und Lohn zu geben, und muß aufhören, Verbesserungsanstalten zu machen. Und da aus seiner Quelle des Lebens Alles schöpft, wo sollte dann noch Geld, Muth und Kraft herkommen? — Nur ganz allein unter der Bedingung, daß es dem Landmanne wohlgeht, läßt sich der wahre Wohlstand eines Volkes, eines Landes denken. Die Verpachtung der Landgüter liefert scheinbare Vortheile, eine gute Verwaltung aber handelt und arbeitet für Kind und Kindeskind. St.

Hausmärchen.

Märchen von Einem, der auszog, das Fürchten zu lernen.

Ein Vater hatte zwei Söhne, davon war der älteste klug und gescheid, und wußte sich in Alles wohl zu schiken; der jüngste aber war dumm, konnte nichts begreifen und lernen, und wenn ihn die Leute sahen, sprachen sie: „mit dem wird der Vater noch seine Last haben!" Wenn nun etwas zu thun war, so mußte es der älteste allzeit ausrichten; hieß ihn aber der Vater noch spät oder gar in der Nacht etwas holen, und der Weg ging dabei über den Kirchhof oder sonst einen schaurigen Ort, so antwortete er wohl: „ach Vater, es gruselt mir!" denn er fürchtete sich. Oder wenn Abends beim Feuer Geschichten erzählt wurden, wobei einem die Haut schaudert, so sprachen die Zuhörer manchmal: „ach, es gruselt mir!" Der jüngste saß in einer Eke und hörte das mit an, und konnte nicht begreifen, was es heißen sollte. „Immer sagen sie: es gruselt mir! es gruselt mir! Mir gruselt's nicht; das wird wohl eine Kunst seyn, von der ich auch nichts verstehe."

Nun geschah es, daß der Vater einmal zu ihm sprach: „hör' du in der Eke dort, du wirst groß und stark, und mußt auch etwas lernen, womit du dein Brod verdienst. Siehst du, wie sich dein Bruder Mühe gibt, aber an dir ist Hopfen und Malz verloren." „Ei Vater," antwortete er, „ich will gern was lernen, ja, wenn's anging', so möchte ich lernen, daß mir's gruselte, davon verstehe ich noch gar nichts." Der älteste lachte, als er das hörte, und dachte bei sich: „du lieber Gott, was ist mein Bruder ein Dummbart, aus dem wird mein Lebtag nichts; was ein Häkchen werden will, muß sich bei Zeiten krümmen." Der Vater seufzte und antwortete ihm: „das Gruseln, das sollst du schon noch lernen, aber dein Brod wirst du damit nicht verdienen."

Bald darnach kam der Küster zum Besuch ins Haus, da klagte ihm der Vater seine Noth und erzählte, wie sein jüngster Sohn in allen Dingen so schlecht beschlagen wäre, er wisse nichts und lerne nichts." „Denkt Euch, als ich ihn gefragt, womit er sein Brod verdienen wolle, hat er gar verlangt, das Gruseln zu lernen!" „Ei," antwortete der Küster, „das kann er bei mir lernen; thut ihn nur zu mir, ich will ihn schon abholen." Der Vater war es zufrieden, weil er dachte, der Junge wird doch ein wenig abgehobelt, und der Küster nahm ihn ins Haus, und er mußte ihm die Gloke läuten. Nach ein Paar Tagen wekte er ihn um Mitternacht, hieß ihn aufstehen, in den Kirchthurm steigen und läuten. „Da wirst du schon lernen, was Gruseln ist," dachte er; doch um ihm noch einen rechten Schreken einzujagen, ging er heimlich voraus und stellte sich ins Schall-Loch, da sollte der Junge meinen, es wäre ein Gespenst. Der Junge stieg ruhig den Thurm hinauf; als er oben hinkam, sah er eine Gestalt im Schalloch. „Wer steht dort?" rief er, aber es regte und bewegte sich nicht. Da sprach er: „was willst du hier in der Nacht? mache, daß du fortkommst, oder ich werfe dich hinunter." Der Küster dachte, es wird so arg nicht gemeint seyn, schwieg und blieb unbeweglich stehen; da rief ihn der Junge zum Drittenmal an, und als er immer keine Antwort erhielt, nahm er einen Anlauf und stieß das Gespenst hinab, daß es Hals und Bein brach. Darauf läutete er die Gloke, und wie das geschehen war, stieg er wieder hinab, legte sich, ohne ein Wort zu sprechen, ins Bett und schlief fort. Die Küstersfrau wartete auf ihren Mann lange Zeit, aber der kam immer nicht wieder; da ward ihr endlich Angst, daß sie den Jungen wekte und fragte: „weißt du nicht, wo mein Mann geblieben ist? er ist mit auf den Thurm

gestiegen." „Nein," antwortete der Bube; „aber da hat einer im Schallloch gestanden, und weil er nicht weggehen und keine Antwort geben wollte, so habe ich ihn herunter geschmissen; geht einmal hin, so werdet Ihr sehen, ob ers ist." Die Frau eilte voll Angst auf den Kirchhof, und fand ihren Mann todt auf der Erde liegen.

Da lief sie schreiend zu dem Vater des Jungen, und wekte ihn und sprach: „ach, was hat Euer Taugenichts für ein Unglük angerichtet, meinen Mann hat er zum Schallloch hinunter gestürzt, daß er todt auf dem Kirchhof liegt!" Der Vater erschrak, kam herbei gelaufen, und schalt den Jungen: „was sind das für gottlose Streiche! die muß dir der Böse eingegeben haben!" „Ei Vater," antwortete er, „ich bin ganz unschuldig; er stand da in der Nacht, wie Einer, der Böses vorhat, ich wußte nicht, wer's war, ich hab's ihm ja dreimal vorausgesagt, warum ist er nicht weggegangen!" „Ach," sprach der Vater, „mit dir erleb' ich nur Unglük, geh' mir vor den Augen weg, ich will dich nicht mehr ansehen." „Ja, Vater, recht gern, wartet nur, bis Tag ist, da will ich ausgehen und das Gruseln lernen, so verstehe ich doch auch eine Kunst, die mich ernähren kann." „Lerne, was du willst," sprach der Vater, „mir ist Alles einerlei; da hast du fünfzig Thaler, damit geh mir aus den Augen, und sag' keinem Menschen, wo du her bist und wer dein Vater ist, denn ich muß mich deiner schämen." „Ja, Vater, wie Ihr's haben wollt; wenn Ihr nicht mehr verlangt, das kann ich leicht in Acht behalten."

Als nun der Tag anbrach, stekte der Junge seine fünfzig Thaler in die Tasche, ging hinaus auf die große Landstrasse und sprach immer vor sich hin: „wenn mir's nur gruselte! wenn mir's nur gruselte!" Da ging ein Mann neben ihm, der hörte das Gespräch mit an, und als sie ein Stük weiter waren, daß man den Galgen sehen konnte, sagte er zu dem Jungen: „siehst du, dort ist der Baum, wo siebene mit des Seilers Tochter Hochzeit gehalten haben, seze dich darunter und warte, bis die Nacht kommt, so wirst du schon das Gruseln lernen." „Wenn weiter nichts dazu gehört," antwortete der Junge, „das will ich gerne thun; lerne ich aber so geschwind das Gruseln, so sollst du meine fünfzig Thaler haben, komm nur morgen früh wieder zu mir." Da ging der Junge zu dem Galgen und sezte sich darunter und wartete, bis der Abend kam. Und weil ihn fror, machte er sich ein Feuer an; aber um Mitternacht ging der Wind so kalt, daß er troz des Feuers nicht warm werden wollte. Und als der Wind die Gehenkten gegen einander stieß, daß sie sich hin und her bewegten, da dachte er: du frierst unten bei dem Feuer, was mögen die da oben erst frieren und zappeln. Und weil er mitleidig war, legte er die Leiter an, stieg hinauf, knüpfte einen nach dem andern los und holte sie alle siebene herab. Darauf schürte er das Feuer und blies es an, und sezte sie herum, daß sie sich wärmen sollten. Aber sie saßen da und regten sich nicht, und das Feuer ergriff ihre Kleider. Da sprach er: „nehmt euch in Acht, sonst häng' ich euch wieder hinauf." Die Todten aber hörten nicht, schwiegen und ließen ihre Lumpen fortbrennen. Da ward er bös und sprach: „wenn ihr nicht Acht geben wollt, so kann ich euch nicht helfen, ich will nicht mit euch verbrennen," und hing sie nach der Reihe wieder hinauf. Nun sezte er sich zu seinem Feuer und schlief ein, und am andern Morgen, da kam der Mann zu ihm, wollte die fünfzig Thaler haben, und sprach: „nun, weißt du, was Gruseln ist?" „Nein," antwortete er, „woher sollt' ich's wissen? die da droben haben das Maul nicht aufgethan, und waren so dumm, daß sie die Paar alten Lappen, die sie am Leib haben, brennen ließen." Da sah der Mann, daß er die fünfzig Thaler heute nicht davon tragen würde, und ging fort und sprach: „so einer ist mir noch nicht vorgekommen."

Der Junge ging auch seines Weges, und fing wieder an vor sich hinzureden: „ach, wenn mir's nur gruselte! ach, wenn mir's nur gruselte!" Das hörte ein Fuhrmann, der hinter ihm herschritt und fragte: „wer bist du?" „Ich weiß nicht," antworte der Junge. Der Fuhrmann fragte weiter: „wo bist du her?" „Ich weiß nicht." „Wer ist dein Vater?" „Das darf ich nicht sagen." „Was brummst du so in den Bart hinein?" „Ei," antwortete der Junge, „ich wollte, daß mirs gru-

selte; aber Niemand kann michs lehren." „Laß das dumme Geschwäz," sprach der Fuhrmann, „komm, geh mit mir, ich will sehen, daß ich dich unterbringe." Nun ging der Junge mit dem Fuhrmann; Abends gelangten sie zu einem Wirthshaus, wo sie übernachten wollten, da sprach er beim Eintritt in die Stube wieder ganz laut: „wenn mir's nur gruselte! wenn mir's nur gruselte!" Der Wirth, der das hörte, lachte und sprach: „wenn dich darnach lüstet, dazu sollte hier wohl Gelegenheit seyn." „Ach, schweig stille," sprach die Wirthsfrau, „so mancher Vorwizige hat schon sein Leben eingebüßt; es wäre Jammer und Schade um die schönen Augen, wenn die das Tageslicht nicht wieder sehen sollten." Der Junge aber sagte: „wenn's noch so schwer wäre, ich wills einmal lernen, dazu bin ich ja ausgezogen." Er ließ dem Wirth auch keine Ruhe, bis dieser erzählte, nicht weit davon stände ein verwünschtes Schloß, worin einer wohl lernen könnte, was Gruseln wäre, wenn er drei Nächte darin wachen wollte. Der König hätte Dem, der's wagen wollte, seine Tochter zur Frau versprochen, und die wäre die schönste Jungfrau, welche die Sonne beschien; in dem Schloß stekten große Schäze, von Geistern bewacht, die würden dann frei. Schon Viele wären wohl hinein, aber noch Keiner wieder heraus gekommen. Da ging der Junge am andern Morgen vor den König und sprach: „wenns erlaubt wäre, so wollte ich wohl drei Nächte in dem verwünschten Schloß wachen?" Der König sah ihn an, und weil er ihm gefiel, sprach er: „du darfst dir noch dreierlei ausbitten, aber von leblosen Dingen, das du mit ins Schloß nimmst." Da antwortete er: „so bitte ich um ein Feuer, eine Drehbank und eine Schnizbank mit dem Messer."

Der König ließ ihm das Alles bei Tag in das Schloß tragen; als es Nacht werden wollte, ging der Junge hinauf, machte sich in einer Kammer ein helles Feuer an, stellte die Schnizbank mit dem Messer daneben, und sezte sich auf die Drehbank. „Ach, wenn mir's nur gruselte," sprach er: „aber hier werde ichs auch nicht lernen." Gegen Mitternacht wollte er sich sein Feuer einmal aufschüren; wie er so hinein blies, da schrie's plözlich aus einer Eke: „au, miau! was uns friert!" „Ihr Narren," rief er, „was schreit ihr? wenn euch friert, kommt, sezt euch ans Feuer und wärmt euch." Und wie er das gesagt hatte, kamen zwei große schwarze Kazen in einem gewaltigen Sprunge herbei und sezten sich ihm zu beiden Seiten, und sahen ihn mit ihren feurigen Augen ganz wild an. Ueber ein Weilchen, als sie sich gewärmt hatten, sprachen sie: „Kamerad, wollen wir eins in der Karte spielen?" „Ja," antwortete er, „aber zeigt einmal eure Pfoten her;" da strekten sie die Krallen aus. „Ei," sagte er, „was habt ihr lange Nägel! wartet, die muß ich euch erst abschneiden." Damit pakte er sie beim Kragen, hob sie auf die Schnizbank und schraubte ihnen die Pfoten fest. „Euch habe ich auf die Finger gesehen," sprach er, „da vergeht mir die Lust zum Kartenspiel," und schlug sie todt und warf sie hinaus ins Wasser. Als er aber die zwei zur Ruhe gebracht und sich wieder zu seinem Feuer sezen wollte, da kamen aus allen Eken und Enden schwarze Kazen und schwarze Hunde an glühenden Ketten, immer mehr und mehr, daß er sich nicht mehr bergen konnte: die schrieen gräulich, traten ihm auf sein Feuer, zerrten es aus einander und wollten es ausmachen. Das sah er ein Weilchen ruhig mit an; als es ihm aber zu arg ward, faßte er sein Schnizmesser: „ei, du Gesindel! fort mit dir!" und hieb hinein. Ein großer Theil sprang fort, die andern schmiß er todt und trug sie hinaus in den Teich. Als er wieder gekommen war, blies er aus den Funken sich sein Feuer frisch an und wärmte sich. Und als er so saß, wollten ihm die Augen nicht länger offen bleiben, und er bekam Lust, zu schlafen. Da blikte er um sich, und sah in der Eke ein großes Bett, ging und legte sich hinein. Als er aber die Augen eben zuthun wollte, so fing das Bett von selbst an, zu fahren, und fuhr im ganzen Schloß herum. „Recht so," sprach er, „nur besser zu." Da fing das Bett an, zu fahren, als wären sechs Pferde vorgespannt, fort über Schwellen und Treppen auf und ab; hopp! hopp! warf es um, das Unterste zu oberst, und er lag mitten drunter. Aber er schleuderte Deken und Kissen in die Höhe, stieg

heraus und sagte: „nun mag fahren, wer Lust hat! legte sich an sein Feuer und schlief, bis es Tag war. Am Morgen kam der König, und als er ihn da auf der Erde liegen sah, meinte er, die Gespenster hätten ihn umgebracht, und er wäre todt. Da sprach er: „es ist doch Schade um den schönen Menschen!" Das hörte der Junge, richtete sich auf und sprach: „so weit ists noch nicht! Da verwunderte sich der König, freute sich aber und fragte, wie es ihm gegangen wäre. „Recht gut," antwortete er; „eine Nacht wäre herum, die zwei andern werden auch herum gehen." Als er nun zum Wirth kam, machte er große Augen und sprach: „ich dachte nicht, daß ich dich wieder lebendig sehen würde; hast du nun gelernt, was Gruseln ist?" „Nein," sagte er, „ich weiß es nicht, wenn mir's nur Einer sagen könnte!"

Die zweite Nacht ging er wieder hinauf ins alte Schloß, sezte sich zum Feuer und sprach: „wenn mir's nur gruselte." Wie Mitternacht heran kam, fing ein Lärm und Gepolter an, erst sachte, dann immer stärker, dann wars ein Bischen still; endlich kam mit lautem Geschrei ein halber Mensch den Schornstein herab, und fiel vor ihn hin. „Heda!" rief er, „noch ein halber gehört dazu, das ist zu wenig." Da ging der Lärm von Frischem an, es tobte und heulte, und fiel die andere Hälfte auch herab; „wart," sprach er, „ich will dir erst das Feuer ein wenig anblasen." Wie er das gethan und sich wieder umsah, da waren die beiden Stüke zusammen gefahren, und saß da ein gräulicher Mann auf seinem Plaz. „So ists nicht gemeint," sprach der Junge, „die Bank ist mein." Der Mann wollte ihn wegdrängen, aber der Junge ließ sich's nicht gefallen, schob ihn mit Gewalt weg, und sezte sich wieder auf seinen Plaz. Da fielen noch mehr Männer herab, die hatten neun Todtenbeine und zwei Todtenköpfe, sezten auf und spielten Kegel. Der Junge bekam auch Lust und fragte: „hört ihr, kann ich mit seyn?" „Ja, wenn du Geld hast." „Geld genug," antwortete er, „aber eure Kugeln sind nicht recht rund." Da nahm er sie, sezte sie in die Drehbank, und drehte sie rund. „Jezt werden sie besser schüppeln," sprach er, „heida! nun geht's lustig!" Er spielte mit, und verlor etwas von seinem Geld; als es aber zwölf Uhr schlug, war Alles vor seinen Augen verschwunden, und er legte sich nieder und schlief ruhig ein. Am andern Morgen kam der König, und wollte sich erkundigen: „wie ist dir's dießmal ergangen?" fragte er. „Ich habe gekegelt," antwortete er, „und ein Paar Heller verloren. „Hat dir denn nicht gegruselt?" — „Ei was," sprach er, „lustig hab' ich mich gemacht; wenn ich nur wüßte, was das Gruseln wäre!"

In der dritten Nacht sezte er sich wieder auf seine Bank, und sprach ganz verdrießlich: „wenn es mir nur gruselte!" Als es spät ward, kamen sechs große Männer und brachten eine Todtenlade hereingetragen. Da sprach er: „ha ha! das ist gewiß mein Vetterchen, das erst vor ein Paar Tagen gestorben ist," winkte mit dem Finger und rief: „komm, Vetterchen, komm!" Sie stellten den Sarg auf die Erde, er aber ging hinzu und nahm den Dekel ab, da lag ein todter Mann darin; er fühlte ihm ans Gesicht, aber es war kalt wie Eis. „Wart," sprach er, „ich will dich ein Bischen wärmen," ging ans Feuer, wärmte seine Hand und legte sie ihm auf's Gesicht, aber der Todte blieb kalt. Nun nahm er ihn heraus, sezte sich ans Feuer, legte ihn auf seinen Schooß und rieb ihm die Arme, um ihn zu erwärmen. Als auch das nichts helfen wollte, fiel ihm ein: wenn zwei zusammen im Bett liegen, so wärmen sie sich, brachte ihn ins Bett, dekte ihn zu und legte sich neben ihn. Ueber ein Weilchen ward auch der Todte warm, und fing an, sich zu regen. Da sprach der Junge: „siehst du, Vetterchen, „hätt' ich dich nicht gewärmt!" Der Todte aber hub an und rief: „jezt will ich dich erwürgen." „Was," sagte er, „ist das mein Dank? nun sollst du wieder in deinen Sarg," hob ihn auf, warf ihn hinein und machte den Dekel zu; da kamen die sechs Männer und trugen ihn wieder fort. „Es will mir nicht gruseln," sagte er, „hier lerne ichs mein Lebtag nicht."

Da trat ein Mann herein, der war größer als alle andere, und sah fürchterlich aus; doch war er schon alt, und hatte einen langen weißen Bart, und sprach: „o du Wicht! nun sollst du

bald lernen, was Gruseln ist, denn du sollst sterben." „Nicht so schnell," antwortete er; „soll ich sterben, so muß ich auch dabei seyn." Sprach der Mann: „dich will ich schon paken!" — „Nun sachte, mache dich nicht gar zu breit, so stark wie du bin ich auch, und wohl noch stärker." „Das will ich sehen," sprach der Alte; „bist du stärker als ich, so will ich dich lassen, komm, wir wollen's versuchen." Da führte er ihn durch dunkle Gänge zu einem Schmiedefeuer, und nahm eine Axt und schlug den einen Ambos mit Einem Schlag in die Erde. „Das kann ich noch besser," sprach der Junge, und ging zu dem andern Ambos, und der Alte stellte sich neben hin und wollte zusehen, und sein weißer Bart hing herab. Da faßte der Junge die Axt und zerspaltete den Ambos auf Einen Hieb, und klemmte den Bart mit hinein. „Nun hab' ich dich," sprach der Junge, „jezt ist das Sterben an dir." Dann faßte er eine Eisenstange und schlug auf ihn los, bis der Alte wimmerte, und bat, er möchte aufhören, er wollte ihm große Reichthümer geben. Der Junge zog die Axt raus, und ließ den Alten los; der führte ihn wieder ins Schloß zurük und zeigte ihm im Keller drei Kasten voll Gold. „Davon," sprach er, „ist ein Theil den Armen, der andere dem König, der dritte dein." Indem schlug es zwölfe und der Geist verschwand, also daß der Junge im Finstern stand. „Ich werde mir doch heraushelfen können," sprach er, tappte herum, suchte den Weg in die Kammer und schlief bei seinem Feuer ein. Am andern Morgen kam der König und sagte: „nun wirst du gelernt haben, was Gruseln ist?" „Nein," antwortete er, „was ists nur? mein todter Vetter war da, und ein bärtiger Mann ist gekommen, der hat mir da unten viel Geld gezeigt, aber das Gruseln hat mich keiner gelehrt." Der König sprach: „du hast das Schloß erlöst, und sollst meine Tochter heirathen." „Das ist all recht gut," antwortete er, „aber ich weiß immer noch nicht, was Gruseln ist." Da ward das Gold gehoben und die Hochzeit gehalten; aber der junge König, so lieb er seine Gemahlin hatte und so vergnügt er war, sagte doch immer: „wenn mir nur gruselte! wenn mir nur gruselte!" Das verdroß sie endlich. Ihr Kammermädchen sprach: „Ich will Hilfe schaffen, das Gruseln soll er schon noch lernen." Und ging hinaus und ließ sich einen ganzen Eimer voll Gründlinge holen. Und Nachts, als der junge König schlief, mußte seine Gemahlin ihm die Deke wegziehen und den Eimer voll kalt Wasser mit den Gründlingen über ihn herschütten, daß die kleinen Fische um ihn herum zappelten. Da wachte er auf und rief: „ach, was gruselt mir, was gruselt mir! liebe Frau! Ja, nun weiß ich, was Gruseln ist."

Einfache Methode,

brandiges oder mit anklebendem Schlamm und Staube behaftetes Getreide zu reinigen.

Bei strenger Kälte, wenn der Schnee stark und loker gefroren ist, wird das unreine Getreide in einem Schäffel oder Haufen wohl zur Hälfte mit Schnee gemischt und durcheinander gerührt, dann durch die gewöhnliche Dresch-Windmühle abgelassen. Brand- und Staubtheile hängen sich durch die Mischung an den Schnee, dieser fliegt schwarz und beschmuzt aus der Windmühle, und das Getreide läuft ziemlich gereinigt ab.

Brütöfen für Hühnereier.

Die Egypter bedienen sich hierzu runder, irdener Oefen, deren Herd mit Werg und Wolle bedekt ist, worauf die Eier gelegt sind. Diese Oefen fangen sie im Februar an, zu feuern, und fahren damit 4 Monate lang fort. 10 Tage lang werden sie mit heißer Asche oder täglich erneuertem Kuhmiste geheizt. Darauf werden die Eier hineingelegt und die Oefen beständig in temperirter Wärme erhalten. Nach 12 Tagen öffnen sich die Eier und die Küchelchen kommen heraus. Die ganze Arbeit währt also 22 Tage. In den 4 Monaten werden auf diese Weise mehr als 300,000 Küchelchen ausgebrütet. Viele haben geglaubt, daß das heiße Klima Egyptens dieser Arbeit sehr förderlich sey; allein die Erfahrung hat bewiesen, daß diese künstliche Brütung in andern Ländern auch angehe. — Hat in Bayern wer schon Versuche gemacht?

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

L a c h k u n st.

In Frankreich gehört es zum guten Ton, auf eine angenehme Art zu lachen. Man findet daher sogenannte Lachmeister, welche in der Konversationssprache und in der Kunst, anmuthig zu lachen, Unterricht geben. In Gesellschaftszirkeln wird das verbissene oder quitschende, gellende, mekernde, näselnde und tonlose Lachen, das ohrenzerschmetternde Gelächter mit weit aufgerissenem Munde und verzerrten Gesichtsmuskeln, das erstikende Lachen mit zusammengebogenem Körper, kurz, alles Lachen mit unangenehmen Tönen und widerlichen Bewegungen für höchst unanständig und beleidigend gehalten. Der wahre Lachton, durch den Herzkizel erregt, muß in sanfter Steigerung aus der Brust gestossen werden, fast wie Gesangshauch schweben, und bei Verminderung des Kizels lieblich verklingen. Der Mund muß halb geöffnet seyn, um die Krone der Zähne zu sehen. Um Mund und Gesicht muß ein leichtes Lächeln spielen. Der Kopf darf sich nur ein wenig gegen die Brust neigen, auch dürfen die Hände leichte Bewegungen zum Herzen machen, gleichsam den süßen Schmerz des Lachens fühlend. In Paris prüfen die Männer den Bildungsgrad des schönen Geschlechtes, nicht nur beim Gespräch, sondern hauptsächlich beim Lachen, daher bemühen sich gefallsichtige Mädchen und Frauen, diese Kunst nach allen Regeln zu erlernen. Bei diesem Bestreben arten sie aber oft in widerliche Ziererei aus.

H e x e r e i e n.

An Hexenmeister glaubt nicht mehr,
Doch man sucht sie vergebens zu läugnen;
Der Beweis ihres Daseyns fällt wohl nicht schwer,
Da täglich sich Wunder ereignen.
Geht ein Bischen nur in die Welt hinaus,
Ihr bemerkt Hexereien in jedem Haus,
Und überall Hexenmeister.

Da hat ein dummer, alberner Tropf,
Der vor Kurzem noch Schweine gehütet,
Und kein Tröpfchen Hirn hat im ganzen Kopf,
Den schönsten Palast sich gemiethet.
Es huldigen in Unterthänigkeit
Die vernünftigsten Leute ihn weit und breit;
Ist der nicht ein Hexenmeister?

Seht dort, jener fade, närrische Gek,
Von sich selber nur eingenommen,
Dumm, aufgeblasen, zudringlich und kek,
Ist bei Weibern doch stets willkommen;
Und schwäzt er gleich Elstern, gern hört man ihm zu,
Doch fliegen die Blike und Herzen ihm zu;
Ist der nicht ein Hexenmeister?

Ein junger Milchbart verfasset dort
Ein Gedicht, tritt damit in die Schranken,
Man findet darin kein gesundes Wort,
Viel weniger einen Gedanken;
Und alle Journale beschwören es doch,
Am End' übertreffe er Schillern noch;
Ist der nicht ein Hexenmeister?

Ein alter, siebzigjähriger Greis
Mit Silber im Sak und an Haaren,
Will Liebesflammen entzünden am Eis,
Freit ein Mädchen von siebenzehn Jahren;
Und doch vermehrt sich wunderbar
Des alten Familie mit jedem Jahr;
Ist der nicht ein Hexenmeister?

Betrachtet einmal jenen Thespissohn,
Seht ihn die Natur malträtiren,
Er hält Grimasse für Action,
Und Brüllen für Declamiren;
Und doch tritt er nur aus der Szene heraus,
So applaudirt schon das ganze Haus; —
Ist der nicht ein Hexenmeister?

Jener Doktor, des Charons Lieferant,
Wird doch als der Größte geachtet;
Dieser ist als der Beste der Menschen bekannt,
Da sein Vater im Elende schmachtet;
Jene schönen Geister, so dumm wie das Rind,
Jene Krösusse, welche voll Schulden sind,
Sind die nicht auch Hexenmeister?

Ihr seht, es gibt Hexenmeister genug,
Nur Einen noch kann ich nicht finden:
Der die Wahrheit scheidet vom Schein und vom Trug,
Und macht, daß die Nebel verschwinden;
Daß das Böse nur bös' scheint, das Gute nur gut,
Daß man nur, was recht und was löblich ist, thut,
Der wär' mir ein Hexenmeister! —

Alle jene Behörden und Individuen, welche noch Subscriptionslisten auf das Werkchen:

„Drei Könige aus dem Geschlechte Wittelsbach Max I., Ludwig I. und Otto I."

in Händen haben, werden wiederholt höflichst ersucht, die Verzeichnisse der Subscribenten so schleunig, als möglich an den ergebenst Unterzeichneten einzusenden, indem jezt der Druk beginnt, und dann die Orte und Zahl der Subscriptionen öffentlich bekannt gemacht werden.

München, den 8. Jäner 1836.
Dr. W. Lindner.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
III. Jahrgang. Nro. 4. 22. Jäner 1836.

Inhalt: Ueber den moralischen Zustand unserer Zeit. — Einige Scherfleins zum Besten der Landwirthschaft, und zum Frommen der Industrie. — Einige Bemerkungen eines neuern Sophisten über die Welt. — Der Gebirgs-Schnee in der Schweiz. — Wie die Schweizer den Schnee von den Aeckern bringen. — Ueber die Behütung der Wintersaaten mit den Schafen.

Ueber den moralischen Zustand unserer Zeit.

Die wahrscheinlich von trüber Quelle ausgegangene Verwünschung unserer Tage wegen Immoralität, selbst von Seite solcher Männer, die mehr Wahrheit reden könnten und sollten, veranlaßte mich, etwa auf den Mittelweg aufmerksam machen zu können, indem ich meine Ansicht darlege und die Ehrenrettung unserer Tage vornehme, in wiefern sie dieselbe verdienen in den Augen der Wahrhaften; denn ich, der ich mit dreißig und einigen Jahren kein Brod habe, schon seit zehn Jahren Bedrükung fühle, ein Feind alles Bösen bin: ich möchte mit zehnfacher Stimme in die Ohren der Tauben Kampe's Worte im Theophron wiederholen: „Daß, dafern mein abgelaufener Lebensfaden noch einmal aufgerollt werden sollte, ich dennoch zu keiner andern Zeit und in keinem andern Lande, als gerade jezt, und gerade in unserm deutschen Vaterlande mein Erdenleben noch einmal beginnen möchte;“ denn wenn es Sünde ist, so zu sprechen, wie man denkt, da doch auch Christus, welcher freilich auch Schlangenklugheit lehrte, seinen Schülern Wahrhaftigkeit empfahl —; wenn es ein Verbrechen ist, zu lesen, denken, fragen, untersuchen —; wenn Derjenige verdammt werden muß, welcher die Personen und Sachen so schäzt, wie er sie fand und findet, und eine vorgefaßte Sentenz sich nicht aufdringen läßt —; wenn das eigne Wohl zu hüten Jemanden zum Vorwurfe gereichen kann —; wenn jede Zeit schon zum Voraus mehr Gutes haben mußte, als diese Gegenwart seit etwa 1801 und die Folge bis etwa 1840 —; wenn ein einzelner Stand etwa allein das Urtheil hierin abzugeben und eine einzige üble Stimmung zu entscheiden hat —; wenn das Volk nicht auch seine Ehre suchen sollte; — wenn dieß und das und vieles Andere, theuerste Freunde, so ist: ja, dann ist's schlecht, dann soll man unsere Zeit verfluchen, und Alles wiederbringen, was als schädlich verrufen war und jezt wohlthuend genannt werden möchte. Dem ist aber nach meiner Meinung nicht so, und da Schweigen und Einschieben zum Tode führt, so wollen wir sehen, daß unserer Zeit großes Unrecht geschehe. Ich will zeigen, daß wir uns höchst glüklich preisen dürfen über Das, was etwa gestört werden möchte, und daß neben einigem Bösen alles Gute existire. Wer wollte aber so thöricht seyn, ein Paradis zu verlangen oder zu erwarten? Nihil ab omni parte beatum —

Ihr saget, unsere Zeit habe weit mehr Schlechtes aufzuweisen, als die Vorzeit. Aber daß dieses sich zeige, ist nicht wahr; gesezt es zeigte sich, so ist dieß noch kein Vorwurf. Wenn wir betrachten, daß schon unter Zwölfen ein Judas war, und die zahlreiche Bevölkerung und die Verbreitung schriftlicher Anzeigen und Verhandlungen beiziehen, so kann man nicht umhin, diese unsere Gegenwart zu loben, mehr als die heimtükische Vergangenheit der 3 vorlezten Jahrhunderte. Man hat zwar mehr illegitime Kinder, weil es mehr Menschen gibt, aber man hört höchst selten von Vernichtung der Frucht; man raubt zwar hier und dort häufig, allein man veranlaßte dazu, und nie gab es größere Unsicherheit als ehmals; man sieht zwar Pracht und Uebermuth, allein in Perlen und Gold erscheinen unsere Bürgerinnen noch immer nicht, wie ehmals; man spricht von vollgestopften Zuchthäusern, aber es ist noch besser, als ein fortglühender Scheiterhaufen oder eine heim-

liche Vernichtung; man rauft mit Messer und Gabel, aber nicht mehr mit Gift und durch heimliches Erwürgen u. s. w. Jedoch — mit diesem mag ich nicht lange mehr vergleichen. Laßt uns vielmehr die Vorzüge unserer Zeit betrachten; Vorzüge, wie sie noch keine Zeit aufzuweisen hatte. Dann soll noch Einer sagen, es sey eine schlechte Zeit, ohne zu erröthen. Gott strafe einen solchen Lästerer mit Blindheit! Nein, er sieht und hört ja so schon nicht, er hat einen blossen Irrthum ausgesprochen.

Als Vorzüge unserer Zeit führe ich an: Publizität, Hilfsmittel, Konstitutionen (freiwillige), gereinigte Religion, moralischer Sinn, Sicherheit der Person und des Eigenthumes, Erhaltung des Friedens, milde Stiftungen, Beförderung des Verkehres und Veredlung der Sitten. Viele andere übergehe ich aus Furcht, beschwerlich zu fallen, und überzeugt, auch schon dadurch den Sieg davon zu tragen.

Gewiß ist da die größte Aufrichtigkeit zu Hause, wo man von Allem Jedermann Nachricht gibt und geben darf, und da möchten auch die wenigsten schlechten Handlungen vorfallen, indem der öffentliche Tadel gewiß seine Wirkung hat. Der, obgleich seltene, Mißbrauch der leztern Zeit hat dem Ganzen eine andere Wendung gegeben und die öffentlichen Blätter erscheinen seitdem mehr oder minder parteiisch. — Wo war das früher? Man raubte das geistige Vergnügen durch Einschränkung, und ließ sich magere Zeilen sehr theuer bezahlen — — —

An Hilfsmitteln für alle, gar alle Künste, Wissenschaften und Lebensverhältnisse war kein Jahrhundert seit Erschaffung der Welt reicher, als das jezige. Mir die Aufzählung derselben zu ersparen, bitte ich etwa Kataloge zu lesen, Kaufläden zu besuchen u. dgl. In dem Allen aber liegt der gewiß höchst moralische Grund der Erleichterung und Erquikung, dann der Schnelligkeit, Schönheit und Einfachheit — sohin des größten gemeinsamen Nuzens. Wie langweilig, wie schwerfällig, wie kostspielig, wie thöricht, wie schädlich und gefährlich, wie verkehrt, wie gleichgiltig, wie ungerecht und gefühllos war man in dieser Beziehung doch ehmals! Dank dem verrufenen, schöpferischen Zeitgeiste für seine Produkte. Klio schreibt langsam, aber meistens wahr. Unsere Nachkommen werden diese unsere Tage besser zu loben verstehen, als wir; sie werden aus den Ueberbleibseln noch mehr Nuzen ziehen, als wir aus der ganzen Frucht zu entnehmen verstehen wollen und dürfen.

Eines der edelsten Geschenke, das Regenten ihren Völkern schenken können, ist gewiß eine Konstitution. Da Jedermann davon einen richtigen Begriff haben möchte und von der Wohlthätigkeit solcher Anordnungen zum Voraus und zur Genüge überzeugt seyn dürfte, indem alle jene Staaten schnell aufblühen, welche Gott und Fürsten damit gesegnet haben, so wollen wir nur noch kurz aufmerksam machen, daß es ehemals ganz anders war. Man gebot und richtete und verbrannte ohne Beweise, oder doch ohne genügende; man lebte, weil das Volk dienen soll, während unsere gekrönten Häupter herrschen, um das Volk, das sich selbst nicht erhalten könnte, zu beglüken, ausgehend vom Vaterverhältnisse zu dem der Kinder. Eine Zeit, die noch dem Missethäter Vertheidigung zuläßt, und, wenn er auf mehreren Abtheilungen sein Schuldig vernahm, auf eine menschliche Weise gestraft wird, nicht so, als hätte man im Würgen Vergnügen — o, eine solche Zeit ist nicht schlecht, sie ist (diese menschliche Gesellschaft) eine höchst ehrenwerthe und ihre moralische Tendenz kann nicht ohne Belohnung und gute Folgen seyn. Ein einziges Menschenleben, das dadurch erhalten wird, ist mehr werth, als alle jene Arbeit Solcher, die dergleichen vortreffliche Einrichtungen vernichten möchten.

Der moralische Sinn, der durchaus in den jezigen deutschen Völkern sichtbar ist und wirksam ward, beweist sich durch Unterlassung mancher früheren Sitten, z. B. der Abschaffung schlechter Belustigungen (des Sonnewendfeuers), Abschaffung gefährlicher Gebräuche (Wetterläuten), Verbot grausamen Rächens (Thierquälen), Einschränkung des Müssiggangs, Urbarmachung der vernachläßigten Ländereien, Gründung edler Institute, Vereinfachung der Kleider, Ordnung im Polizeiwesen u. dgl. Wie ganz anders ist's in Spanien, in Italien, in Frankreich und selbst im

mächtigen England! — Jede bedeutendere Zeitung, jede Reisebeschreibung, jede Gesandtschaft wird daran täglich Beweise ablegen können. Wie viel edler Sinn geht daraus hervor! Wahrhaftig, eine schöne Generation, moralische Institute, christlicher Sinn, fromme Verfahrungsweise. Man wird doch nicht die alte Dame so sehr lieben, weil man sie nicht mehr haben kann? Ja, China ist ein schöner Thurm von vielen Etagen; wer wird ihn denn immer angaffen wollen? Unsere Thürme mit ihrer ermahnenden Einladung sind viel hübscher, viel nüzlicher. —

Zum Beweise größerer Sicherheit unserer Tage führe ich nur die Gensd'armerie an. Ein einziger Mann derselben leistet mehr, als ehmals zwölf dienstunerfahrne, bestechliche, rohe und bequeme Aufseher, Ueberstehre u. s. w. Nichts zu sagen von den Gefängnissen, dem Paßwesen, den Strassen, den Irrenanstalten, den — — doch ich will mich kürzer fassen.

Nur noch vom Verkehre ein Wort. Nie, gar nie war hiefür so Vieles, so Gemeinnüziges gethan, als im neunzehnten Jahrhunderte. Man betrachte die Strassen, Kanäle, Freiheiten, Vereine, Aufhebung der Zölle, die Speditionen, die Ordnung im Gelde und in Papieren, die Eisenbahnen, die Veredlung des Gespannes, die Ausgleichung der Routen, die Errichtung von Eilwägen u. dgl. Wird man dann auch noch eine frühere Zeit unter dem Scheintitel der frommen vorziehen, dann ist es bei so Einem im obern Stübchen sicherlich nicht ganz richtig; mit so Einem ist nicht zu streiten (contra principia negantem disp. n. p.), und wir überlassen es Ehrlicheren oder Klügeren, ihr Urtheil in Schriften und bei Zusammenkünften laut werden zu lassen; denn wir laufen bald Gefahr, daß uns Einer sagt, es sey ein sehr heiterer Tag, während uns Beiden der Regen vom Kopfe auf das Maul fällt. Der moralische (also auch der wahrhafte) Takt scheint immer rarer zu werden, seitdem gewisse Eindrüke sich offenbaren, welche höchstens im eigenen Interesse geschehen.

Sohin glaube ich gezeigt zu haben, daß wir eben so schlecht nicht daran sind, als Manche ausgeben, und daß diese Verwünschung der Gegenwart, wie schon Horaz u. v. A. sangen, und durch das olim non sic in veränderter Gestalt und gewöhnlich in dem bösen, gerügten Sinne neu erschien, nichts mehr ist, als ein unsinniges Blendwerk, oder ein blendender Unsinn, oder eine böse sich selbst verwundende Schlange. Man will gerecht scheinen und übt Ungerechtigkeit im Urtheile aus, und will wieder Ungerechtigkeit üben, um gerecht zu erscheinen. Der Schein aber ist ein Schein, und was blos scheint, wie jene sagen sollten, das ist nicht so; und wenn ihr Schein nicht so ist, so wollen wir sie scheinen lassen, so lange es seyn kann. Die Welt ist einmal, nach Meinung der stets Aelteren, ein abgetragenes Kleid in Bezug auf seine Gesittung und Geseze. Da kommen dann die Ausbesserer, der Eine will stopen, der Andere heften; immerhin noch besser, als wenn Einer gar fliken will. — Doch, wohin gerathe ich? Ich wollte nur meinen Sieg verkünden, und gerathe in ein langweiliges Definiren, da doch jener Schein keinen Kreuzer werth ist. Ich freue mich herzlich, wenn Mehrere mit mir gleich denken, und wenn Einige sich bekehren lassen. Mögen sie abweichen von ihren bösen Wegen, und Gott preisen, welcher Könige und Geseze zuläßt und seine Sonne auch Bösen spendet. Es könnte sonst der Wunsch nach besserer Zeit und bessern Menschen mit Erfüllung — gestraft werden.

Es ist so schön auf Deiner Erde,
O Gott, daß es nicht schlimmer werde,
Ist mein Gebet, mein inn'ges Fleh'n:
Ich freue mich, ich hab' ein Recht;
Des Landes Vater liebet Alle,
Er schüzt und rettet vom Verfalle —
Drum ist die Zeit auch gut, nicht schlecht.
Man möchte wohl die Guten taufen,
Damit die Krüppel leichter laufen —
Davor bewahre uns der Herr,
Denn Besseres gibt's nimmermehr.

B.

Einige Scherfleins zum Besten der Landwirthschaft, und zum Frommen der Industrie.

Bliken wir mit Aufmerksamkeit und mit ruhiger Ausscheidung auf die ältesten Skribenten,

welche z. B. bei dem bekannten Colerus in dessen Werke über die Landwirthschaft rc. Seite 533 et consq. zitirt sind, zurük, und nehmen wir unter andern ältern Autoren, die von der Bienenzucht handelten, Adam Gottlob Schirachs, dortmalige vortreffliche Leistungen, besonders dessen Abhandlung über die unschäzbare Kunst, junge Bienenschwärme, oder Ableger zu erzielen rc. (Budißin, 1770 bei Buchhändler J. Karl Drachstedt) in die Hand, so werden wir gleichsam von einem gewissen Dankesgefühle durchdrungen, uns des Wunsches nicht erwehren können, daß auch in unsern Tagen, wo so viel zum Besten der Industrie im Allgemeinen, und der landwirthschaftlichen Industrie im Besondern vorgetragen und besprochen wird, die Bienenzucht, dieser so hochwichtige Nebenzweig der Oekonomie, auf ähnliche Art, und vielseitig, öffentlich in gemeinnüzliche Anregung und Belehrung komme. — Es war daher von der würdigen Verfasserin der Marianne Strüf, die so viel Vortreffliches, besonders auch für die Seidenzucht leistete, ein sehr gemeinnüzlicher Beitrag, uns auch in ihrem nicht genug anzupreisenden Werke, nebst einer kurzen Belehrung über die Bienen selbst, auch noch, wie ein Palladius der Vorzeit, einen Bienenkalender, beigefüget zu haben. — Auch über Kleinkinder-Bewahr-Anstalten enthält eben zitirtes Werk herrliche Beiträge, und es wäre nur zu wünschen, daß dort, wo solche Institute bereits bestehen, oder in Zukunft eingeführt werden, den lieben Kleinen daselbst, in so ferne dieses Lokal, und andere Umstände und Verhältnisse gestatten und sich daraus für die Zukunft ein wirklicher Nuzen erwarten läßt, — wenigstens, (ich sage wenigstens —) eine Vorliebe zur Bienenzucht eingeflößt würde, und daß sich vorzüglich auf dem platten Lande mehrere und eigene Bienenzucht-Kongresse bilden möchten! Doch, weil mir eben diese gemeinten Kongresse im Kopfe herumsprudeln, so wage ich auch die Frage, ob unter Mitwirkung und Theilnahme von Oekonomen, Mineralogen, Bergbaukundigen u. a. vorzüglich praktischen Gelehrten, die Bildung allgemeiner Industrie-Kongresse, und eine Industrie-Assekuranz nicht von hoher Wichtigkeit für unser Vaterland Bayern wären?

Ich meine aber unter Industrie-Assekuranz nur eine solche Sozietät, die es sich blos zur Aufgabe wählt, den dießfallsigen Handel im Innern des Landes selbst, und in das Ausland hin, besonders mit solchen Gegenständen zu befördern, die bei unsern 3jährigen Industrieausstellungen weder durch Verloosung, noch durch Verkauf, Absaz finden, und welche Sozietät vorzüglich auch dahin ihr Augenmerk richtet, Prämien auf die Verfertigung und Nachbildung solcher Kunstprodukte auszusezen und zu vertheilen, welche vom Auslande herein geliefert werden, und von Zeit zu Zeit besonders gemeinnüzlich auf landwirthschaftliche Endzweke einwirken. Unsre bayerische Industrie ist schnell dem Wiegen-Alter entstiegen, ist schnell Knabe und Jüngling geworden; möge man nun alle Vorsicht anwenden, um einen ehrwürdigen Mann aus dem Jünglinge heran- und auszubilden! — Aber da fällt mir eben der eben so umsichts- und einsichtsvolle, als aller Beachtung würdige Vortrag im vorjährigen bayrischen Landboten, ein, welcher Seite 1355 mit dem Versprechen schließet, nun die landwirthschaftlichen Gegenstände im Vortrage zu bringen: und ich lege meine Feder vertrauend und mit guter Hoffnung bei Seite, wobei ich mich der von mir vor Jahren in der Bauern-Zeitung mitgetheilten Ideen zu einer Mauth-Assekuranz, unmaßgeblichst, erinnere.

Ist es denn so ganz grundlos, und worauf doch selbst bewährte, und heut zu Tage noch hochgeehrte Gelehrte des Alterthumes, und zugleich mitunter praktische Männer der Vorzeit aufmerksam machten, wenn unsre Bauern noch immer zum An- und Ausbaue ihrer verschiedenen Aeker-, Wiesen- und Gartensämereien auch verschiedene Mondesviertel-Wechsel-Zeiten, verschiedene sogenannte Himmelsgestirne rc. beachten, und wählen? Ist Colerus Meinung, und seine für den schlichten Landmann verfaßte, so betitelte Astrologie, für diesen Zwek niedergeschrieben, eine rein lächerliche, eine rein verwerfliche Sache? Haben diese Männer alle, z. B. auch Jakob Horst, der Uebersezer des Werkes: Levini Lemnii, occulta

naturae miracula — nur Unsinn und Wahnsinn hinterlassen? —

Begründen sich nicht vielmehr und besonders die Erfolge dieser Mittheilungen auf die Lehre von dem Einfluße des Lichtes, und der Wärme auf das Wachsthum und auf das Gedeihen der Pflanzen und Gewächse; — und verdiente dieser wichtige Gegenstand nicht die nähere Untersuchung unserer heutigen Gelehrten, besonders der Naturforscher, Physiker, Chemiker, Botaniker, der Bergbau-Verständigen, selbst der Mineralogen, und der praktischen Oekonomen ꝛc. ꝛc.?

Einige Bemerkungen eines neuern Sophisten über die Welt.

(Aus einem Schreibkalender für 1830.)

1) Die männliche oder weibliche Erziehung muß mißglükt haben; denn noch nie standen so viele Männer unter dem Pantoffel, als in unserm aufgeklärten Jahrhunderte.

2) Manchmal unterhalten sich und lernen die Menschen am Besten, wenn sie nicht wissen, was sie thun. So würden Tausende die Theater nicht besuchen, wenn man ihnen sagen würde, daß sie dadurch etwas lernen sollten.

3) Wenn nur die Liebe blind macht, so ist es bald um alle Herzen geschehen; denn zu dieser Liebe tragen auch unsere Buchdruker durch ihre kleinen Lettern bei.

4) Neulich brachte meine Tochter ein Fleiß-Billet heim. Der Lehrer gab es ihr mit den Worten: „kriegst noch schon mehrere.“ Soll dieß eine Ursache oder Wirkung verrathen?

5) Mein Freund scheint recht zu haben, wenn er sagt, „die Thoren haben mehr Glük, als die Guten.“

6) Die Deutschen zeigen allenthalben die Nachahmungssucht. Selbst die größten Männer können nichts Kluges ohne Citate sagen, so daß in jedem Autor — besonders in den Prosaikern — ein Fünftel Freudengehalt ist. Unsern Wittween ist $\frac{4}{5}$ zu wenig, den Lesern $\frac{1}{5}$ viel zu viel.

7) Die Mode, sich falsche Zähne sezen zu lassen, ist sehr gefährlich. Ist so mancher Mensch bissig genug.

8) Eine Gleichung in Versen reimt sich fast noch besser, als ein Julp zum Schlafe.

9) Wenn die Sonne allgemein nicht mehr ginge, würde es um manchen Glauben schlecht stehen.

10) Die Natur hat Auswüchse, aber man nennt sie Triebe; der Mensch hat Triebe und Umtriebe erfunden.

11) Ein ꝛc., u. s. w., und ähnliche Angewöhnungen heißen oft nicht mehr und nicht weniger, als: Ich weiß eben nichts mehr.

12) Wozu das viele Studiren? Die Welt ward schon längst zu klug, ruft Jener — Dieser: Ach! wie man so wenig Bildung findet. Keiner hat recht.

13) Geiz und Epikureismus gehen von Atheismus schwanger; Leichtsinn und Genußsucht haben Mangel an Vertrauen.

14) Manche Sprichwörter sind nur positiv, manche nur im Schlechten wahr oder schädlich, z. B. Ende gut, Alles gut; frisch gewagt, ist halb gewonnen.

Der Gebirgs-Schnee in der Schweiz.

Eine Deke von 7 Fuß Höhe Schnee ist in vielen hohen Gebirgs-Gegenden in der Schweiz ganz in der Regel. Zu Realp, im Thale von Andermatt am Gotthard, führen deßhalb auffallend hohe Treppen nach den Hausthüren. Zehn Fuß Schnee sind nach der Aussage des dortigen Wirths und Predigers, eines Mönchs, ganz gewöhnlich. Die Häuser stehen alle sehr nahe zusammen, und man geht unter dem Schnee weg, zum Nachbar und zur Kirche. Auch um das Wirthshaus auf dem Brocken häufen sich ähnliche Schneemassen. In den engen Gebirgsthälern, wo die Sonne nicht Kraft genug hat, diesen großen Winterschnee im Sommer wieder aufzuthauen, wo vielleicht noch Lawinen hinzukommen, mögen solche hohe Schneelager die ersten Grundlagen zu den Gletschern gewesen seyn; auch liegen die Gletscher überall nur zwischen hohen Fels-Zinken, oder haben doch in solchen Gründen ihre Wurzel, wenn sie auch darüber hinausgewachsen sind. Wenn starke Schneelager von mehreren Jah-

ren sich übereinander speichern, und allmählig die Thalschlucht ausfüllen, so trägt diese Schneemasse in sich selbst Stoff (Kälte) genug, sich zu vergrößern. Was von den höheren Gebirgskuppen auf sie an Flüßigkeit herabströmt, Regen, Alles gefriert, und es entsteht allmählig ein solider blauer Eisberg, der, nach allen Richtungen zerspalten, dadurch auszakt, und von Jahr zu Jahr an Größe zunimmt. Im Winter wächst der Gletscher, im Sommer nimmt er natürlich wieder ab, jedoch bemerkt man ein allmähliges Größerwerden, ein unerfreuliches Vorrüken. Durch dieses stete Vorrüken des unvergänglich gewordenen Eisbergs werden eine Menge Alpenwiesen verdorben und zusammengedrängt. So werden die berühmte Wengeralp, das Chamounythal ꝛc. immer kleiner, und in mehreren Gegenden, z. B. im Linththale, mußten vor Kurzem die meisten Alpen in ihrem Vieh-Bestand herabgeschäzt werden. Merkwürdig ist, daß die Erde durch eigenthümliche Wärme von unten beständig den großen Eiskoloß aufreibt, indeß er von oben wächst. Unter den Gletschern ist die Erde sehr von Wasser getränkt und sumpfig, und am tiefsten Ende des Gletschers schießt gewöhnlich nach Verhältniß desselben ein bedeutendes Wasser hervor. So ist die Rhone, die übrigens wie alle diese Flüße von diesem ihren Entstehen eine natürliche trübe graugrüne Farbe hat, gleich bei ihrem Hervorbrausen unter dem Gletscher so groß, daß man sie nur mittelst Brüken passiren kann. Im Spätsommer ist sie dort etwa 3 bis 4 Fuß tief und 10 bis 15 Fuß breit. Und so entspringen fast alle Flüsse, welche von diesem hohen Gebirgsrüken herabkommen, und andere in anderen Gegenden, selbst der Ganges aus Gletschern, und sie mögen kaum durch Quellen unter denselben einen Zuschuß erhalten.

Wie die Schweizer den Schnee von ihren Aekern bringen.

Saussüre, der durch seine Bereisung der Schweiz bekannt ist, erzählt irgendwo, daß die Landleute in der Schweiz, wenn der Schnee zu lange liegen bleibt und sie am Aussäen hindert, den Boden bei Sonnenschein mit schwarzen Tüchern belegen, welche bekanntlich die Sonnenstrahlen alle verschluken, und der Schnee schmilzt geschwinde weg. Diese Operation mag auf den wenigen Feldern der Schweiz anwendbar seyn, in andern Ländern möchte es aber wohl an schwarzen Tüchern fehlen.

Ueber die Behütung der Wintersaaten mit den Schafen.

An vielen Orten herrscht die schädliche Gewohnheit der Saatbehütung im Winter, zu welcher ohne Zweifel fette und fruchtbare Felder und eine sehr zuträgliche Herbstwitterung den ersten Anlaß gegeben haben. Da die Saaten hier einen starken Wuchs bekamen, so hielt man diese Behütung eher für nüzlich als schädlich, weil die vielen im Herbste getriebenen Blätter zur Beförderung der Frucht nichts beitragen, und vielmehr die Kräfte des Akers durch dieselben unnüz verschwendet werden; allein durch diese anscheinende Unschädlichkeit hat man sich verleiten lassen, diese Gewohnheit auch auf die magern Aeker und auf die kaum zum Vorschein gekommenen Saaten auszudehnen. Wenn also die Saatbehütung durchgehends ohne Unterschied der Aeker und Beschaffenheit der Saaten gestattet wird, so gehört dieß offenbar zu den Mißbräuchen, und wenn sogar in manchen Gegenden Gutsbesizer berechtigt sind, ihre Schafheerden auf den Kornfeldern ihrer Unterthanen zu weiden, so gehört dieses Gerechtsame unter die größten Ungerechtigkeiten und unter die Haupthindernisse einer vollkommenern Akerkultur. — Zur Vertheidigung der Saatbehütung sagt man, daß die Schafe nur die an den Pflanzen befindliche Blätter abfressen, welche ohnedieß im Winter verfaulten oder erfrören, und ein unnüzer überflüssiger Trieb an den Saaten wären. Wer das Leztere behauptet, dem muß man die ersten und nothwendigsten Begriffe in der Naturlehre absprechen. Die Natur hat nichts Zwekloses, die Blätter der Pflanzen sind nothwendig, um ihnen die besten Nahrungssäfte zuzuführen. Es ist auch ganz falsch, wenn man glaubt, daß die Schafe nichts weiter als die Blätter abfressen; man müßte

sie für sehr vernünftig oder für noch weit dümmer halten, als sie wirklich sind, wenn man ihnen zutrauen wollte, daß sie die Herzen der Saat, als die nahrhafteste süße Speise stehen ließen, und sich mit den gelben und öfters faulenden Außenblättern begnügten. Nichts ist natürlicher, als daß die Schafe, wenn sie keine frische Blätter mehr finden, auf die Herzen losfallen.

Die Vertheidiger der Saatbehütung behaupten, daß geile und frühgesäete Saaten sich bei anhaltend gutem Herbstwetter überwachsen würden, und daß auf mehrern Aekern Lagerkorn entstehen, oder doch mehr Stroh als Körner geerntet werden würde. Hier wäre also die Behütung nicht blos nüzlich, sondern auch nothwendig, und man beruft sich dabei auf das Weizenschröpfen. Man gibt gern zu, daß bei solchen geilen Saaten der durch das Behüten der Schafe entstehende Schaden weniger merklich sey, indem solche Aeker Kräfte haben, die beschädigten Herzen der Pflanzen wieder auszuheilen, aber bei magern Aekern ist doch der Schaden nicht zu läugnen. Auch starke geile Saaten müssen darunter leiden. Eine Pflanze, deren erster Trieb durch das Abfressen gänzlich zerstört wurde, kann bei dem zweiten Triebe, den sie gleichsam wider die Natur thun muß, nicht die nemlichen Kräfte beweisen, als bei dem ersten; sie wird kaum die Hälfte Halme hervortreiben und noch dazu sehr schwach, weil alles aus dem zweiten Wuchse erwachsene Getreide kurz und kleinhalmig ist. In vorigen Zeiten, wo man weit stärker aussäete als jezt, war es vielleicht gut, daß durch die Behütung der Schafe manche Pflanze vernichtet wurde, allein jezt, wo man dem Aker nicht mehr Samen anvertraut, als er zu nähren vermag, ist die Behütung der Saaten gefährlich.

Daß die grünen Saaten ein nahrhaftes Futter gewähren, ist nicht zu läugnen, wenn sie aber zur Unzeit behütet werden, so sind sie dem Vieh selbst nachtheilig.

Ein Jeder wird zugeben, daß die Saaten im Herbste, so lange sie wachsen, und wenn sie nach dem Winter wieder zu wachsen anfangen, nicht betrieben werden müssen. Ferner wird man eingestehen, daß das Saathüten nur zu solchen Stunden zu verstatten sey, in welchen die Oberfläche des Saatfeldes durch den Frost so erhärtet ist, daß das Schaf mit seinen Klauen nicht eintreten kann. Endlich wird man zugeben, daß das Feld von Schnee und Eise völlig befreit seyn müsse, damit die Schafe, die sich die Saat durch das Krazen mit den Füßen hervorscharren, nicht die Pflanzen gar ausreißen. Bis Weihnachten wächst die Saat fort; und im Anfange des März fängt sie gewöhnlich wieder an zu wachsen, folglich kann das Behüten nur im Januar und Februar Statt finden. In diesen beiden Monaten sind die Felder aber gewöhnlich mit Schnee bedekt. Wenn aber auch ein anhaltend offenes Frostwetter ist, so wirkt doch die Sonne von der Mitte des Januars schon auf die entblößten Saatfelder, so daß die Erde schon in den Frühstunden schmierig wird, die Schafe folglich nur wenige Zeit darauf weiden können. Haben sie nun einige Tage die süße frische Saat gekostet, so will ihnen nachher das trokne Futter nicht schmeken, und sie verwüsten viel davon und hungern dabei ab. Können die Schafe längere Zeit auf die Saaten getrieben werden, so zermalmen sie mit ihren scharfen Klauen den gefrornen Boden, das Land wird zulezt so mürbe und staubig, daß die Pflanzen aus Mangel an Haltung umfallen und dann umkommen.

Bei allen Vortheilen, die man sich von der Saatbehütung verspricht, läuft man doch durch die Gierigkeit und Unvorsichtigkeit der Schäfer Gefahr, öfters einen Theil seiner Heerden einzubüßen. Bei offenem Frostwetter und strenger Kälte sind die Saaten des Morgens entweder mit Rauhreif oder Glatteis überzogen. Vernunft und Erfahrung lehrt, daß diese gefrornen Dünste den Schafen höchst schädlich sind, sie werden fäulisch oder bekommen durch die Verkältung eine Art gefährlicher Kolik.

Sollte man nun wohl wegen eines bloßen Scheinnuzens Beides, die Verheerung seiner Saaten und den Verlust der Schafe, wagen?

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

König Max von Bayern, oder das Konzert im Himmel.

Dank, Muse, dir, die Alles weiß
Im Himmel und auf Erden;
Was du erschaust im Sternenkreis,
Wie glüklich wir einst werden,
Vernehmen wir so lieb als wahr
Aus deinem Mund, und offenbar
Mach ich es allen Landen:

Als König Max in Himmel kam
Und die Visiten machte,
Ihn freunndlich Jupiter aufnahm
Und Freud zu machen dachte:
Denn seht, der Hof im Himmelreich
Ist unserm lieben München gleich,
Just wie ein Ei dem Andern.

Deßhalb erfolgte Fest auf Fest,
Beleuchtung und Theater;
Und Jagden, wie sichs denken läßt;
Man fuhr maskirt im Prater.
Auch David und Cecilia
Besorgten ihre Musica
Von Mozart, Gluck und Winter.

Doch hatte Max gar bald vermißt
Sein Münchner Hof-Orchester,
Und sagt zu Zeus: In München ist
Im Takte man viel fester;
Will man ein Stükchen, Comme il faut,
So dirigirt es Niemand so,
Als mein Direktor Winter.

Darob erstaunet Zeus gar sehr,
Und schließt mit Max die Wette:
Ob ein Orchester besser wär',
Als man im Himmel hätte. —
Max also Winter kommen ließ
Und war des Sieges schon gewiß
Ob Engel und Erzengel.

Herr Winter eilt sogleich zur Prob',
Doch überall, da fehlt es!
Man zankt, man schreit, man wird fast grob,
Und Winters Ohr, dem gellt es,
Besonders da Cäcilia
Die schönsten Notten übersah!
Und Winter klagts dem König!

„Mein Schaz," spricht Max, „schaff Hilfe mir!
Ich muß die Welt' gewinnen!
Was es auch kost, ich steh dafür, —
Nimm and're Sängerinnen!"
„„Nein nein,"" spricht Winter, „„Vespermann.
Allein die Oper singen kann;
Zu alt sind schon die Engel.""

„Nun gut, so laß die Vespermann
Sogleich von München bringen;
Sie zeige ihnen, wie man kann
In München besser singen."
So ward die Vespermann geholt *)
Obgleich ein wenig sie geschmollt,
Daß sie von München mußte!

Doch als sie Max und Winter sah,
Ward fröhlich sie gleich wieder;
Rein wie Krystallharmonika
Entströmten ihr die Lieder.
Und so erfreut, nun Winter läßt
Sein unterbroch'nes Opferfest
Im Erz-Odeon hören.

„Beim Stir," spricht Zeus, „jezt glaub auch ich,
Was Max uns vorher lehrte,
Die Vespermann singt meisterlich,
Wie ichs noch niemals hörte.
Und Meister Winter dirigirt,
Daß alles wird exakt geführt,
Wie in den Kreis der Sterne."

„Mein lieber Max! Du hast die Wett'
Bei meiner Treu gewonnen;
Deßhalb nimm hin die gold'ne Kett'
Von Sternen gleich den Sonnen,
Und trag sie zur Erinnerung,
Sie sey dir nun Genugthuung
Für deine Münchner Künstler."

Johannes Greger.

*) A. M. Mezger-Vespermann, die hochgefeierte k. b. Hofsängerin war eine Schülerin des k. b. Musikdirektors Winter, sie starb am 5. März 1827.

Auflösung der Charade in Nro. 2:

Hauptmann.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. C. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

III. Jahrgang. Nro. 5. 29. Jäner 1836.

Inhalt: Beitrag zur Wasserheilkunde. — Ein Wort zum Besten der Schaf- und Bienen-Zucht. — Schild- und Firma-Geschmak mancher Gewerbsleute. — Kartoffeln ꝛc. bei dem Mangel guter Keller völlig gegen den Frost und Fäulung zu schüzen. — Keller gegen das Eindringen der Kälte zu schüzen. — Das Einfrieren der Wassermühlräder leicht zu verhüten. — Mehl ohne Getreide zu machen. — Wie man den Flachs so zart und weiß wie Seide machen könne. — Seidene, wollene und baumwollene Zeuge zu reinigen. — Mittel, alte, schmuzige, unreine Bettfedern wieder zu reinigen und zu erneuern.

Beitrag zur Wasserheilkunde.

Nach dem Grundsaze, man muß alles Erlaubte versuchen, um neue Erfahrung zu gewinnen, vernahm ich auch willig den Aufruf zum Wasser-Gebrauche und verschaffte mir das Buch von Dr. Fabrizius. Nun habe ich bereits zwei Jahre das Wasser inwendig und auswendig, zu jeder Jahreszeit, ohne Rükficht auf Wärmegrad gebraucht und bei diesem Gebrauche Folgendes beobachtet:

1) Das Wasser erregte sogar — wenn ich 2 bis 3 Kannen trank — Durst, und schmekte mir täglich besser. Hätte man nur überall gutes Wasser!

2) Wenn ich Wasser trank, verdaute ich viel schneller, regelmäßiger und leichter, als nach Bier-Genuß. Herr Dr. Waltl scheint daher zu irren, wenn er Bier als Verdauungsmittel anrühmt. *)

3) Bier gleich nach oder während der Mahlzeit machte mich träg, befangen und sehr schläfrig, nicht so Wasser. Dieses verschaffte mir stets offenen Leib.

4) Das Wasser färbte den Urin so schnell um — hochblaßgelb —, daß er bei einer Entzündung sich durch eine Kanne Wasser mehr bläßte, als durch alles Andere.

5) Wasser bereitete mir stets einen ruhigen Schlaf, Bier aber schwere Träume; und selbst der Morgen war, wenn ich Abends Wasser trank, für mich wohl, da ich gerne zu Beschwerlichkeiten inklinire.

6) Durch Waschen der Augen mit Wasser verlor ich die Lichtscheue; hier nahm ich nicht brunnfrisches.

7) Beim Waschen des Leibes spürte ich nicht den geringsten Schmerz, den mir jede, auch noch so geringe, Erkältung zuzog u. s. w.

Ich hatte daher schon geglaubt, es sey doch etwas mehr dahinter, als man will und dachte, manche Aerzte sprächen dagegen, weil sie für ihre Praxis fürchteten. — Da las ich vor einem Paar Wochen in „R. Vogel's, von Pohl übersezten Vorlesungen über Kenntniß und Heilung der vornehmsten Krankheiten des menschlichen Körpers" mehrere Stellen, welche darauf hindeuten, daß ein häufiger und selbst ein gewöhnlicher Genuß des kalten Wassers nicht Jedem räthlich ist.

Diejenigen Männer, wie Fabrizius, Oertl u. A., welche dem Wassertrinken Eingang verschaffen wollen, müssen zu allererst die populären und einfachen medizinischen Werke mit solchen Bemerkungen entweder berichtigen oder widerlegen.

Ich glaube selbst, umsonst ließ die Natur ihre Quellen nicht sprudeln, und wünsche herzlich, daß das Wassertrinken zunehme. Ich glaube auch, dadurch werden die Raufereien und Fornikationen der Trunkenheit, Anstekungen, Entzündungen, Verschwendung u. v. Anderes verringert werden. Gott lasse die Worte der Verbreiter der Wasserkuren zu recht vielen Herzen gelangen und gebe großen Anhang!!

Im Sept. 1835. Friedrich Wahrhaft.

Ein Wort zum Besten der Schaf- und Bienen-Zucht u. s. w.

Als ich unlängst bei dem berühmten Colerus unter dem Artikel von den Bienen herumblätterte, fand ich daselbst Seite 536 so zu

*) Reise durch Tirol, Oberitalien und Piemont nach dem südlichen Spanien. Passau, Pustet. Ein übrigens wegen scharfsinniger Bem. und Popularität besonders der Jugend höchst empfehlenswerthes Buch von 2 Thlrn.

sagen ein genaues Verzeichniß von allen Gräsern, Pflanzen u. dgl., welche die Bienen vorzüglich gerne zu ihrem Futter erwählen, und überhaupt, wenigstens wie mir schien, so ziemlich Genügendes über die Bienenzucht selbst dort von Seite 533—579 aufgezeichnet. — Auch über die Schafzucht hat Colerus wenig Lüken in diesem Werke übrig gelassen; und es wäre vielleicht nur zu wünschen, daß sich irgend eine Sozietät praktischer Oekonomen einmal die Zeit und Mühe nicht gereuen lassen möchte, der Mitzeit und Nachwelt unter Benüzung der Verhandlungen und der Erfahrungen der Vorzeit ein so recht entsprechendes rein brauchbares theoretisch und praktisches Lehrbuch über Schaf- und Bienenzucht, und der damit zu verbindenden Technologie für die damit verwandten Erwerbe und Gewerbe herauszugeben. Nebst den neuern und neuesten Werken über diese Fächer würden sich auch hieher vor Allem Pösels Bienenkatechismus und alle jene Abhandlungen rc. eignen, welche in Adam Gottlob Schirachs lezthin von mir allegirten „Erläuterung, junge Bienenschwärme oder Ableger zu erzielen,“ zitirt sind; eben so wäre hieher brauchbar die in dieser Zeitschrift mehrmalen in Anregung gebracht wordenen „ökonomischen Briefe“ (in Beziehung auf Schafzucht, auf Wiesenverbesserung), dann das v. Hohberg. österreich. Haus- und Wirthschaftsbuch u. s. w.

Ein in der Schaf- und Bienenzucht gründlich erfahrner Mann sagte vor schon sehr vielen Jahren zu mir, daß man von einer Stammheerde Schafe, aus 300 Stüken bestehend, in 4—5 Jahren, heißt das, bei dem Zusammentreffen allgünstiger Verhältnisse und Umstände, eine Heerde von 1100 Stüken erhalten könne. Aber wo wird, so dachte ich damals schon bei mir selbst, und ehe ich noch dieses Wirthschafts-System bei dem k. Staatsgute Schleißheim selbst kennen lernte, aber wo wird dann eine weitere Weide über die Stammheerde von 300 Stüken hieraus hergenommen werden sollen; wie kann da eine veredelte Schafzucht nur eingeleitet rc. werden; während man eine primitive Bienenheerde ohne Sorgen steigen lassen kann, da doch die ganze Erde nur eine Bienentrift ist?! Diese und andere in meinem Innern erwachten Bedenklichkeiten, und da ich kein „Oekonomierath in der Stadt“ bin, wie die Landmänner und Bauern in meiner Gegend Diejenigen Herren zu nennen pflegen, die der Landwirthschaft Vorschläge und Beiträge gleichsam aufdringen, während sie kaum einen Grashalm von einer Korn-Aehre unterscheiden können; diese Bedenklichkeiten, und die so edelmüthig gemeinnüzlich und besonders für unser Vaterland so hochwichtig wohlthätig gemeinte Würdigung des Hilfbuches der Landwirthschaft des Michael Irlbecks (3 Bde) in Nro. 51 der berühmten Zeitschrift „ökonomische Neuigkeiten und Verhandlungen v. E. Andre, 1835;“ diese meine Bedenklichkeiten, und vorgemeinte würdigende, und auch bei mir anwendbare und zu beherzigende Kritik und zu erflehende gnädige Nachsicht haben mir den vertrauenden Muth eingeflößt, folgende unmaßgeblichste Gedanken und Einfälle, obwohl mit Schüchternheit, und unter Hinblik auf einen Sazungs-Artikel unserer neuesten landwirthschaftlichen Vereins-Statuten, das Einwirken auf die Intelligenz des schlichten Landmannes betreffend, zu Papier zu bringen, und nach — „prüfet Alles und behaltet das Bessere“ — der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Damit, wie ich meine, ist die große und wichtige Aufgabe noch keineswegs so ganz gelöset, wenn auch das nur immer ordentlich gründlichste und auch für Jedermann verständlichst verfaßte theoretisch-praktische Lehrbuch über Schaf- und Bienenzucht der Welt übergeben wird; wenn nicht auch zugleich, und wenigstens für provisorische Dauer, förmliche und eigene Lehranstalten zur Bildung von Schafzüchtern, von Schafmeistern (Schäfern) und ihren Gehilfen, und von Bienenzüchtern und Bienenvätern errichtet werden, und nebstbei theils bei Staatsgütern selbst, theils bei größern Privat-Oekonomieen förmliche Schafe- und Bienenzuchts-Mutter-, und Muster-Anstalten etablirt werden.

Damit aber nicht ein Uebermaß von Schafen, gleich den Konzessionisten unserer Tage, und mehr zum Nachtheile als Vortheile erwachse, so hat sich der Staat auch im Verhältnisse zur Kon-

sumtion, des Handels im In- und Auslande u. dgl., und in Beziehung auf Weidenschaften ꝛc. hierüber im Voraus zu sichern, und durch gründliche Belehrungen über Wiesenkultur und Verbesserung, Vermehrung u. s. w., wie auch über zwekmäßige äußere und innere Lagen, Bauart u. s. f. der dießfallsigen Stallungen und der Stallfütterung auf das Volk einzuwirken.

Wenn schon in Beziehung auf die Bienenzucht eben Gesagtes eben nicht so ganz anwendbar scheinen möchte, indem die ganze Erde nur eine Bienenweide ist, so erfordert doch Staas-Klugheit auch dießfalls eine anpassende und geeignete Vorsicht.

Bevor sich, und wieder vorzüglich in Hinsicht auf Schafzucht ein rationeller Geist im Allgemeinen zeigen kann und wird, dürfte es auch nothwendig erscheinen, vorerst auf die Veredlung, sohin auf eine bessere Wart, Pflege, Nahrung, Weide u. dgl. der inländischen Race selbst zu sehen und darauf mittels öffentlichen Belehrungen von Zeit zu Zeit einzuwirken. So ist es z. B. den Schafen höchst schädlich, wenn sie zusammengepreßt in dumpfen engen Stallungen aufbewahret werden, wo sie keine Luft, wie beim Pferchen, durchstreifen kann; eben so ist ihnen eine nasse Trift bei Herbst- und Frühlingszeit, oder das Weiden auf vom Strassenstaube gleichsam übertünchten Weideplätzen, besonders wenn sich hiezu noch Wassermangel gesellet, sehr nachtheilig; und wenn auch nicht immer dabei am Ende selbst das Leben gefährdet wird, so hat man nur eine sieche Heerde, die wenig und zugleich schlechte Wolle verspricht und zu einer erspriesslichen Vermischung mit einer bereits veredelten Widder-Race keine Empfänglichkeit und Fähigkeit zeiget, betrübend und mit allen schlimmen Folgen und Nachtheilen vor Augen. Wer seine Mutterschafe nicht vorerst daher selbst veredelt und für eine verbesserte Nachzucht derselben sorgt, dem helfen alle andern Veredlungs-Mittel des Auslandes und des Inlandes nichts.

Weiters ist es vorzüglich dem gemeinen Manne auf dem platten Lande nothwendig, zeitweise darüber Belehrung zu erhalten, wie er sein Schafvieh vor und nach der Schur (besonders zur Herbst-Zeit) zu halten und zu behandeln, und wie er die Schur selbst ohne Nachtheil für das Vieh und die Wolle vorzunehmen, und wie er die erhaltene verschiedenartige Wolle auszuscheiden, zu sortiren und bis zur Verkaufs-Gelegenheit aufzubewahren habe. Auch eine Belehrung über die Krankheiten der Schafe und Bienen wäre eine zeitweise Zierde und wahre Wohlthat öffentlicher landwirthschaftlicher Blätter.

Es würde zu weit führen, die Schaf- und Bienenzucht in diesem Blatte gleichsam umfassend besprechen zu wollen, und es wäre dieses von meiner Seite, der ich nur einzelne Erfahrungen und Beobachtungen vergangener Tage aufzuführen im Stande bin, ein unbescheidener Vorgriff; daher überlasse ich mich der patriotischen Hoffnung, daß dieses mein unbedeutendes Scherflein unter Gottes Segnung und Beistand eine Anregung geben werde, diese, besonders für unsere landwirthschaftliche National-Industrie höchst wichtige und bedeutungsvolle und folgenreiche Angelegenheit bald vielseitig besprochen, und noch lieber, im wirklichen Leben und Treiben, praktisch behandelt zu sehen.

Ich habe übrigens schon gleich beim Anfange dieses Aufsazes auf ein Verzeichniß der den Bienen zur Nahrung entsprechenden Pflanzen ꝛc. aufmerksam gemacht, und überlasse es einsichtsvollen Schafszüchtern, nachträglich ein ähnliches Verzeichniß zu liefern, wobei ich mich aber folgender Fragen nicht enthalten kann.

Es gibt in Bayern noch viele öde, unkultivirte Pläze; würde sich nicht mancher davon zur Herstellung einer besondern Schafe- und Bienenzucht-Kolonie weit mehr und besser eignen, als zur Herstellung einer allgemeinen Kolonie, jedoch immer mit vorzüglicher Berüksichtigung auf Beschäftigung der Armen?

Sollen, solche Kolonieen schon gleichsam als bestehend angenommen, daselbst auch Mastschafe, oder sonstiges Mastvieh gezigelt werden?

Wenn man im Allgemeinen den Werth des Mastviehes und mit unparteiischen Augen überbliket und mit richtiger Beurtheilung durchschauet, so bringt dasselbe der Landwirthschaft selbst keinen

eigentlichen Werth und Nuzen, und nimmt man die Angst und die Gefahr und Wagnisse, Unkosten in Anschlag, welchen sich ein Oekonom aussezet, der sich nebenbei mit der Mastung einiger seiner Viehstüke beschäftiget, so sieht man mehr Besorgnisse im Stalle, bei Transporten u. s. w., als Freude und wahren Vortheil. Selbst die Mezger lieben den Ankauf des Mastviehes nicht zu sehr, weil das Fleisch hievon, des übermäßigen Fettes wegen, nicht zu viele Genußliebhaber findet und selbst die Haut nicht immer gesuchten Abgang finden soll. — Aber als ein Beförderungsmittel der fleißigen und so recht aufmerksamen Wart und Pflege, Fütterung u. dgl. des besonders im Stalle behalten werdenden Viehes verdient die Mastung desselben auch ferners die Theilnahme und Würdigung landwirthschaftlicher Sozietäten, indem hiedurch gleichsam unmerklich und unwillkürlich auf eine bessere Pflege des übrigen Viehstandes, und dadurch der ganzen übrigen landwirthschaftlichen Haushaltung recht gemeinnüzlich eingewirkt werden kann.

Schließlich und endlich frage ich noch ehrfurchtsvollest:

Wenn selbst entfernte Ausländer ihre Schafe zu uns Bayern herein auf Weiden und Triften gegen Pachtzinse treiben, und diese Mühe und Kosten nicht scheuen, warum berechnen wir Inländer den daraus dem Auslande zugehenden und gewiß noch immer ergiebigen Vortheil nicht näher und zum eigenen Frommen des Vaterlandes selbst? Sed omnia dicta salvo meliori!

Schild- und Firma-Geschmak mancher Gewerbsleute.

„Ich möchte mich zu todt lachen,“ sprach Filidor, als er nach zehnjährigem Aufenthalte in einem Dorfe des * Waldes mich in N., einer mittelmäßigen Provinzialstadt besuchte und einige Gassen durchwandert hatte. Wie so! Filidor, fragte ich; denn er war in Betreff seines Charakters nichts weniger, als scherzhaft und sprach jezt vom Lachen, während er doch sein Gesicht zog, als wollte er dem Vater Rabener die Todesstunde nachmachen. Eure Titulatur! rief er, als spräche er zu einem Tauben. Eure Titulatur! — Was denn, erinnerte ich in einer Stimme, als wäre ich Ordenspräzeptor? Nach fünfminutiger Pause begann er folgende Explikation, welche ich für wichtig genug halte, sie unsern hochverehrten Lesern mitzutheilen.

In einer Sadt, dächte ich, sollen nicht nur die Behörden sich durch Das auszeichnen, was man Adel zu nennen pflegt, sondern auch die Bürger oder Einwohner der ummauerten Häuser dürften sich mit Anstand, Verstand und Geschmak vor uns Landleuten hervorthun. Uns kann man schlechte Ausdrüke verzeihen, bei Euch werden sie Schimpf. — Das glaub' ich Alles, fiel ich ihm ein; handelt man denn so gar arg hier entgegen? Freilich, redete Filidor weiter. Besonders manches Schild und manche Aufschrift ist herzlich dumm und sinnlos. Denk dir nur den Geschmak eines Mannes, der sich einen Ochsen, Büffel, ein Mastschwein, einen Eber, eine Elster, einen Affen u. dgl. geschmakvolle Thierlein auf sein Schild malen läßt — statt einer Blume, eines Produktes, eines Instrumentes &c. Was noch thörichter ist, diese Thiere noch hinkend, schwarz, golden, todt u. s. w. zu betiteln! Oder grüner Baum, männlicher Ochse, alter Greis &c. Eben so ist nicht klüger manche Aufschrift. Da muß lediglich ergänzt werden! Wenn z. B. Apotheke oder Doktor X. auf dem Schildchen der Gloke steht, so ist dieß eine blecherne Apotheke, ein eiserner Doktor, ein aufgetragenes Machwerk. Am Eke unsers Gartens steht „Hanns Fleder“ auf einem Brette über dem Laden eines Bäkers. Nun frägt es sich, ist Hanns Fleder ein Brett, ein Stük Holz, oder ruft das Brett spottweise seinen Hausherrn? Ihm gegenüber steht „Zum Franz Phisigol, bürgl. Garkoch.“ Das ist eine herrliche Einladung: Kommt zum Garkoch Franz Phisigol! Eine Menge derlei Albernheiten werde ich dir noch erzählen, wenn —

Nein, Freund! Ich bin für meine Vaterstadt eingenommen und will davon abbrechen. Schön ist nun eben dieses und jenes Schild nicht, auch manche Aufschrift nicht passend, noch klar. Aber deinet- und meinetwegen wird es nicht mehr anders &c.

Anm. Diesen Grund wählen Viele, welche nicht mehr aus der Enge können. Man sagt, es wird nicht mehr anders, und gibt sich keine Mühe, etwas zum Wohle der Nachkommen zu verbessern. B.

Zuverlässige und wohlfeile Methode, die Kartoffeln und andre Erdgewächse bei dem Mangel guter Keller völlig gegen den Frost und die Fäulung zu schüzen.

Man erfann lange Zeit allerlei Mittel, und stellte Versuche an, gefrorne Kartoffeln zu benüzen; allein solche Mittel werden von dem gemeinen Mann nur selten versucht, und schwerlich würde es auch dahin kommen, den erfrornen Kartoffeln durch künstliche Versuche den verlornen Geschmak u. s. w. völlig wieder zu geben.

Ich schäze mich daher glüklich, dem Publikum eine zuverlässige, sichere und erprobte Methode bekannt zu machen, die Kartoffeln ohne gute Keller oder unsichere Gruben völlig gegen den strengsten Frost und die Fäulung zu schüzen. Diese anzugebende Methode ist vorzüglich für den gemeinen Mann mit unbedeutender Mühe und Kosten anzuwenden, doch steht es jedem zur Wahl, sie anständiger und kostbarer zu machen, da selbige bei vielen grossen Oekonomen gleichfalls sehr willkommen seyn wird. Sie besteht demnach in Folgendem:

Erstlich, man wählt sich einen etwas erhöheten und sichern Plaz, am Besten in der Nähe der Wohnung, woselbst zu keiner Zeit von unten oder von der Seite Wasser hinzieht; hat man aber solche erhöhte Pläze nicht, so muß man die Veranstaltung treffen, einen hiezu erforderlichen Plaz durch Erdeauffahren zu erhöhen.

Zweitens, die Größe dieses Plazes hängt natürlich von der Quantität der Kartoffeln ab, welche man durchzuwintern wünscht.

Drittens, die Masse der Kartoffeln kann man auf diese Pläze in 5 Fuß, darüber oder darunter, hohe Haufen schütten; sodann belegt man

viertens, diese rund herum mit ausgeharktem (oder ausgeschirrtem), Stroh dachförmig, etwa eine gute Hand hoch, nach unten zu etwas diker, auch recht egal; hierauf bewirft man

fünftens, rund herum von unten bis oben diese Hügel mit Erde, nach oben etwa eine Hand hoch, unten aber am Rande herum etwas diker, damit keine Luft durchdringen kann; man formirt durch das Erdeaufwerfen zugleich rund um den Haufen einen Graben, welcher aber gegen 1 Fuß weit vom Rande des Haufens angebracht seyn muß: der Graben dient auch, wenn er die gehörige Breite und Tiefe hat, gegen den Anlauf und die Zerstörung des Viehes, und besonders der Schweine; doch wird ein jeder dagegen die dienlichsten Mittel zu treffen wissen.

Noch muß ich rathen, die um die Hügel aufgeworfene Erde mit hölzernen Brettschaufeln ganz eben zu schlagen, damit das Regenwasser besser abläuft und nicht hineindringt.

Will man den Winter über successive ansehnliche Quantitäten in die Gebäude schaffen, dann ist es rathsam, eine grosse Quantität Kartoffeln in mehrere solche Hügel und jedes Mal bei günstiger Witterung einen ganz hinein zuschaffen; kleine Quantitäten zu Mahlzeiten u. s. f. kann man auch vermittelst eines unten anzubringenden Loches heraus nehmen. Das Loch muß aber jedes Mal mit Heu wieder zugestopft werden.

Auf diese Art wird der gewünschte Zwek erreicht seyn.

Was nun hier bei den Kartoffeln anwendbar und von zuverlässig erprobtem Nuzen ist, kann es nicht minder bei andern Erdgewächsen, als gelben Rüben oder Möhren, Kohlrabi, Rüben u. s. w. seyn, und es kann diese Methode also auch in dieser Hinsicht ihren erwünschten Nuzen nicht verfehlen.

J. C. R.

Mittel, die Keller gegen das Eindringen der Kälte zu schüzen.

Ich habe bei meinem Keller, in welchem es bei einer strengen Kälte anfing, zu frieren, zur Abhaltung des Frostes ein Mittel versucht, dessen man sich in Rußland und Schweden bedienen soll.

Mein Keller hat vier Oeffnungen, welche von

außen einen halben Fuß über der Erde anfangen, und zwei Fuß in Lichtenhoch; inwendig sind solche mit Fenstern versehen.

Beim Anfange der Kälte hatte ich selbige mit Klappen von außen bedekt, und so weit es mir nöthig schien, mit Pferdemist zudeken lassen. Aber wider mein Erwarten fingen am 27sten Dezember die Kartoffeln, welche nahe an den Fenstern lagen, an, zu erfrieren. Ich ließ sogleich noch mehr Mist von außen vor die Fenster legen; aber der strenge Frost hatte in der folgenden Nacht den Mist aus einander gehoben, und der Kälte neue Durchgänge eröffnet. Auf den Kartoffellagern war der Frost sichtlich weiter gerükt. Jezt fiel mir die russische und schwedische Verfahrungs-Art, die Kälte von den Fenstern abzuhalten, ein, und weiteres Nachdenken überzeugte mich bald von deren Zwekmäßigkeit. Ich ließ nun den Mist, welcher vor den Fenstern etwa zwei Fuß dik an der Mauer aufgelegt war, mit Schnee, so viel darauf liegen wollte, beschütten, fest andrüken, und mit Wasser, mit einer Gießkanne begießen, und zwar Anfangs nur wenig, damit das Wasser nicht durch den Schnee in den Mist dringen sollte. Sobald dieser Ueberguß gefroren war, erfolgte ein zweiter, dritter u. s. w. Auf diese Art habe ich, da ich Wasser und Schnee wechselweise aufschüttete, diese Eiskruste in einer Stunde bis zu drei Zoll verdicht, und habe nun den Nuzen, daß meine Gartengewächse und andere Sachen, welche ich im Keller aufbewahre, gegen Frost geschüzt sind.

Das Einfrieren der Wassermühlräder leicht zu verhüten.

Das Einfrieren der Wasserräder ist eine der größten Beschwerden des Mühlwesens im Winter. Das Aufeisen erfordert viel Zeit und Arbeit und die Räder sowohl als andere Theile der Mühlen werden dadurch gewaltsam erschüttert. Ueberdieß kömmt manche Mühle, ungeachtet vieler angewendeter Mühe, durch den Frost in Stillstand, wodurch Mehlnoth und Brodmangel entstehen kann. Diesem Uebel ist durch eine einfache und überall leicht anzubringende Vorrichtung auf folgende Art abzuhelfen: Man bringt in der Radstube einen Ofen mit zwei Dampfröhren an, in welchem mit verfaultem Holze, Reisig und andern schlechten Brennmaterialien, bei anhaltender strenger Kälte, ein beständiger Dampf und Rauch unterhalten wird. Dieser sichert die Wasserräder vor dem Einfrieren, so daß man das Aufeisen vermeiden kann, und das Mühlwerk um die Hälfte länger dauert.

Mehl ohne Getreide zu machen.

Um Mehl ohne Getreide machen zu können, nimmt man weiße Rüben, Kartoffeln, Pastinaken, weißen Beißkohl, oder Mangold und Jerusalems Artischoken (Erdäpfel, Erdartischoken) und mahlet oder reibet sie fein; dann läßt man diese Substanz im Wasser etliche Stunden liegen; nun seihet man das Wasser ab und gießt wieder frisches darauf, daß die Substanz davon bedekt wird. Dieß wiederholt man, bis das abgegossene Wasser zulezt ganz klar aussieht. Hierauf seihet und presset man das Wasser aus der vegetabilischen Substanz, und troknet sie auf einem Ofen oder einer andern dazu tüchtigen Vorrichtung. Wenn sie ganz troken ist, mahlt man sie auf einer Getreide- oder andern Mühle, bis sie zu feinem Mehl wird.

Man erreicht denselben Zwek, wenn man nur eins der gedachten Gewächse, oder nur zwei oder mehrere von ihnen zusammen auf die angeführte Art behandelt. Dieses Verfahren gibt grobes oder gemeines Mehl; soll es feiner werden, so schälet man die Gewächse, ehe man sie mahlt oder reibt; im Uebrigen aber ist die Zubereitung von der ersten nicht unterschieden.

Wie man den Flachs so zart und weiß wie Seide machen könne.

Man macht eine Lauge von einem Theil ungelöschten Kalk, und zwei bis drei Theilen Asche von Buchen oder einem andern guten Holze, und gießt das Helle zu folgendem Gebrauche ab.

Sodann nimmt man von dem Flachse eine Hand voll auf ein Mal, verknüpft solchen auf beiden Seiten, daß er sich nicht verwirre, in der

Mitte aber breitet man ihn von einander, und legt ihn also in den Kessel, in welchem zu unterst etwas Stroh, darauf aber ein Tuch gelegt worden ist. Auf den Flachs wird wieder ein Tuch und abermals eine Lage Flachs ausgebreitet, und so fort eine Lage um die andere, bis der Kessel voll ist.

Darauf gießt man nun die abgeseihete Lauge über den eingelegten Flachs, und läßt es etliche Stunden lang sieden, worauf man ihn herausnimmt und in frischem Wasser ausspület. Nach Befinden kann man diese Auskochung noch ein Mal wiederholen.

Endlich wird der Flachs an der Luft getroknet, nochmals gebrecht, geschwungen, fein gerieben und gehechelt. Hievon bekommt der Flachs einen schönen Glanz und wird sehr zart.

Das abgegangene Werg wird gekartätschet und wie Baumwolle gekämmt, da es dann auf verschiedene nüzliche Weise zum Unterfüttern statt der Baumwolle gebraucht werden kann.

Seidene, wollene und baumwollene Zeuge zu reinigen.

Man nimmt rohe Kartoffeln, so wie sie aus der Erde kommen, wäscht sie rein ab, und reibt sie auf einem Reibeisen über einem Gefäße mit reinem Wasser, bis dünner Brei daraus wird. Diesen thut man in ein grobes Sieb, und läßt die Flüßigkeit in ein anders Gefäß voll reinen Wassers laufen. Die Mischung bleibt so lange stehen, bis die feinen weissen Kartoffeltheilchen zu Boden gesunken sind. Dann gießt man die schleimigte Flüßigkeit vom Bodensaze ab, und hebt sie zum Gebrauche auf. Die Sache, welche man reinigen will, wird über ein leinenes Tuch auf den Tisch gelegt. Man taucht dann einen Schwamm in den Kartoffelschleim, und reibt mit dem also gefüllten Schwamme das schmuzige Zeug; man fährt damit so lange fort, bis der Schmuz sich völlig abgelöst hat. Hierauf wäscht man den Zeug wiederholt in reinem Wasser, um den abgelösten Schmuz wegzuspülen. Nun kann man die gereinigte Sache troknen. Zwei Kartoffeln von Mittelgröße sind hinreichend für ein Nößel (Seidel) Wasser. Der weiße Bodensaz, welcher herab sinkt, wenn man den Schleim macht, kann wie der weiße Sago gebraucht werden; er gibt, in Wasser oder Milch gekocht, eine nahrhafte Speise. Man kann auch Stärke oder Haarpuder davon machen. Der grobe Brei, welcher nicht durch das Sieb geht, kann sehr gut zum Reinigen wollener Vorhänge, Tapeten, Teppiche und andrer groben Sachen gebraucht werden. Mit diesem Kartoffelschleime kann man alle Arten von seidenen, baumwollenen und wollenen Zeugen reinigen, ohne das Gewirk zu beschädigen, oder die Farbe zu verderben. Er kann auch zum Abpuzen der Oelgemälde und schmuzigen Geräthschaften benüzt werden. Auch Täfelwerk, welches mit Oelfarbe angestrichen ist, kann man damit rein machen. Man tunkt zu diesem Ende einen Schwamm erst in den Kartoffelschleim und dann in etwas feinen Sand, und reibt das Täfelwerk damit.

Mittel, alte, schmuzige unreine Bettfedern wieder zu reinigen und zu erneuern.

In Schlägers gemeinnüzigen Blättern für das Königreich Hannover, Hannover 1830. März, wird folgendes Mittel hiezu mitgetheilt:

Man thut die Federn in eine Wanne, oder in einen Zuber, schüttet Lauge darüber, die halb so stark ist, als gemeine Garnsiederlauge, aber nur halbwarm seyn darf, da sonst die Federn zusammenschrumpfen würden, — und dekt dann Alles wohl zu, und läßt es über Nacht stehen. Am folgenden Tage wird die Lauge abgelassen; man gießt heißes, aber nicht siedendes, Wasser auf die Federn, rührt Alles eine Viertelstunde um, und läßt es stehen, und erkalten. Nun gießt man so lange reines kaltes Wasser hinzu, bis nichts Trübes mehr aus den Federn herausläuft; dann drükt man die Federn mit den Händen aus in Ballen, und legt diese, auf Sieben, oder Nezgarnen, zum Troknen an die Sonne, wo sie dann hoch aufschwellen, und recht schön werden.

Berichtigung.

Im vorigen Nro. Seite 29, erste Spalte, fünfte Zeile von unten ist statt Freudengehalt Fremdengehalt zu lesen.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Versuch einer Spekulantenliste.

1) **Geldspekulanten.** Diese Herren sind nie in Verlegenheit, immer wohl beleibt, dabei aber immer engbrüstig, und bei dem Fallen des Kurses immer kränklich.

2) **Kornspekulanten.** Den Vorigen ganz gleich. Die Würmer geben ihrem heilsamen Aufbewahrungssystem zu Zeiten einen gewaltigen Stoß.

3) **Häuserverkaufsspekulanten.** Haben immer Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und den verdienten Lohn einzuernten.

4) **Hundspekulanten.** Können vorzüglich in grossen Städten nicht verderben.

5) **Bettlerspekulanten.** Treiben öffentlich und heimlich ihr Gewerbe nicht ohne Glük; je schamloser, je einträglicher für sie.

6) **Celebritätsspekulanten.** Diese müssen von sich selbst viel reden, und mit fremden Federn einhergehen; so ist ihr Glük gemacht.

7) **Bücher-, Kupferstich-, Gemälde- und Mineralienspekulanten.** Diese Herren bedürfen einer Gnade, um ihre Waare Jemanden anpreisen zu können, mit einer solchen bringen sie Alles ohne Unterschied an Mann, wenn es nur glänzt, und einen Anstrich von Alterthum oder Seltenheit hat.

8) **Mädchenspekulanten.** Dergleichen Spekulanten befinden sich heut zu Tage sehr wohl.

9) **Weinspekulanten.** Die leiben weder Durst noch Hunger. Der Werth des Weines wächst ihnen im Keller, besonders haben sie seit Anno 11 und 12 ungeheure Summen gewonnen. Die Mehrzahl hat sich weite Keller und schöne Häuser gekauft, und Paläste erbaut.

Wie ein Bauernknabe die Stadt beschreibt.

Vater! laßt mich zu Athem kommen,
Das war was Prächtiges in der That,
Mein Pathe, ihr wißt, hat mich mitgenommen
In die grosse, herrliche Stadt,
Es ist ja da drinnen gerad wie im Himmel,
Im Kopf geht's mir immer noch rund um und um,
Man wird in dem schreklichen Lärm und Getümmel,
Ihr könnt mir es glauben — ordentlich dumm.

Das ist ein Thurm, Poz Donner und Hagel,
Der reicht euch fast in die Wolken hinein,
Der uns'rige ist gegen den nur ein Nagel,
Und inwendig soll er noch höher seyn.
Die Häuser seh'n alle aus wie die Schlösser,
Sie sind, so wahr ich kein Lügner bin,
So groß, als unser Schloß, wo nicht grösser,
Da wohnen gewiß nur Verwalter darin.

Doch hat's mich gewundert, das muß ich euch sagen,
Die Thüren von manchem Haus sind so klein,
Da kann ja kein heubeladener Wagen,
Nicht einmal ein rechtschaff'ner Ochse hinein;
Auch hab ich keine Gärten gesehen,
Nicht Wiesen, noch Aeker bei einem Haus:
So eingesperrt, Vater! könnt' ich nicht bestehen,
Sie sehen auch alle so bleichwangig aus.

Die Wagen sind prächtig, mit Gold auch beschlagen,
Doch eines ist närrisch, das klärt mir mal auf,
Die schlecht Gekleideten sizen im Wagen,
Und die Gold'nen und Silbernen steh'n hinten auf;
Und entweder müssens' den Hafer sparen,
Oder so ein Herr muß gewichtig seyn,
Denn will er durch ein Paar Gassen fahren,
So spannen's ihm oft gar vier Pferde ein.

Und Leute gibts, Vater, in allen Strassen,
Sie stossen einen bald her und bald hin,
Das hab ich mir einmal nicht nehmen lassen,
Es ist ein ewiger Kirchtag da drin,
Jedoch erschrak ich bei jedem Blike,
All' Schritte kam mir ein Schulmeister im Lauf,
Sie tragen in **Wien** zwar keine Perüke,
Doch haben wie uns'rer sie Brillen auf.

Ich bin mit dem Pathen im Wirthshaus gewesen,
Da hat man Speisen und Braten vollauf,
Kein Mensch kann den ganzen Zettel durchlesen,
Doch das Beste, die Knödel, steh'n doch nicht drauf.
Der Wein, lieber Vater, war schwer zu geniessen,
'S war der, den ihr heißt den Dreimännerwein,
Wo zwei den Dritten hübsch halten müssen,
Damit er ihn bringt in die Gurgel hinein.

Kurzum! die Stadt hat mir gut gefallen,
Doch bin ich wie närrisch zum Wagen gerannt,
Als ich hörte des Peters Peitsche knallen,
Und als er rief: es ist angespannt;
Und wie hinter mir war der Häuserhaufen,
Da schrie und jauchzte ich laut vor Lust.
Jezt Vater, jezt laßt auf die Wiese mich laufen,
Denn immer noch ist es mir eng um die Brust.

Castelli.

Nachahmungswerth.

Es schikte Jemand an den Musikus ......, einen Fagottisten, der auf dem Montbijour-Plaz unweit der Pomeranzen-Brüke in Berlin wohnte, einen Fridrichsdor, und da er sich aller fremden Worte in der Aufschrift enthalten wollte, so lautete solche folgendermassen: „An den Herrn ...., den Vergnügling auf dem Tieftnüppel, wohnhaft auf dem Meinkleinodsplaz, unfern der bittern Südfrüchtebrüke. — Hierin ein Goldfriz."

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
III. Jahrgang. Nro. 6. 6. Februar 1836.

Inhalt: Die Macht der ersten Liebe oder die Scheintodte als Frau zweier Männer. — Erbsen als Mittel, Kapaunen, Gänse und Enten geschwind und wohlfeil zu mästen.

Die Macht der ersten Liebe oder die Scheintodte als Frau zweier Männer.

Im Jahre 1760 hatte sich zu Toulouse zwischen dem Herrn von Charron und der Familie des Hrn. von La Faille eine Verbindung geknüpft, welche vertraut genug war, um vermuthen zu lassen, daß sie bald zu einer innigern Anschließung führen würde. Herr von Charron, Kapitän im Artillerie-Regimente von La Breuteil war ein junger Mann von sehr gefälligem Benehmen, machte seinen Epauletten Ehre im Feuer, auf der Parade und dem Balle, sprach mit Leichtigkeit, und nie von sich selbst, verstand seinen Dienst besser, als Die, welche demselben mit mehr Eifer oblagen, war unterrichtet, wie ein Mann von Geist seyn kann, und hatte überdieß den Ruf, ein ächter Edelmann zu seyn, was viel sagen will in einer Stadt, wo man noch mit zweihundertjährigen Ahnen für einen Parvenu gilt. Herr von La Faille war eine ernste, erfahrne Magistratsperson. Schüchtern von Natur, aber mit rechtlichem Sinne begabt, hätte er sich nicht erlaubt, an dem Criminalcodex, den er auswendig gelernt, nur Eine Sylbe zu ändern, und doch hatte er nie die Tortur anwenden lassen. Außerdem war Herr von La Faille ein Mann vom anständigsten Benehmen, und sprach nie in der Welt von den Angelegenheiten der Welt. Er war Wittwer, und hatte nur eine Tochter, Clementine mit Namen. Fräulein von La Faille gehörte zu jenen Geschöpfen von so regelmäßig schönem Wuchse, daß man sie noch schöne Frauen nennt, wenn sie selbst von Gesicht häßlich sind; Clementine aber war hiervon weit entfernt, im Gegentheile war ihr Gesicht so anmuthig schön, daß man darüber die Schönheit ihres Körpers vergessen mußte. Alle äußern Verhältnisse schienen die Verbindung des Hrn. von Charron mit Fräulein La Faille zu begünstigen; sie waren von gleichem Vermögen, gleicher Geburt, und ihr Alter paßte zusammen. Zu der Zeit, von welcher wir sprechen, war Clementine 16 Jahre alt und Georg von Charron 25.

Einige Frauen jedoch, welche sich besonderer Feinheit rühmen, versicherten, daß zwischen den jungen Leuten eine Verschiedenheit der Meinungen und Gefühle Statt finde, welche einen Bruch noch vor der Verbindung, oder späterhin großes Unglük herbeiführen würde. Sie sagten, daß der einfache Charakter Georg's schlecht zu der feurigen Seele Clementinens passe; das ganz bestimmt Herr von Charron, welcher gemäßigt in Allem war, sich oft verletzt fühlen würde durch die Redekühnheit des Fräuleins von La Faille, so wie durch ihr öfteres Vergessen der bescheidenen Zurükhaltung, welche die Pflicht der Frauen scheint, in der That aber ein Anflug von Koketterie ist. Aber die, welche in die Kenntniß dieser beiden Charaktere eingedrungen zu seyn wähnten, waren nur bei der Oberfläche stehen geblieben, und Keines von ihnen hatte entdekt, daß Georg eine leidenschaftlich glühende Seele sey, Clementine aber das schüchterne, unterwürfige Weib.

Indessen hatte man sich nicht getäuscht, wenn man die nahe Verheirathung Beider vorher sagte. Schon hatte Herr von Charron sich an Herrn von La Faille gewendet und dessen Zustimmung erhalten. Schon war er im Besiz aller Rechte eines zukünftigen Gatten; jeden Sonntag, wenn er die Messe in der Kirche La Daurode gehört hatte, ließ er seine Compagnie durch den Lieutenant zurükführen, begrüßte Herrn von La Faille und Cle-

mentinen, welche seinen Arm nahm, und machte dann einen Familienspazirgang mit ihnen. Es hatte etwas Anmuthiges und Feierliches zugleich, sie so vereinigt zu sehen. Tugendhafte Liebe in zwei keuschen Seelen, im Verein mit so reizender Schönheit; ein junges Mädchen, fast noch ein Kind, voll Vertrauen und unter der Aufsicht des Vaters auf den Arm eines jungen Mannes gestüzt, der sich schon ausgezeichnet hatte und wohl im Stande war, das Glük einer Frau zu machen, war ein herrlicher Anblik. Es war ein keusches und doch leidenschaftliches Gemälde, das von allen Augen gesucht wurde, das man sich in allen Familien zeigte, ohne ein ähnliches Verhältniß aufweisen zu können. Ihre Heirath wurde beinahe wie ein Fest für die ganze Stadt erwartet.

Mit der Zustimmung des Herrn von La Faille, und der Liebe Clementinens gewiß, wollte Georg die Einwilligung seiner Mutter erbitten, die in Paris wohnte, da zerstörte ein unerwartetes Ereigniß alle seine Hoffnungen. Sein Regiment erhielt den Befehl, nach Indien zu gehen.

Eines Morgens, lange vor der Stunde seines gewöhnlichen Besuches, kam Herr von Charron zu Herrn von La Faille, bei dem auch Clementine war, und meldete ihnen die niederschmetternde Neuigkeit. Geor's Schmerz glich der Verzweiflung; der Clementinens war grausam und tief, und selbst Herr von La Faille schien vernichtet. Nach dem ersten Schmerz über ein solches Unglük, versuchte man den Kampf dagegen. Georg sprach davon, die Heirath zu beschleunigen und Clementine mit sich zu nehmen, wenn sie einwillige, ihm zu folgen. Herr von La Faille konnte sich nicht mit dem Gedanken, sich so plözlich von seiner Tochter zu trennen, und sie so jung Tausende von Meilen fortzuschiken, in ein Klima, welches damals für mörderisch galt, ihrem Tode oder dem ihres Mannes ohne Asyl und Schuz ausgesezt. Daran war durchaus nicht zu denken. Georg wollte hierauf den Abschied nehmen und auf seinen Stand Verzicht leisten; aber das hieß Herrn von La Faille schlecht kennen. Er nannte diesen Entschluß die Tollheit eines jungen Menschen, und erklärte, daß er sich für einen solchen Schritt der Familie des Herrn von Charron verantwortlich halte. Endlich versuchte Georg, als lezte Hoffnung, den strengen Rechtsmann zu bewegen, daß er ihm die Hand seiner Tochter gab, und diese bei sich behalte, bis er aus Indien zurükkehrte, welches nach zwei Jahren geschehen sollte. Aber Herr von La Faille wollte davon nichts hören, denn gleich bei den ersten Worten der empfangenen Nachricht hatte er einen unwiderruflichen Entschluß gefaßt. Als er bei der Verzweiflung der jungen Leute so weit gediehen war, einige Vernunftgründe hören zu lassen, machte er sie darauf aufmerksam, daß sie Beide noch sehr jung wären, und daher wohl noch warten könnten; daß zwei Jahre kaum im Leben zählten; daß diese Trennung zum Beweise ihrer Neigung dienen könne, und endlich, daß es so sein fest bestimmter Wille sey. Sie mußten gehorchen. Georg that es mit Widerstreben, Clementine mit einer überspannten Traurigkeit, als hätte sie einen Trost finden wollen, mit dem Unglüke zu kämpfen, als hätte sie gehofft, daß ihre Liebe in den Augen Georg's nach dieser zweijährigen Trennung und Erwartung noch werthvoller erscheinen würde.

Herr von La Faille handelte als verständiger Mann, indem er einen solchen Entschluß faßte, aber es fehlte ihm am Verstande des Herzens, daß er, nachdem er sich ihres Gehorsams versichert hatte, sie keinen Augenblik allein ließ. Er begriff nicht, daß sie Thränen und unschuldige Worte wechseln mochten, ohne dabei doch zu sehen oder zu hören, ein Nichts vielleicht, für welches aber die junge, reine Liebe ein eben so strenges Geheimniß verlangt, als die glühendsten Begierden; einen Schwur, Auge auf Auge geheftet, Hand in Hand; ein Du, zum ersten Male gewagt; nichts vielleicht, als die Worte: „Wirst Du mich lieben, Clementine!“ — „Ich werde Dich lieben, Georg!“ — Weniger vielleicht noch als das; sie bedurften aber eines solchen Augenblikes unaussprechlichen Schmerzes zum innigen Lebewohl ihrer Seele. Herr von La Faille gewährte es ihnen nicht, und schweigend saßen sie einander gegenüber. Als sie sich trennen mußten, vergaß daher Georg, erdrükt durch alles Das, was er nicht hatte sagen können, seine Achtung für die heiligen Geseze der Ehre, und flüsterte der

unglüklichen Clementine leise, halb wie einen Befehl, halb wie eine Bitte, die Worte zu:

„Diese Nacht um Mitternacht im Garten."

Sie blikte ihn an, sah ihn bleich und vernichtet, und antwortete in demselben Tone:

„Ich werde kommen."

An der Ruhe, mit der sie sich trennten, hätte Herr von La Faille erkennen sollen, daß sie sich wieder sehen würden, aber es fehlte ihm dazu der nöthige Scharfsinn, und er ahnte nichts.

Als die Nacht angebrochen war, ging Clementine in den Garten hinab. Fast war sie glüklich, etwas zu bereuen zu haben, glüklich über einen geheimen und vielleicht schuldigen Schritt; aber sie kannte kein anderes Vergehen dabei, als das, ihrem Vater ungehorsam zu seyn. Georg hingegen nahte sich reuevoll, denn er kannte alle Gefahren eines solchen Beisammenseyns. Zitternd begrüßten sie sich, und wußten einen Augenblik nicht, was sie einander sagen sollten. Endlich sprachen sie von ihrer grausamen Trennung und von der Einsamkeit, in der sie leben sollten. Sie beschäftigten sich viel mit Dem, was sie thun würden, so wie mit der Anwendung der zwei Jahre, Tag für Tag. Sie verabredeten gewisse Stunden der Nacht, wo sie an einander denken wollten, und vergaßen dabei, daß bei der Verschiedenheit der Regionen die Nacht für den Einen begann, wenn für den Andern der Tag anbrach. Dann aber beschlossen sie, immer an einander zu denken, was freilich das sicherste Mittel zur Begegnung ihrer Gedanken war. Während dieser Unterhaltung ging der Mond auf; die Nacht war ruhig und schön; sie sezten sich unter einen blühenden Caprifoliumbaum und versanken unwillkürlich in Stillschweigen. Clementine gab sich demselben mit Trunkenheit hin, und Georg konnte demselben nicht widerstehen. Sie saßen sanft an einander gepreßt auf einer schmalen Bank. Regungslos und den Kopf herabgesenkt weinte Clementine, ohne zu leiden; Georg bebte; und schwer hob sich seine Brust. Er betrachtete seine schöne Braut; der Mond beleuchtete ihr Gesicht; er sank nieder vor ihr auf die Knie.

„Liebst Du mich?" rief er aus.

„Gott ist mein Zeuge," erwiederte sie sanft, „daß ich Dich mehr als mein Leben liebe!"

Diese einfache Antwort, diese Erinnerung an die Gottheit, schüzte das unschuldige Mädchen, denn, wie von einer plözlichen Warnung ergriffen, sprang Georg auf und sagte:

„Gut, so lebe wohl, lebe wohl!"

„Schon?" fragte Clementine traurig.

„Es muß seyn," erwiederte Georg; „meine Vernunft schwindet an Deiner Seite. Halte mich nicht zurük; laß mich fliehen; sieh mich nicht so an. Lebe wohl, lebe wohl! Laß mich unschuldig scheiden, daß wir, ohne zu erröthen, uns wieder finden können!"

Clementine begriff den Schreken nicht, den sie auf dem Gesichte Georg's erkannte, noch das Zittern seiner Stimme; aber sie fühlte sich bei dem Ausdruke seiner Liebe erhaben über den Ausbruch der Leidenschaftlichkeit. Sie fürchtete, ruhig zu scheinen bei einem solchen Rausche, und dieß Gefühl war es ohne Zweifel, welches sie in dem Augenblike, als Georg einen glühenden, doch einzigen Kuß von ihren Lippen raubte, die sonderbaren Worte sprechen ließ:

„Ach, Georg, wenn ich todt wäre, würden Deine Küsse mich in das Leben zurükrufen."

Nach diesen Worten trennten sie sich. —

Vier Jahre waren seitdem verflossen, als Georg, der vor einigen Tagen in Brest landete, den Weg nach Paris einschlug, wo er bei seiner Mutter am 5. Juni 1765 anlangte. Er hatte Sorge getragen, sie zuvor durch einige seiner Freunde von seiner Rükkunft benachrichtigen zu lassen. Als sie ihn sah, war es daher für sie eine reine Freude, ohne Beimischung von Staunen oder Schrek, denn Georg war verwundet und gefangen gewesen, und hatte für todt gegolten. Das Glük Georg's war auch groß, dennoch aber bemerkte Frau von Charron nach den ersten tumultuarischen Ausbrüchen eines solchen Wiedersehens einen sonderbaren Trübsinn in dem Blike ihres Sohnes, so wie Zerstreutheit in seinen Antworten. Sie befragte ihn, er aber lehnte die Antwort ab; sie drang lebhafter in ihn, und um sie zu beruhigen, erklärte Georg den Grund seines Trübsinns auf folgende Weise:

„Es ist eine Kinderei, liebe Mutter, eine Thorheit, eines Mannes unwürdig, aber da Sie glauben, daß meine Traurigkeit ernste Ursachen hat, muß ich Sie wohl beruhigen, selbst auf die Gefahr, lächerlich zu erscheinen. Als ich vor der Kirche St. Germain des Prés vorbej kam, sah ich sie ganz schwarz ausgeschlagen und zu einem reichen Leichenbegängniß vorgerichtet. Das ist ganz bestimmt etwas sehr Gewöhnliches, und würde nicht einmal die Aufmerksamkeit eines Kindes erwekt haben; mir that aber der Anblik wehe. Ich weiß nicht, weßhalb es mir vorkam, als läse ich darin die Verkündigung eines Unglüks. Sie lächeln und haben Recht. Aber drei Jahre der Gefangenschaft und entsezlicher Leiden haben mich dem Kummer so vertraut gemacht, daß ich überall fürchte, wenn ich glüklich bin.

„Das ist ein Gefühl, welches mir beweißt, daß Du dieß Glük liebst," erwiederte seine Mutter; „aber die Gewohnheit, es zu genießen, wird Dich bald wieder beruhigen. Was das Begräbniß betrifft, so wird es das der schönen Frau von Servins seyn, der Gemahlin des Kammerpräsidenten, welche gestern, nach einer Krankheit von kaum drei Tagen, gestorben ist."

„Der schönen Frau von Servins!" sagte Georg. „Sie muß also sehr schön gewesen seyn, da man sie allgemein so bezeichnete?"

„Ohne Zweifel," erwiederte Frau von Charron. „Ihre Schönheit war so ausgezeichnet, daß sie überall gerühmt wurde. In Toulouse sagte man auch, wenn man von ihr sprach, nur: das schöne Fräulein La Faille."

Diese so einfache und plözliche Enthüllung eines schreklichen Ereignisses wirkte nicht gleich mit voller Klarheit und Heftigkeit auf den Verstand Georg's. Er blikte seine Mutter weit mehr mit dem Ausdruke der Ueberraschung, als des Schrekens an, und ließ sich noch einmal wiederholen, was er so eben gehört hatte. Frau von Charron erinnerte sich nun seines Aufenthaltes in Toulouse, und da sie vermuthete, daß er Clementinen gekannt haben möchte, antwortete sie mit größerer Vorsicht; aber als sie den Namen des Fräuleins von La Faille wiederholte, sank Georg ohnmächtig neben ihr nieder, wie von einem tödtlichen Schlage getroffen. Seine Augen zukten krampfhaft; Todtenblässe bedekte sein Gesicht, sein Athem stokte; unbedingt wäre es sein Tod gewesen, hätte nicht endlich die Verzweiflung sich Luft gemacht durch herzzerreißendes Geschrei und Thränenströme.

Die Liebe einer Mutter muß sehr erfindungsreich seyn, daß sie einen solchen Schmerz zu beschwichtigen vermag. Dieß gelang der Frau von Charron, indem sie Georg viel von Clementinen erzählte, sonderbar aber war, daß es ihr schwerer wurde, über den Verrath, als über den Tod seiner Geliebten ihn zu trösten. Sie erklärte ihm nun, wie das Gerücht seiner Gefangenschaft und seines Todes sich in Frankreich verbreitet hatte, wie es auch der unglüklichen La Faille zu Ohren gekommen, wie Clementine dann nach vielen Thränen und heftigem Widerstande den Befehlen ihres Vaters gehorchen mußte. Das Alles war so natürlich, daß Frau von Charron, indem sie eine Geschichte erfand, doch die Wahrheit sagte. Als einen heilenden Balsam goß sie ihm die Vermuthung in die Seele, daß der Schmerz über den Verlust Georg's und die erzwungene Verbindung den frühzeitigen Tod der Frau von Servins nach sich gezogen habe. Mit bewundernswerthem weiblichen Scharfsinn schmeichelte sie Georg mit dem Gedanken, daß Clementine für ihn den Tod erlitten, und milderte dadurch die Bitterkeit seines Schmerzes.

Nachdem Georg seine Mutter lange angehört und lange in ihren Armen geweint hatte, wurde er wieder ruhiger, doch nicht wie ein Mensch, der sich in den Schmerz fügt, sondern wie Jemand, der über einem Plane sinnt, ihn erreicht, und dessen Vollziehung beschließt. Die Frau von Charron folgte voll Besorgniß in den Zügen ihres Sohnes den Regungen seiner Seele. Hätte er nur ein Mal voll Verzweiflung die Augen auf sie gerichtet, würde sie die Furcht gehegt haben, er sinne auf Selbstmord; seine Unruhe aber bewies ihr, daß er etwas Anderes vorhabe, und sie scheute sich nicht, ihn seinen Plänen zu überlassen, da sie durch Widerspruch seine Verzweiflung nur zu vergrößern fürchtete. Gegen Abend sah sie,

wie er Geld zu sich stekte, viel mehr als nöthig war, um Waffen zu kaufen, genug, vielleicht zu einer weiten Reise. Sie schwieg jedoch, und that, als habe sie nichts bemerkt.

Aber Georg verließ gegen Einbruch der Nacht das Hôtel Charron, begab sich nach der Kirche St. Germain des Prés und erfuhr von dem hier wachenden Küster den Ort, wo Frau von Servins begraben lag. Er ging hierauf nach dem bezeichneten Gottesaker und wekte den Todtengräber. Nicht ohne Ueberraschung hörte dieser einen Mann, dessen Aeußeres und ganzes Wesen verrieth, daß er einem der höhern Stände angehöre, die Begehung eines Verbrechens, eines Sacrilegiums, fordern. Georg verlangte, daß er das Grab Clementinens aufgrabe, ihm deren Sarg überliefere, und ihm erlaube, ihn zu erbrechen und den Leichnam zu betrachten. Es entspann sich zwischen ihnen ein langer und harter Streit, denn das Gold, welches Georg mit vollen Händen bot, konnte über die Furcht oder das Gewissen des armen Todtengräbers nicht siegen. Es war für das Unglük des jungen Mannes ein Augenblik entsezlicher Verzweiflung, als die Bestechlichkeit, auf die er so fest gerechnet hatte, sich nicht bewährte; dennoch aber fand er Mittel, seinen Zwek zu erreichen. Er fiel vor dem Todtengräber nieder auf die Knie, beschwor ihn mit herzzerreißenden Thränen, badete seine harten Hände mit dem Wasser seiner Augen, stieß den Kopf verzweifelnd gegen den Fußboden, sprang dann wieder auf wie ein Unsinniger, wüthete, drohte und bat wechselsweise, und brachte so den abgehärteten Mann des Todes zu Thränen der Rührung, daß er von dessen Mitleid erhielt, was seinem Golde versagt worden war.

Als sie einig mit einander waren, begaben sie sich auf den Gottesaker, der Todtengräber mit einer Hake und einer Schaufel versehen, und Georg eine Laterne tragend. Wäre dieß nicht die treue Erzählung einer wirklichen Thatsache, so fände sich wahrlich Stoff zu einer dramatischen Bearbeitung. Die reine Wahrheit ist, daß glänzender Mondschein die stille, doch entsezliche Feierlichkeit beleuchtete, und daß nicht Ein Wort zwischen Georg und seinem Verbündeten gewechselt wurde, bis der aus der Grube heraufgewundene Sarg auf festem Boden stand.

Ein einziger gräßlicher Umstand sezte Georg in Schreken: es war der erste Hammerschlag, den der Todtengräber auf den Sarg that, um ihn zu zertrümmern. Es schien ihm, als verfahre er dabei mit zu großer Rohheit, und als bei dem Lärmen einige Hunde in der Nähe zu heulen und zu bellen anfingen, bat er den Todtengräber, die Oeffnung behutsamer vorzunehmen; dieser gehorchte, und bald lag der Leichnam Clementinens, nur von dem Leichentuche umhüllt, auf dem Rasen des Kirchhofs. Der Todtengräber sezte sich schweigend auf den Rand des Grabes, die Beine in dasselbe hinabhängend, und betrachtete Georg, der außer sich neben dem kalten Körper sich nieder warf.

Aber Georg schien vergessen zu haben, weßhalb er gekommen war. Er hörte nichts, sein starrer Blik sah nichts, sein Verstand erkannte nichts mehr; er gehört sich selbst nicht mehr an. Der Todtengräber, jezt selbst erschrekt, da er auf mehrere Fragen keine Antwort erhalten hatte, fürchtete, ihn zu berühren; um ihn aber dem Selbstvergessen zu entreißen, legte er das Leichentuch zurük, und zeigte so das Gesicht der Frau von Servins Dem, der so viel unternommen hatte, sie zu sehen. Die Wirkung eines Talisman's ist nicht zauberischer. Bei dem Anblik dieses angebeteten Kopfes, den selbst der Tod mit seinen Zeichen verschont, brach der unglükliche Liebende zusammen. Unter Thränen und Seufzern sprach er mit der Todten von seiner Liebe, klagte sich an wegen ihres Todes, bat sie um Verzeihung, sprach von ihren vergangenen Tagen, ihren verlornen Hoffnungen, und um dieß besser zu können, richtete er die Leiche empor, stüzte sie mit einem Knie und betrachtete sie so schmerzlich. Diese Raserei Georg's schien kein Ende nehmen zu wollen; da kam plözlich ein Gedanke, eine Erinnerung durchdrang ihn, wie ein Bliz, und die lezten Worte, die der jezt durch den Tod geschlossene Mund zu ihm gesprochen, tönten plözlich wieder in seinen Ohren. Er schrie laut auf, und in der unsinnigen Aufwallung einer noch unsinnigern Hoffnung schloß er Clementine in seine Arme und drükte auf ihren kalten

Mund einen Kuß, der, wie sie gesagt hatte, sie in das Leben zurükrufen würde. Auf diesen Kuß folgte ein entsezlicher Schrei Georg's, diesem ein kampfhaftes Zittern und ein gräßliches Gelächter; dann riß er in blizschneller Bewegung sich vom Boden auf, die Leiche noch immer fest in seine Arme gepreßt, entfloh durch die Gräber und überwand alle Hindernisse unter dem Geschrei wahnsinniger Freude und wilden Schmerzes. Durch übermenschliche Schnelligkeit und Kraft entging er den Verfolgungen des Todtengräbers, der ihn bald verschwinden sah, wie einen Tiger, der seine Beute davon trägt. Der arme Todtengräber eilte nun, die Spuren seiner Kirchenschändung zu vertilgen, warf den leeren Sarg in die Grube, schüttete die Erde darauf, die schon ein Mal ihn bedekt, und kehrte in seine Wohnung zurük, erschrekt von seinem Verbrechen und voll Besorgniß den Tag erwartend. — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Fünf Jahre verflossen seit dieser Nacht bis zu dem Tage, wo das folgende Ereigniß sich zutrug, ohne daß irgend etwas den Todtengräber hätte fürchten lassen, der Raub der Leiche der Frau von Servins könne für ihn noch verderbliche Folgen haben.

Es war der Jahrestag von dem Tode Clementinens, und Herr von Servins, ihr Gatte, kniete neben dem Grabe seiner Frau. In einiger Entfernung von ihm stand der Todtengräber, ihn mit tiefem Reuegefühl betrachtend, als mache er es sich zum Vorwurfe, zu dulden, daß dieser tugendhafte Schmerz sich vor einem leeren Grabe ausspreche. Beide waren ganz in ihre Gedanken vertieft, da wurden sie aus denselben durch ein leises Geräusch gewekt, und eine Frauengestalt zeigte sich ihren Bliken. Es war Clementine, es war Frau von Servins, die beweinte Gattin, die geraubte Leiche. Herr von Servins sprang mit einem gellen Schrei auf, und der erschrekte Todtengräber sank ohnmächtig zu Boden. Aber die Unbekannte hatte den Mann erblikt, der so plözlich vor ihr sich erhob, und ebenfalls einen lauten Schrei ausstossend, entfloh sie wie eine Wahnsinnige. Herr von Servins verfolgte sie, ohne sie erreichen zu können, und sah sie an dem Thore des Gottesaker in einen schönen Wagen steigen, in dem zwei herrliche Pferde sie blizschnell davon trugen.

Eine Stunde nach diesem Zusammentreffen befand sich Herr von Servins noch in dem Stübchen des Todtengräbers, der unter gräßlichen Convulsionen starb, ohne eine der an ihn gerichteten Fragen beantworten zu können. Im Laufe des Tages noch ließ der Polizeilieutenant dem Präsidenten wissen, die Equipage, die er gesehen, und die Livree, die er bezeichnet, sey, den Nachforschungen zu Folge, die des Herrn von Charron gewesen. Am folgenden Tage wurde auf den Antrag des Herrn von Servins das Grab Clementinens geöffnet; man fand es leer und den Sarg zertrümmert. Während dessen kehrte Julie von Charron, eine junge reizende Frau, welche Georg in Indien geheirathet und von dort mit nach Frankreich gebracht hatte, außer sich nach ihrer Wohnung zurük. Bleich und zitternd eilte sie auf das Zimmer ihres Gemahls und blieb lange bei demselben. Beruhigter verließ sie ihren Gatten, und nichts wurde in den Gewohnheiten des Herrn und der Frau von Charron geändert. Ueber vierzehn Tage waren verflossen, ohne daß weiter die Rede von dem Ereignisse war; Herr von Servins umgab indessen die Gatten mit Spionen. Auf dem Kriegs-Ministerio erfuhr er den Tag der Ankunft Georg's in Paris, so wie den seiner Abreise. Er entdekte den Postillion, welcher ihn nach Brest fuhr, wobei er von einer verschleierten Dame begleitet wurde. Er erfuhr, daß Georg sich mit dieser Dame auf ein Schiff begeben, dessen Tagebuch er ausfindig machte, und bewaffnet mit diesen furchtbaren Beweisen unternahm er eine Anklage gegen Herrn von Charron, dessen Verbindung mit seiner vorgeblichen Gattin aufgelöst zu sehen. Die Neuheit dieses Prozesses erwekte die allgemeine Aufmerksamkeit. Flugschriften wurden in der Fakultät gewechselt, um zu beweisen, daß ein Starrkrampf für den Tod genommen worden seyn könnte. Die, welche diese Meinung aufstellten, wurden von ihren Standesgenossen Narren und Dummköpfe genannt. Man berechnete die Stunden, während welcher Frau von Servins sich in diesem Zustande

hätte befinden müssen, und es ergab sich, daß kein Autor das Beispiel eines so langen Starrkrampfes anführe. Herr von Charron selbst schien Herrn von Servins zu beklagen, und als er sagte, die Aehnlichkeit seiner Frau mit dem Fräulein von La Faille habe ihn selbst in Erstaunen gesezt, doch nicht in dem Grade, um ihn verrükt zu machen, sprach er dieß mit einem solchen Ausdruke der Wahrheit, daß man nicht daran zweifelte, Herr von Servins habe den Verstand verloren.

Die Sache kam indessen vor das Tribunal zu Paris, und Frau von Charron sollte vor den Schranken erscheinen, um auf die Fragen der Richter zu antworten. Sie wurde mit dem Herrn von Servins confrontirt, und schien sehr erstaunt über alles Das, was er ihr sagte. Herr von La Faille kam von Toulouse und weinte über die auffallende Aehnlichkeit; er wußte nicht, wie er mit der Frau sprechen sollte, die nach Allem seine Tochter zu seyn schien, und es doch so kaltblütig läugnete. Die Richter sahen einander staunend und verwirrt an. Frau von Charron erzählte ihr ganzes Leben. Sie war eine Waise und hatte Indien früher nie verlassen. Es wurden Aktenstüke vorgelegt, welche darthaten, daß ein Fräulein Julie von Mervol zu Pondichery dort den Obersten Charron geheirathet habe. Der Tag der öffentlichen Urtheilsprechung erschien. Die Untersuchung war geendigt, und die Mitglieder des Parlaments, welche das Tribunal bildeten, waren geneigt, Herrn von Charron und dessen Frau von der sonderbaren gegen sie erhobenen Anklage frei zu sprechen, da trat Herr von Servins in den Saal und hielt ein Kind an der Hand. Frau von Charron saß an der Seite ihres Vertheidigers, des Herrn Moizas, und hatte das Gesicht in beide Hände gestüzt, um sich den neugierigen Bliken der zahlreich versammelten Menge zu entziehen. Sie sah daher Herrn von Servins nicht eintreten, aber plözlich fühlte sie eine kleine Hand die ihrige zurükziehen, und eine Kinderstimme sagte traurig: „Mutter, umarme mich!“

Sogleich erhob Frau von Charron den Kopf, sah das Kind vor sich, erkannte es, schloß es, mit dem Ausrufe: meine Tochter! in ihre Arme und bedekte es mit Thränen und Küssen. Die Gattin und die Tochter hatten widerstanden; die Mutter verrieth sich.

Von diesem Augenblike an war der Prozeß zwar geendigt, gewann aber ein anderes Ansehen. Der Advokat des Herrn von Charron verlangte jezt die gerichtliche Trennung einer Ehe, welche der Tod bereits geschieden hatte.

„Man verlange nicht,“ sagte er in seiner beredten Vertheidigung, „daß das Grab zurükgebe, was ihm überliefert wurde; man lasse diese Frau leben, Dem, durch den sie wieder lebt; die neue Existenz gehört ihm an, und Herr von Servins hat nur Anspruch an einen Leichnam.

Alles blieb vergeblich. Clementine hielt darum an, sich in ein Kloster zurükziehen zu dürfen; man gewährte es ihr nicht, und ein Urtheilsspruch verdammte sie dazu, in die Wohnung ihres ersten Mannes zurükzukehren.

Einige Tage nach diesem Urtheilsspruche vollzog sie denselben; sie war weiß gekleidet, und bleich vor Verzweiflung und Entschlossenheit. Als sie in den Saal trat, wo Herr von Servins, umgeben von seiner ganzen Familie, ihrer wartete, stürzte sie starr und kalt nieder. Man eilte ihr zu Hilfe, aber vergeblich. Sie stammelte nur die wenigen Worte:

„Ich bringe Ihnen wieder, was Sie verloren haben! — und starb.

Sie hatte sich mit Georg zusammen vergiftet, ehe sie ihn verließ.

Charron starb am folgenden Tage in den Armen seiner Mutter.

Erbsen als Mittel, Kapaunen, Gänse und Enten geschwind und wohlfeil zu mästen.

Man nehme Erbsen, und zwar solche, die nicht zum Verspeisen taugen, quelle soviel davon ein, als in zwei Tagen verfüttert wird, und zwar in etwas salzigem Wasser, und stopfe ihnen die Kröpfe damit voll; doch sehe man jedesmal, wenn man wieder stopfen will, ob die Erbsen im Kropfe verdauet sind. Von diesen Erbsen werden sie schleunig fett, jedoch müssen sie vollauf zu saufen im Troge haben. Auch bekommen die Gänse große Lebern davon.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Umlauf.

Umlauf macht Alles rege, Umlauf belebt die Menschen, nährt die Thätigkeit, gibt Gewicht dem Handel, bevölkert die Gegenden, bereichert an geistigen und materiellen Schäzen, verleiht Munterkeit und Freude, macht Staaten groß und blühend. Stokung ist überall Tod und Verwesung, Stokung im Handel und in dem Gewerbe zeugt Armuth und Elend, Stokung in Geisteskultur zeugt Verfallen der Menschen, Stokung im geselligen Umgang macht den Menschen zum Wilden. — Wo ein Thaler schnell unter hundert Menschen umläuft, vertritt er die Stelle von hundert Thalern, wo ein guter Gedanke ungehindert von Kopf zu Kopf, von Gefühl zu Gefühl umhergeht, macht er ganze Gemeinden aufgeklärt und gut. Wo viele Menschen sich mittheilen, wo Umlauf unter Menschen ist, da werden Talente, Thätigkeit, Erwerb befördert, und da erhält die ganze Menschheit Leben und Munterkeit. — Nichts störe daher den Umlauf! Frei sey er im Gelde, frei in der Thätigkeit, in den Kenntnissen, in allen nüzlichen Erfindungen und Hervorbringungen; frei sey er auch unter den Menschen selbst! — Schon oft ist das Vorurtheil widergelegt worden, daß ein Piaster, der aus Europa nach China gebracht wird, für den dahin handelnden Staat verloren sey. Sein Auswandern verschafft die Mittel, zehn andere Piaster wieder zu gewinnen, oder sie in freien Umlauf zu bringen. — Fürchtet man, daß eine Kenntniß, Wissenschaft oder Erfahrung aus dem Lande heraus gehe, daß der Fremde dadurch gleichfalls weise und belehrt werde? Engbrüstiger, der du so denkst, hättest du nicht einsehen sollen, daß es der größte Sporn der Weisheit ist, Andere weise zu machen, und daß für eine Kunst, eine Wissenschaft, eine Ueberzeugung, eine Lehre, die aus einem Lande sich verbreitet, unzählig neue, nüzliche und wahre Entdekungen gemacht werden? Wer Weisheit in Grenzen einschließt, gleicht Dem, der eine reine, immer strömende Quelle in einem Teiche zu todten faulenden Gewässer sammelt. — Freier Umlauf sey daher überall heilig; in Gedanken, Worten, Sachen und Thaten, von Pol zu Pol, von der äußersten Spize Spaniens bis nach Thrazien, und vom Hellespont bis wieder zum atlantischen Meere, herrsche rund um den Erdkreis unter den Menschen freier Umlauf. Jeder theile mit, was er mitzutheilen hat, Jeder empfange und gebe wieder zurük, was er zu empfangen und zurük zu bieten im Stande ist. — Alles, was den Umlauf stokt, macht mehr oder weniger die umlaufende Kraft wirkungslos. Sollte diese Störung nicht schaden, so müßte der Umlauf und die Kraft, die Umlauf sucht, schädlich seyn, so müßte man sie vertilgen, so wäre es besser, sie wäre nicht geschaffen! Hat aber der ganze Kreis der Geschaffenen nichts als thätige und Leben verbreitende Kraft, ist das Daseyn der Dinge an ihren Fortgang, an ihren Umlauf gebunden, nun so störe oder meistere diesen kein Verderber, so sey das göttliche Gesez der Natur und der Menschheit Jedem heilig und hehr!

Die Zeit der Surrogate.

Sonst waren Häuslichkeit und stille Tugend
Der schönste Schmuk der Mädchen in der Jugend:
Jezt dreht Koketterie sie an dem Drathe;
Warum? — es ist die Zeit der Surrogate.

Der arme Mann ertrozt in seinem Schweiße
Die Kosten zu des Weibchens Badereise;
Sie scherzt dafür mit jungen Herrn im Bade
Warum? — es ist die Zeit der Surrogate.

In Eh'n, geschlossen einst für's ganze Leben,
Sucht Mann und Weib zu einem Ziel zu streben;
Jezt wählt dahin ein Jedes eig'ne Pfade;
Warum? — es ist die Zeit der Surrogate.

Um nicht durch Denken sich den Kopf zu schwächen,
Schilt, statt zu trösten, Pastor Maz die Frechen.
Statt Pfeffer gibt uns Hirse Krämer Made,
Warum? — es ist die Zeit der Surrogate.

Sonst stand im Club bei überreicher Fülle
Des Kaffees nie das Weiberzünglein stille;
Jezt herrscht der Thee und dünne Chokolade,
Warum? — es ist die Zeit der Surrogate.

Unsterblichkeit in Liedern zu erringen,
Hob inn're Gluth sonst unsrer Dichter Schwingen,
Jezt prahlen sie mit Prunk — und Geist ist Gnade;
Warum? — es ist die Zeit der Surrogate.

Hochweise Herr'n nannt' man der Städte Stüzen,
Durch geist'ges Wirken suchten sie zu nüzen;
Jezt fehlt es oft an gutem Rath im Rathe —
Warum? — es ist die Zeit der Surrogate.

Bei reifer Aerzte segenvollem Streben
Errettete sonst Kunst das Menschenleben;
Jezt Magnetismus Wunder, Sublimate —
Warum? — es ist die Zeit der Surrogate.

Des Mädchens Ideale zu erreichen,
Stand sonst die Schaar der Jünglinge, gleich Eichen;
Jezt zieren Brill, Perrük und falsche Wade —
Warum? — es ist die Zeit der Surrogate.

Aus Quellen hob man sonst des Rechtes Gründe,
Daß seine Macht erwünschten Eingang finde;
Jezt häuft die Schwache Eitelkeit Citate —
Warum? — es ist die Zeit der Surrogate.

Sonst wirkten Mann und Weib im Kinderkreise,
Jezt hat ein jedes seine eigne Weise.
Er ist beim Spiel — sie auf der Promenade;
Warum? — es ist die Zeit der Surrogate.

Nie schwebt uns mehr der Rettungsengel nieder, —
Die alte, gute Zeit — sie kehrt nicht wieder;
Drum wünsch' ich nur für Weisheit im Senate,
Für Treu und Glauben keine Surrogate.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

III. Jahrgang. Nro. 7. 13. Februar 1836.

Inhalt: Großes allgemeines Mittel, den Akerbau empor zu heben. — Versuch, die geeignete Zeit zu bestimmen, in welcher die Wintersaat gelokert 2c. werden soll. — Arbeitsamkeit und Gewerbsfleiß. — Gefrorne Würste zu retten 2c. — Eine Art Kitt, um rauchende Oefen zu verstreichen. — Gebrauch des Buchweizenstrohes. — Unleserliche Schrift lesbar zu machen. — Branntwein beim Brodbaken zu gewinnen.

Großes allgemeines Mittel, den Akerbau empor zu heben.

Wenn seit so vielen Jahrhunderten so viele Völker an der Vervollkommnung des Akerbaues gearbeitet haben, so muß man sich in der That wundern, daß dessen allen ungeachtet dieser Akerbau noch so wenig Fortschritte gemacht hat. Andere Künste sind zu einer bewunderswürdigen Höhe gestiegen, und die unentbehrlichste aller Künste, der Akerbau, steht noch auf einer so niedrigen Stufe; denn der geringe Ertrag des 3ten, 4ten und 5ten Korns in so vielen Gegenden ist doch wohl hiervon der überzeugendste Beweis.

An theoretischen Vorschlägen aller Art hat es zu keiner Zeit gefehlt; Gelehrte, Physiker, Chemiker, Professoren der Oekonomie, ja noch mehr, ganze Sozietäten in allen Ländern haben sich immer unablässig beeifert und sich es zum Zwek gemacht: diesen für jeden kultivirten Staat so unentbehrlichen Akerbau immer mehr und mehr zur Vollkommenheit zu bringen, und doch wird zur Zeit nur noch immer das dritte, vierte und fünfte Korn erbaut. Fast möchte man daraus schließen: daß im Allgemeinen, im Großen keine höhere Stufe möglich und erreichbar sey. Und doch ist auch keine Ursache anzugeben, warum der so hohe Ertrag, den der Häusler, der Gärtner von seinem Scheffelfelde erhält, nicht auch im Großen von Hunderten und Tausenden zu erhalten seyn sollte.

Es ist blos Mangel an Kunst! — Wenn dieser Häusler, Gärtner das Grabscheit nimmt und damit seinen Aker zu der so großen Vollkommenheit bringt, so ist es zwar in einer großen Landwirthschaft unmöglich, und es wäre ein lächerlicher Vorsaz, ein oder zweihundert Scheffel Feld mit dem Grabscheit umgraben zu wollen. Nichts desto weniger aber ist es blos Mangel an Kunst, daß dieses Nemliche nicht auch mit dem Akerinstrumente, mit dem Pfluge zu erreichen ist. — Und doch ist dieses sehr leicht möglich, ist in größerer Vollkommenheit, als mit dem Grabscheite möglich?

Wenn man das Alles zusammen nehmen wollte, was von jeher über Pflug und Pflügen abgehandelt, geschrieben und gestritten worden und noch wird, wie viel Bände! — und doch sind es nur einige wenige einfache Prinzipien, auf die es bei jedem Pfluge, bei dieser oder jener Art zu pflügen ankommt: Das Unkraut zu zerstören, die Oberfläche aufzulokern, und dem Einfluß der Luft und Sonne auszusezen. — Wenn aber nach verschiedentlichem Pflügen die Erscheinungen des Wachsthums der Pflanzen auch eben so verschieden sind, so ist das eine sehr natürliche Folge. Andere Ursachen, andere Wirkungen!

Man fand von jeher ein weit vorzüglicheres Wachsthum der Getreidepflanzen bei tieferem Pflügen, jedoch nur einzig unter der Bedingung: daß die fruchtbare Oberfläche eben so tief vorhanden seyn müsse! Gegentheils war es zu jeder Zeit von den schädlichsten Folgen, die fruchtbare Oberfläche hinunter und die unfruchtbare Unterlage herauf zu pflügen. Aus diesen überall, in allen Gegenden gemachten Erfahrungen folgt denn eben so unwidersprechlich das allgemeine Prinzip: nicht tiefer zu pflügen, als die fruchtbare Oberfläche vorhanden ist. Da nun aber nur sehr wenige Gegenden von der Natur mit einer tiefen fruchtbaren Oberfläche begünstigt sind, so stünde es hiernach um die in allen Gegenden ausgebreitete sich immer mehr vermehrende Menschheit sehr schlimm. Eben darum arbeitet man nun aus al-

len Kräften in allen diesen Gegenden unablässig darauf los: eine tiefere fruchtbare Oberfläche hervorzubringen! — und schöpft den Brunnen mit dem Siebe!! —

Zuvörderst hätte man doch diese Erscheinung genauer untersuchen, Ursache und Wirkung strenger prüfen sollen. Hat man denn untersucht, wie tief eigentlich die fruchtbare Oberfläche zum Getreidebau unumgänglich nothwendig ist? — Wenn nun das Resultat ganz anders, so ausfiele: Gar nicht tief! — Aber, kann man einwenden, die Erscheinung des vorzüglichern Wachsthums in tieferer fruchtbarer Oberfläche ist doch augenscheinlich! Ja, hat aber ganz andere Ursachen zum Grunde!

Nichts ist unentbehrlicher zu dem Wachsthum der Pflanzen, als das Wasser, nichts aber ist auch für das Wachsthum der Pflanzen schädlicher, als das Wasser. Dieses ist das Medium, das alle Nahrungstheile den Pflanzen zuführt; ohne dieses Medium kann keine Pflanze Nahrungstheile erhalten und wachsen. Sobald es diese seine Funktion verrichtet hat und bleibt stehen, so zerstört es auch sogleich die Pflanzen, sie gerathen in Fäulniß. „Bei der Pflanze muß daher kein Wasser stehen bleiben, muß nur vorbei gehen!" Eine rigolte, eine gegrabene, eine tiefgepflügte Oberfläche entspricht diesem Prinzip; eine seichte, flach gepflügte nicht. Das Wasser bringt durch die Oberfläche zu den Pflanzenwurzeln; in der rigolten, gegrabenen, tief gepflügten geht es an diesen Wurzeln vorbei in die Tiefe unter die Pflanzenwurzeln, in der seichten, flach gepflügten Oberfläche bleibt es bei den Pflanzenwurzeln stehen. Die Erscheinung des vorzüglichen Wachsthums der Pflanzen in einer tiefern fruchtbaren Oberfläche hat also nicht zum Grunde: daß die Unterlage unter den Pflanzen-Wurzeln fruchtbare Erde ist, sondern einzig und allein, daß es aufgelokerte Erde ist, in die das Wasser eindringen kann. Die Getreide-Pflanzen-Wurzeln gehen nicht in die Tiefe, es ist also keine tiefere fruchtbare Oberfläche nöthig, als diese Pflanzenwurzeln eindringen; das sind höchstens 6 Zoll. Aber eine aufgelokerte Unterlage unter der fruchtbaren Oberfläche ist durchaus nöthig, damit das überflüßige Wasser eindringen kann. Die größte Aufgabe ist demnach:

die unfruchtbare Unterlage unter der fruchtbaren Oberfläche aufzulokern, jedoch ohne dieselbe herauf zu bringen, oder mit der fruchtbaren Oberfläche zu vermischen.

Man lasse den Aker je zwei und zwei Furchen zusammenpflügen, lauter zweifurchige Beete machen, so tief, als die fruchtbare Oberfläche vorhanden ist, so hat man die fruchtbare Oberfläche in lauter schmalen Dämmen oder Reihen beisammen, dazwischen aber allemal zwei von der fruchtbaren Oberfläche entblößte Furchen. Man nehme den Haken, ein in allen bergigen Gegenden zu Hause gehörendes und von daher leicht zu erlangendes Akerinstrument, und lokre diese von der fruchtbaren Oberfläche entblößten zwei Furchen so tief damit, als man nur immer wünscht; ist es mit einem Male nicht tief genug, kann man es wiederholen, der Haken dringt jedes Mal tiefer ein. Man pflüge dann die zweifurchigen Beete wieder aus einander, so entblößt man die noch übrige unaufgelokerte Unterlage gleichergestalt; mit dem Haken verfahre man hier wie zuvor. Endlich willkürlich mit der Egge, besser aber noch mit Querpflügen macht man den Aker wieder eben, legt die Akerbeete an u. s. w.; so ist die Aufgabe vollkommen gelöst, die ganze Unterlage ist so tief gelokert, als man nur will, und die fruchtbare Oberfläche unvermischt wieder oben darauf wie zuvor, ohne englischen Pflug, ohne — ohne —

Vollkommener ist diese Bearbeitung, als es mit dem Grabscheite möglich ist. Bei dem Graben ist doch die Vermischung der unfruchtbaren Unterlage mit der fruchtbaren Oberfläche nicht zu vermeiden; daher ist bei dem Graben, besonders das erste Mal sehr viel Düngung erforderlich, wenn man keine Mißernte erhalten will. Dann kann mittelst des Hakens die Unterlage viel tiefer aufgelokert werden, als bei dem gewöhnlichen Graben einen Stich tief. Daß der Haken nicht auswirft, das ist, daß er die Unterlage, die er aufwühlt, nicht auf die daneben liegende fruchtbare Oberfläche wirft und damit vermischt, ist leicht zu vermeiden; das Hakschaar darf nur kleiner und kür-

zer gemacht werden, welches jeder Schmid verrichten kann. Eine sehr feste Unterlage erfordert ein desto spizigeres schärferes Hakschaar, so wie ein in einen größern eingehenden Winkel gerichtetes.

Wenn man diese Arbeit dem Aker anstatt des gewöhnlichen Brachens und Wendens (Rührens) des Pflügens zum ersten und zweiten Male anrechnet, so wie anstatt des Stoppelns und Wendens, so hat man nicht die geringste Arbeit mehr. Wie viel vorzüglicher aber ein dergleichen bearbeiteter Aker sey, mag die Erfahrung entscheiden. So manches Stük Getreide würde in vielen Wintern nicht erfroren, so manches Schok Getreide in den darauf erfolgten Sommern mehr geerntet worden seyn, wäre der Aker so bearbeitet worden! C. F. W.

Versuch,

die geeignete Zeit zu bestimmen, in welcher die Wintersaat gelokert, geeggt und gewalzt werden soll, mit Ersparniß in den Ansaatfrüchten.

(Von Herrn Fabrikinhaber Peter Köchlin in Lörrach.)

Seit mehreren Jahren habe ich wahrgenommen, daß man in unserer Gegend den Gebrauch nicht hat, die Winterfrüchte im Frühjahre zu eggen und den Boden zu lokern, und dann zu walzen. Nur sehr selten geschieht es bei einigen Aekern. Ich bemerkte aber, daß zwei neben einander gelegene Aeker zu gleicher Zeit geeggt und gewalzt wurden. Der eine war bei der Ernte gut bestellt; der andere hingegen nicht; ich schloß also aus der Ungewißheit des Erfolgs, daß man diese so sehr nüzliche Arbeit unterlassen hat, und blos im Frühjahr schlecht aussehende so behandelt. Mein Bestreben war also, die Ursache ausfindig zu machen, warum der Erfolg nicht immer der gleiche ist? Nach mehreren kleinen Versuchen, welche ich hier übergehe, konnte ich mich unter Beobachtung überzeugen, daß es blos von dem günstigen Augenblik abhängt, wo diese Operation unternommen wird und Ersparniß der Saatfrüchte sogar nöthig macht.

Im vorigen Spätjahr unternahm ich — obschon unerfahren in der Landwirthschaft — den Versuch im Größern auf folgende Weise:

Einen Aker von 1 Viertel groß oder 72 Ruthen von nicht vorzüglichem Felde, in welchem Kartoffeln waren, wurde, ohne gedüngt zu werden, wie gewöhnlich gefahren; 24 Ruthen davon wurden nur mit dem $\frac{1}{4}$tel der gewöhnlich bedürfenden Frucht angesäet, oder 4 Loth auf eine Ruthe von 144 Quadratfuß. In die andern 24 Ruthen wurde 4 Mal mehr, oder mit 16 Loth per Ruthe, wie gewöhnlich, angesäet; die übrigen 24 Ruthen wurden zu Sommerfrüchten und andern Versuchen aufbewahrt.

Die Ansaat war etwas spät, den 28. Oktober, unternommen; also nur wenig gewachsen, bis der Winter einbrach. Im Frühjahr, als sich die Wirkung des Wachsens merklich sehen ließ, den 26. März — sah der Theil, welcher blos mit dem $\frac{1}{4}$tel Frucht bestellt war, sehr ärmlich aus, so daß man mir anrieth, solchen umzufahren und mit andern Früchten anzusäen. Der andere Theil sah auch nicht ganz vollkommen aus, weil die Frucht noch klein und nieder war.

Ich ließ mich nicht irre machen, und legte selbst Hand ans Werk; mit einem Rechen wurden 6 Ruthen von der einen und der andern Aussaat die durch den Winter hart gewordene Oberfläche gelokert, und durch einen Mann mit einer Fläche wieder festgeschlagen. Vierzehn Tage später wurden wieder 6 Ruthen auf gleiche Art behandelt, und 8 Tage später wieder 6 Ruthen; die übrigen 6 Ruthen von jedem Theil blieben stehen.

Es war über alle Erwartung bei der Ernte-Zeit den Unterschied des Erfolges anzusehen. Die ersten 6 Ruthen der $\frac{1}{4}$ Ansaat waren über allen Begriff vollkommen bestellt, Stroh und Aehre sehr stark, aber 8 Tage später reif. Beim Schneiden hatte die Frucht wegen der Länge des Strohs nicht Plaz auf dem gleichen Boden. Es gab 6 große Garben und $2\frac{1}{2}$ Sester, neues Maß, Weizen; ungefähr 40 Mal mehr als die Aussaat. Gewöhnlich waren 5 bis 7 Halmen an einer Wurzel. Ich zählte deren bis 13.

Die ersten 6 Ruthen an der vollen Ansaat waren nicht so gut bestellt, und gaben blos $4\frac{1}{4}$ Garben; Stroh und Frucht schön groß.

Die zwei ersten 6 Ruthen der $\frac{1}{4}$ Ansaat waren

schlecht bestellt, doch Stroh und Aehren noch ziemlich schön. Der Ertrag war zwei Garben.

Die zweiten 6 Ruthen der vollen Ansaat waren besser bestellt, doch auch bei Weitem nicht wie die erstern. Es gab 3 Garben.

Die dritten 6 Ruthen von der $\frac{1}{4}$ Ansaat waren äußerst schlecht, nur hin und wieder sah man einen Halm. Es gab nicht eine halbe Garbe, nicht viel mehr als die Aussaat.

Die dritten 6 Ruthen der vollen Ansaat waren auch sehr schlecht, und gaben ungefähr $1\frac{1}{2}$ Garbe.

Die vierten 6 Ruthen der $\frac{1}{4}$ Ansaat, welche keine besondere Behandlung erhielten, waren Stroh und Frucht schön. Es gab aber nur 2 Garben und selten fand man Wurzeln, welche 4 Halmen hatten.

Die vierten 6 Ruthen der vollen Ansaat waren ordentlich bestellt, schön an Stroh und Aehre: doch war die der ersten 6 Ruthen länger und vollkommener; es gab $3\frac{1}{2}$ Garben.

Die Ursache der spätern Reife der Frucht, welche gelokert und geschlagen worden, rührt daher, weil solche im Wachsthum gehindert, die Knoten neue Wurzeln und dann Halme treiben mußten; auch zum Theil, weil die Frucht diker stand.

Ich schließe aus diesen Versuchen, daß, da die Frucht fähig ist, an jedem Knoten neue Wurzeln und Halme zu treiben, die Lokerung und Bedekung mit Erde geschehen müsse, bevor der Halm sich außerhalb des Bodens bildet, in der Erde noch weich und nicht gebrechlich ist; widrigenfalls er durch die Pferde und mit der Walze zerbrochen wird und keines Wachsthums mehr fähig ist, so daß nur noch von den untersten Knoten 1 bis 3 ärmliche Aehren getrieben werden können.

Da ich in den mir bekannten Werken über die Agrikultur keine bestimmte Zeit nach Verhältniß der Früchte vorgeschrieben fand, wann diese Arbeit vorgenommen werden soll, so glaube ich dadurch vielleicht Manchen nüzlich zu seyn. Sollte ich mich aber irren, so bitte ich um Vergebung. Sollten hingegen einige Landwirthe meine Mittheilung als von möglichem Nuzen erachten, so ersuche ich diese, im Größern Versuch anzustellen und seiner Zeit mitzutheilen.

Arbeitsamkeit und Gewerbsfleiß.

Johann Heinrich Klukum kam als Nagelschmids-Gesell auf seiner Wanderschaft nach Oldenburg. Er suchte dort Arbeit, und fand sie. Sein ganzer Reichthum war ein unverdorbenes gutes Herz, und ein Paar nervigte Arme. Mühe und Arbeit scheute er nie. Er war deßwegen von jedem Meister wohl gehalten, und würde wohl nie nach Oldenburg gekommen seyn, wenn ihn nicht die Lernbegierde zur Wanderschaft gereizt hätte. Wer nichts Besseres sieht, sagte er, der hält das Schlechtere fürs Bessere und bleibt ein Stümper. Sein Wandel war von jeher tadellos. Durch Treue, Fleiß und Genauigkeit in Arbeiten erwarb er sich bald so viel Geschiklichkeit, daß ihm der Meister den Wochenlohn vermehrte; denn es war ihm keine Arbeit gut genug, wenn sie nicht recht gut war. Nie ließ er sich durch seine Mitgesellen zu einer Lustbarkeit verleiten, wenn sie sein Gewissen, sein baares Geld und der öffentliche Wohlstand nicht zuließen; aber auch unschuldige Freuden genoß er nur mäßig, und zur rechten Zeit. Er ging an den Sonn- und Festtagen in das freie Feld, oder besah Dinge, die sehenswürdig waren. Den öffentlichen Gottesverehrungen wohnte er an diesen Tagen mit aller Andacht bei, und ganz besonders gerne ging er zu den Predigten.

Bei dieser Lebensart sparte er sich binnen einigen Monaten so viel Geld zusammen, daß er seine Reise wieder weiter fortsezen konnte. Er wollte Oldenburg verlassen und sagte dem Meister die Arbeit auf. Wenn er bei mir bleibt, sprach der Meister, so will ich ihm den Lohn noch ein Mal verbessern. Was er anderswo noch lernen kann, das kann er auch bei mir lernen. Oft findet man in einer kleinen Hauptstadt, was man in großen Städten vergebens sucht. Er ist nicht mehr fremde hier, man kennt sein Thun und Lassen, vielleicht — Ja wahrlich, Meister, fiel Johann in die Rede, mein Vater hatte Recht, wenn er sagte: In einem jeden Dorfe liegt ein Edelstein; wer nicht müde wird, zu suchen, der kann es finden. Richtig, antwortete der Meister, aber man muß des Edelsteines werth seyn, wenn Gott den

Fund segnen soll. Ich will mich des Edelsteines werth machen, antwortete Johann, und noch ein Jährchen hier bleiben, griff nach seinem Schurzfelle und ging hastig zu seiner Arbeit.

Unter dem Jahre gab es Gelegenheit zu Rastadt, das anderthalb Stunden von der Stadt Oldenburg entfernt und ein herzogliches Landgericht ist, einen Grund zu kaufen, auf dem bisher nichts als Heidekraut wuchs. Klukum zählte seine Kreuzer zusammen, und fand, daß er die ausgesprochene Summe mit seinem ersparten Gelde bezahlen konnte. Er kaufte den öden Plaz. Als das Jahr zu Ende war, dankte er seinem Meister für die freundliche Behandlung, die er in seinem Hause genossen hatte, und ging nach Rastadt. Hier miethete er sich eine Wohnung, baute auf seinem Grunde mit eignen Händen eine Werkstätte, kaufte sich einen Ambos mit dem nöthigen Schmiedegeräthe, und heirathete ein armes Mädchen aus einem nahen Dorfe, das ihm zwanzig Reichsthaler als Heirathsgut zugebracht hatte.

Wohlthäter der Menschheit haben im Herzogthume Oldenburg ein Kapital zusammen geschossen, von dem die jährlichen Zinsen demjenigen Mädchen als Ausstattung mit 20 Reichsthalern zugetheilt werden, das sich durch Fleiß und Sittsamkeit ausgezeichnet hat. Dieses Mädchen war jezt Sophie Tesch, die er mit ihren 20 Reichsthalern zu seinem Weibe auswählte. Seine Nachbarn schüttelten den Kopf bei dieser Heirath. Klukum lächelte. Mein Weib, sagte er, ist gesund, fleißig, verständig, wohlgesittet, versteht die weiblichen Arbeiten und die Hauswirthschaft gut; so ein Weib ist mehr als Geldes werth, und taugt gerade für mich. Die Profession muß das Bergwerk seyn, aus dem ich Silber ziehe; und das soll mir bei Gott nicht mißlingen, so lange ich gesund bin, und meine Ausgabe sparsam ist.

Klukum genoß die Freuden, die seiner warteten; denn Sophie war für ihn, und er für Sophien ganz geschaffen. Beinahe ein ganzes Jahr half sie ihm, wie ein Gesell, das Eisen bearbeiten; und daß er ja keine Arbeitsstunde versäumte, trug sie alle Wochen die Nägel zu den Kaufleuten nach Oldenburg und brachte wieder so viel Eisen zurük, als in einer Woche verarbeitet werden konnte. Erst jezt hatten sie sich ein eignes Bett und andere Hausbedürfnisse errungen. Besser auf Stroh geschlafen, sprach er oft zu seinem Weibe, als auf einem Bette, das den Gläubigern gehört. Er nahm nun einen Knaben in die Lehre, der die Stelle der Frau beim Ambos vertreten mußte. Sie hatten eine einzige Tochter; und diese Tochter trug Sophie mit mütterlicher Zärtlichkeit alle Wochen auf dem Arme nach der Stadt, auf dem Kopfe einen schweren Bündel Nägel und dann wieder Eisen zurük. Der Absaz der Nägel wurde immer bedeutender. Sie dachten nach zwei Jahren auf eine eigene Wohnung. Der Ruf seiner guten Arbeit und Wirthschaft verbreitete sich bald; und da noch über das seine Geradheit und Rechtschaffenheit allgemein bekannt war, so wurde es ihm nicht schwer, Jemanden aufzufinden, der ihm mit Geld beistand. Ein wohlhabender Mann unterstüzte ihn, und Klukum baute sich ein Haus. Sophie grub einen Theil des öden Bodens zu einem Garten um, und den andern Theil ließ sie zu einem Akerland bearbeiten. Das Haus war gebaut, aber er bezog es zwei volle Jahre nicht; denn er wußte, daß neu gebaute Häuser der Gesundheit schädlich sind, wenn sie nicht wohl ausgetroknet und gelüftet werden. Dann erst wurden Hausanordnungen getroffen, die gleich beim ersten Eintritte Jedermann gefallen mußten. Ungeachtet Sophie bald gewaschen, bald gebaken, bald gekocht, und bald die Zimmer, oder das Küchengeschirr gereiniget hatte, so erschien sie doch Jedem, der ins Zimmer trat, in einem Anzuge, der von ihrer Reinlichkeit und dem Geschmake an einer einfachen Kleidung zeugte. Ihre und ihres Kindes Kleider verfertigte sie selbst. Abends griff sie täglich nach ihrem Schiebkarren, fuhr die Landstrasse, die nahe beim Hause vorbeiging, auf und ab, sammelte den Dünger und brachte ihn auf ihren Aker, oder in den Garten. Nachts strikte, nähte, oder spann sie bis zehn Uhr. Alle diese Arbeiten verrichtete sie mit einer Pünktlichkeit und Anstrengung, die nur Weibern von ihrem Schlage eigen sind.

Indessen sang Klukum mit einer Stimme, die jeden Nachbar erheiterte, in seiner Werkstätte:

Der Nagel ist mein Brodgeschäft,
Und ist es früh und spät:
Ich hammre, wenn der Haushahn schläft,
Und hammre, wenn er kräht.

Du, lieber Gott, ich bitte dich,
Wenn es an Kraft gebricht,
Verleih sie mir, und stärke mich
Zu meiner Tagespflicht.

Dann sey dir jeder Hammerschlag
Ein kindlich Dankes Lied,
Und ich bin jeden, jeden Tag
Ein muntrer Nagelschmied.

Den Garten und die Aeker besorgte Sophie. Ringsherum pflanzte sie Fruchtbäume von der besten Art. Das Obst verkaufte sie zu Oldenburg, und die Aeker trugen so viel Getreid, daß sie Brod für drei Personen ins Haus schafften. Mit dem Gelde, das sie aus dem Obste lösete, bezahlte sie den Bauersmann, der das Akerfeld bestellte.

Schon nach einigen Jahren wurde das Eisen nicht mehr von Oldenburg geholt, sondern Zentnerweise aus Bremen für ihn zu Schiffe hingeführt; und Klukum ging alle Jahre selbst ein Mal nach Bremen, um mit dem Handelsmanne, dem er zugleich viele Schiffsnägel zuschikte, abzurechnen und neue Verträge zu schließen. In Rastadt lebte ein Mann allein davon, daß er jede Woche die von den Landkrämern bestellten Nägel an die bestimmten Orte trug. Alle Jahre nahm ihr Vermögen zu; und sie sind nun viele Meilen weit die bemitteltsten Leute.

Aber der Mensch kann sich nicht immer an das Joch spannen. Er bedarf der Erholung. Klukum und seine Frau fühlten ihre Jahre und den Mangel an der Körperkraft, die sie von ihrer Jugend an bis auf diese Stunde ihrem mühevollen Tagwerke aufgeopfert hatten. Als er eines Tages sein Abendbrod bei einer Kanne Bier mit ihr unter der Laube im Garten aß, stüzte er den Kopf auf seinen Arm, und sagte: Weib, ich bin müde, und werde es, wenn es so fortgehen soll, von Woche zu Woche mehr werden. Ich dächte, der Edelstein wäre gefunden, von dem mein Vater, als ich noch ein Bube war, so oft gesprochen hat; und der Himmel hat den Fund nach dem Spruche meines Meisters in Oldenburg gesegnet. Wie wäre es, wenn wir die Früchte unsers Fleisses einmal genössen. Wir haben Ursache über Ursache, Gott für seinen Segen zu danken; aber wir haben auch Ursache, uns des Lebens zu freuen, das wir bisher im Schweiße des Angesichtes verlebt haben. Unser Gewissen sagt es uns, daß wir treu und redlich gearbeitet haben. Es würde mich schmerzen, wenn wir nur immer Schäze sammeln, und uns die Freude, sie nach Gottes Willen zu verwenden, versagen wollten. Unsere Tochter ist groß gewachsen. Wir haben uns ihre Erziehung angelegen seyn lassen, und sie hat gelungen. Dank unserm würdigen Pfarrer. Er hat sie das Christenthum mit Wort und That gelehrt; und du hast sie zu einer Hauswirthin gebildet, daß es dich noch jenseits des Grabes freuen muß. Dessen ungeachtet werden wir nie unthätig seyn. Ich werde Meister Nagelschmid, und du sollst Frau im Hause bleiben. Ich will in der Werkstätte nur um hundert Hammerschläge weniger thun, und du sollst ein Paar Stunden des Tages ruhen. Die Frau fand in diesem Gespräche, was ihr Herz mit Sehnsucht erwartete, und willigte mit Freuden ein.

Nach etlichen Wochen gab die Tochter einem Gesellen, der einst des Meisters Lehrjung war, die Hand. Klukum und seine Frau genießen jezt die häuslichen Freuden im vollen Maße, tragen Speisen zu den Hütten der Kranken, und bezahlen die Arzneien für sie, sind die Zuflucht der Nachbarn, die durch Unglüksfälle dürftig geworden sind, unterstüzen Wittwen und Waisen, und Hausarme, die sich um Almosen zu bitten schämen, und verhüllen dabei ihre ausgespendeten Wohlthaten mit dem edlen Christenspruche, daß sie nichts weiter, als ihre Pflicht erfüllen.

Mittel, gefrorne Würste zu retten und ihnen ihren Wohlgeschmak so wie ihre Haltbarkeit wieder zu verschaffen.

Es ist ein sehr bekanntes Mittel, Aepfel und andere Sachen, welche erfroren sind, dadurch wieder gut und eßbar zu machen, daß man sie in kaltes Wasser legt, wodurch dann der Frost so

herausgezogen wird, daß sich rund um den Apfel eine Eisrinde ansezt. Bei erfrornen Würsten kann man das nemliche Verfahren beobachten. Man seze in eine temperirte Stube ein Gefäß mit ganz frischem Brunnen- oder Flußwasser, lege die Würste hinein und lasse sie so lange darin liegen, bis die Eiskruste, welche sich um die Schale ansezt, ebenfalls wieder auf gethauet ist. Hierdurch zieht man den Frost sicher genug aus den Würsten, aber mit dem Froste auch diejenigen Theile, ohne welche sie weder Geschmak noch Haltbarkeit haben. Man muß also suchen, ihnen den Geschmak und die Dauer wieder zu verschaffen. Kostet man die Eiskruste, die sich an der Schale der Würste beim Aufthauen ansezt, so wird man leicht finden, daß sie etwas salzig schmeke, und dieß führte mich auf den Gedanken, daß man den Würsten nach geschehener Aufthauung ihr verlornes Salz wiederzugeben suchen müsse; ich legte also einige in ein Gefäß mit salzigem Wasser, durchstach die Schale mit einer zweizinkigen Gabel an mehreren Orten, und ließ sie einige Tage so liegen. Ich hatte das Vergnügen, zu erfahren, daß diese so behandelten erfrornen Würste sich den ganzen folgenden Sommer gut und schmakhaft erhielten, und kann dieses Mittel mit Zuversichtlichkeit allen den Hauswirthen empfehlen, welchen dieß Unglük widerfahren möchte. F. S.

Eine Art Kitt, um rauchende Oefen zu verstreichen.

Nichts ist besser, als wenn man dazu ordinären, ziemlich diken Syrup nimmt, hierunter recht feinen weißen Sand thut, und dieses durch einander rührt. Mit dieser Masse werden die rauchenden Stellen bestrichen, gehörig eingedrükt und etwas dik aufgetragen. Dieß hindert das Rauchen, springt gar nicht ab, sondern sizt fest und dauerhaft, und wird zulezt so hart wie Stein.

Gebrauch des Buchweizenstrohes.

Im nördlichen Frankreich benüzt man das Buchweizenstroh auf folgende Art: Unmittelbar nach der Ernte, und ehe das Stroh troken geworden ist, verbrennt man es in großen Massen. Gleich darauf klopft und knetet man die Asche mit Stangen und macht sie dadurch so dicht und zugleich so zusammen haltend, wie die Potasche zu seyn pflegt, mit der sie auch alle Eigenthümlichkeiten gemein hat. Durch eine genaue Zersezung derselben hat man gefunden, daß von allen im Handel vorkommenden Salzstoffen die Asche vom Buchweizen am Reichhaltigsten an Alkali ist. Dieß wäre also ein neues Erwerbsmittel für die Einwohner unfruchtbarer Heiden und öder Gegenden.

Unleserliche Schrift lesbar zu machen.

Wenn man sehr altes Papier in die Hände bekommt, auf welchem alle Buchstaben der Schrift durch die Länge der Zeit unkenntlich und unleserlich geworden sind: so darf man nur ein mit Galläpfeln recht gesättigtes, stark abgekochtes Wasser nehmen, mit einem in dieses Wasser getauchten, zarten Haarpinsel die uralte Schrift bestreichen und sie troken werden lassen: und siehe da, man wird nach einigen Stunden die Freude haben, zu sehen, daß die verblichene Schrift wieder eine ziemlich gute, schwarze Farbe bekommen habe. Dadurch wird es also möglich, den Inhalt eines alten Dokuments zu erfahren.

Wie man Branntwein beim Brodbaken gewinnt.

In Friemar bei Gotha und anderwärts gewinnt man jezt den Branntwein blos aus Broddünsten. Es wird an der Seite des Bakofens eine Oeffnung angebracht, in der, nachdem der Teig in den geheizten Ofen gebracht ist, und alle andere Oeffnungen des Ofens luftdicht verschlossen sind, eine Röhre befestigt wird, in welche nun alle aus dem zu bakenden Teige aufsteigende Dünste getrieben und durch einen Kühlungs-Apparat in eine geistige Flüßigkeit verwandelt werden, bei der für den Werth des Brodes gar nichts verloren geht, vielmehr dasselbe nur noch, durch die Ableitung der sauern Dämpfe, gesunder wird. — Auch in Leipzig hat man bei der Bäkerei der dortigen Armenanstalt, vor einigen Jahren, Branntwein auf solche Weise gewonnen, der offenbar weniger Fusel hatte, als anderer.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Was man zu einem Kriegsschiffe braucht.

Der Leser wirds nicht glauben, aber es ist doch wahr. Nemlich in England, wenn man ein Schiff bauen will, so 100 Kanonen führen soll, sieht man vor Allem, wo man tausend Eichen herkriegt, aber es müssen schöne und starke seyn. Weiter aber, so muß man beim Kaufmann fragen, ob er 200,000 Pfund Eisen habe, oder bis wann er's anschaffen könne. Aber das Tuch zu den Segeln will gesponnen seyn, 6500 Ellen, und wenn man's vom Weber hat, so geht's zum Seiler, und der muß brav hinter sich gehen, wenn er die 164,000 Pfund Seile zur rechten Zeit liefern will, und dann überschmiert man sie erst noch mit Theer, und langt nicht unter 36,000 Pfund. So ein Schiff hat aber auch ein Gewicht von 50,000 Centnern, ohne was die vielen Menschen darauf wägen, und die Lebensmittel, Spek, eingesalzenes Fleisch, Erbsen, Linsen, Mehl, Sauerkraut und das Holz zum Kochen und das Wasser zum Trinken und zum Waschen und noch Vieles, ohne das Pulver und Blei. Das ist ja wohl erstaunlich; aber über was man sich noch weit mehr wundern muß, das ist, daß so ein schweres Schiff auf dem Meere so leicht hinfliegt, wie der Vogel in der Luft, und wohin der Mensch es haben will.

Wenn aber Einer alle Handwerke mit einander verstände, so brächte er doch nie so ein Schiff in Stand. Warum? wenn man ihm Zeit genug liebe? da sizt's eben. Denn ehe er mit dem vierten Theil fertig würde, könnte er keine Axt mehr heben und keinen Hobel mehr führen; sondern man müßte zum Schreiner schiken, er soll kommen und soll ihm Etwas anmessen, nemlich einen Sarg, sintemal Ein Mensch 480 Jahre daran zu arbeiten hätte. Also gesezt, es hätte einer angefangen Anno 1400, ehe man noch Bücher druken lernte, und wo man noch 92 Jahre lang nichts von Amerika wußte, so wär' er heute noch nicht fertig. Aber 480 Menschen werden fertig in einem Jahr, wenn sie ordentlich arbeiten, und nicht zu oft vom Geschäft weglaufen zum Bier, oder nicht alle 3 Minuten einander eine Prise anbieten, wie's manchmal die Handwerksleute machen.

Wenn so ein Schiff untergeht, ist ein schönes Geld hin, und es gibt keine theurere Waare in der Welt, als eine Seeschlacht, (davon konnte der Kaiser Napoleon eines und das andere Liedlein singen;) und ist erst nicht viel Plaisir dabei, sonderlich für Den, der sie verliert. Aber das ist nicht einmal das Aergste, daß das viele Geld umsonst ausgegeben ist, sondern daß so manches edle Menschenleben mit d'raufgeht.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.

Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. C. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
III. Jahrgang. Nro. 8. 20. Februar 1836.

Inhalt: Welche Substanzen düngen und welche verbessern die Felder? — Der Gebirgsbauer bei Florenz. — Schafhut in Brasilien. — Zu erkennen, ob die Farben der Tücher und Zeuge ächt sind, oder ob sie verschießen.

Welche Substanzen düngen und welche verbessern die Felder?

Um diejenigen Stoffe, welche ein Feld zu düngen oder dasselbe nur zu verbessern im Stande sind, mit einiger Gewißheit angeben zu können, scheint es erforderlich zu seyn, vorher genau zu bestimmen, was man

1) unter dem Düngen, und
2) unter dem Verbessern eines Feldes oder Landes zu verstehen habe.

Ein Feld düngen heißt, demselben solche Stoffe oder Materialien zuführen, welche den auf dem Felde wachsenden Pflanzen Nahrung darzureichen vermögend sind. Dungmittel sind also solche Mittel, welche die eigenthümlichen Stoffe enthalten, wovon die Pflanzen leben und gedeihen können.

Ehe wir nun den zweiten Begriff, nemlich das Verbessern eines Feldes, zu erklären unternehmen, wollen wir ganz kürzlich diejenigen Stoffe suchen kennen zu lernen, die die Pflanzen zu nähren vermögend sind, weil es uns dann ein Leichtes seyn wird, aus dem Vorhergegangenen zu bestimmen, was es heiße: ein Feld verbessern.

Von der Nahrung der Pflanzen.

Die vorzüglichsten Stoffe, die als Nahrung der Pflanzen angesehen werden können, sind: das Wasser, die Kohle, die Erden und die Salze.

1) Das Wasser.

Daß das Wasser einer der wichtigsten Bestandtheile der Pflanzen sey, ist eine unbezweifelte Sache. Dieses und weil in Ermangelung alles Wassers die Pflanzen nicht nur das Wachsthum verlieren, sondern völlig eingehen, erweiset sehr deutlich, daß es zur Nahrung der Pflanzen wesentlich erforderlich sey. Jede besondere Pflanzen-Art enthält mehr oder weniger Wasser, aber die meisten enthalten davon eine ziemlich beträchtliche Menge. Das Gras verliert, wenn es zu Heu gemacht wird, über zwei Drittel an Gewicht. Dieser Gewichtsverlust ist blos in dem Abgange des Wassers zu suchen, welches durch die Sonne und durch die Luft verdunstet wird. Eine Sonnenblumenpflanze, die 48 Unzen wog, verlor nach Doktor Hales Versuchen bei einer dreißigtägigen Abtroknung an der Luft 36 Unzen. Das Wasser hatte also drei Viertel ihres ganzen Gewichts betragen. — Ehedem glaubte man, daß das Wasser die einzige Nahrung der Pflanzen sey, und stüzte sich deßhalb auf Versuche, die diese Meinung sehr zu bestärken schienen. Vor allem Andern verdient der Helmontische Versuch einer Erwähnung, nach welchem der Stamm einer Weide von fünf Pfund in ein irdenes Gefäß, das mit einem bestimmten Gewicht einer im Ofen getrokneten Erde angefüllt worden, gesezt und in die Erde gesenkt wurde. Dieser Stamm, welchen man theils mit Regenwasser, theils mit destillirtem Wasser begoß, wog nach fünf Jahren 164 Pfund mehr, als zur Zeit seiner Einpflanzung, ungeachtet die Erde nur 4 Loth ihres vorigen Gewichts verloren hatte. Nun ist zwar der Weidenbaum einer von denen, die sehr viel wässerige Theile enthalten, daß er aber auch von andern Theilen genährt sey, kann aus obigem Versuche nicht widerlegt werden. Denn es entsteht vorerst die wichtige Frage: ob die Erde zur Zeit des Einsenkens und Herausnehmens einerlei Grad der Trokenheit gehabt habe? als

worauf man keine Rüksicht genommen hat. Ferner ist der Weidenstamm nach und nach mit einer solchen Menge Regenwasser begossen worden, woraus man sogar durch Rechnung darthun kann, daß ihm durch dieses Wasser, wovon jedes Pfund gewöhnlich $\frac{1}{3}$ Gran Erde enthält, ohngefähr in fünf Jahren so viel Erde zugeführt worden seyn muß, als er am Gewicht mehr zugenommen hatte.

Das Wasser ist aber nicht blos als Wasser, sondern auch in anderer Rüksicht als ein Nahrungsmittel der Pflanzen anzusehen. Es ist allgemein bekannt, daß die Gewächse des Tags über Lebensluft, die man auch dephlogistisirte Luft oder Sauerstoffgas nennt, von sich geben; und eben so bekannt ist es gegenwärtig auch, daß diese genannte Luftart einen von den beiden Bestandtheilen des Wassers ausmacht. Der andere Bestandtheil des Wassers ist der Wasserstoff oder die Grundlage der sonst sogenannten brennbaren Luft. Da die Gewächse nur am Tage, nicht aber des Nachts Lebensluft von sich geben, und da man nicht bemerkt hat, daß sie auch Wasserstoffgas (brennbare Luft) ausdünsten, so folgert man mit Recht, daß das in den Gewächsen befindliche Wasser vom Licht in seine beiden Bestandtheile zerlegt werde. Die Lebensluft geht in die Atmosphäre über und verbessert dieselbe; der Wasserstoff aber bleibt in den Pflanzen zurük, und bildet die öligen, harzigen und gummigen Pflanzen-Produkte. Hieraus sieht man, daß ein Gewächs eine Menge Oel liefern kann, ohne daß das Oel zuvor in der Erde zu seyn braucht, weil sich die Oele aus dem einen Bestandtheile des Wassers erzeugen.

2) Die Kohle.

Zunächst dem Wasser ist die Kohle ebenfalls ein Hauptnahrungsmittel der Pflanzen. Jede Pflanze, wenn sie langsam oder besser, wenn sie unter Ausschließung der atmosphärischen Luft verbrannt wird, gibt einen reichlichen Rükstand an Kohle, oder, wie man auch sagt, Kohlenstoff. Bei einer Verbrennung der Pflanzen unter dem Zutritt der atmosphärischen Luft bleibt endlich nur Asche, aber keine Kohle zurük. Dieß rührt daher, weil ein Theil der atmosphärischen Luft, nemlich die Lebensluft, sich mit der Kohle verbindet, und als fixe Luft (auch Luftsäure oder Kohlen-Säure) davon geht. In verschlossenen Gefäßen können daher die Gewächse nur verkohlt, aber nie in Asche verwandelt werden. Die Kohle oder der Kohlenstoff wird in großer Menge in dem verfaulten Miste angetroffen, und hierin allein liegt die Dungkraft des Mistes, nicht aber in den öligen, schleimigen oder salzigen Theilen desselben, wie man ehedem und im Allgemeinen wohl noch jezt glaubt. Die Natur hat Mittel, den Gewächsen die Kohle geradezu während der Vegetation zuzuführen, theils läßt sie auch die Lebensluft mit der Kohle sich verbinden, woraus die fixe Luft gebildet wird, die als solche in die Pflanzen übergeht, zur Nachtzeit aus den Gewächsen zum Theil entweicht, aber auch wieder in das Feld zurükkehrt, weil sie von der Kalkerde immer wieder angezogen wird. Oben ist gesagt worden, daß das Wasser in den Pflanzen von dem Tageslicht in Wasserstoff (brennbare Luft) und Lebensluft (Sauerstoffgas) zersezt werde. Und es ist also leicht möglich, daß ein Antheil dieser Lebensluft rein, ein anderer Theil aber mit Kohle verbunden, als fixe Luft, *) jene des Tages und diese der Nacht über aus den Pflanzen entweiche. Je fruchtbarer eine Erdart ist, desto mehr Kohle enthält sie. Man nehme zum Beispiel einige Akererden von verschiedener Fruchtbarkeit, weiche sie in Wasser ein, so wird die fruchtbarste das Wasser am Meisten färben. Raucht man ein solches gefärbtes Wasser ab, so ist der Rükstand Kohle, und man bekömmt diese in desto größerer Menge, je stärker das Wasser gefärbt war.

Es scheint aber, daß die Kohle noch einiger Vorbereitung von der Natur bedürfe, ehe sie eine Pflanzennahrung abgeben kann, und es ist wahrscheinlich, daß die Kohle, welche die Mistarten enthalten, auf besagte Weise präparirt sey. Deßwegen ist das Düngen mit Mist noch wirksamer, als das Düngen mit bloßen Kohlen, ungeachtet auch diese nicht ohne Vortheil angewendet werden. Es

*) Denn Kohle, mit Lebensluft verbunden, ist fixe Luft, die, wie schon erwähnt, auch Luftsäure oder Kohlen-Säure heißt.

ist glaublich, daß der Kohlenstoff, welchen der Mist enthält, mit einem Antheil Lebensluft, die während der Verwesung hinzutritt, sich verbindet, aber nicht als Luftsäure davon geht, wie es bei dem Verbrennen der Kohle sich verhält, sondern mit den übrigen festen erdigen Theilen des Mistes und vorzüglich mit der Kalkerde verbunden bleibt.

Außer dem, daß alle Mistarten einen reichlichen Antheil Kohle enthalten, und solche den Gewächsen zuführen, so werden dieselben auch auf noch andere Weise mit dem genannten Nahrungs-Stoffe versorgt. Die rohen Kalkarten führen die fixe Luft (die aus reiner Kohle und Lebensluft besteht) in Menge bei sich, ja, wenn sie davon entblößt sind, saugen sie selbe aus der Atmosphäre wieder in Menge. *) Ein Beispiel gibt der gebrannte Kalk, der bald an der Luft wieder zerfällt und an Gewicht beträchtlich zunimmt. Denn durch das Brennen wird die Luftsäure (Kohlen-Säure) davon getrieben, die er aber, indem er an der Luft zerfällt, wieder in sich saugt, und folglich eine Gewichtsvermehrung erleiden muß. Die Akererde, und vorzüglich die darin enthaltene Kalk-Erde zieht also wechselsweise die fixe Luft in sich, und sezt sie wieder an die Gewächse ab. Die Natur erleichterte dieses Anziehen der fixen Luft auch ungemein dadurch, daß sie der erwähnten Luftart eine größere Schwere oder eigenthümliches Gewicht als den übrigen Luftarten gab. Vermöge dieser größern Schwere hält sich diese Luftart immer zunächst der Erdoberfläche auf, und kaum hat sie sich aus den Pflanzen während der Nacht entbunden, so wird sie auch schon wieder von dem Erdreich selbst, in dem diese Pflanzen wachsen, eingesogen. Sie kann aber nur dann wieder desto besser von der Erde eingesogen werden, je mehr Kalkerde darin angetroffen wird. Mangelt es aber an dieser Erdart, so wird ein großer Theil Kohlensäure, oder dieselbe wohl gänzlich von dem Winde davon getrieben werden, welches zum großen Nachtheil der Fruchtbarkeit des Feldes geschehen muß. Es ist also wichtig, das Land nie Mangel an dieser Erde leiden zu lassen.

*) Dieß ist auch der Nuzen der Brache. Es verdient aber kaum einer Erwähnung, daß es besser sey, das Feld zu benüzen, und nicht brach liegen zu lassen, wenn man ihm den Kohlenstoff auf andere Weise zuführen kann. Der Einwand, daß nur gute Felder das neue System zulassen, ist von keiner, oder nur selten von Erheblichkeit, da wir gegenwärtig so viele Mittel in Händen haben, schlechte Felder in gute zu verwandeln.

3) Die Erden.

Jedes Gewächs, das zerlegt wird, hinterläßt einen Rükstand, welcher erdiger Natur ist. Gewöhnlich ist es Kalkerde, Kieselerde und Thonerde. Das Verhältniß dieser Erden ist in verschiedenen Pflanzen ebenfalls sehr mannigfaltig. So erhält man z. B. aus 100 Theilen ausgelaugter Asche von Weizen 48 Theile Kieselerde, 37 Theile Kalkerde und 15 Theile Thonerde, da hingegen eben so viel ausgelaugte Asche von Kartoffeln 4 Theile Kieselerde, 66 Theile Kalkerde und 30 Theile Thonerde liefert. Ohne Zweifel tragen die in unendlichen Verhältnissen den Pflanzen beigemischten Erdarten zu der Mannigfaltigkeit der Gewächse das Ihrige bei, und es ist vielleicht nicht ungereimt, anzunehmen, daß eine Fruchtart schlecht gerathen müsse, wenn der Aker Mangel an derjenigen Erdart leidet, die vorzüglich zu den Bestandtheilen eines Gewächses erfordert wird. Ist es wahr, daß die Kartoffel, was die Erden anbetrifft, sich vorzüglich von der Kalkerde nährt, so würde diese Fruchtart auch bei dem häufigsten Dünger nicht gerathen können, wenn der Aker sowohl, als der Dünger nichts von der Kalkerde enthielten. Man wird aber wohl nie oder doch gewiß sehr selten einen Dünger oder eine Erdart antreffen, worin nicht alle oben genannten Erdarten zugleich enthalten wären, und deßwegen können die Kartoffeln nicht so leicht fehl schlagen. Bisweilen aber kann es doch geschehen, daß ein Aker, wo nicht gänzlich, doch ziemlich von einer oder der andern Erdart entblößt ist, und in diesem Falle ist es ausgemacht, daß die Hinzubringung dieser fehlenden Erdart nebst dem Düngen mehr hilft, als das reichlichste Düngen allein. Folglich liegt der Nuzen, daß man einen harten Boden durch das Düngen mit Sand auflokert oder einen leichten Boden mit Thon bindet, nicht allein darin, daß die Textur oder die Dichtheit des Landes verändert wird, sondern daß man auch den Pflanzen wirklich näh-

rende Theile zuführt. Gelingt es erst den Oekonomen, diese Kunst in ihrer ganzen Vollkommenheit auszuüben, so werden sie auch von dem vollkommensten Akersystem nicht weit entfernt mehr seyn. Hierzu wird aber nothwendig erfordert, daß man mit chemischer Gewißheit das Verhältniß der einfachen Erden in einer gemischten Akererde anzugeben im Stande sey.

Im Verhältniß gegen die Kohle und das Wasser enthalten die Gewächse wenig Erde. Eichenholz hat z. B. etwas mehr als ein Prozent und Wiesenklee $4\frac{7}{10}$ Prozent.

Unter allen Erdarten kann die Kalkerde den Pflanzen am Leichtesten zugeführt werden, weil sie im Wasser auflöslich ist. Die Kieselerde und Thonerde hingegen können vom Wasser nicht so leicht aufgelöst und den Pflanzen zugeführt werden. Was aber das Wasser nicht bewerkstelliget, kann durch Salze geschehen, die aller Orten und auch in den Pflanzen angetroffen werden.

4) Die Salze.

Die Salze hält man gewöhnlich nicht sowohl für eine Nahrung als vielmehr für ein Gewürz oder Verdauungsmittel der Gewächse. Indessen glaube ich einen nicht unwichtigen Grund vor mir zu haben, vermöge welchen ich sie ebenfalls für eine eigenthümliche Pflanzennahrung glaube halten zu können. Wären sie nicht als eigenthümliches Nahrungsmittel eines oder des andern Gewächses anzusehen, so würden sie nach meiner Meinung den Pflanzen nicht so regelmäßig beigemischt seyn, sondern es würde einem Gewächs bald diese, bald jene Salzart, bald in diesem, bald in jenem Verhältnisse beigemischt seyn. Dieß ist aber nicht der Fall.

1000	Pfund	Erdrauch	geben	79	Pfund	Salz
—	—	Wermuth	—	73	—	—
—	—	Sonnenblumenstengel	—	20	—	—
—	—	Stengel vom türk. Weizen	—	$17\frac{1}{2}$	—	—
—	—	Weinreben	—	$5\frac{1}{2}$	—	—
—	—	Farrenkraut	—	$4\frac{1}{4}$	—	—
—	—	Ulme	—	4	—	—
—	—	Weiden	—	$2\frac{4}{5}$	—	—
1000	Pfund	Buxbaum	geben	$2\frac{1}{4}$	Pfund	Salz
—	—	Eiche	—	$1\frac{1}{2}$	—	—
—	—	Buche	—	$1\frac{1}{4}$	—	—
—	—	Aspe	—	$\frac{3}{4}$	—	—
—	—	Tanne	—	$\frac{1}{2}$	—	—

Diese Verhältnisse sind, im Ganzen genommen, sich immer ziemlich gleich, und es scheint z. B. das Salz, welches größtentheils Pottasche ist, zur Bildung des Erdrauchs und Wermuths, die eine so große Menge davon enthalten, eben so nothwendig zu seyn, als Kohle und Erde. Wenigstens ist es nicht wahrscheinlich, daß Wermuth gebildet werden könne, wenn dieses Kraut nicht den Stoff antrifft, aus dem die Pottasche erzeugt wird. Und Alles, was zur Bildung eines Gewächses beiträgt, kann ohne Zweifel als Nahrung desselben angesehen werden.

Auch gibt es Pflanzen, die ein oder das andere Salz immer bei sich führen, wovon der Weizen ein merkwürdiges Beispiel ist, indem er der Regel nach immer eine gewisse Quantität phosphorsaurer Kalkerde (Knochenasche) *) in seiner Mischung enthält. Auf dergleichen Umstände sollte der Oekonom fleißig Rükficht nehmen und seinen Dünger darnach einrichten. Denn es ist wahrscheinlich, daß das Weizenkorn sich nicht vollkommen bilden könne, wenn es der Erde an dem genannten Stoffe fehlt. Aus dieser Ursache sollte die Mistjauche allezeit auf solche Felder gebracht werden, die zum Ertrag des Weizens bestimmt sind, weil diese thierische Flüssigkeit viel Phosphorsäure enthält, die sich mit der Kalkerde des Bodens zu phosphorsaurer Kalkerde verbinden, und in die Mischung des Weizens übergehen kann. Bei dieser Gelegenheit ist nichts natürlicher, als daß sich mir der Gedanke aufdringen muß, daß der Brand im Weizen vielleicht von nichts Anderm herrühre, als von einem Mangel des Akers an phosphorsaurer Kalkerde. Wenigstens wäre es mit Einemmal erklärbar, wie durch das Einkalken des Weizens (wozu Kalk- und Mistjauche genommen wird) der Brand verhütet werden könne. Bei dem Einkalken verbindet sich nemlich die Phos-

*) Die Knochen bestehen aus Kalkerde und aus Phosphorsäure.

phorsäure, die in der Jauche ist, mit der Kalkerde, wodurch denn das Weizenkorn mit den phosphorsauren Kalktheilchen versehen wird, die zur vollkommenen Bildung desselben erforderlich sind. Man versuche es nur, und es werden sich bei dieser Meinung alle Phänomene leicht erklären lassen. Wäre dieselbe gegründet, so brauchte man den Weizensamen nur in Mistjauche einzuweichen, sobald das Feld selbst eine hinlängliche Quantität Kalkerde enthielt. Oder man dürfte das Feld nur mit Knochenasche düngen, um den Weizen vor jener Krankheit zu bewahren. In der That scheint es der Mühe werth zu seyn, über diese Meinung einige Versuche anzustellen, und jeder Freund der Landwirthschaft wird es Dem Dank wissen, der die Bestätigung oder Widerlegung dieser so wahrscheinlichen Hypothese zum Gegenstand seiner Untersuchung machen wird.

Nachdem wir dieses vorausgeschikt haben, wird es leicht seyn, zu bestimmen, durch welche Stoffe ein Feld gedüngt werden könne. Alle Stoffe nemlich, die dem Felde solche Substanzen zuführen, welche die Nahrung der Pflanzen ausmachen, als: Wasser, Kohl, Erde und Salze, müssen als Dungmittel und nicht als Verbesserungsmittel angesehen werden. Aber alle Materialien, die nur immer aufs Feld gebracht werden können, enthalten einen oder den andern der vorigen Stoffe, und man kann also im Allgemeinen mit Recht behaupten, daß da, wo außer unzersezbaren Stein-Arten dem Aker etwas mitgetheilt wird, wodurch sich seine Tragbarkeit verbessert, allemal eine wirkliche Düngung und keine bloße mechanische Verbesserung des Bodens Statt findet.

Folglich wird der Aker durch alle erdenkliche Arten von Mist, durch alle thierische und vegetabilische Abgänge, wenn sie auf den Aker gebracht werden, gedüngt. Selbst das Mergeln der Aeker ist eine Düngung, so wie auch die Verbrennung der auf der Oberfläche befindlichen Wurzeln oder Stoppeln, indem durch ersteres eine dem Aker mangelnde, aber zur Nahrung der Pflanzen erforderliche Erde, durch lezteres aber eine Menge Kohle dem Boden zugeführt wird. Dem Eingange dieses Aufsazes gemäß möchte man wohl eine Specification aller Substanzen erwarten, durch die dem Aker nährende oder düngende Theile zugeführt werden. Allein ich glaube, daß für Kenner die bloße Hindeutung völlig hinreichend sey, und ich will nur noch mit Kurzen sagen, daß man unter der bloßen Verbesserung eines Bodens im Gegensaze des Düngens, nur die mechanische Bearbeitung des Feldes, welche durch Pflügen, Graben, Eggen, Walzen, durch Grabenstechen u. s. w. bewerkstelliget wird, verstehen könne, da man bisher dem Verbessern des Feldes eine ausgedehntere Bedeutung beigelegt und auch viele Dinge darunter begriffen hat, die mit mehrerem Rechte zu dem Düngen selbst gezählt werden können.

Der Gebirgsbauer bei Florenz.

Der Bauer hat gewöhnlich ein Paar schöne Ochsen, die jeder 50 bis 60 Thaler kosten; die größern und reichern Bauern haben wohl noch Pferde und Maulesel, welche die kleinen Karriolen und Wagen zur Stadt ziehen, und auf steinigen Wegen den Pferden weit vorzuziehen sind. Auch der Pöbel der Zugthiere, die Esel, sind in Menge hier. Die Ochsen haben meist die ungarische Silberfarbe, aber einen breiteren Bau bei kleinern Hörnern. Büffel sieht man wenige. Sie ziehen viel mehr, halten auch weit länger aus als die Auerochsen, haben aber ein weit schlechteres Fleisch, und darum sind sie wohl in den meisten Ländern von diesen verdrängt worden. Die Wohnung des Bauers ist meist zierlich, mit Ziegeln gedekt und gemauert, oft mit Fenstern, aber eben so oft blos mit hölzernen Läden, die nur bei schlimmem Wetter und zur Nachtzeit geschlossen werden. Gleich im Eingange ist das gewöhnliche Zimmer mit einem Kamin, der zugleich zur Küche und zum Ofen dient, und wo man bei kaltem Wetter sogleich Feuer anmacht und sich in der Runde herum sezt. Zur Seite dieses Einganges sind dann mehrere Zimmer, die das gewöhnliche Wirthschafts- und Hausgeräth, und Manches, was zum Aker- und Weinbaue gehört, ent-

halten und zu Schlaf- und Vorrathskammern dienen. An einem andern Ende sind Ställe für Rinder, Ochsen, Pferde, Schweine und Federvieh, größer oder kleiner nach dem Bedürfnisse oder Vermögen eines Jeden. Oben endlich ist noch Raum für Heu, Holz, getroschenes Korn und andere Sachen. Das wenige Korn, welches sie bauen, schlagen sie gleich aus und sezen das Stroh in Miethen, oder sie sezen auch das abgeerntete Korn in Miethen und schlagen es im Herbste erst aus. Die Strohmiethen sind rund um eine Stange gesezt, und werden oben mit einem Dache von ausgeflochtenem alten Strohe oder Rohr sehr nett gedekt, damit der Regen nicht viel schaden könne.

Die Tracht ist, wie allenthalben in Italien, Hosen, Westen, Jaken; selten sieht man einen Rok oder Kittel, wohl aber bei schlimmem Wetter eine Art Mantel oder Regenschirm. Die Farben sind meistens grau und braun, seltner blau; die Strümpfe gewöhnlich weiße baumwollene und zwirnene, wozu sie schwarze und braune Schuhe mit Bändern tragen. Bei ihrer Feldarbeit gehen sie jezt noch alle barfuß. Die Bäuerinnen alltäglich sehen wie die unsrigen aus, doch etwas zierlicher, weil sie weissere Strümpfe, bunte Schürzen und nettere Köpfe ohne Hauben zur Schau tragen. Ihr Haar flechten sie gewöhnlich in mehrere Flechten, die sie hängen lassen oder in einem Zirkelreifen aufsteken, darauf sezen sie einen Hut, wie den Dekel eines Bienenkorbes, die hohle Weite oben und die Seitenränder wie Flügel empor stehend. Dieser Strohhut scheint auf dem gedrechselten Köpfchen nur leicht zu schweben und ist mit einem bunten Bande umwunden und mit Blumen aus Federn und einigen glänzenden Zitternadeln geziert. Eben so tragen die Männer gewöhnlich Strohhüte, weiße und schwarze, die sie sich selbst machen. Die Mädchen und Weiber sehen in ihrer bunten Tracht und dem gewaltigen Hute drollig genug aus, wenn sie, drei vier auf einen Baroccio gepakt und von einem Rosse oder Maule gezogen, an festlichen Tagen zur Stadt kommen. Auch ihr Jüpchen und Rok ist recht zierlich und mit tausend Flittern und Bändern um Arme und Schultern geziert. Stiefeln habe ich noch bei keinem Bauer gesehen; sie reiten, fahren, und gehen in Schuhen, und tragen allenfalls die Akerstiefeln oder Steigbügelstrümpfe, wie sie sie nennen, aus dik gesponnener Wolle oder Filz. Stiefeln sind überall eine seltene Art und selbst Signori reiten in Schuhen in Stadt und über Land, und halten oft mit der einen Hand einen mächtigen Sonnen- und Regenschirm, während die andere die Zügel regirt. Wie ich nun die Bauern geschildert habe, so ungefähr ist die Klasse der Handwerker, die auf dem Lande entweder in einzelnen Häusern oder in Fleken und Dörfern wohnen, die Schuster, Weber, Schneider, Schmide und Andere, die kleine Gewerbe treiben, als: Hökerei und Schenkwirthschaft.

Ueberall aber entgeht einem die Bemerkung nicht, die über die Weinländer eine alte ist, daß nur die großen Besizer reich werden, die untern Arbeiter und Bauern selbst, die keinen langen und großen Verlag machen können, hingegen ärmer sind, als die Kornbauern auf der Ebene. So gut und zierlich auch einzelne Wohnungen und Dörfer sind, so gut auch meistens ihre Kleidung seyn mag, und so sehr sie sich ihrer Regirung rühmen, so leuchtet es doch Jedem ein, daß sie nicht fett leben und selten Fleisch, Milch und nahrhaftere Speisen haben, sondern von Brod und leichten Suppen und von Früchten leben müssen. So wird die Jugend aufgefüttert, und so leben die Jünglinge und Männer fort. Was Wunder dann, daß man meistens (freilich wohl gebauete und gebildete, aber) nicht starke Körper erblikt. Es ist hier gerade ein umgekehrtes Verhältniß zwischen dem Städter und Landmanne; denn der erste zeichnet sich durch einen markigern und stärkern Bau aus. Die sicherste Probe sind die Soldaten, die doch meist aus den Bauern ausgelesen sind.

Der Anbau der Berge ist äußerst mühsam, man kann mit dem Pfluge wenig ausrichten, Hake und Spaten müssen das Beste thun. So erfordert der Wein- und Oelbau unbeschreibliche Geduld und Arbeit. Ich finde hier noch ganz den alten Virgil wieder. Auf den höhern Bergen stehen Oel- und Feigenbäume, Sorben, Giuggiolen mit Reben gemischt; doch ist der Weinbau mehr an den Mittelbergen, wo seine Stüzen, die Ahorne

und Ulmen, erst wachsen. Diese sind in Reihen gepflanzt, die gewöhnlich Zwischenräume von 10 bis 12 Ellen haben, worein man Getreide säet, und Kohl, Rüben, Artischoken und andere Gewächse, zieht. Eben so ist es tiefer in den Thälern, wo die Zwischenräume noch weiter sind und noch mehr zum Kornbaue benützt werden. Hier unten müssen dann die Stiere das Beste thun, doch bleibt Hake, Spaten und Schaufel noch nothwendig, weil der Weinstok ein mildes Land verlangt und der Boden sehr lettig und schwer ist. Sie halten gewöhnlich tief ein mit ihren Pflügen. Der Akerbau ist zwar in Aufnahme, reicht aber doch für das Bedürfniß nicht hin. Wein und Oel wird mehr gebauet und ausgeführt. Die florentiner Weine sind freilich nicht stark, aber sehr lieblich von Geschmak, wenn sie alt werden, und sie gehören zu den gesundesten von Italien. Das Oel gibt an manchen Stellen dem von Lukka an Güte und Wohlgeschmak wenig nach, kann aber nicht in solcher Menge ausgeführt werden, weil das Land nach Verhältniß weniger baut. Die Baumfrüchte, woran vielleicht keine Provinz Italiens reicher ist, müssen den Mangel des Korns häufiger erlezen, die Ausfuhr davon ist also auch nicht beträchtlich.

Schafhut in Brasilien.

Um eine Heerde von 1000 Stük zu hüten, reichen 2 Hirtenhunde hin. Diese werden auf folgende Art aufgezogen: Sobald sie geworfen sind, werden die Lämmer von Mutterschafen geschlachtet und die jungen Hunde zu selbigen gethan, welche nun von den Schafmüttern gesäugt und für Lämmer gehalten werden. Auch die Hunde, wenn sie die Augen öffnen, und ihre Wohlthäterin sehen, gewöhnen sich, diese als ihre Mutter zu betrachten, und spielen nun mit den übrigen Lämmern, als wären selbige ihres Gleichen. So werden sie nun, indem sie immer bei diesen Schafen bleiben, unzertrennliche Genossen derselben. Junge Lämmer, welche der Heerde etwa nicht sogleich folgen können, werden von diesen treuen Hunden in Schuz genommen, und öfters im Munde der Heerde nachgetragen. Weder ein reißendes Thier, noch ein unbekannter Mensch darf sich der Heerde, ohne von jenen Hunden auf das Grimmigste angefallen zu werden, nähern.

Zu erkennen, ob die Farben der Tücher und Zeuge ächt sind, oder ob sie verschießen.

Alle Farben nebst ihren Schattirungen sollen nicht nur ein lebhaftes frisches Ansehen, sondern auch die erforderliche und feste Dauer haben. Unächte Farben fallen gemeiniglich viel schöner ins Auge als ächte; erstere aber verlieren bald ihre Schönheit.

Man hat zweierlei Mittel, die Aechtheit der Farbe zu prüfen, ein natürliches und ein künstliches.

Die natürliche Farbeprobe besteht darin, daß man das gefärbte Zeug der Luft, dem Regen und dem Sonnenschein aussezt. Hält die Farbe zwölf Tage darin aus, ohne sich zu verändern, so ist sie ächt; wird aber durch dieses natürliche Mittel während dieser Zeit eine merkliche Veränderung verursacht, so ist sie unächt.

Die künstliche Farbeprobe ist nach Verschiedenheit der Farben dreifach.

1) Die Farbeprobe für Carmoisin, Scharlach, Leibfarbe, Violett, Ponceau, Pfirschenblüte, die verschiedenen Gattungen von Blau und andere mit diesen verwandte Farben, macht man mit Alaun. Man läßt ein halb Loth Alaun in einem Topfe mit einer Maß Wasser kochen, thut alsdann das Probestük von der gefärbten Waare dazu, von wollenem Garn nimmt man ungefähr ein Quentchen und von Tuch ein vierekiges Stükchen etwa zwei Finger breit. Dieses muß ungefähr noch fünf Minuten kochen, worauf man es in reinem Wasser auswäscht.

2) Gelb, Grün, Zimmetbraun und ähnliche Farben werden mit Seife probirt; man läßt ungefähr zwei Quentchen geschabte Seife in einer Maß Wasser kochen und verfährt wie bei der Alaunprobe.

3) Für alle Farben, die ins Gelbe fallen, nimmt man Weinstein und verfährt wie bei den vorigen Proben.

Nützliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Schilderung des Akerbaustandes.

Es erlaubt wohl selten ein Stand so viel Vergnügen, so viel Zeit zu den edelsten Beschäftigungen, als der des Akerbaues. Der Gewinn ist freilich nicht groß, aber fast immer gewiß. Die Arbeit ist die nüzlichste, die unschuldigste, und wenn sie nicht übertrieben wird, die gesündeste von allen. Der Garten gibt die Gemüse, und mästet die Thiere. Der Stall gibt dem Felde die Frucht, und dem Tische Milch und Butter. Der Flachs gibt die Kleidung, der Hof die Braten und Lekereien, der Aker das Brod. Kurz, den Stand des Akerbaues kann man sehr hoch stellen; denn der Akerbauer ist Monarch in seinem Hause, und schikt allen Kammern seine Befehle zu. Seines Reiches Grenzen sind die Dachkränze; aus des Feldes Markgrafschaft ziehet er der Ernte Zölle und Gefälle, und sammelt sich einen Schaz für die Zukunft, führt Krieg mit dem Rattengesindel und mit den freibeuterischen Spazen. Er hat seines gedielten Bodens Freiheit, seine ehelichen Reichsverhandlungen, seiner Kinder Kurzweil. Aus der Wiege schallt die Kapellmusik, und um den Spieltisch herum sizen die kleinen Kammerheeren. Das Gesinde ist sein Bürger- und Bauernstand, Kazen und Hunde seine Hofknechte, Fliegen und Mäuse seine Schmarozer, Ochs und Esel die Vasallen. Er beherrscht seines Pferdes Akerpostkauf, der Nachbaren Bündniß, die Holzgerechtigkeit seiner Giebelfestung, sein schlafkämmerliches Zeughaus, und befiehlt über Haus und Hof, Kleidung, Tisch, Weib und Kind.

Bücher-Anzeigen.

Bei J. Ebner in Ulm ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Confirmationsscheine, 100 verschiedene nach den Verhältnissen der Confirmanden für den Gebrauch der evangelischen Kirche, auf doppelfarbigem und weißem Papier. 12. Preis 30 kr.

Allen Geistlichen, welche am Tage der Confirmation ihren Schülern noch ein schönes Andenken an den früher genossenen Unterricht und an das glükliche Verhältniß, in welchem Lehrer und Schüler standen, übergeben möchten, können obige Confirmationsscheine, die sich vor vielen andern durch ihren innern Gehalt wie durch äußere Eleganz auszeichnen, bestens empfohlen werden.

Handbuch für Jagdliebhaber, oder der wohlerfahrne Jäger; nebst Wörterbuch der Jagdkunstsprache und einem Jagdkalender. Mit vielen Abbildungen gr. 12. Preis 2. fl. 54 kr.

Der Verfasser stellt hier das Wissenswürdigste der Jagdkunst so vollständig als möglich und doch kurz und deutlich vor Augen. Er handelt von der ganzen Jagdwissenschaft und theilt sie in sieben Abtheilungen, deren jede Das umfaßt, was dem Jäger zu wissen nöthig ist. Er liefert dem Jagdfreunde ein Werk in die Hände, dessen Ankauf ihn niemals reuen wird.

Der Schlaf und die Erfordernisse zu Erzielung eines gesunden und naturgemäßen Schlafes. Ausgearbeitet von Dr. Bodenmüller. 8. Preis 56 kr.

Der Schlaf, gewiß einer der wichtigsten Zustände des menschlichen Lebens, wird bis jezt von den meisten Menschen als eine Naturnothwendigkeit angesehen, ohne ihm die Aufmerksamkeit zu schenken, und ohne seine Wichtigkeit zu beachten, die er in so hohem Grade verdient, und den Einfluß zu würdigen, den er auf unser körperliches und geistiges Wohl ausübt, und hat somit das Schiksal der übrigen in das Gebiet der Diätetik in weiterem Sinne gehörigen Verrichtungen. Dieß war Veranlassung, durch die der Verfasser bestimmt wurde, den Schlaf nach allen Seiten einer genauen Würdigung zu unterwerfen, die Erfordernisse zu Erzielung eines gesunden und naturgemäßen Schlafes anzugeben, und den Menschen überhaupt mehr auf diesen für unser Wohl und Weh so höchst wichtigen Zustand, indem wir uns ein Drittel unseres Lebens, und zwar im Zustand der größten Passivität nach außen befinden, aufmerksam zu machen. Diese Abhandlung dürfte daher für Jeden, dem seine Gesundheit und Lebensdauer am Herzen liegt, ein angenehmes Angebinde seyn.

Der Krankenkoch ein medizinisches Kochbuch für Kranke und Genesende, sie mögen allopatisch oder homöopatisch behandelt werden. Von Dr. Bodenmüller. 8. broschirt. Preis 48 kr.

Aerzte, Kranke und Krankenwärter werden dem Verfasser dieses längst erwarteten und fast unentbehrlichen Büchleins großen Dank wissen, daß er sich zur Herausgabe desselben entschliessen konnte. Wenn gleich nicht verkennend das Gute, das die Homöopathie bisher geleistet, gesteht er doch offenherzig, daß dieses mehr der ausgewählten, genau bestimmten und strengen Diät als der Ausdünstung ihrer sogenannten spezifischen Arzneien zuzuschreiben sey. Daher er hier eine ungemein faßliche Anweisung gibt, wie für Kranke und Genesende allerlei Speisen und Getränke zubereitet, gebraucht und aufbewahrt werden müssen. Der Arzt findet in diesem Büchlein eine große Auswahl von (75 Arten) Getränken, (36 Arten) Speisen, (14 Arten) Sulzen, (24 Arten) eingemachten Früchten u. s. w., die er seinen Patienten empfehlen kann, und der Krankenwärter erhält eine gründliche Vorschrift, wie solche bereitet werden müssen, damit sie in der That heilsam einwirken können. Denn wie übel sind nicht oft diese Kranke besonders auf dem Lande daran, die kaum eine ihrem Zustand angemessene Speise erhalten, geschweige denn eine Abwechslung derselben geniessen dürfen. Solche können sie nun finden, weil sie nach dieser Vorschrift jeder Hausgenosse zu bereiten im Stande ist. In einem Anhang ist auch das Nöthige über Anwendung des Senfteigs, der Klystire, Bäder u. s. w. gesagt.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.

Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. C. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
III. Jahrgang. Nro. 9. 27. Februar 1836.

Inhalt: Kapitalwerth der Häuser. — Landwirthschaftliche Gebräuche bei verschiedenen Völkern. — Der Hirte, der glüklichste Mann im Dorfe. — Rostpapier, oder Mittel, Rost von Eisen und Stahl wegzupuzen.

Kapitalwerth der Häuser.

In die Wohnhäuser ist ein erstaunlich großes Kapital verbaut, das wahrscheinlich die Summe des baaren Geldes übertrifft. Da nun die Häuser vergänglich sind, d. h., am Ende selbst ihres Alters wegen aufhören oder gar nichts mehr werth sind, so ergibt sich auf eine recht natürliche Weise, daß alles Geld, welches man auf den Häuserbau verwendet, konsumirt oder aufgezehrt wird. Also wissen wir, warum unsere hausväterlichen Kassen immer leichter werden.

Indeß ist uns unbekannt, ob es schon Jemand unternommen hat, eine Rechnung aufzustellen, um die Größe der Summe zu erfahren, welche auf den Häuserbau eines ganzen Landes oder auch nur einer bedeutenden Stadt verwendet ist. Wir haben uns eben so vergeblich darnach umgesehen, als Vorschläge gefunden, jenes Kapital möglichst zu vermindern, oder es wenigstens nuzbar zu erhalten.

Indeß haben wir denn doch einen, wiewohl sehr schwankenden, Anhalt in den Brandversicherungsanstalten gefunden. Wenn nun auch nicht anzunehmen ist, daß der Fall öfter vorkomme, wo Jemand sein Haus gleich der Summe in Versicherungsansaz brachte, welche erforderlich war, es neu zu erbauen, sondern viel häufiger unter dieser Bausumme angegeben wird, und anzunehmen ist, daß im Ganzen die versicherte Summe stets unter der Bausumme bleibt, so spricht sich doch in dieser Beschränktheit immer noch ein grosses Kapital aus. Einige Bruchstüke mögen zum Belege dienen.

Der verstorbene Bergrath C. F. Senff hat in seiner, leider wenig beachteten „feuersichern Bauart, Leipzig 1812“ eine mühsame Berechnung aufgestellt, wie viel in Sachsen, laut der jährlichen Rechnungsabschlüsse, von Errichtung der Brandversicherungsanstalt an bis zur Erscheinung jener Schrift, durch Feuer vernichtet ward. Ich habe diese Schrift nicht zur Hand, um die schrekbare Summe angeben zu können.

Die Häuser sind jezt versichert

in Dresden zu	2'838,175	Rthlr.
in Leipzig	2'335,125	—
in den sächs. Erblanden im Ganzen	92'000,100	—
in Berlin	71'848,900	—
im pr. Herzogth. Sachsen .	63'584,390	—
im Königr. Württemberg .	168'221,000	Guld.
in Nassau	49'336,560	—
im Königr. Bayern . .	467'749,095	—

Nach einer statistischen Angabe schäzt man in Bayern den Werth der Häuser auf 1000 Millionen Gulden.

Der Werth der 1448 numerirten Häuser in Leipzig wird auf 13 Millionen Thaler geschäzt ohne die öffentlichen Gebäude.

Schlägt man die Benüzung der Häuser, in Bewohnen und Vermiethen, auf die Intressen, so ändert dieß in Hinsicht des endlichen Verschwinden des Baukapitals nichts, weil die Benüzung schwerlich so ergiebig ist, jährlich etwas für den einst benöthigten Baufond zurükzulegen. Vielmehr müssen die Unterhaltungskosten und die auf die Häuser gelegten Abgaben überdieß noch dazu gerechnet werden, und verschwinden damit.

Summirte man die Reparaturkosten und die Abgaben, welche vom Aufbau an bis zum Verschwinden von einem Hausbesizer gezahlt werden, so wird man wahrscheinlich wieder eine Summe

erhalten, die der gleich kommt, welche der Neubau erforderte.

Es hat nur den Schein, daß ein durch Flamme eingeäschertes versichertes Haus zum Wiederaufbau ein verhältnißmäßiges Kapital empfängt, oder das früher verwendete Kapital eigentlich nicht verzehrt würde. Das Ende des Verzehrens wird nur auf verlängerte Zeit hinausgeschoben und der Verlust auf die Theilnehmer vertheilt, und vom Besizer in diesem Verhältnisse weniger empfunden. Mit dem Hause ist das Kapital doch verzehrt. Man muß nemlich bedenken, daß der Brand ein früheres Aufbauen nöthig macht, als es der Fall seyn würde, wenn es sich selbst durch Altern bis auf keinen Werth verzehrte. Es wird schon selten seyn, daß jene Zuschußsumme zum Neubau auslangt, viel öfter wird die Hälfte, wohl Dreiviertel mehr erfordert. Nur bei bereits veralteten Häusern stellt sich der Fall für den Besizer günstiger, weil sie dem Zeitpunkte zum Umbaue nahe stehen.

Die Einlagen in die Kassen des Feuerversicherungsinstituts vermehren die stete Sorge noch um so mehr, als sie an sich schwankend sind und jährlich eingezahlt werden, sie sind Intressen, die für eigenes Kapital gezahlt werden; sie essen, wie man zu sagen pflegt, täglich mit aus der Schüssel. Der Besizer des Hauses pränumerirt und verzinset auf die Gefahr des Abbrennens sein Haus, brennt dieß nicht ab, so hat er Kapital und Zinsen umsonst ausgegeben; bleibt dasselbe verschont, so hört das Einzahlen mit Einmal auf, und die Kasse hat Alles gewonnen, er selbst sorgt für ein Kapital zum Neubaue. Es zahlt auch Der in die Kasse, welcher nie dafür Ersaz erhält. Legte man dieses Geld für den einstigen Neubau in eine Sparkasse, so würde diese Anlage zu einer grossen Summe anwachsen.

Schon dadurch würde sich für den Besizer der Fall günstiger stellen, wenn eine Baukasse das zum Aufbaue benöthigte Kapital vorschösse und nicht der Brand. Hier wären nun zwar die Zinsen davon zu entrichten, aber sie können doch durch allmähliges Abzahlen des Vorschusses gemindert und ganz getilgt werden. Der Neu- und Umbau wäre dann leichter zu bewirken.

Ich weiß recht gut, was man gegen diese Ausstellungen vorbringen kann und würde sie selbst würdigen, wenn es nüzte, die Wahrheit ins Licht zu stellen, daß nemlich in den Häusern eine ungeheure Summe angelegt wird, und sich selbst verzehrt. Hat man die Güte, dieß einzuräumen, so hat man ein freies Feld für aussehende Betrachtungen gewonnen.

Da das Hausbaukapital nicht nur erstaunlich groß ist und, wie wir oben meinten, dem vorhandenen baaren Gelde gleich seyn dürfte und sich doch über Kurz oder Lang selbst verzehrt, so wird unser Sinn für Wirthschaftlichkeit ergriffen. Es drängt sich die Frage auf: Kann man die Verzehrung nicht hindern oder wenigstens beschränken?

Das Baukapital ist allerdings unvermeidlich, weil die Häuser selbst unentbehrlich sind. Es kann aber beschränkt werden, ohne daß der Zwek verschoben wird, wie diese Beschränkung Statt finden kann, beantwortet die Baukunst. Der Standort, welcher durch den Bau besezt wird, trägt zur Dauer oder Hinfälligkeit des Gebäudes bei. So die verwendeten Baumaterialien und die Bauart. Ein aus unverbrennlichen Stoffen erbautes Haus ist feuersicher, dauert lange und sein Besizer kann die Brandkassenbeiträge füglich ersparen. Nun endlich der Gebrauch des Hauses. Die Zerstörungs-Ursachen sind wieder mannigfaltig und sehr gemein.

Wer mit Um- und Vorsicht baut, erspart an Baukosten, verwahrt er nun vollends sein Haus gegen die Zerstörung, erhält es lange im baulichen, also nuzbaren Zustande und der nöthige Neubau schiebt sich möglichst weit hinaus und kommt den Vermögensumständen des Besizers zu Gute. Die Ausgabe für den Neubau verbleibt seine Kasse.

Könnte man es so weit bringen, daß im Durchschnitte jedes Haus durch kluge Maßnahme nur um 10 Jahre länger im baulichen Zustande verbliebe, so würden in einem Lande viele Millionen Thaler erhalten.

Mögen diese auf eine höchst wichtige Angelegenheit gerichteten Andeutungen des bürgerlichen Lebens gute Folgen haben und zunächst fleißiges Nachdenken veranlassen!

Landwirthschaftliche Gebräuche bei verschiedenen Völkern.

In Holland wird das Heu in großen Haufen in der freien Luft aufbewahrt. Man dämmt es so fest zusammen, daß man es herausschneiden muß. Oben ist ein Dach, daß das Regenwasser ablaufen kann. Das Vieh soll es so lieber fressen, als das, was vom Boden kömmt.

In Ungarn wächst der Spargel sehr hoch und dik, denn man stürzt über jede Pflanze eine Gloke von rothem Thon, die oben eine Oeffnung hat. Weil sie vor der Luft bewahrt ist, so bleibt die Pflanze immer mürbe und weiß.

In Pommern mästet und räuchert man die Gänse folgender Massen: die stärksten jungen Gänse werden bald nach Michaelis zum Mästen aufgestellt und mit Gerstenschrot, darunter auch gestampfte Rüben gemischt werden, vier Wochen lang gemästet, dann geschlachtet, und drei bis vier Tage eingepökelt. Darauf werden sie in Weizenkleie herumgewälzt, an hölzerne Spieße an einen Faden gebunden, der an einem Fuß fest gemacht ist, und so in einem gelinden Rauch aufgehangen. Nach acht Tagen werden sie wieder abgenommen, und nach andern acht Tagen an einem luftigen Orte aufgehangen. Endlich wird die Kleie abgerieben und die Gänse an einem kühlen und troken Orte verwahrt. Die Schornsteine zum Räuchern müssen weit seyn, und das Fleisch hoch hängen, daß weder der Dunst von den Speisen, noch die Hize es erreicht; der erstere läßt es nicht troknen, und durch die Hize trieft das Fett ab.

In Korsika baken die Bauern häufig Brod von Roggen und Hirse vermischt. Auch müssen daselbst oft die Kastanien dem Getreidemangel zu Hilfe kommen, welche die Korsen braten und wie Brod essen, oder auch mahlen und Kuchen davon baken.

Die römischen Landleute hatten ein Gericht, das sie das Mörsergericht (moretum alliatum) nannten. Es bestand aus Knoblauch und andern strengen Kräutern, frischem Käse, Oel und Salz, welches im Mörser gestampft wurde. Sie hielten dieß, so wie auch die Soldaten und Schiffer, für eine gesunde Zukost. Sogar der lekere Mäcen ließ sich ein solches Gericht, vermuthlich aber köstlicher gemischt, zum Verdruß seines Gastes Horaz (Epod. III.) zurichten.

In den nordwestlichen Gegenden von Irland bringt man den Flachs, wenn er, wie bei uns gerottet ist, auf ein eingehegtes Land, wohin kein Vieh kömmt, und wo kein Gras steht, und legt ihn sehr dünn und reihenweise auseinander. Dieß ist das Flachsbleichen, welches kürzer oder länger währt, nach den besondern Absichten des Eigenthümers, in so fern er nemlich ganz weißen oder nur blassen Flachs zu haben wünscht; gemeiniglich aber läßt man ihn so länger als 14 Tage liegen, damit er durchaus gewaschen, und von seinen Unreinigkeiten gesäubert werde. Gewöhnlich kehrt man ihn ein Paar Male um, ehe er vom Felde weggenommen wird. Hält man ihn für hinlänglich gebleicht, so bindet man ihn an dem ersten heitern Tage in Bündel, und fängt nun an, ihn zu troknen. Dieß geschieht in freier Luft, am abhängigen Ufer, oder an den Heken. Man macht ein Feuer von einer schlechten Art Torf, und legt darüber einen Rost, ungefähr 4 oder 5 Fuß über der Erde, worauf der Flachs in dünnen Lagen ausgebreitet wird. Man kehrt ihn oft um, und wenn er gut getroknet und vom Feuer noch warm und kraus ist, nimmt man damit das sogenannte Schlagen vor. Da dieß sogleich nach dem Troknen geschehen muß, und als ein großes Fest angesehen wird, so wird eine große Menge von Leuten, meistens Weibern, dazu zusammengebracht, die einander hierbei gegenseitige Hilfe leisten. Es geschieht auf großen, flachen, unregelmäßigen Steinen. Man nimmt eine Hand voll Flachs, schlägt es ein Mal über das andere mit einem runden Stük Holz, das dazu gedrechselt, ungefähr 18 oder 20 Zoll lang ist, und am dikften Ende 6 Zoll im Umfange hat; das andere Ende ist dünner, um es in die Hand zu fassen. Es sieht fast aus, wie der Stempel eines Apothekermörsers, nur ist es etwas größer und aus einem Stüke. Wenn man glaubt, daß der schilfartige oder innere Theil und die äußere Rinde des Flachses hinlänglich von einander abgesondert sind, so

legt man den Flachs entweder hin, oder gibt ihn noch öfter an andere Nebenstehende, um ihn zu raufen. Man braucht dazu ein Brett, 4 oder 5 Fuß lang, und 8 oder 10 Zoll breit; dieß wird an dem einen Ende in ein schweres Stük Holz gestekt, und steht senkrecht auf seiner Grundlage. Das obere Ende dieses Brettes ist dünn und scharf, und an den Seiten voll und dik gelassen, woraus in der Mitte eine Höhlung entsteht. Man legt eine Hand voll Flachs oben darüber, und schlägt es oft mit der scharfen Seite eines langen Holzes, das einem platten Schwerte ziemlich ähnlich, aber etwas breiter ist. Dadurch werden die Theile des Flachses vollends aus einander gebracht, und es erhält dadurch zulezt eine seidenartige Weichheit im Anfühlen, indem man einen kleinen Theil zuerst über das Ende des Brettes legt, und es allmählig mehr in die Länge zieht. Darauf folgt vor dem Spinnen und Weben noch das Hecheln, welches wie bei uns geschieht.

Die Virginier in Amerika halten zwar sehr viel auf Pferde; sie richten aber ihre Aufmerksamkeit vorzüglich nur auf Wettrenner und Jagdpferde, die sie ehedem durch englische Hengste und Mutterpferde sorgfältig verbesserten. Mit aller Genauigkeit führen sie die Stammregister von solchen Pferden fort. Aber tüchtige Zug- und Arbeits-Pferde hat Virginien nicht, so wie auch die Land-Fuhrwerke, in dem vordern Theile dieser Provinz wenigstens, elend sind. Man erblikt überall kleine magere Thiere an Wagen gespannt, welche Wagen durchaus von Holz sind, und woran man gar kein Eisen findet. Ein von Stroh geflochtenes Kummet und ein Paar rohe lederne Stränge machen das ganze Geschirre aus. So groß die Sorgfalt ist, die man auf die gute Pflege der Pferde wendet, welche zum Wettrennen bestimmt sind, so wenig bekümmert man sich um die übrigen Arbeitspferde. Man läßt sie in Feldern und auf der Weide umherstreifen, ohne ihnen im härtesten Winter (auch in den nördlichen Provinzen, Pensylvanien, Neuyork, Rhodeyland) einigen Schuz gegen die Ungemächlichkeiten der Witterung zu verschaffen, und viele dieser armen Thiere sind sogar genöthigt, unter Eis und Schnee ihre Nahrung zu suchen. Es scheint aber auch, daß die meisten amerikanischen Pferde die Delikatesse des Gaumens nicht besizen, mit welcher die europäischen schlechtes und unreines Futter verwerfen. Hier fressen sie Alles ohne Unterschied, das elendeste Heu und sogar ihren eigenen Auswurf. Man hat bei der Armee vielmals Pferde gesehen, welche gesalzenes Fleisch frassen, und in Kanada werden Pferde sowohl, als Hornvieh, den Winter durch mit gefrornen kleinen Fischen gefüttert.

Die Kaffern in Amerika haben die Gewohnheit, die Hörner der Kühe nach verschiedenen Richtungen zu winden, und in dieselben Figuren einzuschneiden. Sie thun dieß aus guter Absicht. Die Heerden werden nemlich zuweilen durch Wölfe und Tieger beunruhigt und auseinander gejagt, worauf sich mehrere Stüke verlaufen und unter fremde Heerden kommen, dort erkennt man sie nun an den Figuren, und der Eigenthümer erhält sie wieder. Bisweilen werden die Hörner gespalten, und jeder Theil wird besonders gewunden, jedoch so, daß sich ein Jeder bemüht, gewisse andere Nebenkennzeichen anzubringen, welche die Kühe der übrigen Einwohner nicht haben. Nach Paterson, der obiges ebenfalls bemerkt, lehren sie auch das Vieh, auf den Ton der Pfeife hören. Einige verfertigen zu dem Ende ein Instrument, welches mit dem Posthorne übereinkommt. Wenn sie wollen, daß ihr Vieh nach Hause kommen soll, so gehen sie ein wenig vom Hause weg, und blasen dieß kleine Instrument, welches von Elfenbein oder Knochen gemacht ist, und in einer beträchtlichen Weite gehört werden kann, und auf diese Weise bringen sie ihr Vieh nach Hause.

In dem Königreiche Biri sah Damberger die Ernte von Dorfbewohnern einer Gegend, wo Gerste, Hirse und Mais gebaut wird, auf folgende Art verrichten: Am Tage vor dem Anfange der Ernte wurden die Vorrathskammern besucht, welche eine Art Keller sind, die dem ganzen Dorfe gemeinschaftlich gehören, und die noch vorräthigen Früchte wurden nach einem gewissen Verhältnisse in der Gemeine vertheilt. Am ersten Erntetage versammelten sich die Arbeiter, hielten ein Gebet,

und zogen unter Anführung des Monihajas *) auf das Feld, wo die Aehren abgeschnitten und sogleich auf Thierfellen ausgedroschen wurden. Man verrichtete dieß mit einer Art Walze, welche hin und her gezogen wurde. Das gereinigte Getreide wurde nach und nach in die Vorrathskammern gebracht, das Stroh aber von den Kindern ausgerauft, auf einen Haufen gelegt und verbrannt. Am dritten Tage war ein Festtag. Die Gemeine versammelte sich vor Sonnenaufgang bei der Hütte des Monihajas; Jeder trug einen Palmzweig, und nun zog man in Prozession vor das Dorf, wo ein Feuer angezündet wurde, um welches man sich sezte und blos Tabak rauchte. Dieser wird aus einer Art Palmblätter bereitet und aus hölzernen Pfeifen geraucht.

Das Akergeräth der Egypter ist, wie Niebuhr erzählt, sehr schlecht. Ihr Pflug ist nicht besser, als der arabische, und wird durch Ochsen gezogen. Um das Land eben zu machen, nehmen die Egypter statt der Eggen einen Baum oder ein starkes Brett, binden an dessen beide Enden einen Strik und spannen Ochsen daran. Der Treiber stellt sich gewöhnlich auf den Baum oder das Brett. Wie zu Moses Zeiten brauchen sie noch jezt die Ochsen zum Dreschen. Ihre Dreschmaschine hat die Figur eines Schlittens. In derselben sind drei Walzen, die sich um ihre Achsen drehen, und in jeder einige runde und platte Eisen. In Carsten Niebuhrs Reisebeschreibung nach Arabien findet man eine solche Dreschmaschine I. Theil. S. 152 abgebildet. Dieser Reisende sah mit Herrn Forskål mehrere Male, wie man in Egypten das Korn drischt. Jeder Bauer, erzählt er, wählte sich einen ebenen Plaz, etwa 80 bis 100 Schritte im Umkreise, auf freiem Felde. Dahin brachte man das in Garben zusammen gebundene Korn auf Kameelen und Eseln, und machte davon einen Kreis ungefähr 6 bis 8 Fuß breit und 2 Fuß hoch. Auf diesem Kreise ließ man den erwähnten Schlitten durch zwei Ochsen herumschleppen, und dieß geschah mit aller Bequemlichkeit des Treibers; denn dieser sezte sich auf den Stuhl, der auf dem Schlitten angebracht und befestigt ist. Er ließ die Ochsen ungehindert auf das Stroh und Korn stellen, doch stieg er ab, sobald sie etwas anders machen wollten, hielt die Hände dicht unter, verwahrte Das, was er erhalten hatte, und brauchte es nachher, mit Stroh vermengt, zur Feuerung. An Einem Tage werden zwei solcher Lagen abgedroschen, und jede Lage wird 7 bis 8 Male mit einer hölzernen Gabel von fünf Zähnen gewendet. Hierauf wird das Stroh mitten in einem Kreise auf einen Haufen geworfen, der also nach und nach höher wird. Wenn die erste Lage abgedroschen ist, so wird das Stroh wieder im Kreise herumgelegt, und wie vorher gedroschen. Das Stroh wird also jedes Mal mehr klein gemacht, und endlich fast so klein wie grober Häkerling. Nachher wirft man Alles mit der erwähnten Gabel ein Paar Ellen weit gegen den Wind, das Stroh wird alsdann von der Luft zurükgeschlagen, und das Korn und die ungedroschenen Aehren fallen auch auf einen Haufen. Ein Kerl sammelt die Erdklumpen und andere Unreinigkeiten, in welche sich das Korn gesezt hat, und wirft sie dann in ein Sieb. Den Haufen, in welchem noch viele ganze Aehren sind, breitet man nachher in einem Kreise aus und treibt bis 10 Paar Ochsen, welche paarweise zusammen gebunden sind, 4 bis 5 Stunden hinter einander auf demselben herum, bis sie die Frucht mit Füßen ausgetreten haben, und nachher wird es mit einer hölzernen Schaufel geworfen. Die Gerste zu dreschen braucht man nicht so lange Zeit.

In Rußland hat man, wie schon Gmelin auf seiner Reise bemerkte, die Gewohnheit, auf folgende Art das Korn zu dörren. Es wird zu diesem Endzwek eine Grube gegraben, und an den Seiten inwendig mit Balken ausgefüttert, um das Nachfallen der Erde zu verhindern. Auf diese Gruben werden dike lange Balken gelegt, welche man, außer den Luftlöchern, auf beiden Seiten ganz bedekt. Auf diesem Boden wird ein hölzernes Häuschen aufgerichtet, das Dach mit Leimen,

*) Monihaja heißen die Oberhäupter der Dörfer. Sie sind Richter, und zugleich Priester, Lehrer der Kinder, Wahrsager u. dgl. Jedes Dorf hat deren zwei, und der gemeinschaftliche König hat vor ihnen wenig Vorrechte.

die beiden Luftlöcher mit zwei Brettern also bedekt, daß eine Rize in der Länge übrig bleibt, durch welche die Luft durchdringen kann; auf dieselben nun wird auf beiden Seiten ein Querbalken, auf diesen aber ein dünner glatter Balken in die Länge gelegt. Auf dieses Gerüste werden in der Hütte die Kornbündel einer auf den andern, bis Alles angefüllt ist, aufrecht aufgesezt, die Fenster geschlossen und unten in der Grube ein Feuer angemacht, dessen Hize durch die Luftrize in die Höhe dringt und dadurch das frische Korn troknet. Dem Drescher wird zwar durch dieses Dörren viel Mühe erspart; verfährt man aber nicht sorgfältig genug dabei, so kann der ganze Vorrath leicht ein Raub der Flammen werden, wovon auch die Beispiele nicht selten sind.

Der Hirte, der glüklichste Mann im Dorfe.

Wenn ihr diese Ueberschrift leset, liebe Leser, so denkt ihr wohl, ich habe einmal ein Schöppchen zu viel getrunken, als ich das schrieb. Wie kann denn der Lezte der Glüklichste seyn? Das möchte doch wohl schwer zu behaupten seyn. Aber nein, ich habe es ganz nüchtern geschrieben und in vollem Ernste; ich werde es euch auch beweisen.

Erst müssen wir uns ein wenig über Das, was wir Glük nennen, mit einander verständigen, bevor wir weiter im Texte gehen. Versteht ihr freilich unter Glük nur das, wenn Einer die meisten Aeker und Wiesen im Flur, die schönsten Ochsen und Kühe im Stall, gefüllten Boden und gefüllte Scheuer, das beste Bier im Keller, einen vollen Beutel und Kapitalien obendrein, mit einem Worte, wenn er Alles im Ueberfluße hat, da sind wir bald mit einander fertig und dann habe ich unrecht mit meiner Ueberschrift.

Versteht ihr aber unter Glük, wie ich es mir denke, ein stilles, friedenreiches Leben, ein Leben, wobei der Mensch sein hinreichendes Auskommen und keine drükenden Sorgen hat, und versteht der Hirte das selbst darunter und ist zufrieden damit, so möchte ich wohl recht haben, und der Beweis soll mir dann nicht schwer fallen.

Ein Häuschen hat der Hirte überall, er braucht es weder bauen, noch ausbessern zu lassen, dafür sorgt die Gemeinde; auch wohl ein Gärtchen daran, worin er das nöthige Gemüse, oder ein Kartoffelbeet, worauf er die nöthigen Kartoffeln baut.

Aeker und Wiesen hat er nicht, dagegen hat er aber auch nicht die sauere Arbeit, sie zu bauen, dagegen braucht er nicht Knechte, Mägde und Taglöhner zu halten und sich mit ihnen herum zu ärgern; nicht Sorge zu tragen, daß das Getreide auswachse oder das Heu verderbe, oder der Flachs verröste; nicht Wagen, Egge und Pflug anzuschaffen und in brauchbarem Stande zu erhalten; nicht des Nachts das Wild von seinen Aekern zu jagen, an der Kirmeß keine vornehmen Gäste aus der Stadt zu beherbergen und satt zu machen, und dergleichen Dinge mehr, die euch Alle, ihr lieben Leser, mehr oder weniger zur Last fallen. Vielmehr hat er für Alles ausgesorgt, er macht's wie die vornehmen Herren, er läßt Andere für sich arbeiten; jeder von euch säet, erntet und drischt für ihn mit, und wenn der Herbst kommt und er sonst ein ordentlicher Bursche ist, der sein Vieh gut in Acht nimmt, so braucht er nur die Hände aufzuhalten und zu nehmen, was ihm von Rechtswegen gebührt. Wie die Schrift von den Vögeln, so könnte man auch von ihm sagen, er säet nicht, er erntet nicht, und der himmlische Vater ernährt ihn doch. Fällt eine Mißernte ein, dann fallen freilich die Bissen etwas schmaler aus; aber er ist doch der Einzige, der nicht viel weniger erntet, wie in guten Jahren auch, und hat den Vortheil, daß er weder Zehnten, noch Steuern gibt.

Und was das Schönste ist, so beneidet ihm Niemand sein Glük. Wenn Jeder seine Neider hat, der Reiche seines Reichthums, der Schulze und der Dorfsmeister ihres Amtes, der Handwerker seiner Kundschaft wegen, er hat keinen, und wenn ihr Andern in Prozesse und Streitigkeiten verwikelt werdet, und euch der Geldbeutel von Advokaten geleert wird, weil euch einer den Kauf nicht halten, oder die Schuld nicht zahlen will, oder euch zu nahe geakert oder euch die Aussicht verbaut hat, so sizt er in guter Ruhe und lacht

über eure Sorgen und eure ärgerlichen Geschichten. Selbst seine Frau, sollte er ja eine böse haben, hat nicht eher Zeit, mit ihm zu zanken, als des Nachts, und da sollen ja alle Weiber fromm seyn. Wenn andere Hirten, z. B. der Pfarrer und der Schulmeister, sich über die Menschen, die sie weiden sollen, viel ärgern müssen, weil sie ihnen gar nicht folgen wollen und gar zu viele sich verlaufen, die nicht wieder zu finden sind, weil man ihnen nicht, wie den Kühen, Schellen anhängen kann, wenn diese Seelenhirten auch bei den Andern und Besseren immer nur auf Hoffnung und in der Ungewißheit, ob sie es auch nicht umsonst thun, weiden müssen, — dem Hirten machen seine Zöglinge wenig Kummer und Aergerniß, und er erlebt gewiß immer an dem größten Theil die Freude, daß seine Erziehung sichtlich bei ihnen anschlägt, und unter der Menge hat er wohl noch einige, die er besonders lieb hat, weil sie am Bravsten sind. Auch auf Dank bei den Nachbarn kann er schon sicher rechnen, denn Einige gibt es doch immer in jedem Dorfe, denen ihr liebes Vieh mehr am Herzen liegt, als ihre lieben Kinder.

Den Rok und die Hemden, die er braucht, spinnt die Frau, wenn sie fleißig ist; nur den Sonntagsrok muß er anschaffen, weil er da in die Kirche geht. An den Werktagen hat er ein Paar Predigten, ein Paar Betstunden weniger als ihr; dafür hat ihm aber der liebe Gott seine große Kirche stets offen gelassen und kein Küster schließt ihm die zu. Da spielen ihm die Vöglein auf den Zweigen die Orgel, und die majestätischen Eichen und die hohen Tannen, die Flüsse und die Bäche, die Blumen und die segenreichen Halmen und wen er sonst eben hören mag, predigen ihm laut die Allmacht des Schöpfers. Auf alle Tage des Jahres findet sich dort ein passender Text in dem großen Buche der Natur und braucht das Thema nicht mit Haaren beigezogen oder eine alte Predigt aufgewärmt zu werden, und o wie schön muß sich da der Morgen- und Abendsegen beten lassen auf den Bergen, beim Anblik der glänzenden Abend- und Morgensonne? Ist er zufrieden und begnügsam, so danket er auch Gott für das Wenige, was er ihm jeden Mittag zur Stillung seines Hungers und Durstes beschert, ist gleich sein Tisch nur ein Stein oder ein Baumstamm, sein Wirthshaus nur eine Quelle; und er bleibt gesund dabei. Jeden Abend kehrt er wie der Wanderer von der Reise zurük, voll Freude, die Seinigen gesund wieder zu sehen.

Und wenn er lange genug seine Kühe zusammengeblasen, und der große, ewige Hirte, zu dessen Heerde wir alle gehören, ihn selbst heimgerufen hat, so hat er wohl auch sein leztes schmales Haus umsonst — die Gemeinde bezahlt's — und der Pfarrer, dem er auch die Kühe gut geweidet, hält ihm die Grabrede umsonst über den Text: Ich bin ein guter Hirte, und die Gemeinde spricht: Das war er!

Rostpapier, oder Mittel, Rost von Eisen und Stahl wezupuzen.

Um sich ein gutes Rostpapier zu machen, trokmet man Bimsstein auf glühenden Kohlen, pulvert ihn, reibt ihn dann mit Leinölfirniß, und verdünnt ihn hierauf noch etwas mit diesem Firniß, bis er so dünn wird, daß man ihn mit einem Pinsel auftragen kann. Um ihm eine gelbe, schwarze oder braune Farbe zu geben, sezt man ihm während des Abreibens etwas Ocher, Englisch-Roth oder Lampenruß zu. Diese Komposition wird so gleichförmig als möglich aufgetragen, und dann in der Luft getroknet. Nachdem die erste Lage derselben auf das Papier aufgetragen wurde, trägt man, nachdem diese vollkommen troken ist, eine zweite Lage auf, und läßt das Papier, wenn auch diese troken geworden ist, durch Walzen laufen, oder legt es, wenn man diese nicht hat, in die Presse, um es glatt und eben zu machen. Bei dem Auftragen muß die Masse flüßig seyn und vorher gut umgerührt werden.

Das dazu bestimmte Papier muß stark und rein seyn, damit es beim Gebrauche nicht abschiefert. Mit diesem reibt man rostig gewordene Eisen- und Stahlwaaren ab, die, wenn anders der Rost nicht zu tief eingefressen hat, davon wieder glatt und blank werden.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Macht der Einbildung.

Ein Bauer in Lucca schoß eines Tages Sperlinge, als sein Hund von einem fremden großen Bullenbeißer angefallen wurde. Er versuchte die Thiere zu trennen, ward aber bei dieser Gelegenheit von seinem eigenen Hunde gebissen, der darauf sogleich fortlief. Die Wunde heilte in wenigen Tagen, aber der Hund kam nicht wieder, und der Bauer empfand nach einiger Zeit Symptome einer nervösen Krankheit. Weil der Hund entlaufen war, so hielt er ihn für toll und nach einigen Tagen, seit ihm dieß eingefallen war, entwikelte sich an ihm die Wasserscheu. Alle Symptome dieser fürchterlichen Krankheit wurden von Stunde zu Stunde heftiger, bis er in tollen Wahnsinn verfiel. Einst lag er in der Stube bei offener Thüre und hörte seinen Hund bellen. Das Thier sprang sogleich an das Bett seines Herrn, lekte dessen Hand lief jubelnd in der Stube herum. Es war augenscheinlich, daß der Hund vollkommen gesund sey. Auch der Bauer fing an, sich davon zu überzeugen, und von diesem Augenblike an, fühlte er sich wohler; er stand sogleich auf, zog sich selbst an, stekte den Kopf in kaltes Wasser und ging, gestärkt und erfrischt, zum Erstaunen seiner Familie, ganz gesund in der Stube umher. Diesen Fall hat der Professor Barbantini in einer besondern Denkschrift beschrieben und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich mehrere ähnliche Fälle finden ließen, die vielleicht eben so dadurch geheilt werden könnten, wenn man den Kranken überzeugte, daß der Hund, von dem sie gebissen worden, nicht toll gewesen sey.

Charade.

Es fliehen die Ersten vorüber,
Und machen die Blike uns trüber,
Bis alle verlaufen uns sind:
Die Zweiten reicht Fani beim Lesen,
Der Lehrer beim Drohen den Bösen,
Such' alle auf Strassen geschwind.

Bältl.

Bücher-Anzeigen.

Bei J. Ebner in Ulm ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Goldkörner für Bienenhalter und Bienen-Freunde; oder allerhand Vortheile und Handgriffe, um aus der Bienenzucht den großtmöglichsten Nuzen zu ziehen. Enthaltend eine ausführliche Belehrung von neuen Lager-, Lüftungs- und Schwarm-Körben, um nicht nur auf sehr leichte Art zu zeideln, sondern auch das Schwärmen zu befördern; Nachschwärme zu verhüten und Ableger zu machen; Weissellosigkeit zu erkennen, wie auch Königinnen zu erziehen und aufzubewahren; von der Winterung; von einer bessern Art Flugbretter; von einer sehr bequemen Fütterungsart; von den vorzüglichsten Honig- und Wachspflanzen; von einer leichten Art Bienen auszutreiben, um sie zu vereinigen oder einen neuen Bau zu bezweken; von einer ganz einfachen Rauchpfeife und verbesserten Rauchmaschine; leichte Art, Honig auszulassen; Meth- und Essigbereitung ꝛc. Mit Abbildungen. 8. Preis 1 fl. 24 kr.

Der Verfasser verdient, durch die öffentliche Bekanntmachung seiner vieljährigen Erfahrungen, den Dank aller Bienenfreunde. Seine Verbesserungen und Methoden können allgemein empfohlen und von jedem Bienenhalter leicht ohne Künstelei ausgeführt werden. Er lehrt das Leben jeder Biene zu schüzen; er opferte viel, machte manche und oft theuere Proben, die er verbesserte und die nun Jeder ohne Schaden wiederholen und Dasjenige zur Ausübung bringen kann, was ihm angenehm und bequem ist. — Die neue Art Lagerkörbe und die Lüftungs-Ansäze haben viel Beifall und bereits auch Nachahmer gefunden, sie sind sehr zwekmäßig und werden leicht die englischen Mussehl-Nuttschen Körbe, die vor. Jahr in mehreren öffentl. Blättern so angerühmt worden sind, übertreffen, da leztere zu umständlich, zu theuer, von Holz und für den gemeinen Landmann gar nicht tauglich, wogegen die in obigem Werkchen beschriebene von Stroh, wohlfeil und viel bequemer sind; auch von dem Bienenhalter zu jedem Zwek leicht eingerichtet werden können; sie lassen sich sehr leicht als Lager-Magazin- und Schwarmkörbe gebrauchen; man kann auf eine leichtere und reinlichere Art zeideln, als in jeder andern Gattung von Körben, ja selbst sehr leicht Ableger machen. — Die einfache Manier, die Bienen aus den Korben zu treiben, um sie zu vereinigen, oder sie einen neuen Bau anfangen zu lassen, ist gut ausgedacht; ebenso die neue bequeme Rauchpfeife; leichte Fütterungsart ꝛc. das Verzeichniß der honizenden Gewächse wird nicht nur vielen Bienenhaltern, sondern allen Oekonomen belehrend, und in vielen Fällen von großem Nuzen seyn.

Vollständige homöopathische Selbsthilfe, oder Reise und Hausdoktor für alle Diejenigen, welche sich durch Hilfe der Homöopathie gesund machen wollen. Von Dr. C. M. Godret. 8. broch. 56 kr.

Dieser wahre medizinische Rathgeber zeichnet sich durch Vollständigkeit vor allen bisher erschienen ähnlichen Inhalts vorzüglich aus, und zählt genau die gefährlichen, so wie auch diejenigen Krankheiten auf, welche man oft für unbedeutend hält, um einen Arzt herbeizurufen, deren Vernachläßigung aber oft von übeln Folgen seyn können, weßwegen er die einfachsten Mittel angibt, durch welche man homöopathisch, also ganz einfach und der Natur gemäß, sich selbst Hilfe verschaffen kann, welches besonders auch für Diejenigen, welche auf dem Lande wohnen und nicht gleich einen Arzt haben, eine große Hilfe seyn wird.

Sechs Walzer für das Pianoforte von J. Benz, quer Folio, Preis 30 kr.

Zwölf neue Tänze für das Pianoforte von J. Benz, quer Folio 40 kr.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

III. Jahrgang. Nro. 10. 5. März 1836.

Inhalt: Neue Beobachtungen vom Pflügen, um größere Körner zu bekommen. — Erbärmliches Ende eines Manuskriptes. — Todesbetrachtung eines vierzigjährigen Repetitors. — Künstliche Eisgrube. — Einfluß des Oels auf den menschlichen Körper und als Mittel gegen den Biß und Stich giftiger Thiere.

Neue Beobachtungen vom Pflügen, um größere Körner zu bekommen.

Cato sezt zur ersten Regel in der Landwirthschaft, daß man gut akern müsse, daß das Pflügen von größerer Wichtigkeit sey, als alle andere Mittel zur Bestellung des Feldes. Wenn der Boden gut gepflügt ist, so gibt er den Rath, ihn wieder zu pflügen, und zeigt damit an, daß es nicht möglich sey, zu oft, oder zu viel zu pflügen. Dann wenn die Erde ihre ordentliche Wartung bekömmt, so daß die Wurzeln der Gewächse sich darin überall leicht ausbreiten können, so kann man auch einen Vortheil von ihr hoffen. Der Grundsaz, worauf die gebührende Bestellung des Feldes vorzüglich beruht, ist, die Erde bis auf den Grund zu zertheilen, und den Boden loker zu machen; denn je mehr die Theile der Erden zerbrochen werden, desto mehr wird die Anzahl der inwendig kleinen Oeffnungen vermehrt, je mehr die Oberfläche dieser Theile vermehrt wird, desto mehr wird der Boden in den Stand gesezt, die Pflanzen mit Nahrung zu versehen, und daher kömmt es, daß Viele behaupten, daß niemals mehr als gewöhnlich pflügen dem Felde eben so viele Dienste thut, als wenn man es dünge, und unter allen Mitteln, das Feld zu bessern, thut keines mehr Wirkung, und kostet weniger, als dieses. Es ist auch ganz natürlich, daß, je mehr die Bestandtheile des Erdreichs zertheilet, und also die inwendigen Zwischenräume vervielfältiget sind, die Erde nicht nur desto mehr tüchtig sey, den Pflanzungen die Nahrung zu verschaffen, die dieselben vonnöthen haben, sondern daß auch eine solche fein gemachte Erde den Samen besser empfange, die Wurzeln vermehre und mache, daß sie sich besser ausdehnen können. Ja! keine Düngung ist irgend mit dieser fortdauernden Umrührung, öftern Umhakung und Wendung der guten Erden zu vergleichen. Ein Erdboden verändert hierdurch ganz seine Natur, der härteste Thon, der fast gar nichts mit sich anfangen läßt, ist dadurch zu bezwingen: man genießt die Vortheile von allen Regen, Thau, Nebeln rc., so daß man es für eine Grundregel in der Landwirthschaft hält, je öfter man pflüget, je größer ist die Ernte.

Man wendet zwar ein, die Feuchtigkeit entgehe einem klaren lokern und wohl umgerissenen Erdreich eher, als wenn es obenauf hart geworden ist; die wiederholte Erfahrung aber hat seit vielen Zeiten das Gegentheil bewiesen. Denn wenn das Feld oft gepflüget wird, so bekömmt es damit das Vermögen, Alles, was ihm gut ist, aus dem Dunstkreise an sich zu behalten, und ist das Land ein wenig tief hinunter klar gemacht, so wird es dadurch zubereitet, daß es den Thau mit offenem Mund einschlukt und behält. Fällt hingegen der Thau auf ungepflügtes Land, wo der Boden hart ist, so kann er nicht tief eindringen, folglich nimmt die Sonne ihn den Tag über wieder weg.

In Ansehung des Pflügens schreibt man zwar gemeiniglich diese Regel vor, daß trokenes und leichtes Land, weil es die Feuchtigkeit bald fahren läßt, nicht tief, naßes und zähes hingegen wegen seiner überflüßigen Feuchtigkeit tief gepflüget werden müsse; allein wo es die Beschaffenheit erlaubt, ist tief zu pflügen für alle Arten des Getreides sehr dienlich, und wenigstens soll 1 Fuß tief gepflüget werden. Denn

1) die kleinen Fasern der Wurzeln, welches die Oeffnungen sind, wodurch die Gewächse ihre

Nahrung erhalten, können sich besser ausdehnen, und in die Tiefe eindringen, je nachdem sie das Erdreich tief antreffen.

2) Das tiefe Umpflügen gibt dem Stamm mehr Festigkeit, er legt mehr Wurzeln an, und kann dem Regen, der Trokne, dem Frost, den Sturmwinden, der Entblößung der Wurzeln und allen Zufällen besser widerstehen.

3) Die Wurzeln finden in der Erde hinlänglichen Vorrath zum Wachsthum und zur Nahrung der Aehren zu der Zeit, da sie fertig werden, und sie am Allernöthigsten gebrauchen, da hingegen, wenn nur seicht gepflügt worden ist, sie schon im Frühling so weit reichen, als sich die lokere gute Erde erstreket. Alsdann aber können sie nicht weiter fort, und es wird ihnen auf Einmal am nöthigen Vorrath, die Pflanzen zu ernähren, fehlen.

4) Man reiniget durch das tiefe Pflügen das Erdreich besser, und es kann auch besser austroknen. Das Wasser dringt so tief hinein, als es bearbeitet ist, und wo die meisten Wurzeln nicht hindringen. Wenn nun die längsten Wurzeln nur so weit hinunter dringen, so schöpfen sie daselbst eine wässerige Feuchtigkeit, und eine Kühle, die sie auch den Wurzeln in der obern trokenen Erde mittheilen.

Von Zeit zu Zeit ist es nöthig, noch einmal so tief zu akern, doch darf man diese Arbeit nicht alle Jahre wiederholen, theils wegen der Kosten, theils weil neue Erde allemal den Wirkungen der Hize und Kälte eine Zeit lang ausgesezt werden muß, damit sie fruchtbar werde. Diese Art, tief zu pflügen, wenn es nur alle 3, 4 bis 5 Jahre einmal geschieht, ist einigermassen eine Erneuerung des ganzen Erdbodens. Doch muß sich auch das tiefe Pflügen mit Vorsicht thun lassen, damit man nicht auf Kies, Sand oder andere unfruchtbare Erde komme.

Manche stellen sich vor, neue Erde sey unfruchtbar, und dem Felde schädlich. Allein die Erfahrung zeigt bei dem Rigolen in Gärten das Gegentheil. In den ersten Jahren zieht es freilich eine Unbequemlichkeit nach sich, doch ist es am Besten, solches das Erstemal den Winter zuvor zu unternehmen. Frost hat eine ganz besondere Kraft, Erdschollen klein und die Erde loker zu machen. Man muß sich auch in den ersten Jahren etwas mehr am Dünger nicht dauern lassen, weil derselbe doppelt so viel Erdreich bedüngen solle. Sieht aber der Landwirth, daß eine solche tief herauf geakerte Erde nicht seiner Absicht gemäß vollkommen klar und loker geworden, wenn er sie nur Einen Sommer unbesäet liegen läßt, so erfordert es sein Vortheil, sie noch einen Sommer also liegen zu lassen.

Unumgänglich nöthig ist es, daß das Pflügen zu rechter Zeit geschehe. Denn Diejenigen, welche im Frühling zu früh und im Herbste zu spät pflügen, ingleichen Die, welche bei nasser Witterung die nassen, und bei trokner Witterung die troknen Aeker pflügen, häufen in beiden Fällen die Erdschollen, welche bei darauf kommender Wärme fast steinhart werden und alles Wachsthum verhindern, zu geschweigen, daß das späte Pflügen in dem Herbst die Aeker den feuchten und kalten Winden, wie auch dem Frost im Winter gar zu sehr aussezt, wodurch dann die nothwendige Wärme, welche die Nahrung zubereitet und hervortreibt, gänzlich vertrieben wird. Insonderheit sind solche Felder, welche zu der Zeit, wenn sie voller Schlamm und Koth stehen, gepflügt werden, hernach das ganze Jahr nicht recht mehr in Ordnung zu bringen, und ob man zwar das Pflügen mehrentheils bei trokner Witterung anzupreisen pflegt, so können doch leichte und sandige Erdreiche, welche gern austroknen, mit vielem Vortheil nach einem kleinen Regen, auch bei neblichter Witterung gepflüget werden. Indessen ist nichts zuträglicher, als wenn nach dem jedesmaligen Pflügen ein sanfter Regen kömmt. Dieser macht, daß der Same des Unkrauts auswachst und durch die folgende verschiedene Pflugarbeit wieder unter die Erde kömmt, damit er desto nachdrüklicher getilget werde. Ist aber der Erdboden stark und auf das Pflügen ein heftiger Regen erfolget, der die Erde erhärtet hat, so ist es nöthig, daß selbige, sobald es möglich, und die Witterung sich wieder bessert, frisch gepflüget werde.

Es ist dem Ansehen nach unnöthig, zu gedenken, wann künftig jedesmal gepflügt werden

solle. Man muß alle Gelegenheit in Acht nehmen, diese Arbeit öfters zu verrichten; denn man kann der Sache, besonders in dem schweren Boden, nicht zu viel thun, und so lange der Pflug große Erdschollen zurük läßt, muß fleißig in die Länge und in die Quere gepflügt werden. Man darf sich überhaupt mit dieser Arbeit an keinen Monat binden, sondern muß solche vornehmen, sobald das Unkraut aus der Erde hervorbricht, und ehe es sich besamet: und ob es nun wohl sehr nüzlich ist, daß der Erdboden, man mag Sommer- oder Wintergetreid aussäen wollen, noch vor Winter gepflüget werde, damit die Stoppeln unter die Erde gebracht werden, weil solche ein guter Dünger sind, und die Erde für die gutthätigen Einflüsse des Dunstkreises und des Frostes offen halten, so ist jedoch das Erdreich niemals zu pflügen, so lang es noch etwas gefroren, oder mit Schnee bedekt ist; denn man erkältet solches, und es läßt sich nachgehends erst mit vieler Mühe wieder erwärmen.

Im Uebrigen aber wird man doch dieses fleißig beobachten müssen, daß bei troknen und sandigen Aekern zum Akern mäßig feuchtes Wetter erwählet, hingegen lehmige und feuchte Aeker alsdann, wenn der Himmel mäßig troken, bestellt werden. Denn wenn man die feuchten und schleimigten Felder in regnerischen und starken gießenden Wettern zu bestellen unternehmen würde, so würde zäher Lehm, Letten, oder die auch sonst nur mäßig feuchte Erde nicht, wie sie sollte, zerquetschet und zerbrochen, sondern in große Broken und umgelegt, und wenn ein heißer Tag darauf erfolgt, in steinharte Schollen verwandelt werden; wer aber im Gegentheil in übermäßig erhizter Zeit sonderlich bei dürren und sandigen Feldern das Umakern vorzunehmen sich entschließen würde, der würde ebenfalls mit Schaden erfahren, daß er sehr übel gethan. Zur Bestellung dieser Felder könnte man sich auch, wenn große Hize einfallen und lange anhalten sollte, der kühlen Morgenzeit, oder der anfeuchtenden Abendluft bedienen, oder auch wohl gar die mondhelle Nacht dazu erwählen.

Man hat verschiedene Arten des Pflügens. Meistens kömmt es auf die Beschaffenheit des Erdbodens an, und hauptsächlich beruhet es auf der lang eingeführten besondern Gewohnheit der Landleute, deren Vernunftmäßigkeit nicht eben allemal in Ueberlegung gezogen wird.

Wo es für das Wasser abhängig ist, so ist es gut, alle Felder flach anzulegen. Auf solche Weise wird der Regen unstreitig den Früchten die Nahrung mehr in gleichen Theilen geben, als wenn das Feld hoch in Reihen gestellt wird. Ueberhaupt sind die Furchen so zu ziehen, daß das Wasser sich am Geschwindesten von dem Aker abziehen könne, und die Erde nicht Gefahr laufe, durch einen starken Regen überschwemmt zu werden. Bei abhängigem Erdreich macht man die Furchen ein wenig abweichend, damit das Wasser sanft abfliessen könne, ohne die Erde weg zu schwemmen. Man fängt daher die Furchen von unten an, wie man es in Betrachtung des Abhangs am Dienlichsten findet, und fährt in gleicher Richtung bis oben fort. Außerdem müssen die Furchen so gerade als möglich gezogen werden, denn je gleicher sie fortlaufen, desto besser fließt das Wasser ab. Man pflügt auch ein solches Stük Feld kreuzweis, und dieses ist auch eines der besten und sichersten Mittel, daß durch den Regen nicht ein Theil des Reichthums von dem Boden weggeführet werde. Denn der Regen fällt ohne Unterschied auf den Boden, er mag bearbeitet seyn, wie er will, aber die Wirkung desselben ist sehr unterschieden. Wenn nun ein Regen fällt, und das Wasser, welches mit dem Reichthum des Bodens angefüllt ist, nach seinem natürlichen Lauf abwärts lauft, so wird es bei jeder Furche aufgehalten, daß sehr wenig von dem Feld abkommt.

Indessen machen dergleichen Wasserfurchen in Fruchtfeldern viel Fuß breit Land unnüze. Auf beiden Seiten dieser Furchen wächst das Getreid insgemein schlecht, weil die Wurzeln derselben von den darin sich gesammelten Wässern verdorben werden. Besser ist demnach, dergleichen Wasserfurchen in geschlossene Gruben zu verwandeln. Dieses geschieht so, daß man $1\frac{1}{2}$ bis 2 Schuh tiefen Graben gräbt, auf dessen halbe Höhe große Kießlinge hinein wirft, solche mit Tannästen bedeket, und endlich den Graben mit der ausgegrabenen Erde aus-

füllet. Auf diese Weise kann man die Stellen wie den übrigen Aker bepflügen, und das Getreid wächst auf diesem verdekten Graben so leicht auf, als an andern Stellen.

Die Gewohnheit, leichten Boden in enge Reihen oder Beete zu stellen, kommt vermuthlich von dem Mangel der Aufmerksamkeit her; auch in dem festen Boden ist es besser, wenn man statt enger Reihen selbige hoch und breit macht. Denn wenn der Boden eben ist, so sezt sich das Wasser in die Abtheilungsgänge und verliert sich in die Seiten der Reihen, dieses macht sie so naß, daß das Land schwerlich eher umgearbeitet werden kann, als ganz spät im Frühling, es müsse denn sehr trokene Witterung seyn. Liegt hingegen das Feld sehr abhängig, so verliert es dadurch einen grossen Theil von der Erde. Je breiter demnach die Beete gemacht werden, je mehr Nuzen kommt davon heraus. Denn es können viele unnöthige Furchen erspart werden, welche auch Getreide tragen, nur muß in feuchten Landen dahin gesehen werden, daß die Beete in der Mitte höher, als nach der lezten Furche zu seyn, und daß solche fein gleich ohne tiefe Abhänge gemacht werden. Ob nun zwar die breite Art Feldbeete den schmalen allemal vorzuziehen ist, so muß jedoch die Veränderung der schmalen Beete in breite mit vieler Vorsicht geschehen, und Anfangs nur 2 schmale Beete in eine gleiche gemacht werden, ohne daß in der Mitte eine Tiefe von der alten Furche zu sehen ist, und nachdem man eine Gleiche ohne Höhe in der Mitte zu wege gebracht hat, führet man die 2 bis 12 furchigen Beete wieder zusammen in ein breites Beet, wo man schon ein Beet, das 12 Furchen hat, zusammen bringt. Im leichten und trokenen Aker braucht man die breiten Beete in der Mitte nicht zu erhöhen, sondern dieselben können flach und gleich bleiben. Es ist eher gut, daß sie nicht erhöhet seyen, denn die Feuchtigkeit zieht, wenn Regenwetter ist, desto besser in den trokenen Aker ein. Der Pflug ist entweder gemein oder gekünstelt. Man muß aber aus der Art des Akers von der Art des Pfluges judiziren. Ist jener lehmig und sehr stark, so hat man eine Art des Pflugs, die man den Haken nennt, womit der Aker das Erstemal umgerissen wird. An sandigen Orten kann man das Pflug-Eisen breiter als sonst machen lassen, weil man eher fertig wird, wo aber guter Boden ist, thut ein schmales besser gut. Dieses Pflugeisen soll jedoch aus Stahl seyn, welches nicht nur besser schneidet, sondern es kann sich auch das Koth nicht so leicht daran sezen. Es gibt auch Rigol-Pflüge, mit welchen man im guten tiefen Erdboden so tief pflügen kann, als ein Mensch mit dem Spate zu thun nicht im Stande ist. Und da wird der Aker fast ohne Mist gedüngt." Endlich hat man Wende-Pflüge rc., deren man sich an Bergen bedient, da man die Erde herab in die Tiefe streichet.

Von den künstlichen Pflügen sind neuerlicher Zeiten verschiedene schöne Erfindungen zum Vorschein gekommen, und man sollte auch überhaupt den Pflug immer zu mehrerer Vollkommenheit zu bringen trachten, damit die Arbeit des Zugviehes dadurch erleichtert werde. Zu dem Ende ist unter andern

1) nöthig, daß das Zuggeschirr des Zugviehes immer im guten Stand unterhalten werde.

2) Müssen die Pflüge nicht kostbar, vom recht festen, trokenen und zähen Holze dauerhaft gemacht, auch so leicht als möglich, ohne jedoch der Stärke derselben Abbruch zu thun.

3) Müssen die Räder von solcher Höhe seyn, daß die Zugriemen bis an die Brustzeuche der Pferde, oder bis an das Joch der Ochsen gehen. Gemeiniglich sind die Räder nicht hoch genug.

4) Muß die Nabe der Räder und die Achse vollkommen rund, und wohl angeschmiert seyn.

5) Werfen Einige die Frage auf: Ob man nicht 2 Ohren an einem Pflug verbieten sollte? Der Hausvater sezt die Haupteigenschaften eines Pflugs darin: a) er muß so wenig als möglich zusammengesezt seyn. b) Er darf nicht kostbar seyn. c) Er darf nicht wandelbar seyn, d. i., er muß lange halten, und nicht viel Reparirens brauchen. d) Er muß vom recht festen, trokenen und zähen Holz verfertiget seyn. e) Er muß leicht zu regiren seyn. f) Er muß leicht zu ziehen seyn. g) Er muß die Erde leicht durchschneiden und sich darin nicht leicht hindern lassen.

h) Er muß die umgerissene Furche recht und völlig umwerfen, so daß die Oberfläche mit allen darauf befindlichen Stoppeln ganz unten zu liegen kommen. i) Er muß eine reine Furche machen. k) Man muß ihn stellen können. l) Er muß sich leicht wenden lassen.

Erbärmliches Ende eines Manuskriptes.

Ich ward — so sprach das Manuskript vor den Höllenrichtern mit weinenden Augen — verfertiget in jenen Stunden, welche gewöhnlich dem Schlafe aufgebürdet werden, wovon aber ein grosser Theil, wie Sie wissen, meine Herren, zu ganz anderen Dingen dienet, z. B. dem Spiele, dem Trunke u. dgl. mehr. Bei einem kleinen Lichtlein, kaum so dik, wie die Schnur eines Rosenkranzes, bei einer Flamme, die dem Schwanze eines Johanneswürmchens glich, bei einer Kälte, daß die auf mich gegossene und wieder weggeschabte Tinte mich schüttelte, wie Espenlaub — da, in diesen unheilschwangern Stunden zweier Sommer-, Winter- und Qualsemester, trat ich nach und nach an's Licht der Welt. Hätte ich gewußt, wie hartherzig und böse die Welt ist, wie sie so wenig Geschmak und Gefühl hat, wie sie sich, so zu sagen, selbst täuscht und um ihr Heil zu bringen bemüht ist, ach! ich wäre lieber todt geblieben im Gallusapfel und Regenwasser, in den Lumpen auf der Papiermühle, im Gehirne des Hintertheils jenes Kopfes, der mich aus eigenen Einfällen und den Quintessenzen einiger alter und neuer Narren im Schweiße seines Angesichtes zusammen zettelte. Mein Vater, mein ehrwürdiger Schöpfer, that freilich, was er nur konnte, um mich an Mann zu bringen. Er sprach eines Morgens zu mir: Liebe Tochter! du bist jezt so groß gewachsen, daß du nicht länger bei mir behalten werden kannst. Deine reichen Anlagen, deine hübsche Gestalt, dein heiteres Antliz, deine zierliche Redensweise, kurz, dein einen edlen Vater verrathendes Wesen ist zu anziehend, als daß du den Reizen der Männer entgehen könntest. Ich will dich vor dem Falle hüten und dich mit einem Manne verbinden lassen. Du sollst einen Buchdruker freien, da auf der Welt Alles mehr oder minder dem Druke unterthan ist. So sprach er, und nachdem er noch einige Regeln mir in Hinsicht auf das Benehmen gegen meine Werber eingebunden hatte, gab er mir eine kleine Anweisung und schob mich zur Thüre hinaus. Ich war in der Welt noch unbekannt, aber nicht die Einzige, und hatte bald das Glük mehr, als ich erwartete. In Zeit von einem halben Jahre hatte ich die Ehre, mit 25 Buchdrukern, Buchdrukereibesizern, bürgerlichen Drukern, Verlagsdrukern u. s. w. zu sprechen und mich mit ihnen Anfangs sehr leidlich zu unterhalten. Aber das sind Menschen! (Jezt konnte sie nicht mehr weiter sprechen vor Schluchzen. Selbst die Richter wurden gerührt. Endlich sprach Aeakus: Liebes Kind! nur Muth, wir werden gerechter seyn, als die Menschen dort oben, und sie fuhr wieder weiter, zu sprechen, wie folgt:) Verzeihen Sie, meine Herren! und hören Sie gnädigst weiter auf Dero unterthänigste Magd. Die vorhin genannten Herren scheinen noch sehr unbehilflich zu seyn. Der Eine sprach: „Mein Freund Gabriel findet in dem Buche Protestantismus; denn es kommt darin quid pro quo vor, und von pro ist Protestantismus hergeleitet. In unsern Tagen ist so etwas gefährlich; wenden Sie Sich nur an Andere, gehorsamer Diener! Der Andere schrieb an meinen Vater: „Mein Herr! Ihre Tochter gefällt mir sehr, geben Sie mir dieselbe und ein gutes Heirathgut, so sage ich zu!“ Der Dritte schob mich gar vor die Thüre hinaus und rief: „Unbekannte Leute nehme ich nicht auf; bei mir muß Alles Empfehlung tragen, sey sie auch noch so geringfügig.“ Am vierten Manne glaubte ich endlich meinen Erkornen zu erbliken. Ich machte meinen gehorsamsten Bükling — da rief er: Freundin! Sie muß Sich erst dispensiren lassen, sonst wird aus dem Handel nichts; und so kam ich an den Lezten, den Aufrichtigsten. Er sagte mir gerade zu, jezt sey für mich keine Zeit; eine gewisse Gesellschaft habe meinen Untergang beschlossen. So kehrte ich denn heim, und mein Vater war über die sogenannten Verleger so aufgebracht, daß er mich dem Feuer zu opfern beschloß. Er that es schon nach 45 Stunden. Nochmal be-

trachtete er mich vom Kopfe bis zu den Füßen, wurde dabei ein Paar Mal roth und ging dann der Küche zu. So früh sterben zu müssen, that mir freilich weh und der Feuertod war gar nicht gut, wie ich auch öfter sah, daß sich gewisse, großartige Leute lieber erschießen, als verbrennen; allein bei uns zu Hause ist einmal dem Vater das Recht zuerkannt, sein Kind verbrennen zu dürfen, und davon machte nun der meinige Gebrauch. Mein Leib wurde Asche und Ruß — ich stehe vor Euch, Richter! und erwarte Euer Urtheil. Mein Gewissen sagt mir nur Gutes. Richtet gerecht, damit die Welt seine Ungerechtigkeit erkenne." (Man berathschlagte sich und fällte folgende Sentenz:)

„Weil du unschuldig, aber dein Vater aus fremden Werken stahl, wie es Viele, besonders Erzähler, noch machen, so kannst du noch nicht in den Frieden eingehen; du bleibst indeß in unserer Nähe, im Garten Imzbrl (sprich: Imisbrol, d. i., Erwartung), und erst wenn ein viel schlechteres Mädchen, als du, an einen solchen Mann, als du freitest, gekommen seyn wird — so lautete der Fluch schon vor deinem Auftritte — dann erst wirst du frei wieder ein glükliches Leben genießen. Dir wird dann auch erlaubt, dich mit ihr zu messen und der Welt zu sagen, wie thöricht Manche handeln."

Wir sind nicht abergläubisch, Gott bewahre! Aber heute stand ein Knabe vor uns, welcher in einer Zuschrift: „An Herrn Friederich Purgerl in W." übergab und wir hielten dieß für einen Engel, welchen uns Gott zugeschikt hat, dieses Histörchen zu publiziren.

p. Et. Fr. Purgerl.

Wenn uns ein Engel wieder so etwas zuschikt, so dürfen wir immer wieder aus der Karte reden, nicht wahr?

Todesbetrachtung eines vierzigjährigen Repetitors.

Nun habe ich auch das Treiben satt; ich habe mir durch Laufen und Rennen die Lungensucht, mein Medikus nennt es gar hecticam, zugezogen, nun bist du nagldürrer Tod mir willkommen. Spazir nur herein! Ich will dich so aufrichtig umarmen, als sich am Namens- oder Jubiläumsfeste Freunde ans Herz drüken können. Ach! was half mich all mein Rennen? Mit 40 heißt's, alter Hans! in's Gras beißen. Bald thut mir kein Zahn mehr weh, mein leidiger Dienst-Eifer hat mir den Garaus gemacht. Doch wenn ich nochmal von vorne anfinge? Nein, nein, die Welt hat nichts Gutes, adiö Welt!

Schon als Knabe hätte ich es merken sollen, schon bei der Geburt. Die Götter ließ man unter Bienengesumse und auf andere Weise entstehen, und mußte auch mancher an einer Wölfin saugen — mich nahm man mit Zangen in Empfang, und noch trage ich Wunden davon. Ausgesezt wurde ich auch, aber habe doch nichts mit Moses gemein, nichts mit Cyrus. Mich sezte man dem Elende aus. Mein Hauptelend war das Geschäft des Aufziehens, damit ich wieder von Andern aufgezogen würde. Ich bin jezt durch unterdrükten Zorn, durch Galle und Fieber, durch Schrei'n und Schlagen, durch Lehren und Einwohnen, durch Lachen und Weinen, durch Stehen und Gehen und Laufen, durch Hize und Kälte, durch Humanität und Realismus, durch trokene Mathematik und fette Philosophie, durch Zeitgeist und Zeitthorheit, durch Ernst und Spaß, durch Gewinn und Verlust, durch Schweigen und Sprechen, durch Vornehme und Niedere, Alte und Junge, Väter und Mütter, Liebe und Haß so geschwächt, gemartert, gereizt, erschöpft, besiegt, belohnt, verkannt, verderbt, zerrüttet, abgetragen und unmodisch geworden, daß ich wie ein alter Rok, eine zerlumpte Müze, ein verschnittenes Kravat, eine zu kurze Weste bin, wo weder Stich noch Schere paßt; am Besten, ich lege mich zu Grabe, in die ruhige Nachbarschaft meiner ehrwürdigen Väter, bei denen noch mehr Zucht galt. Also, darauf los, Tod! kostet nur einen Hieb und mein dürres Lichtlein verlischt. Kannst mich denn nicht mores lehren? Doch Eins noch, halt ein mit deiner übermüthigen Sichel. Herr, ich rieche den Lunten, und jenseits gings mir gerade wieder, wie auf dieser schmuzigen Erde, wo mir nicht Rast und Ruhe ward; denn es müßte dort wieder gelehrt werden, da wäre ich nicht gescheid. Also

kurzum, ich dozire nimmer. Sagte der Pater Robustius immer, das Lehren habe Jeder im Mutterleibe verschuldet. Ja, ja, Tod, darfst es glauben. Wirst mir noch eine Weile zuhören, so will ich dir einige Spektakl erzählen — (Man klopft; der Herr Pfarrer tritt ein) —

Anm. Wir bedauern, von diesem Gemälde, das die Pflegetochter Miranda während der Ekstase aufzeichnete, nicht die fehlenden Theile nachliefern zu können. Vielleicht ist der Herr Pfarrer, dem Hans noch eine Menge verschwäzte, so gütig, das Fehlende zu ersezen. Viele Leser würden ihm dafür verpflichtet seyn.

Karl Rebiersch.

Künstliche Eisgrube.

Man verschaffe sich eine mit eisernen Reifen versehene Tonne, von der Größe derer, in welchen das Oel gewöhnlich im Handel versendet wird. Den obern Dekel schlägt man ein, und in den Boden-Dekel macht man ein Loch, von der Größe eines Korkstöpsels. In diese Tonne bringt man hierauf eine Art von Kübel, welcher die Form eines gewöhnlichen Butterkübels hat, nur daß er ungleich breiter ist; und nachdem man diesen auf zwei Stüke Holz gelegt hat, welche denselben von dem Boden der Tonne entfernen, füllt man den Zwischenraum zwischen beiden Gefäßen mit Kohlenstaub an. Der innere große Kübel ist mit einem Dekel versehen, an dessen innerer Seite sich viele Haken befinden, um an denselben die Bouteillen aufhängen zu können. Auf dem Dekel ruht ein Sak von zwei Fuß im Durchmesser, der gleichfalls mit Kohlenstaub angefüllt ist. Dieses ganze Geräth kann man in die Erde, bis auf zwei Drittel von ihrer gesammten Höhe, einsenken, in einem Keller oder einer kühlen Vorrathskammer. Den Kübel füllt man mit Eis oder eingestampftem Schnee an. Ein Ventil in seinem Boden läßt die Feuchtigkeit allmählig ablaufen. Will man Wein oder andere Feuchtigkeiten gefrieren lassen, so nimmt man den Sak und Dekel weg, hängt die Bouteillen an den Haken an und schließt über sie hernach mit Genauigkeit den Kübel wieder zu. Die Zeit von einer halben Stunde ist hinreichend, die in den Bouteillen enthaltenen Feuchtigkeiten bis zum Gefrierpunkte hinabzutreiben.

Einfluß des Oels auf den menschlichen Körper und als Mittel gegen den Biß und Stich giftiger Thiere.

In Tunis braucht man gewöhnlich zu Trägern Leute, die aus Dscherid oder dem Dattellande, das etwa 300 englische Meilen von der Seeküste liegt, gebürtig sind. Diese Leute tragen meistens einen weiten wollenen Rok in seiner natürlichen Farbe mit kurzen weiten Aermeln, der den Körper einhüllt und um den Leib zugebunden wird; sie haben niemals ein Hemd an und tragen selten lange Beinkleider, Schuhe oder Strümpfe, aber allezeit eine scharlachene Müze, und zuweilen einen großen weißen Turban. Diejenigen Träger, welche in den Oelniederlagen arbeiten, essen selten etwas Anderes, als Brod und Oel; sie bestreichen sich über und über mit Oel und tränken ihren Rok damit. Ungeachtet die Pest in Tunis öfters fürchterlich wüthet und viele tausend Einwohner hinrafft, so weiß man doch niemals ein Beispiel, daß einer von den Trägern, die in den Oelniederlagen arbeiten, nur im Geringsten davon befallen worden wäre. Sie schlafen im Sommer auf bloßer Erde in den Strassen; man sieht oft in der Nacht Skorpionen und andere giftige Insekten häufig um sie her laufen, hört aber nie von einem Beispiele, daß Einer von ihnen beschädigt worden wäre, und die großen Müken, welche andern Menschen unter einem warmen Himmel so sehr lästig werden, lassen den Träger ganz ungestört, obschon sein Gesicht, seine Hände, Arme, Beine und Füsse völlig Preis gegeben sind; wenn andere Leute sich so bloß stellten, so würden sie von diesen Muskiten beinahe getödtet werden. Wenn in Tunis Jemand von einem Skorpion gestochen, oder von einem andern giftigen Thiere gebissen worden ist, so rizt man die Wunde gleich mit einem Messer auf und reibt so schnell als möglich Oel ein, welches den Fortschritt des Giftes hindert. Wird nicht binnen wenigen Minuten Oel gebraucht, so ist der Tod unvermeidlich, besonders nach dem Stiche eines Skorpions, weil dieses Insekt in Tunis am Allergiftigsten ist.

Nützliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Erwiederung auf die Anfragen über die neuen Grün-Düngungsgesäme, welche in Leipzig zu bestellen seyn werden.

Auf die geehrten Anfragen, die an die hiesige Samenhandlung des Herrn C. E. Bachmann über die Preise der neuen Grün-Düngungsgesäme eingelaufen sind, zu deren Einführung mein jüngst erschienenes „Futter- und Weidebuch" die erfahrungsmäßige Anleitung gibt, diene Folgendes zur Erwiederung.

Sowohl über die Beziehung dieser Gesäme vom hiesigen Orte, als auch über die Art und Weise ihrer Gewinnung selbst sind nämlich einige Mißverständnisse entstanden. Zu deren Zerstreuung nun muß ich zuvor bemerken, daß mir, der ich in früheren Verhältnissen die Aufgabe hatte, schwache Einkünfte der Landwirthschaften ohne größeren Kosten-Aufwand zu vermehren, unter allen dahin einschlagenden örtlichen Maßregeln die Verbesserung der sogenannten grünen Düngung des Bodens die nützlichste gewesen ist. Da ich aber die bisherigen Gesäme derselben zu kostspielig, ihre Krautmasse zu gering und kraftlos und ihre Anwendung überhaupt zu beschränkt fand, so nahm ich die wilden Gesäme aus Feld, Wald und Garten und die Gesäme der Unkräuter mit zu Hilfe, so wie Gut und Umgegend sie mir darboten. Meine Erfahrungen, sammt den ausführlichsten Anleitungen zu ihrer Anwendung, so wie die Abbildungen der von mir als am Brauchbarsten befundenen Kräuter und Gräser dieser Art, enthält obengenanntes Futter- und Weidebuch.

Nun bietet zwar jeder Ort und seine Umgegend dergleichen Gesäme in Menge dar, jedoch nicht alle und oft die schätzbarsten nicht. Pflanzenreiche Gegenden, wie die um Leipzig, können daher an die Landwirthe, welche der Sache ihre Theilnahme schenken, theils die ihnen am Orte fehlenden, theils auch die zu ihren ersten Versuchen und zur Vermehrung nöthigen Kräuter- und Gräsergesäme ablassen; und dieß eben ist der von mir in der Vorrede jener Schrift Seite XIII gemachte Vorschlag.

Keineswegs ist es also meine Meinung, daß man sich den ganzen Bedarf verschreibe; der Vortheil hinsichtlich der Anwendbarkeit und Wohlfeilheit dieser Gesäme liegt vielmehr gerade in der „eigenen Einsammlung und Anzucht in den Gütern selbst." Zu dem Ende habe ich besagtes Werk im höchsten Grade ausführlich abgefaßt. Auch wird man sich aus ihm überzeugen, daß kleine, gutgeleitete Versuche vorausgehen müssen, um die Sache mit Sicherheit ins Große überzuführen. Es ist daher den geehrten Freunden dieser Sache leicht gemacht, mittelst des Buches und nach Maßgabe ihrer Oertlichkeit und ihrer Zweke, die ihnen beliebigen Gesäme, und in der gewünschten Menge, bei der genannten hiesigen Samenhandlung zu bestellen.

Solche Bestellungen müssen aber bis zum Frühjahre 1836 an diese Handlung in portofreien Briefen eingegangen seyn, um darnach die Einsammlungen der Gesäme einrichten zu können.

Weil sich die Preise natürlich nach der Menge richten, in der die Gesäme dieser oder jener Pflanzenart sich darbieten, folglich ganz vom Zufalle abhängig sind: so müssen die geehrten Besteller die Bestimmung der Preise der Samenhandlung überlassen; jedoch werden diejenigen Gesäme, die sich so selten finden, daß sie die Preise der gewöhnlichen Futter- und Weidekräuter und Gräser in den Samenkatalogen übersteigen würden, gar nicht eingesammelt werden, sonach auch keines dieser Gesäme theurer, die meisten vielmehr wohlfeiler seyn, als die in den Samenkatalogen. Und wenn auch bei einer geschäftsreichen Stadt die Kosten der Einsammlung höher als auf dem platten Lande seyn müssen: so ist doch, da es nur um Lieferung solcher Gesäme sich handelt, welche dieser oder jener Oertlichkeit abgehen, oder die zu den anfänglichen Versuchen und zur Vermehrung bestimmt sind, jener etwas höhere Einsammlungspreis auch nicht in Anschlag zu bringen.

Die Einsammlung geschieht durch arme Leute, die ich anleiten werde, um auch meinerseits (versteht sich ohne andern Vortheil, als welcher mit dem Vergnügen verbunden ist) die Sache mit in Gang zu bringen. Auch werde ich im Herbste den Hergang der Einsammlung und den Erfolg einiger hiesigen Versuche in einer kleinen Broschüre getreu berichten, da solche praktische Data und ausführliche Berichte über dieselben der Sache ebenfalls förderlich sind.

Leipzig, im Jäner 1836.

C. H. Nebbien, Wirthschaftsrath.

Der Ofen im Winter.

O edler Göttersohn!
Du theilst jetzt Gnaden aus,
Es liegt um deinen Thron
Das ganze Volk vom Haus,
Und athmet Kraft von dir,
Belebet neu die Hand,
Die in dem Schnee-Revier
Schon fast Erstarrung fand.

Auch Bellard und Miau
Befinden sich im Kreis,
Sie leken Herrn und Frau
Von starrer Hand das Eis,
Ist ihr Geschäft gethan,
Belohnet sie ein Schmaus,
Drauf ruhen beide dann
Auf ihrer Stirne aus.

So ruht die ganze Schaar
Und blikt zu dir empor,
Als kniet' sie am Altar,
Und's Grillchen singt den Chor,
Das im Verborg'nen zirpt,
Und fleht als Priesterlein:
„Daß bald der Winter stirbt;"
Sie brummen „Amen" drein.

Bonrath.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

III. Jahrgang. Nro. 11. 12. März 1836.

Inhalt: Das kalte Wasser als das beste Mittel, die Gesundheit zu erhalten. — Ist es vortheilhaft, milchendes Rindvieh sowohl im Sommer als im Winter mit blos trokenem Futter zu ernähren? — Die Lebens-Uhr. — Anfrage, Hopfenstangen ꝛc. von Eisendraht betr. — Gemeinnüzliches.

Das kalte Wasser als das beste Mittel, die Gesundheit zu erhalten.

Der Verfasser des folgenden Aufsazes, am Ende mit F. R. bezeichnet, ist, wie es scheint, kein Arzt; aber doch ein trefflicher Kenner des menschlichen Körpers und des gemeinen Quell- und Brunnenwassers mit seinen Wirkungen auf denselben, so zwar, daß sich die Leser von ihm ohne Anstand belehren lassen und seinen praktischen Vorschriften genaue, ja, strenge Folge leisten dürfen, wofern ihnen Leben und Gesundheit wichtiger sind, als vorübergehende Sinnengelüste. Heutigen Tages sind wir keineswegs verlegen, Dem, was der Verfasser von der großen Heilkraft des gemeinen Wassers erzählet, durch Thatsachen aus der jüngsten Zeit eine unwiderstehliche Macht der Wahrheit zu verleihen, die jeden Lesenden zur Ueberzeugung führen muß. Wem es demnach in dieser Sache um unwiderlegbare Wahrheit zu thun ist, der lese die 15 Hefte der allerneuesten Wasserkuren, vom Professor Oertel in Ansbach, und, die Wasserkuren des Vincenz Prießnitz zu Gräfenberg ꝛc. von Theodor Brand. 2te Auflage. Erst vor Kurzem erschien wieder in gleicher Absicht eine andere merkwürdige Schrift, betitelt: Neueste Erfahrungen über die Heilkraft des kalten Wassers, eine Denkschrift, betreffend den Vincenz Prießnitz zu Gräfenberg ꝛc. Von Wilhelm Hermann, k. preuß. Prem.-Lieutenant ꝛc., zugeeignet dem Durchlauchtigsten Fürsten von Metternich, k. k. österr. Haus- und Staats-Kanzler. — Wahrlich, man wird in diesen und noch vielen andern, denselben Gegenstand behandelnden Schriften weit mehr finden, als man sucht.

Pr. K.

Obgleich schon in den ältesten Zeiten der berühmte Grieche, der Vater und erste Lehrer aller nachherigen Aerzte, Hippokrates (lebte 450 Jahre v. Chr.) in dem naturgemäßen System, in welches er zuerst die Gesundheits- und Krankheits-Lehre brachte, den Gebrauch des kalten Wassers als das vorzüglichste Mittel, die Gesundheit zu erhalten, und wenn sie verloren gegangen wäre, sie wieder herzustellen, als Heilmittel empfohlen hatte, so lassen sich doch in der Geschichte der Arzneikunde mehrere Zeiträume nachweisen, in welchen man dasselbe nicht nur gar nicht anwendete, sondern in denen man es für überflüßig oder gar für nachtheilig erklärte. Erst in den neuern Zeiten, da einige der größten Aerzte unserer Zeitgenossen, welche die gesammten Kräfte dieses Elements gründlicher erforscht haben, auch geneigter geworden sind, die selbst von Laien gemachten Erfahrungen über die oft großen, selbst wunderbaren Wirkungen des kalten Wassers anzuerkennen, weil sie mit den Winken der Alten so genau übereinstimmen, hat man wieder angefangen, den Gebrauch dieses wohlthätigen Urstoffs der Erde, als zur Gesundheit beiträglich, zu würdigen. Wir lassen hier einige Bemerkungen über seine Kräfte und Wirkungen folgen.

Zuvörderst betrachten wir das kalte Wasser als ein vorzügliches Mittel, die Gesundheit und das Wohlseyn des menschlichen Körpers zu erhalten, und glauben behaupten zu können, daß dasselbe unter allen den vielen tausend Mitteln, die seit Menschengedenken zum Vortheil des köstlichsten Erdenguts, der Gesundheit, aufgesucht, aufgefunden und angepriesen sind, den Vorrang behauptet. Jedes Wasser der Erde, mit Ausnahme des Seewassers, besizt diese Kraft; indeß wird hier vorzugsweise das frisch aus der Erde quellende, oder aus tiefen Brunnen geschöpfte reine, kalte Wasser verstanden, das durch seinen eigenen ihm beiwohnenden Charakter und durch seine Erd-Kälte besonders geeignet ist, diese Kraft zu bewähren. Sehen wir auf seine nähere Beschaffenheit, so muß es so viel als möglich rein, d. h., es muß keine mineralische, vegetabilische oder animalische Zusäze in sich enthalten, farb- und geschmaklos, nicht zu hart, vielmehr weich seyn, so daß gar keine oder nur wenig verspürbare

oder erdartige Zumischungen in Folge chemischer Zergliederung sich finden lassen.

Da die Gesundheit des menschlichen Körpers bekanntlich darin besteht, daß seine einzelnen unterfezten Theile ihre Funktionen oder die ihnen zugetheilten Verrichtungen leicht, genau und vollständig erfüllen, wodurch das angenehme Gefühl des allgemeinen Wohlbefindens desselben hervorgebracht wird, so soll hier in möglichster Kürze bewiesen werden, daß der innere Gebrauch des kalten Wassers als ausschließiges Getränk die Gesundheit am Sichersten erhält, also am Allerwenigsten zugibt, daß solche Veränderungen im Körper vorgehen können, die in seinen Funktionen stören. Diese Wirkung kann ihm darum zugeschrieben werden, weil es besser, wie jedes andere Getränk, die Hize des Körpers herabstimmt und bis zur naturgemäßen Wärme zurükführt, welche durch den Blutumlauf, durch das Einathmen des Sauerstoffgases und durch die immerwährende Ausdünstung, also durch Verminderung seiner Flüssigkeiten entstanden ist.

Andere Getränke, als: Weine, Bier, Kaffee oder Thee, vermögen diese Wirkung nicht in so befriedigendem Maße hervorzubringen, weil sie solche Stoffe enthalten, die, statt abzukühlen, den Grund zu einer neuen Hize im Körper legen, und sonach bewirken, daß die einzelnen Theile desselben bald gereizt, dann geschwächt, bald gar in einen entzündlichen Zustand versezt werden, der sie zu ihren Verrichtungen unbrauchbar, also krank macht. Rechnet man hinzu, daß die oben genannten Getränke gar nicht selten durch ihren Wohlgeschmak zur Unmäßigkeit verleiten, und viele Menschen mehr von ihnen genießen, als zu ihrer Befriedigung erforderlich wäre, so gelangt man um so sicherer dahin, die Erfahrung für richtig anzuerkennen, daß das kalte Wasser als tägliches Getränk den Zwek, um dessentwillen es genossen werden soll, am Vollkommensten erfüllt, zumal, da eine andere diese Wahrheit bestätigt, indem sie lehrt, daß Wasser-Trinker, die nicht auf andere Weise gegen ihre Gesundheit Verstöße machen, in der Regel vor entzündlichen Krankheiten bewahrt bleiben, weil sie sich in einer gleichmäßigern Temperatur erhalten, als es bei andern Getränksgenüssen der Fall ist.

Eben so kann von dem Wasser als Getränke gerühmt werden, daß es dem Körper in seinem reinen und einfachen Genuße keine solche fremde und schädliche Theile zuführt, die seinen gesunden Zustand sehr leicht in einen ungesunden umwandeln können. Wenn der Weintrinker mit dem Wein erhizenden Geist nachtheilige Säuren oder wohl gar andere Zusäze; der Biertrinker Hefen und Schleim befördernden Stoff; der Branntwein-Trinker ein bedeutendes, erst reizendes, dann schwächendes, flüßiges Feuer; der Kaffeetrinker Kohlen-Theile; der Theetrinker nervenreizende Säfte vom Theebaum mit seinem Getränke einnimmt, so genießt der Wassertrinker das Unverfälschteste und Reinste, das es in der Natur gibt; er hat in keinem Falle zu befürchten, daß er seinem Körper damit schade, sondern kann sicher auf Erhaltung und Beförderung seiner Gesundheit rechnen, denn er lebt der Natur gemäß, die ursprünglich das Wasser zum Ersaz der verloren gegangenen Feuchtigkeit seines Körpers, ihm, wie Allem, was lebt, angewiesen hat, welches die Menschen durch Kochen und Zusäze verderben. Der Wassertrinker kann sein Blut und seine Säfte nur durch Speisen, Gewürze und Unmäßigkeit verderben, und bleibt gesund, wenn er diese meidet.

Auch auf die Reinigung der innern Theile seines Körpers kann der beständige Wassertrinker rechnen. Sein Getränk ist das feinste, man kann sagen, das spizeste Element in der Natur, das dahin dringt, wo Unreinigkeiten weggeschafft werden müssen, durch welche die Gesundheit in Gefahr kommt. Durch diese Eigenschaft drängt es sich zwischen die nur gar zu leicht in einzelnen Theilen des Körpers sich anhäufenden Absonderungen der verkohlten oder verschlakten Abgängigkeiten des Körpers, der Verfessenheiten, Verschleimungen, Schärfen und Stokungen in den Gefäßen, es löset sie auf, macht sie flüßig und sezt sie in den Stand, von der regen Lebenskraft weggeschafft werden zu können. Kein anderes Getränk hat diese Kraft, weil das Wasser, aus dessen Grundstoffe es angefertigt werden muß, durch die Kunst seine eindringende Eigenschaft verloren hat,

weßhalb wir denn auch wahrnehmen, daß bei einem anfangenden Wassertrinken nach anhaltendem Wassergenuß die innere körperliche Verunreinigung sich in Reinigkeit und somit eine schwächliche Gesundheit in eine dauerhafte verwandelt. — Auf gleiche Weise reiniget es auch die ersten Wege, den Magen und die Eingeweide. Es durchdringt die Speisen, daß sie flüßiger werden, wodurch sie ihre nährenden Säfte besser auflösen und entwikeln, und macht die Reste fähiger, durch die wurmförmige Bewegung der inneren Theile in ihrem Kanale sich fortschieben zu lassen. Krankheiten des Magens und der Eingeweide kennt daher der beständige Wassertrinker nicht, denn das kalte Wasser reiniget diese Theile nicht nur fortwährend, sondern stärkt sie auch durch seine Kälte und trägt auf solche Weise zu ihrer Gesundheit bei. — Ganz vorzüglich befördert dieses naturgemäße Getränk die Verrichtungen der Nieren und der Blase, die bekanntlich dazu bestimmt sind, einen bedeutend großen Theil der Abgängigkeiten und Unreinigkeiten aus dem Körper durch den Urin hinwegzuführen. Wer sich daher desselben regelmäßig und in erforderlich reichlichem Maße bedienet, darf hoffen, vor einer großen Menge höchst empfindlicher, schmerzlicher und gefährlicher Leibesübel, die ihren Grund in diesen Absonderungsgefäßen haben, gesichert zu bleiben, die vorzüglich dem höhern Alter entgegen gehenden Personen oftmals höchst lästig werden, indem sich bei ihnen die Unreinigkeiten beschwerlicher absondern und einer größern Menge Flüßigkeiten bedürftig werden.

Indeß hat dieses vortreffliche Element noch eine vorzügliche Kraft, die menschliche Gesundheit durch die äußerliche Bewegung zu erhalten und zu befördern, und verdient deßhalb die Beachtung eines Jeden, dem sein Wohlbefinden heilig und werth ist, indem seine Anwendung einem der wichtigsten Theile des menschlichen Körpers die größten Dienste leistet. Durch Waschen und Baden mit und im kalten Wasser wird die Oberfläche des Leibes, die Haut, am Vorzüglichsten kultivirt, ohne deren gesunden Zustand Keiner zum völligen Besiz eines allgemeinen Wohlbefindens gelangen kann. Die menschliche Haut ist nemlich nach den entschiedensten Beobachtungen der Naturforscher wie der Aerzte und nach den Erfahrungen Aller, die genauer darauf geachtet haben, nicht blos eine Deke des Körpers, die schon Niemanden gleichgiltig seyn kann, sondern sie hat auch durch ihre aushauchenden und einsaugenden Gefäße (Poren) die höchst wichtige Bestimmung, einen großen Theil der abgängigen und verkohlten Theile des sich immer reinigenden und erneuernden Körpers aus den erstern hinauszuschaffen, und durch leztere aus der umgebenden Natur nährende und stärkende Stoffe aufzunehmen. Sind diese gedoppelten Gefäße geschwächt oder erschlafft oder mit Ausdünstungen belegt, oder durch Verweichlichung oder Verwöhnung außer Stand gesezt, ihre Pflicht zu erfüllen oder der atmosphärischen Einwirkung keinen gehörigen Widerstand zu leisten, so können die Folgen dieser üblen Zustände nicht ausbleiben; wie denn nach allgemeiner Erfahrung eine höchst bedeutende Menge von Unpäßlichkeiten und Krankheiten des Körpers aus Mangel der Hautkultur entstehen. Soll dieß nun nicht der Fall werden, so gibt es kein entschiedeneres und besseres Mittel, als die Haut durch die Anwendung des kalten Wassers in gesunden Zustand zu versezen, d. h., sie nicht blos in eine völlig reine Verfassung zu bringen, sondern sie auch zu erkräftigen und zu stärken; wie denn auch hier zugleich bemerkt wird, daß Knochen, Muskeln, Drüsen, Adern und alle Fibern und Theile des Körpers von dieser Stärkung ihren reichlichen Theil mit empfangen und so wohlthätig auf die Haut zurükwirken.

Daß das Wasser diese Wirkung hervorbringt, liegt in seiner Schwere, Feinheit und Flüßigkeit, durch die es die auf der Haut befindlichen Unreinigkeiten durchdringt, sie auflöset und wenn man ihm durch Reibungen, Bürsten, Frottiren und Uebergießungen zu Hilfe kommt, vollkommen wegschafft und die Haut in einen Zustand versezt, in welchem sie ihre Verrichtungen ungestört betreiben kann. Solche Waschbäder nimmt man am Besten in den Morgenstunden, nicht lange nach dem Aufstehen, vor, in welchen der Körper am Wenigsten gegen die Kälte des Wassers empfindlich ist. Nachdem man den Kopf, den Naken und

die Brust mit kaltem Wasser tüchtig benezt hat, wäscht man den ganzen Körper (Leib) an allen seinen Theilen, reibt ihn mit Flanell, oder besser mit einer Bürste in Wasser getaucht nach, und übergießt ihn mit Einschluß des Kopfes mit reinem Wasser, daß dieses die sämmtlichen aufgelösten und abgeriebenen Unreinigkeiten vollends abspült; oder stellt sich, wenn man mit einem Badeschranke versehen ist, in denselben, um die lezte Abspülung zu bewerkstelligen. Nach den Beobachtungen Vieler reicht eine solche Reinigung auf sechs bis sieben Tage, jedoch nicht länger, aus, indem sich in der Zwischenzeit wieder so viele Unreinigkeiten auf der Haut gesammelt haben, daß eine neue Reinigung nöthig ist. Wird sie fortgesezt, so entledigt sich die Natur ihrer auszuscheidenden skorischen (schlakigen) und fremdartigen Unreinigkeiten auf dem einzig besten Wege der Haut; sie wirken nicht nachtheilig auf die innern, edlern Theile zurük, und es können keine solche Krankheiten entstehen, die ihren Grund in der verdorbenen Haut haben. Auch die Absonderungen in der Nase, im Kehlkopf, im Schlunde, in der Luftröhre vermindern sich, sobald die der Haut zunehmen, so daß sich die katarrhalischen Dispositionen allmählig verlieren, die Schnupfen und Husten oder rheumatische Unpäßlichkeiten hervorbrachten; wie man es denn auch an der wohlthätigen Leichtigkeit des Körpers in allen seinen Verrichtungen sehr deutlich merkt, daß man der Eröffnung der einsaugenden Gefässe der Haut ein angenehmes Wohlbefinden zu verdanken habe.

Diese eben beschriebene Reinigung der Haut durch kaltes Wasser hat nun endlich noch die wohlthätige Wirkung, daß sie nicht blos die Haut selbst, sondern alle übrigen Theile des Körpers ungemein stärkt. Der Grund dieser Stärkung liegt außer der Reinignng in der Kälte des Wassers, welche Belebung und Zusammenziehung zugleich bewirkt, wo dagegen das warme Wasser diese nicht hervorbringt, sondern die Gefässe vielmehr ausdehnt und schwächt. Wer den leichten Schauder der anfänglichen Benezung des ganzen Körpers beim Waschen oder Baden überwunden hat, nimmt die Stärkung, die ihm zu Theil wird, sogleich an sich wahr, indem sie sich über den ganzen Körper verbreitet und, wenn dieser nach vollendetem Waschbade wieder abgetroknet ist, ein unglaubliches Wohlseyn hervorbringt, bei welchem die Erkräftung und das Gefühl der Gesundheit vor Allem hervortreten.

Beiden genannten Wirkungen des kalten Wassers kann man es nun zuschreiben, wenn sich die Haut allmählig gegen die verschiedenen Einflüsse der Luft abgehärtet fühlt, daß sie Kälte, Wärme, Feuchtigkeit und selbst die plözlichsten Veränderungen der Atmosphäre ohne Unbequemlichkeit erträgt und damit vielen Unpäßlichkeiten und Krankheiten widersteht, die allein in der Schwäche derselben ihren Grund hatten.

Hat nach diesen auf Erfahrungen begründeten Bemerkungen das kalte Wasser die Kräfte vieler Arzneimittel, indem es wie diese durchdringend auflöset, erweicht, reizt, kühlt, die Ausdünstung befördert, ausführt, die Verdauung erleichtert, auf den Harngang wohlthätig einwirkt und stärkt, wovon sich Jedermann, der von ihm einen doppelten Gebrauch macht, leicht und bald überzeugen kann; so ist nicht zu verwundern, wenn die Versuche gelungen sind, durch seine Hilfe nicht nur die Gesundheit zu erhalten, sondern auch selbst Krankheiten zu heilen. F. R.

Ist es vortheilhaft, milchendes Rindvieh sowohl im Sommer als im Winter mit blos trokenem Futter zu ernähren?

Immer schon wünschte und hoffte ich von einer Zeit zur andern in dieser Zeitschrift einen Gegenstand zur Sprache gebracht zu sehen, welcher, wie mich dünkt, von einiger Wichtigkeit ist; aber immer fand ich noch nichts darüber, so daß ich mich, um die erwünschte Belehrung darüber zu erhalten, gedrungen fühle, diese Sache selbst zur Sprache zu bringen, und erfahrne praktische Oekonomen um gütige Mittheilung ihrer gemachten Erfahrungen zu bitten.

Meinen Einsichten nach muß es von äußerster Wichtigkeit seyn, wenn man einen Stapel milchendes Rindvieh sowohl im Sommer, als im

Winter blos mit trokenem Futter ernähren kann. Zu dem trokenen Futter rechne ich aber nicht blos gedörrtes Gras, Klee und andere Futterkräuter, sondern zugleich auch sämmtliche Futtergewächse aus der Erde, Kartoffeln, Kohlrabi, Kohlrüben, Möhren, alle Kohlarten und Wurzelgewächse, welche sich nicht nur gut durch den Winter bringen lassen, sondern auch fast bis zur neuen Ernte sich halten — welches leztere vorzugsweise von Erdäpfeln, Kohlrüben und rothen Rüben gilt.

Daß Stallfütterung des Rindviehes überhaupt nicht nur möglich, sondern wirklich besser und vortheilhafter als Hutung und Weide sey, wissen auch wir hier schon seit zwanzig und mehrern Jahren; denn so lange ist es ungefähr, daß sie in unserer Gegend (in Böhmen an der sächsischen Grenze) fast allgemein eingeführt ist. Sowohl Gutsherrschaft, als Bürger und Bauern haben Stallfütterung und zwar, was Vielen unglaublich vorkommen wird, bei gewöhnlicher Dreifelderwirthschaft; und nur vier bis fünf Wochen lang werden die herrschaftlichen Kühe, und einige von kleinern Landwirthen auf die abgeernteten Felder und Wiesen getrieben, die übrige Zeit des Jahres bringen sie in ihren Ställen zu.

Wir haben hier keinen Brachzwang, obgleich die hiesige Gutsschäferei an 1100 Stük enthält, und Bürger, Bauern und Fleischer noch beträchtliche Heerden halten. Wir können und könnten wenigstens unsere Brache nach Belieben benüzen, welches aber, den Anbau von etwas wenigem Klee und Kartoffeln ausgenommen, nicht geschieht. Die oben aufgestellte Frage ist also nicht: Ob überhaupt die Sache thunlich und ausführbar sey? — sondern sie zerfällt in nachstehende Theile:

1) Gibt eine Kuh bei stets gereichtem trokenen Futter den nemlichen Milchertrag — wenn auch nicht in Quantität, doch in Qualität — welchen man bei grüner Fütterung erwarten darf?

2) Ist der Mist nach stetem trokenen Futter eben Das, was er nach grünem ist — ebenfalls nach der Güte, und nicht nach der Menge berechnet? —

3) Reicht die nemliche Menge Futter im trokenen Zustande eben so weit, als im grünen? — d. h., wird die Kuh von 20 Pfund Kleeheu eben so satt, als von 90 Pfund grünen Klees? —

Meine Lage und Umstände sind zu beschränkt, um mir diese Fragen durch eigene Versuche auflösen zu können, und wäre es auch nur mit einer einzigen Kuh; aber gewiß ist die Sache eines genauen Versuchs werth. Alle Nachtheile der grünen Stallfütterung, besonders das Aufblähen des Rindviehes nach Kopfklee und Luzerne, würden wegfallen; man hätte dann weniger Leute zur Viehwartung nöthig, da bekanntlich das tägliche Abmähen und Eintragen des grünen Futters viel Zeit, Menschenhände, oder auch Spannvieh erfordern; es wäre auch dann zu keiner Jahreszeit; und unter keinerlei Witterung, Mangel an Futter zu fürchten, weil bei kluger Eintheilung die Vorräthe von guten Kleejahren das Mißrathen des Klees in ungünstigen Jahren immer deken würden. Die Fütterung selbst würde dadurch erleichtert, und bliebe sich immer gleich, so daß man alsdann nicht nöthig hätte, das Vieh von der trokenen auf die grüne Fütterung zu sezen, und umgekehrt von der grünen auf die trokene u. s. w. Ueberhaupt kann Jeder die Vortheile, die daraus erwachsen müßten, wenn alle obige Fragen bejahend beantwortet werden könnten, sich selbst in seiner Lage besser denken, als ich sie aufzuzählen im Stande bin. Ich würde mich daher herzlich und dankbar freuen, wenn es einem oder dem andern Leser dieser Blätter gefällig wäre, aus eigener Erfahrung hierüber etwas mitzutheilen, denn ich glaube zuverlässig, daß die Sache von mehrern Landwirthen bereits versucht seyn wird. F. J. T.

Die Lebensuhr.

I. Tagesstunden.

1. Die Geburt eines einzigen Menschen entscheidet oft über Vieles. Das Kind kommt in's Leben (Welt) und nimmt es oft der Mutter; es schüzt vor Thronstreitigkeiten und bestärkt den Glauben.

2. Zwei Stüke sind nothwendig zur Zufriedenheit: Glük und Gesundheit; zwei Menschen pflanzen die Welt an, Mann und Weib; zwei Zweke,

Vergnügen und Nuzen, sind die Bedingungen des Schriftstellers; und nur in der Religion erscheinen drei, wovon die Liebe das Höchste ist.

3. Dreifach ist die Gottheit, aber zwischen Gut und Böse ist kein Drittes; wenn aller guten Dinge auch drei seyn sollen, so ist doch eine dritte Besserung nichts von der besten Art.

4. Vier Sünden schreien zum Himmel; die Betrachtung der vier lezten Dinge rettet; die Stunde vier befreit manchen Diszipel von einer Ruinade.

5. Der Bauernfünfer muß den Schimpfenden helfen; 5 Finger und 5 Sinne sind bald zu viel, bald zu wenig. Der Daumen ist ein Hauptfinger!

6. Sechs Stüke sind zum Gelingen unserer Lehranstalten erforderlich: Ein geistlicher Rektor, weltliche Professoren, Dauer der Pläne, gute Schul-Bücher, Gymnastik, Konversation.

7. Die sieben Wunderwerke sind vorüber; in Bayern haben wir folgende vor: Den Donaukanal, die Eisenbahnen, die Dampfschiff-Fahrt, die Mauthlinien, die Industrievollkommenheit, allgemeine Bildung des Volkes, allgemeinen Wohlstand.

8. Im Leben haben wir folgende Abschnitte: Embryo, Kind, Knabe oder Mädchen, Jüngling oder Jungfrau, Mann und Weib, Greis oder Alte, Leiche — ewiger Geist als Engel und Teufel zu allen Epochen, wovon die Zwittergestalt als Teufelchen in sanfter Lämmchen- und Xantippengestalt.

9. Der beste Genuß ist nach dem Geschmake der Armuth und der Richtschnur der Weisheit.

10. Die 10 Gebote des Lebens sind: Ordnung, Reinlichkeit, Maß, Liebe, Friede, Ehrlichkeit, Ausdauer, Ueberlegung, Ernst, Freunde, unter diesen sind drei, nemlich Gott, Menschen und Geld.

11. Der Kampf mit den eilf Feinden: Thorheit, Heuchler, Aberglaube, Stolz, Verschwendung, Eile, Trägheit, Troz, Völlerei, Wollust, Moden.

12. Die lebende Geisterstunde wird bestehen durch — Finsterniß.

II. Nachtstunden.

1. Die Meisten essen, um zu schmeken; den Armen geben sie ein Nichts in goldenes Rauschpapier des Trostes gewikelt.

2. Viele lieben offenbar und hassen heimlich; wer's zwei Jahre getrieben hat, bekommt am Judasfeste einen Preis, nemlich ein Amt.

3. Drei Kranke tödten, drei Weiber entfernen, drei Stellen schlecht verwalten, drei Kinder an Meistbietende verkaufen, drei Thränen am Vermählungstage — das sind Herrn Gux und Staxens Motive, warum sie konkurriren.

4. Heuchelei, Hurerei, Kostenbegünstigung und übermäßige Prahlsucht haben das Reich X gestürzt.

5. Laßt alle Fünfe gerade seyn, und es wird eben so lange dauern, als so; lügt und schwäzt nur recht und drängt Euch ein —

6. Um sechs Uhr in's Bett, um sechs Uhr auf. So früh schon wach? War stets mein Lebenslauf.

7. Wenn sie mich schlägt (wenn simi, d. i., sieben Uhr), spricht der gemeine Mann, dann ist die schwerste Stunde. Hat Recht.

8. Die Leute leben doch recht einfach? Ja wohl; sie schikt höchstens alle acht Tage in's Versazhaus.

9. Ein Kind gehört um 9 Uhr nach Hause; ein Jüngling darf schon bis 10 Uhr bleiben; der Hausvater bleibt bis eilf Uhr, weil er der Lezte nieder und der Erste auf und fort seyn muß; hat auch gleich polizeiliche Hilfe bei der Hand.

10. Zehn Prügel sind für einen kouragirten Poder wahrlich eine Kleinigkeit.

11. Um eilf Uhr herrscht die wahre Meß-Andacht, bald im Bette, bald in der Tasche.

12. Die zweite Geisterstunde wird noch ärger seyn, als die erste; hütet Euch vor dem Poltergeiste.

Eine kleine Anfrage

Hopfen- und Bohnen-Stangen von Eisendraht, Eisenbahnen ꝛc. betreffend.

Als ich unlängst in der allgemeinen deutschen Gartenzeitung v. Js. Nro. 50 S. 396 den Artikel über den Anbau des Hopfens in Gärten gelesen hatte, fiel es mir auch ein, daß die Engländer seit einiger Zeit sich statt der Hopfenstangen der Eisendrähte bedienen, und ich wähnte bei dieser Veranlassung bei mir selbst, daß die Anwendung dieser Eisendrähte vielleicht auch anstatt

der in den Gemüsegärten bisher üblich gewesenen Bohnen-Stangen ꝛc. zu empfehlen seyn möchte. — Ja! ich ging als der erste Veranlasser unserer nun konstituirten Hagel-Assekuranz, zu deren Begründung und Verbreitung ich seit 1805 meine Beiträge redlich, und nach bestem Wissen und patriotischem Willen lieferte, in meiner Phantasie noch weiter, und verfiel daher nach dem bayerischen Landboten v. Js. Nro. 347 S. 1507 auch noch auf den Gedanken, ob diese anstatt der Hopfen- und Bohnen-Stangen einzuführenden Eisendrähte nicht auch zugleich, wie sie als Blizableiter dienen, ebenfalls zur Vermehrung der Hagelableiter, und zwar sehr zwekmäßig eingeführt werden könnten. — Weiters stellte ich bei dieser Gelegenheit noch die Frage an mich: Wäre es in dieser Beziehung nicht sehr nüzlich, wenn das als mehr, oder minder unbrauchbar zurükbleibende Eisen (Eisenstangen und Eisendraht) als Abfall aus dem Eisenbahnen-, oder Donau-Main-Kanal-Baue wenigstens den nächst gelegenen Gemeinden, wo nicht unentgeltlich, doch um einen billigen Preis und für den Zwek der Vermehrung oder Ausbesserung von Bliz- und Hagel-Ableitern abgegeben würde?

Doch, diese u. s. a. Fragen, z. B. über neue Kolonieen, über den Ursprung vielleicht selbst neuer Märkte und Städte, über die behutsame Aufsicht bei diesem Eisenbahnen- und Donau-Main-Kanal-Baue für die Tendenz historischer Forschungen u. s. w. werden schon von selbst ihre vollkommen befriedigende Lösung in der Weisheit und Huld unserer auf Alles aufmerksamen, allerhöchsten Regirung finden; die auch der nun herumschwindelnden Meinung, als würden durch neue Kanäle-Anlagen zwar Erdbeben gleichsam vermindert, dagegen Ueberschwemmungen die Gelegenheits-Thüre und Thore geöffnet (?!) einen technisch-beruhigenden Damm entgegen zu sezen wissen wird.

Gemeinnüzliches.

Die Eicheln auf eine einfache Art, und besonders als Sam-Eicheln zwekmäßig aufzubewahren.

Sobald die Eicheln eingesammelt sind, so muß man sie nicht gar zu dik in eine Scheune legen, und sie öfters hin und her schütteln; die Feuerkörperchen werden ausdünsten und alle Ursachen des Lebens werden sich erhalten, um im Frühlinge bei der Saatzeit der Eicheln das Erwarten des Landmannes zu erfüllen.

Uralter Rath, wie Holz und getäfelte Wände zugerichtet werden sollen, daß sie vom Feuer nicht entbrennen.

Kein Holz oder getäfelte Wand entbrennet, welche mit Alaun bestrichen wird, auch keine Thüren, Schwellen und Balken, die da mit grüner Farbe gefärbet werden, wenn man sie nur dike aufstreichet und wohl härtet, welches am Besten geschieht, je mehr man Alaun und die Asche von Bleiweiß unter die Farbe mischt; denn die Kraft des Feuers kann nicht durchdringen, weil das Holz so hart und fest wird, daß es nicht nur allein vom Feuer, sondern auch vom Regen unversehrt bleibt. (Im Salzburger Intelligenz-Blatte v. J. 1809 St. 3 soll auch ein Kitt beschrieben worden seyn, welcher dem Feuer und Wasser zugleich widersteht.)

Pflanzen der Eichen durch Gesenke.

Es gibt sehr lichte und offene Eichenwälder; man bemüht sich oft vergeblich, sie mit jungen Sezstämmen voll zu machen; die Wurzeln und der Schatten widersezen sich ihrer Entstehung. Man kann aber geschwinde ein dikes Gehölze haben, wenn man, da die Eiche 3 oder 4 Jahre alt ist, folgende Methode anwendet. Man nimmt die längsten Aeste, leget sie in einen kleinen länglichten sogenannten Baumgarten; diesen muß man aber dort machen und fortführen, wo keine Sezstämme sind, und ihn mit Erde bedeken: alsdann läßt man das Aeußerste des Astes ohngefähr 6 oder 8 Zoll hervorragen; dieser Ast wird gute Wurzeln sezen, und gleich nach dem ersten Hau wird diese äußere Spize des Astes ein kraftvoller und starker Stamm seyn. Man muß aber diesen Schößling stets an seiner Mutter hängen lassen; denn die Trennung hievon würde ihm tödlich seyn.

Essig-Syrup zu bereiten.

Man nimmt 1 Pfund rothen Weinessig und 2 Pfund Zuker. Der Zuker wird mit Wasser bis zum Bruch gesotten, dann der Essig hinzugefüllt und zur Syrupdike eingesotten. Beim Gebrauch mischt man nach Gefallen Wasser hinzu.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Ueber Runkelrüben-Zuker-Fabrikation in Bayern.

In der Runkelrüben-Zuker-Fabrik des Herrn geheimen Raths von Uzschneider zu Obergiesing finden sich In- und Ausländer ein, um sich allda in der Runkelrübenzuker-Fabrikation einzuüben.

In vierundzwanzig Stunden wird in dieser Fabrik aus den Runkelrüben der Rohrzuker dargestellt; und in denselben Formen, in welche der Syrup eingegossen wird, auch gleich zu Melisszuker raffinirt. — Der Fabrikations-Prozeß ist allda so abgekürzt, daß Herr von Uzschneider sich veranlaßt findet, im Jahre 1836 — neben der bereits zu Obergiesing bestehenden Zukerfabrik noch drei neue andere, und zwar zu Schleißheim, zu Erching im königl. Landgerichte Freising, und bei Triesdorf im Rezatkreise anzulegen.

Bayern braucht jährlich 80 bis 100,000 Zentner Zuker, wofür 4 bis 6 Millionen Gulden jedes Jahr aus dem Lande gehen, welche, wenn wir unsern Zuker selbst erzeugten, größtentheils in die Hände der Produzenten kämen. Um den nöthigen Zukerbedarf zu liefern, dürften nicht mehr als 15000 Morgen Land mit Rüben bebaut werden. Bayern hat 9,793.268 Morgen Akerland; da nun die Runkelrüben als Brachfrucht gebaut werden, so wird der 218. Theil der Brache, mit Rüben bepflanzt, das nöthige Zukermaterial liefern. Wenn man bedenkt, daß die Zukerkonsumtion sowohl mit der Zunahme der Bevölkerung, als vorzüglich mit der Steigerung des Luxus sich vergrößern wird; daß durch den Anbau der Runkelrüben die übrigen Pflanzen nicht im Geringsten beeinträchtigt werden, indem nur ein kleiner Theil der Brache benüzt werden darf, um jede im Lande nothwendige Menge Zuker zu liefern; wenn man ferner die Vortheile berechnet, die durch Einführung der heimischen Zukerfabrikation für den Akerbau und die Gewerbe hervorgehen, so muß man es doch unerklärbar finden, daß man nicht alle mögliche Sorge trägt, diesen Industriezweig allgemein heimisch zu machen.

Bruder Ex-Studio im bayerischen Land.

Ich bin ein bayerisch Landeskind
Aus meines Herzens Grund;
Von wo den Hahn bewegt der Wind
Erkennt mein Aug allstund,
Und richtet sich nach seinem Stand';
Im ganzen lieben bayrischen Land'
Ist keiner so schlecht, wie der.

Der Hahn sieht immer freudhofzu,
Und dreht sich um die Zeit:
Drum denk' ich, spar' zur Todtentruh'
Nicht auf, was jezt dich freut,
Und nehm' den Bierkrug in die Hand;
Im ganzen lieben bayrischen Land
Ist keiner so klug, wie ich.

Ja komm, o komm du Gerstensaft,
Du brauner Buhle mein!
Du strahlst mit deiner edlen Kraft
In's Leben mild herein,
Und knüpfest fest ein treues Band;
Im ganzen lieben bayrischen Land'
Ist keines so alt, wie das.

Komm, wann Aurora Thilon's Bett'
Den Rosenfuß entzieht;
Komm, wann Selene sternbesät
Den Himmelskulm durchflieht!
Komm, Liebster, schürze dein Gewand!
Im ganzen lieben bayrischen Land'
Trinkt keiner so gerne, wie ich.

O, wär' die Welt ein volles Faß,
Und ich der Küfer seyn,
Wie wollt' ich mit dem Nektar baß
Den Gaumen mir erfreu'n,
Das Herz von heißer Lieb' entbrannt!
Im ganzen lieben bayrischen Land'
Trinkt keiner so viel, wie ich.

Jüngst sollt' ich um ein Mädchen frei'n,
Wie Flachs so zart und licht.
Daß Gott mich wahr' vor solcher Pein!
Zwei Weiber leid't mir's nicht.
Die braune Hanne hat meine Hand:
Im ganzen lieben bayrischen Land'
Ist keine so schön, wie sie.

Geht keine mir so um den Bart,
Wann meine Stirne furcht;
Und ihre Lieb' ist weich und zart,
Und kennt nicht Reu' und Furcht;
Sie braucht nicht Schmuk und kein Gewand;
Im ganzen lieben bayrischen Land'
Ist keine so treu, wie sie.

Und fällt die Kanne zu mit Schall,
Kräht auf die Gruft der Hahn,
Reis' ich mit Sange nach Walhall,
Find Vater dort und Ahn;
Dort reicht Iduna mir die Hand.
Im ganzen lieben bayrischen Land'
Stirbt keiner so froh, wie ich.

Aug. Greger.

Auflösung der Charade in Nro. 9:
Stundenzeiger.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

III. Jahrgang. Nro. 12. 19. März 1836.

Inhalt: Große Männer des Alterthums, welche sich dem Akerbaue ꝛc. gewidmet hatten. — Neue Hemden. — Von einigen Titeln und Obliegenheiten. — Das Geld. — Ein Paar Einfälle zum Gemein-Besten. — Bemerkungen über den Schnee und Regen. — Einige kleine Fragen. — Mittel gegen das Zahnweh.

Große Männer des Alterthums, welche sich dem Akerbaue und der Landwirthschaft gewidmet hatten.

Cyrus der jüngere, sagte Xenophon, war eben so sehr darauf bedacht, die Schönheit seiner Gärten zu erhalten, als darauf, daß Friede und Ueberfluß in seinen Staaten blüheten.

Abdolonymus, von königlichem Geblüte aus Sidon, wurde von Alexander aus einem kleinen Garten hervor gezogen, welchen er selbst bearbeitete, um König über dieses Volk zu werden, und er verließ mit Unwillen seinen kleinen Küchengarten, den er gegen eine Krone vertauschen mußte.

Augias, König von Elis, wird von den Griechen für den Erfinder der Bedüngung des Landes, oder der Verbesserung der Erde durch Mist, angegeben.

Attilius säete sein Getreide aus, als man ihm die Ernennung zum Konsul überreichte.

Cincinnatus wurde vom Pfluge weggeholt, und zum Diktator gemacht.

Augustus suchte Erholung und Ruhe nach den Regirungsgeschäften im Gartenbaue.

Diocletianus schlug es aus, die Regirung wieder anzunehmen, sobald er die Annehmlichkeiten des Landlebens zu Saloni kennen gelernt hatte.

Der Kaiser Konstantinus Pogonatus schrieb ein Buch über den Akerbau, und beschäftigte sich selbst damit.

Lucullus ist durch seinen Gartenbau eben sowohl bekannt, als durch seine großen Thaten.

Scipio Africanus, sagt Seneca, hatte nur ein kleines Feld, welches er mit seinen eignen Händen baute, und Plinius sagt, daß man noch zu seiner Zeit Olivenbäume fand, welche von der Hand dieses großen Mannes geimpft worden wären.

Cicero, in seinem Buche über das Alter, wendet alle seine Beredsamkeit an, um das Land-Leben zu erheben; er sagt, daß es einem wahren Weisen zukomme, und daß er sich nicht wundere, daß viele Fürsten ihre Macht niedergelegt hätten, um die Süßigkeiten des Landlebens desto besser genießen zu können.

Masinissa, König in Numidien, pflanzte mit eigenen Händen Bäume, um seinen Unterthanen ein Beispiel zu geben, die Trokenheit des Landes zu überwinden.

Plinius der jüngere war ein großer Freund des Landlebens, welches aus seiner Beschreibung seiner beiden Landgüter erhellet.

Salomo, dieser große Fürst, sagt selbst, er habe von allen Pflanzen geschrieben, von der Ceder an bis zum Ysop.

Neue Hemden.

Ich muß von jeher zu etwas Vornehmem bestimmt gewesen seyn — zu einem Schriftsteller über neue Hemden wenigstens — obgleich ich von ganz geringen Eltern geboren wurde. Dieß schließ' ich jezt daraus — jezt, denn früher, d. h., als Knabe, bekümmerte ich mich eben nicht so viel um meine Bestimmung — daß ich als Kind und Knabe mich durchaus nicht dazu verstehen wollte, Hemden von grober hausgemachter Leinwand zu tragen, auf dem bloßen Leibe nemlich; denn sonst hätt' ich sie getragen und mit Vergnügen getragen, wohin man's nur immer verlangt hätte. Diese Aversion gegen grobe Hemden war um so größer, wenn die Hemden noch neu oder so lange

sie noch neu und steif waren. Diese Grobheit und diese Steifheit schien mir gar nicht für mich zu passen. Allein Manches paßt für Manchen nicht in der Welt, und muß doch gut thun; paßt oft eine Frau mit ihrer wohlausgerüsteten Garderobe nicht für den Mann, und mancher Mann nicht für die Frau; paßt so manche Ausgabe nicht zu der Einnahme, so manche Besoldung nicht für den Dienst und so mancher Dienst nicht für den Diener, so mancher Reiter nicht zu dem Pferd und so manches Pferd nicht in's Geschirr, wie so manches Haus nicht in und zu dem Beutel, den der Hausherr hat, und muß doch auch gut thun! — Das fand ich und dacht' ich nachher — als ich wirklich etwas Vornehmes, oder wenigstens etwas Vornehmeres geworden war — so und in aller Welt; meine Mutter dacht's aber schon lange, bevor ich's dachte, und applicirte es bereits auf mich; als ich noch im Naturzustande der Wildheit die rohe Meinung hatte, daß Alles, was nicht zusammenpasse, auch nicht zusammenkommen oder zusammengebracht werden sollte. Meine theure, gute Mutter zog mir also an jedem Sonntags-Morgen in aller Liebe und Ruhe ein frischgewaschenes Hemd über den Kopf, und waren eben die neuen, groben, noch ungeschlachten Exemplare an der Reihe, so war für mich der schöne Sonntag und die schöne Woche verdorben, und wenn's auf den Freitag und Samstag hin — vermöge der Gewohnheit, welche man die zweite Natur nennt — etwas besser ging, so stand schon der feine Sonntag wieder mit seinem groben, neuen Hemde vor der Thüre und halbe große Thränenperlen in meinen Augen. Ich schämte und mußte mich schämen dieser Thränen, denn meine Mutter sagt's mehr als hundertmal: schäme dich! — aber jezt schäme ich mich nicht mehr derselben, und zwar seitdem ich weiß und gelesen habe, daß der große **Jean Paul** auch allemal schmerzliche Thränen weinte, wenn er ein neues Hemd sah, das noch dazu nicht an seinem Leibe, sondern an dem Leibe eines Bauern auf freiem Felde war; er dachte nemlich dabei, wie er selbst gesteht; „ei, wie lange wird das noch dauern, bis das neue Hemd zu Lumpen und resp. zu Papier wird, daß dann darauf ein Gelehrter den Laich seiner Gedanken schmieren kann!!" —

Die Zeit der groben und neuen Hemden war längst vorüber, denn als ich die freie Wahl hatte, sucht' ich mir jedesmal das älteste und weichste aus, und die neuen gab ich immer ungetragen mit in die Wäsche. Sagen that ich dieß Niemanden, aber mir wurde gesagt, daß die besorgte Wäscherin ihren Mann durch vieles Zureden dahin vermocht habe, meine neuen Hemden immer eine Woche lang zu tragen, damit sie dieselben doch nicht ganz umsonst in die Wäsche bringe, und sie desto eher geschlacht und schmiegsam würden. Damit — nemlich mit dem Mir — Gesagt — werden dieses — war denn auch meine Verwunderung darüber, daß meine neuen Hemden immer so gar bald weich und tragsam wurden, für mich aufgelöst wie Schellak in spiritu vini rectificato, denn der Wäscherin Mann war ein Kunsttischler, und stummelte den ganzen Tag und die ganze Woche an polirten Tischen und Stühlen, was nach der pflichtmäßigen Aussage der Wäscherin neue Hemden eher mürbe machen soll, als hundert gelehrte Schreibfedern hinter dem Schreibpulte. — So war also ein Wunder für mich weniger in der Welt; aber ich trug von nun an dennoch meine neuen Hemden selber weich.

Um diese Zeit hatt' ich einen Zögling von Adel; dieser hatte auch seine liebe Noth mit neuen Hemden, ob sie gleich schon von ihrer Geburt an feiner und weicher waren, als andere nach Jahre langem Gebrauch. Er sagte es aber nicht, wo ihn der Schuh drükte, oder besser, das Hemd; denn er meinte, er würde ausgelacht, ob er gleich an seinem Hofmeister einen treuen mitleidigen Tröster gehabt hätte. Aber zu helfen wußt' er sich. Er zog nemlich das neue Hemd gar nicht an, oder besser, wenn er's angezogen hatte und es ihm nicht behagte, wieder aus und verstekte es so lange, bis der nächste **Hemdwiederanziehungstag** herbeirükte, während er die übrigen Kleider auf dem bloßen Leibe trug ohne den fatalen Gedankenstrich von Hemd zwischen Haut und Rok. Lange that dieß jedoch auch nicht gut, denn als es herauskam, wurde Interdikt eingelegt

und der gute Junge sah sich genöthigt, sich an das eiserne Joch oder leinene Hemd der Schiklichkeit zu gewöhnen.

Auch dieß hatt' ich wieder vergessen, als mir eben meine Frau ein Paar Duzend feine weiche Schnupftücher zeigt mit der freudigen Bemerkung, daß sie diese vor sieben Jahren bereits bekommen habe von selbstgesponnener, hausgemachter Leinwand; anfänglich hätten sie ihr, wegen angeborner Steifheit, zwar nicht so gefallen und sie habe es selten gewagt, dieselben ihrem wächsernen Näschen nahe zu bringen, um nicht für eine Branntweintrinkerin zu gelten wegen der rothen Nase, allein jezt nach sieben Jahren seyen ja diese Tücher schöner als Schlesinger! — Ich mußte wirklich lachen über die weibliche Freude und Geduld, die gleich dem Patriarchen Jakob — der sieben Jahre als Knecht diente mit der häßlichen Lea, um Herr seiner schönen Rahel zu werden — sieben Jahre lang sich an der Nase reibt, um nun die fein- und weichgetragenen Tücher ihrem Mann und ihren Freundinnen zeigen zu können.

Daß mir nun dabei meine oberzählten Affairen mit neuen Hemden einfielen, und ich mich veranlaßt sah, diese Pragmatik niederzuschreiben, daran ist lediglich meine Frau Schuld, und ich kann also gar nichts dafür, wenn ich den lieben Leser mit meinen Betrachtungen etwa gelangweilt habe. —

Nun noch meinen freundlichen Gruß dem unbekannten, aber interessanten Herrn Verfasser des Aufsazes „über die Vorzüge der wollenen Hemden" in der neuen Bürger- und Bauern-Zeitung 1835 Nro. 4 S. 27. Obgleich ich nicht gewillt bin, seinen Wunsch, „wollene Hemden statt der leinenen eingeführt zu sehen" mit meiner Feder zu unterstüzen, sondern nach dem alten Spruche lebe und denke: „selbst gesponnen, selbst gemacht, rein dabei, ist Bauern-Tracht" und mich nicht schäme, ihm in leinenen Hemde-Aermeln mein Kompliment zu machen, so bitte ich ihn doch recht höflich, sein eventuell gegebenes Versprechen „in diesen Blättern die Geschichte des Hemdes zu liefern", recht bald erfüllen zu wollen. —

Dr. P.

Von einigen Titeln und Obliegenheiten.

A. Die Narren.

1) Wenn Einer die Wahrheit sagt und genau in seiner Pflicht ist, da heißt es oft: Der ist ein Narr. Dem rathe ich, sich nicht irre machen zu lassen.
2) Der Hauptnarr ist derjenige, welcher dafür gehalten wird. Ich halte Den für den Haupt-Narren, der sich selbst narrt, und der möge sich bekehren.
3) Die Hofnarren hatten dann und wann die Wahrheit gesagt; es ist zu wünschen, daß sie wieder kehren. Die Thiernarren sollen nur nicht grausam thun.
4) Das Narrenseil ist zum Glük sehr fein, sonst würde Mancher es abschneiden; laßt's hierin beim Alten.

B. Die Zungen.

1) Die Hundszungen (Strauch) schmeken eben nicht; desto besser die thierischen Ochsenzungen. Müssen gut geschwert, gesalzen und getroknet werden.
2) Die Ritterzungen sollen zu theuer seyn; die Wagzüngelchen haben schon manchen Mann steinreich gemacht, der eine Hundszunge verdient hätte; aber weil er Geld hat, bekam er auch ein Redezüngelchen troz der besten Schlange.
3) Mit den Erdzungen ist es eine mißliche Sache; sie sind gar so prekär vom Meere, das auch mit goldenen Peitschen nicht unterthänig wird.

C. Die Stellen.

1) Die Oerter sind gar oft unverdient merkwürdig geworden; und ich glaube, wenn Fieschi auf einen Pflasterstein gespukt hätte, so würde man ihn (die Pflasterer nemlich) ausgehoben und in Gold gefaßt haben. Denn hier räusperte sich der große Geist. So erlangten die Sybariten und Andere Ruhm; sogar ein grauer Esel kann in Spruch kommen.
2) Aemter. Notabene, da allein herrscht Ordnung und Verdienst in den meisten Ländern, und darum geht's auch immer vorwärts und besser.

3) Säze. Sie sind oft so viel werth, weil sie herausgerissen sind. Wer viele fremde Wörter führt, ist gewiß gelehrt; eine neue, leichte Erfindung. Aber wenn sie nur stets lateinisch wären; wird noch schon werden post meum sentionem (nach meiner Meinung). Der schönste Saz ist aber immer: Das Geld regirt die Welt.

Das Geld.

Du sollst der Erde Meister seyn,
Oft hört' ich dich schon preisen,
Als könnte man durch dich allein
Gott aus der Welt verweisen.

Seit wann ist man so kek und dreist,
Von dir dieß zu behaupten?
Nicht immer, seit die Erde kreist,
Gab's Menschen, die dieß glaubten.

Es ist nur eine winz'ge Zeit,
Daß du so frei regierest,
Und über Treu' und Redlichkeit
Allein das Szepter führest.

Sonst galt ein schlichter Handschlag mehr,
Als Geldes-Millionen,
Und jezt verkauft man Wort und Ehr'
Beinah' um Einen Kronen.

Wie lange wird es noch besteh'n,
Daß Edelsinn so selten?
Du wirst doch einst auch untergeh'n,
Und Treue wieder gelten.

Dann möcht' ich noch auf Erden seyn,
Dann Heil den g'raden Herzen,
Denn ihnen kehrt der Friede ein,
Den traurig wir verschmerzen.

Bonrath.

Ein Paar Einfälle zum Gemein-Besten.

Sehr nüzlich, so meint man, wäre es denn doch auch, wenn die so klassische Abhandlung über den Dünger des Herrn Staatsraths v. Hazzi in Form des Feldkatechismus eines ehemaligen Pfarrer Mayer zu Kupferzell dem gemeinen Landmanne vorgelegt würde. Ich habe schon anno 1821 mich diesem mühseligen und schwierigen Geschäfte absichtslos und uneigennüzig unterzogen, hievon gleich anfänglich dem hochverehrlichen General-Komité des landwirthschaftlichen Vereines einige Probe-Bogen ehrfurchtsvollest vorgelegt, und später den ganzen Versuch dem damaligen Inspektor der landwirthschaftlichen Lehranstalt in Schleißheim, Herrn Wimmer, mit der Bitte persönlich und zwar im Original übergeben, hievon zum Besten dieses Institutes, und nach seinem bessern Ermessen sachdienlichen Gebrauch zu machen; ich theile daher mit früher selbst bewiesener Theilnahme Eingangs berührte Meinung, aus deren Erfüllung nur neuer Segen für die Landwirthschaft erblühen dürfte. — War Justi seiner Zeit und für seine Zeit nicht auch ein klassischer Schriftsteller?! so frug unlängst Jemand, als er einen Andern an Justis chemische Untersuchungen von Metallkörpern, zwei Bände, erinnerte. Kaum hatte ich diese Aeußerung, aber nur so im Vorbeigehen, vernommen, so durchforschte ich mein besizendes Verzeichniß über Justis Werke zu Hause und fand mich dabei veranlaßt, dieses Verzeichniß der hochverehrlichen Redaktion dieser Zeitschrift zu jed beliebigem Gebrauche ergeben zu übersenden, um darin allenfalls Fehlendes zu ergänzen, oder irgend Jemand, der sich Verdienste um unsere Industrie u. s. w. erwerben kann und will, hierauf aufmerksam zu machen; bemerke aber zugleich, daß ich im gemeinten Verzeichnisse vorallegirtes Werk: „Chemische Untersuchungen von Metallkörpern" (2 Bde), die auch vom Bergwerkswesen rc. handeln sollen, vermißte, und daher auf die Vermuthung kam, ob dieses nicht eine Art Vermengung mit den im folgenden Verzeichnisse aufgeführten gesammelten chemischen Schriften Justis sey.

Abschrift. Verzeichniß der Werke rc. des Joh. Heinrich Gottlieb Justi sel.

1. Die Grundfeste zu der Macht und Glükseligkeit der Staaten; oder ausführliche Vorstellung der gesammten Polizei-Wissenschaft. 1761.

2. Gesammelte politische und Finanzschriften über wichtige Gegenstände der Staatskunst, der Kriegs-Wissenschaften und des Cameral- und Finanzwesens. 1764.

3. Staatswirthschaft oder systematische Abhandlung aller ökonomischen und Cameral-Wissenschaften, die zur Regirung eines Landes erfordert werden. 1758.

4. Geschichte des Erdkörpers aus seinen äusserlichen und unterirdischen Beschaffenheiten hergeleitet und erwiesen. 1771.

5. Die Wirkungen und Folgen sowohl der wahren, als der falschen Staatskunst in der Geschichte des Psammitichus, Königs von Egypten 2c. 1739.

6. Scherzhafte und satyrische Schriften. 3 Bde. 1765.

7. Historische und juristische Schriften. 2 Bde.

8. System des Finanzwesens 2c. 1766.

9. Abhandlung über die Frage: „Wie die Kupfererze mit Ersparung der Zeit und der Kohlen auf die Kupfer hätten besser bearbeitet werden können." 1776.

10. Vergleichungen der europäischen mit den asiatischen und andern vermeintlich barbarischen Regirungen. 1762.

11. Der handelnde Adel, dem der kriegerische Adel entgegengesezt wird 2c. 1756.

12. Vollständige Abhandlung von den Manufakturen und Fabriken. 2 Theile. 1767.

13. Gesammelte chemische Schriften. 3 Bde. 1773.

14. Die Chimäre des Gleichgewichtes von Europa, nebst der Chimäre des Gleichgewichtes der Handlung und Schifffahrt. 1759.

15. Abhandlungen von der Vollkommenheit der Landwirthschaft und der höchsten Kultur der Länder. 1761.

16. Schauplaz der Künste und Handwerke 2c. Aus dem Französischen in's Deutsche übersezt und mit Anmerkungen und mit vielen Kupfertafeln versehen, von Joh. Heinrich Gottlieb von Justi und Dr. Daniel Gottfried Schreber. 13 Bde. 1762 bis 1775.

(Schluß folgt.)

Bemerkungen über den Schnee und Regen.

Daß die Vegetation nach einem kalten Winter desto thätiger sey und desto besser vor sich gehe, je höher die Pflanzen mit Schnee bedekt gewesen sind, ist Thatsache und Resultat von Erfahrungen, welche alle Landleute bestätigen. Von dieser Erscheinung läßt sich eine ganz einfache und natürliche Ursache angeben. Alle Pflanzen sind im Stande, einen größern oder geringern Kältegrad zu ertragen; einige gehen schon zu Grunde, wenn man sie der Temperatur des schmelzenden Eises aussezt, andere hingegen leiden von dem stärksten Froste ganz und gar nicht. Es gibt demnach für jede Pflanze eine Grenze, über welche hinaus ihr die Kälte Tod und Untergang bereitet. Mehrere Pflanzen können zwar, ohne zu sterben, einer Temperatur ausgesezt werden, die derjenigen sehr nahe kommt, bei welcher sie erfrieren, sie bekommen aber dabei eine Entkräftungskrankheit, von welcher sie sich während ihrer ganzen Existenz nicht wieder erholen können. Wenn man eine ganze Reihe von Pflanzen, die in ihrem Vermögen der Kälte zu widerstehen verschieden sind, dem Froste aussezt, so geht eine desto größere Anzahl derselben zu Grunde, je größer die Kälte war. Wenn man aber die Kälte durch eine schikliche Bedekung von denselben abhalten und verhindern kann, daß sie nicht einem so starken Kältegrad ausgesezt werden, als der der äußern Luft ist, so werden mehrere von denen, die ohne Anwendung der Bedekung zu Grunde gegangen wären, erhalten werden; mehrere, die krank geworden wären, werden gesund bleiben, und die Anzahl der geretteten wird desto größer seyn, je mehr Kälte die Bedekung abgehalten hat.

Im Innern des Erdballs ist Wärme angehäuft; die ziemlich beständige Temperatur unterirdischer Höhlen oder Keller beweist dieß. Der Schnee ist kein schlechter Leiter für die Wärme, die Kälte durchdringt ihn nicht leicht. Ist die Erde mit einer beträchtlich diken Schneeschicht bedekt, so bestrebt sich die berührende kalte Luft, die Schneemasse zu erkälten; die Wärme des Erdkörpers hingegen strebt, die Temperatur derselben zu erhöhen. Es entsteht demnach in der Schneeschicht ein Kampf zwischen Kälte und Wärme, der gewöhnlich zur Folge hat, daß die mittlere Region derselben, in welcher sich die Pflanzen befinden, die Temperatur Null erhält. Der Schnee hat also die Eigenschaft, die von ihm bedekten Pflanzen bei der Temperatur des schmelzenden Eises zu erhalten, sie folglich gegen eine größere

Kälte zu schüzen und sie beständig feucht zu erhalten, er verhindert demnach das Absterben vieler Pflanzen und das Erkranken einer noch weit größern Anzahl. Die Körper des Pflanzenreichs erhalten also durch denselben mehr Stärke und Gesundheit, als sie ohne seine wohlthätige Bedekung hätten haben können. Man sieht hieraus, daß man einen Theil von dem Einflusse des Schnees erklären kann, ohne zum Salpeter und den andern Salzen seine Zuflucht zu nehmen, welche er enthalten soll, von welcher sich aber keine Spur bei der Analyse zeigt. Daß der Schnee durch die Feuchtigkeit, welche er beständig liefert, auf die Pflanzen wirke, ergibt sich aus so einfachen Beobachtungen, daß sie den Landleuten zu keiner Zeit entgehen konnten. Hätte der Schnee blos die Eigenschaft, die Pflanzen zu schüzen, und zu verhindern, daß sie bei strenger Kälte zu Grunde gehen, so hätten die ältern Naturforscher nicht angenommen, er seze salpetrige Theile der Erde ab, und zwar um so weniger, da sie sich durch einen leichten Versuch versichern konnten, daß der Schnee wirklich kein Salz enthält. — Zwei von mir angestellte Versuche beweisen augenscheinlich, daß der Schnee oxydirtes Wasser sey. Als solches muß er nun freilich auf die Vegetation eine ganz andere Wirkung haben, als gewöhnliches Eis.

Ingenhouß Versuche über das Keimen der Samen haben gelehrt, daß die Gegenwart und Berührung des Sauerstoffs zur Entwiklung der Keime unumgänglich nothwendig sey, daß das Keimen um so schneller vor sich gehe, je mehr Stoff vorhanden ist. Die meisten von selbst ausfallenden Pflanzensamen werden durch den Schnee, der sie bedekt, geschüzt, und finden nachher im Schneewasser einen Theil Sauerstoff, welcher mächtig auf das Keimen wirkt, und eine große Anzahl Samenkörner, die sonst umgekommen seyn würden, zum Gedeihen bringt. Eine beträchtliche Anzahl Pflanzen werden im Oktober, November und Dezember gesäet. Mehrere dieser Samen keimen, ehe der Frost auf selbige wirken und ihrer Lebenskraft nachtheilig werden kann; der Schnee, welcher die übrigen bedekt, reizt die andern durch seinen Sauerstoff, sich zu entwikeln und vermehrt also die Anzahl und befördert das Gedeihen der nüzlichen Pflanzen, welche der Landmann dem Schooße der Erde anvertraut.

Der Schnee wirkt demnach auf eine dreifache Art auf die Pflanzen: 1) schüzt er sie gegen die zu heftig einwirkende Kälte, welche ihren Untergang nach sich ziehen könnte; 2) liefert er den Pflanzen beständig diejenige Feuchtigkeit, welche ihrem Gedeihen so vortheilhaft ist, und 3) macht er viele Samen keimen, die sonst zu Grunde gegangen seyn würden.

Das Regenwasser unterscheidet sich von anderm Wasser dadurch, daß es mehr Sauerstoff enthält, und da dieser nach Ingenhouß und Sennebiers Versuchen auf das Keimen und das Wachsthum der Pflanzen einen so wichtigen Einfluß hat, so ist es sehr natürlich, es dem Sauerstoffe zuzuschreiben, daß das Regenwasser zu den Gewächsen sich anders verhält, als andre Wasser, womit man sie begießt.

Einige kleine Fragen.

Sollten wir uns, besonders landwirthschaftschaftliche und Garten-Sozietäten bei einem Hinblike auf Griechenland und auf die in jeder Hinsicht gewiß segnend werdende Heimkehr unsers allergnädigsten Königs und Herrn, Ludwig, Majestät, nicht veranlaßt fühlen, einen solchen Verein zu begründen, wie vor Jahren — die im In- und Auslande hochverehrte Privat-Gesellschaft „Frohsinn" in München, unter dem Namen: „Maximilians-Verein stiftete, um nach dem edelmüthigen Sinne dieser ihres Namens so würdigen Stiftung den hinterbleibenden Wittwen und Waisen ihrer um Landwirthschaft, um das Gartenwesen ꝛc. verdient gewordener Männer ein ehrendes und die erstern zugleich erquikendes Angedenken zu verschaffen?

Erinnern wir uns des v. J. 1715 her bekannten Werkes: Descriptio historica ꝛc. Maximiliani Emanuelis ꝛc., vielleicht ermuntert uns dasselbe zu einem der gegenwärtigen Zeit und ihren Verhältnissen würdig anpassenden Unternehmen,

wozu Gott und alle Patrioten ihren Beistand verleihen wollen!

Sollte bei der Gelegenheit, wo nun, oder in Zukunft von Seite der betreffenden Kreisregirungen behufs des Donau-Main-Kanal-Baues, oder der Anlagen von Eisenbahnen mit den betheiligten Unterthanen über die Abtretung ihrer Gründe und Besizungen unterhandelt wird, sich nicht auch die Gelegenheit darbieten, hier und dort wenigstens ein Scherflein zu den für die Landwirthschaft so hochwichtigen Güter-Arrondirungen auszumitteln? (Die Beförderung der Obstbäume-Alleen-Zucht wird ohnedieß dabei nicht vergessen werden!) Betrachtet man die Linie des neu zu errichtenden Donau-Main-Kanales von ihrem Ursprunge, und bis zu ihrem Ende mit wissenschaftlich überblikendem Auge; und denkt man sich so recht scharfsichtig in eine mögliche Vermehrung der das Land allenthalben seiner Zeit durchkreuzenden bayerischen Eisenbahnen hinein, so kann man sich unmöglich der Frage erwehren, ob nicht auch und zwar bei einer passenden Direktion dieses Baues und dieser Anlagen mancher wichtige Fund für die Zweke der Geschichte, der Topographie, ja selbst der Naturforschung ꝛc. gemacht werden könnte?

Wäre es in seinen Folgen nicht von hoher Wichtigkeit, wenn sich einmal irgend eine landwirthschaftliche Sozietät dahin entschließen wollte, einen Preis für die Bearbeitung eines umfassenden Werkes über den Wiesenbau allein auszusezen, um auch in dieser Beziehung ein Wechselsystem und für jede Nuzvieh-Gattung eigene, gegenseitig von Zeit zu Zeit wechselnde Bau-Arten der Futterkräuter u. s. w. möglich zu machen?

Möchten die an der Linie des Donau-Main-Kanales allenfalls, oder entlang der Eisenbahnen seiner Zeit entstehenden neuen Kolonieen nicht auch dazu geeigenschaft werden können, gleichsam so recht natürlich zwekmäßige Grenz-Getreide-Magazine und Waaren-Kommissions-Niederlagen für Handelsleute, Fabrikanten und Gewerbetreibende ꝛc. abzugeben?

Warum ist in unsern neuesten Statuten der landwirthschaftlichen Vereine aber nicht einmal die nur entfernteste Sprache von irgend einer Annäherung derselben zu den Garten-Gesellschaften, von dem Nuzen der Gartenbauschulen u. s. w. enthalten?

Kann Niemand mehr nähern Aufschluß über die anno 1808 im Salzburger-Intelligenz-Blatte Seite 247 empfohlen wordene Entwässerungs-Maschine, vorzüglich geeignet zur Entwässerung in kürzester Zeit von Sümpfen und Torfmooren, die zwischen Bergen liegen, und wo sohin keine Abgrabung möglich ist u. s. w., mittheilen; oder genügt dießfalls jener von mir in dieser Zeitschrift vorigen Jahres und in meinem landwirthschaftlichen Gukkasten (vielleicht ein ausgestreuter Same für Mit- und Nachwelt) Seite 84, in Beziehung auf den Benediktiner Mößl, mitgetheilte Wink?

Wäre es nicht sehr nüzlich, wenn auf Rechnung des Staatsstipendien-Fondes Schullehrers-Gehilfen, oder Präparanden, vorerst und ehe dieselben als wirkliche Landschullehrer angestellt werden, auf einige Zeit zur landwirthschaftlichen Lehr-Anstalt in Schleißheim abgeordnet würden?

Wenn es so ist, daß nach der Entdekung eines Herrn Merle Torf zur Gasbeleuchtung zu verwenden (warum nicht auch die geruchlosern Lohekuchen?), der Rükstand der Torf-Kohle $\frac{1}{3}$ mehr Heizkraft, als die beste Holzkohle gibt, würden alsdann nicht auch zur Ersparung des Holzes selbst Kalk- und Ziegelbrennereien und dadurch Land und Leute zugleich und bedeutend gewinnen? (Vide Geschichte und Erdbeschreibung von Pfalz-Bayern für Lehrer und Schüler, von den Verfassern der Kinderakademie, 2te Auflage, München bei Lentner 1797, bei der Beschreibung der pfalzbayerischen Staaten Seite 49, resp. Seite 50.)

Mittel gegen das Zahnweh.

Der berühmte Arzt Allen empfahl vor vielen Jahren die Wurzel des gemeinen gelben Wasserschwertels (Iris lutea, Acorum falsum, Iris pseudo-Acorus), auch falscher Kalmus genannt, als ein Mittel, das augenbliklich und wie durch Zauberei gleichsam jede Art von Zahnweh vertreibt, sobald man nur etwas davon kauet oder den Zahn damit reibt. Man findet den Wasserschwertel fast in allen Wassergräben und Teichen.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Abweichungen in deutscher Schreibart.

(Eingesandt mit Bitte an andere Redaktionen um Aufnahme.)

Viele unserer öffentichen Blätter tragen den Beweis an die Stirne geschrieben, daß ihre Redakteurs nicht einmal die Wochen-Tage richtig zu schreiben wissen, was schon der Korrespondent von und für Deutschland im Jahre 1811 gerügt hat. Sie haben lauter „stage," keine Tage: „einen Dienstag, Donnerstag und Samstag." —

Wir haben ein Baiern und ein Bayern,
ein Würtenberg und ein Württemberg,
ein Baaden und Baden,
ein Pohlen und Polen,
ein Gallizien und Galizien,
ein Paßau und ein Passau,
ein Kaufbaiern und Kaufbeuren u. s. w.

Wie könnte es aber auch anders seyn, da wir nicht einmal wissen, ob wir Teutsche oder Deutsche sind, worüber die Ausländer längst mit Spott und Wizeleien sich lustig machen, die da von uns sagen: wir wüßten ja nicht einmal unsern Namen zu schreiben (ob Deutsche oder Teutsche), und seyen ja nicht einmal unter uns selbst eins, ob wir unsere deutsche Sprache deutsch aussprechen, oder die teutsche, vielleicht gar teuts-che S-prache deuts-ch auss-prechen sollten. — —

„Ei," sagt Spurifunkus:
„D — oder T; was liegt daran?
Nur deutsch gedacht, nur deutsch gethan!"

Neulich deutschten auf deutsch vier deutschige Deutschlinge deutschend,
Sich über deutschend an deutsch, welcher der Deutscheste sey.
Vier deutschnamig benannt: Deutsch, Deutscherich, Deutscherling, Deutschbich;
Selbst so hatten zu deutsch sie sich die Namen gedeutscht.
Jezt zusammen gedeutscht, wettdeutschten sie, deutscher zu deutschen
Deutscheren Komperativ, deutschesten Superlativ.
„Ich bin deutscher, als deutsch; ich noch deutscherer, deutschester bin ich;
Ich bin der Deutschestere, oder der Deutscherste."
Darauf durch Komperativ und Superlativ fortdeutschend,
Deutschten sie auf bis zum Deutschestesterester,
Bis sie vor komperativisch und superlativischer Deutschheit
Den Positiv von Deutsch hatten vergessen zulezt.

Frühlings-Segnung.

O könnt' ich dich, du Seelengut,
Das mir im Herzen flimmert,
Zum neuen Wirbel wekt das Blut,
Und durch die Nerven wimmert,
O könnt' ich dich — wie ich dich fühl',
Durch Lyra-Sang und Saitenspiel
Doch in die Luft zerstreuen.

Daß jedes Vöglein, jeder Wurm,
Und jedes Aug' auf Erde,
Der Adler dort im Felsenthurm,
Das Lämmlein bei der Heerde,
Und Alles, was nur Odem trägt,
Sanft würd' von jener Lust bewegt,
Die ich im Herzen hege.

Zentillionen nähm' ich nicht
Von Schäzen für den einen,
Nicht nähm' ich Perlen vom Gesicht,
Die Freuden-Engel weinen,
Denn was die Erde Hohes trägt,
Was je ein froher Mensch gehegt
Im Busen, heg' ich wieder.

Ein junger Strahl fährt durch die Brust
Und Engel schweben drinnen,
Sie bringen mir des Lenzes Lust
Auf grünen Hoffnungsschwingen,
Und ich werd' Priester der Natur,
Und bete auf der jungen Flur
Ein Heilig meinem Gotte!

Und singe: „Gott, wie loben dich
Nun alle Kreaturen,
So herzlich laut, so dankbarlich
Auf allen jungen Fluren!"
Und Gottes Geist kehrt bei mir ein;
Was könnte wohl nun süßer seyn,
Als Gott auf Erden tragen!

Bonrath.

Zahlen-Charade.

Einstmal ging ich über eine 7, 8.
Bald darauf mußte ich auch über eine 1, 2, 3, 4, 5,
Und ich trug schwer auf meinem 2, 3, 4, 5, 6.
Da kam gefahren ein 1, 7, 8, 5, 2.
Ich wollte ausweichen, fiel und brach etwas in meinem 2, 3, 4, 5, 6,
Viele Leute standen 6, 5, 1, 5, 6 mir,
Da kam ein Arzt und sagte, ich sollt' mich 1, 3, 4, 5, 6,
Aber, o Himmel! ich erkannte in ihm den 2, 7, 5, 8, 1, 5, 2,
Ich erkannte ihn an seinem 1, 2, 7, 8, 6, 5, 6 Gesichte,
Auch an den 1, 7, 8 seiner Gestalt.
Er ging darauf bald 7, 1
Und sagte: „Besuche 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8."

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
III. Jahrgang. Nro. 13. 26. März 1836.

Inhalt: Ueber Uferversicherungen. — Ein Paar Einfälle zum Gemein-Besten. (Schluß.) — Attest eines englischen Dienstmädchens und guter Rath.

Ueber Uferversicherungen.

(Vom Herrn J. U. Dr. Miechura, Mitgliede der k. k. pat. ökonom. Gesellschaft in Böhmen.)

(Im Auszuge.)

So wichtig auch Flüsse für ein Land sind, und so große Vortheile sie diesem und der Landwirthschaft bringen, wohin vorzüglich der leichtere Verkehr mit landwirthschaftlichen und andern Erzeugnissen mittelst der Schifffahrt, der Betrieb von Mahlmühlen und vieler anderer Fabriksmaschinen, die so nüzliche Bewässerung der Wiesen, und die weit größere Fruchtbarkeit der an Flüssen und Bächen befindlichen, gegen andere, die keiner Ueberschwemmung ausgesezt sind, gehören; so leiden dagegen die an Flüssen liegenden Aeker und Wiesen sehr oft beträchtliche Beschädigungen durch Ueberschwemmung während der Vegetationsperiode, durch Versandung, und vorzüglich durch Wasser-Risse, wodurch nicht nur die landwirthschaftlichen Produkte, sondern ein Theil des Bodens selbst verloren geht. Ein anderer Uebelstand, der durch Ueberschwemmungen herbeigeführt wird, ist, daß dadurch oft bleibende Sümpfe gebildet werden, die das urbare Land für immer verderben, und die selbst die Gesundheit der Anwohner gefährden. So wohlthätig auch Ueberschwemmungen zu gewissen Jahreszeiten für die Wiesen sind, eben so nachtheilig sind sie zur Zeit des noch stehenden Grases. Durch das überschwemmte Grünfutter werden häufige Krankheiten des Rind- und Schaf-Viehes in den Niedrungen herbeigeführt. Es muß daher für jeden Uferbesizer eine vorzügliche Sorge seyn, die Vorbeugungsmittel gegen Ueberschwemmungen bei Zeiten in Ausführung zu bringen. Eine kleine Verdämmung bei Anfang eines entstehenden Durchrisses kann dessen Vergrößerung beseitigen, und eine kleine Ufererhöhung da, wo sie zwekmäßig ist, kann oft die zur Unzeit eintretenden Ueberschwemmungen zurükhalten. Allein, alle diese Wasserbauten müssen wohl überdacht und gehörig dem beabsichtigten Zweke entsprechend eingeleitet werden.

Leider haben wir vielfältige traurige Beispiele, daß die kostspieligsten Wasserbauten öfters die beabsichtigte Hilfe nicht herbeigeführt, und oft größere Durchrisse und Schäden verursacht haben, so wie überhaupt die Wasserbaukunst unter den Landleuten noch nicht jene Fortschritte gemacht hat, die zur Schüzung ihrer Grundstüke erforderlich sind; insbesondere sind nur wenige Landbaumeister zu finden, welche zwekmäßige Wasserbauten anzugeben und auszuführen im Stande wären.

Es dürfte daher den an Flüssen anstossenden Dominien, so wie allen Grundbesizern, die sich in diesem Falle befinden, daran gelegen seyn, sich die Kenntnisse von zwekmäßigen Wasserverdämmungen und Uferbeschüzungen eigen zu machen; erstere vorzüglich, um nicht nur obrigkeitliche Gründe vor Schaden zu bewahren, sondern auch den Unterthanen dießfalls mit gutem Rathe und Hilfe an die Hand zu gehen.

Eine dem Zweke ganz entsprechende Maßregel würde zwar die seyn: Das von Flüssen umgebene und der Inundation ausgesezte Land durch feste, den höchsten Wasserstand in der Gegend überragende Dämme zu schüzen, und zugleich diese Dämme mit Schleußen zu versehen, mittelst welcher man es in seiner Gewalt hätte, die Landstreken unter Wasser zu sezen, wann und wie man wollte; wo man also die große Wohlthat der Bewässerung ohne die Nachtheile der Verschlemmung, Versan-

dung, Versumpfung und des Grundverlustes erreichen würde. Allem abgesehen, daß die Lösung dieser Aufgabe noch sehr problematisch ist, daß diese Dämme doch von noch höher steigenden Fluten überschritten, oder gar durchgerissen werden könnten, wo die Gewalt des Wassers und der dadurch verursachte Schaden um so größer wäre, so ist auch ein solcher Bau bei Weitem zu kostspielig, als daß er von Privaten unternommen werden könnte.

Da jedoch so außerordentlich hohe Wasser-Fluten nur selten vorkommen, so wird es hinreichend seyn, sich durch eine zwekmäßige Uferbefestigung nur gegen den jährlich gewöhnlich eintretenden höchsten Wasserstand zu schüzen. Sehr oft gibt es nur einzelne Stellen an den Ufern, die Ueberschwemmungen verursachen, und wenn diese gehörig geschüzt werden, so wird dadurch jeder Wasserschaden, und zwar ohne alle Erhöhung der Ufer, verhindert, wie weiter unten gezeigt werden wird.

Felsen und mit Weiden gut bepflanzte Ufer-Deken bieten eine Schuzwehr gegen Austritt und Durchrisse der Wässer dar. Künstliche Verdämmungen werden mit Stein, Holz, oder Faschinen-Bau bewerkstelligt. Die Uferdeken von Stein werden entweder mit Kalk gemauert, oder die Steine werden blos troken in Moos gelegt. Wo Steine und ein im Wasser dauernder Kalk vorhanden, oder leicht zu haben sind, dürfte eine solche Mauer-Verdämmung, wenn sie zwekmäßig angebracht und ausgetroknet ist, bevor große Wasser eintreten, vor allen den Vorzug verdienen. Man sieht, wie lange die Pfeiler der Prager Brüke der Zerstörung Troz bieten, obschon Eisgänge selbst an diesem Meisterbau öfters Beschädigungen verursachten. Diese gemauerten Dämme haben bei ihrer Anlage das Beschwerliche und Kostspielige, daß das Wasser zuvor auf irgend eine Art abgeleitet werden muß, ehe man zum Bau schreiten kann; und daß die Herstellung eines dauerhaften Grundes sehr viele Schwierigkeiten veranlaßt. Ueberdieß beschädigt starkes Eis einen gemauerten Damm eher, als andere Dammvorrichtungen.

Die Uferbedekungen von Stein auf Moos scheinen dem Zweke der Wasserdurchrisse und Ueberschwemmungen mehr zu entsprechen, als Mauer-Werke. Es muß jedoch, um das Sinken des Grundes zu verhüten, ein dauerhafter hölzerner Rost angebracht werden, das Ufer muß unter einem Winkel von 45° abgedacht und die Arbeit bei einem geringen Wasserstande und bei trokener Witterung vollendet werden; auch muß die Deke durch einige Jahre, bis sie sich gehörig gesezt und gebunden hat, von starken Eisgängen verschont bleiben.

Daß hiezu kein Sand- oder weicher Thon-Stein, sondern harter, kein Wasser durchlassender Stein, welcher gegen das Ufer platt und nicht ekig seyn muß, verwendet werden müsse, ist einleuchtend, so wie auch das zu dem Fuße oder Rost zu verwendende Holz zum Wasserbau geeignet seyn muß.

Wo daher derlei Steine und Holz zu haben sind, dürfte diese Bauführung allen Uferbesizern anzuempfehlen seyn, da sie mit geringem Kostenaufwande und von jedem Landmauermeister ohne besondere Kunstkenntnisse bewerkstelligt werden kann, und eben so jeder Zimmermeister den Rost mit Pfählen und Querwänden vorzurichten versteht.

Die Uferdeken von Holz werden entweder auf die Art vorgerichtet, daß man ganze Reihen von starken Pfählen mit einem Schlagwerke einschlägt und mit Eisböken gegen den Eisstoß schüzt, oder die Zwischenräume der Pfähle mit Pfosten, oder starken Brettern der Quere nach ausfüllt und durch Riegelwände diese Pfähle in Verbindung bringt. Obgleich man hie und da derlei Verdämmungen sieht, welche durch ein Jahrhundert dauerhaft bestehen, so ist man doch dermal von solchen Verdämmungen abgegangen, da sie hinsichtlich der bestehenden größern Holzpreise und wegen Mangel an Eichen- und Tannenholz zu kostsplielig, da, wo der Ufergrund felsig ist, gar nicht anwendbar, und die zu diesen Vorrichtungen nothwendigen Schlagwerke, so wie geschikte Arbeitsleute nicht überall vorhanden sind. Ueberdieß werden solche nicht vollkommen dauerhaft vorgerichtete hölzerne Wände bei starken Eisgängen oft beschädigt und endlich ganz zerstört. Man war vormals der Meinung, daß nur hartes Holz bei Wasserbauten von längerer Dauer sey; indessen

hat es die Erfahrung gelehrt, daß zu Wasserbauten eben sowohl hartes, als weiches Holz, besonders von Tannen, Kiefern, Rüstern, Erlen mit Vortheil angewendet werden kann.

Mehrere Reihen von Eisböken gegen die Strömung des Flusses liefern auch eine Schuzwehr gegen die Gewalt des Wassers, und dienen besonders den Uferdeken da, wohin sich gewöhnlich die größte Strömung zieht, zur Befestigung. Eine ganze Uferdeke von derlei Eisböken dürfte allerdings eine lange Dauer sichern, da jedoch zu den Eisböken starke Stämme vom härtesten Holze verwendet werden müssen, deren Anbringung auf pilotirte starke Pfähle kostspielig und mühsam ist, so werden wenige Private im Stande seyn, einen solchen Wasserbau zu bewerkstelligen, besonders wenn das Holz hiezu gekauft, oder weit zugeführt werden müßte. Indessen zeigte doch die Erfahrung, daß einzelne oder paarweise gut angebrachte Eisböke mehrere Gegenden vor Wasserrissen und Ueberschwemmungen schüzen, daher jedes an größeren Flüssen gelegene Dominium sich in Stand sezen sollte, derlei Eisböke herstellen zu können. Die Beischaffung des Schlagwerkes — welches längere Zeit dauert — ist mit geringen Kosten verbunden, und jeder Landzimmermeister besizt, besonders in Wassergegenden — die Geschiklichkeit, einen Eisbok standhaft anzubringen. Hat man nicht eigenes Holz dazu, so bemühe man sich, solches zu pflanzen, und wenigstens die nachfolgenden Eigenthümer künftig in Stand zu sezen, die Verdämmungen mit minderen Kosten zu erhalten. Die Uferdeke mit Faschinen *) von Weidenruthen ist dermal die gewöhnliche Uferbefestigung, die in neueren Zeiten vorgerichtet wird. Nachdem nemlich das Ufer auf 45° abgedacht wurde, werden mehrere Reihen und Schichten von Faschinen angebracht, mit Pfählen befestigt und mit Schichten von Letten, Erde und Sand überschüttet. Wenn die Faschinen von Weiden frisch vorgerichtet, im Frühjahr oder im Herbst eingelegt, mit starken Weidenpfählen befestigt — so lange unbeschädigt bleiben, bis sie sich allseitig bewurzelt und bestokt haben, so liefert eine solche Uferdeke hinreichenden Schuz sowohl gegen Wasserdurchrisse, als gegen Eisgänge. Sie ist auch die wohlfeilste Uferdämmung, wenn man mit eigenen Weidenruthen und Pflöken versehen ist. Es muß jedoch eine anhaltende günstige Witterung bei geringem Wasserstande eintreten, um diese Arbeit ohne Unterbrechung vollenden zu können. Treten vor der Vollendung heftige Regengüsse oder Eisgänge ein, werden alte Weidenruthen, die keine Keimkraft mehr besizen, dazu verwendet, oder die Sand- und Erdschichten vor deren gehörigen Vereinigung mit den Weiden-Wurzeln unterwachsen und abgespült, so ist die Arbeit sammt den verwendeten Kosten verloren. Da uns die Erfahrung lehrt, daß derlei mit Weidengestripp besezte Ufer sich die längste Zeit ohne Kostenaufwand unterhalten lassen, und gegen die größten Wässer und Eisgänge Schuz bieten, so ist deren Anwendung aller Orten, wo sie noch nicht besteht, den Uferbesizern um so mehr anzuempfehlen, als jedem die Mittel zu Gebote stehen, sich in kurzer Zeit das Materiale hiezu beizuschaffen. Die Weide verpflanzt sich leicht und geschwind; wo sonach kein Weidengestripp, oder Weidenbäume am Ufer bestehen, so pflanze man dahin Gestrippe durch Einsteken von Ruthen und Wurzeln, oder der Aeste von Kopfweiden, und man wird in kurzer Zeit hinreichend Ruthen und Pfähle erzeugen, um seine Ufer damit gehörig befestigen zu können.

Wenn man den Bau nicht mit Faschinen bewerkstelligen kann, so bringe man die Ufer in eine schiefe Abdachung, und steke daselbst größere Weidensezlinge und Pfähle in der Richtung nach dem Stromstrich reihenweise bis auf den Grund des Ufers ein, und es wird sich in zwei Jahren, oft auch schon im ersten Jahre eine standhafte Uferdeke bilden, die den Wasserdurchrissen Widerstand leistet. Diese Verdämmung kann jeder, auch der ärmste Landmann, bewerkstelligen. Man scheue ja nicht den Verlust des geringen Grundes, den man bei der Abdachung der Ufer verliert; für diesen geringen Verlust wird man durch die Rettung des übrigen Bodens vollkommen entschädigt,

*) Faschinen sind Gebünde von Ruthen, die in verschiedener Länge und Stärke, je nachdem man sie nöthig hat, angefertigt werden.

indem ohne gehörigen Schuz durch die fortwährenden Unterwaschungen alle Jahre von dem Grunde mehr abgespült wird, und zulezt keine Hilfe mehr möglich ist. Es ereignen sich oft Fälle, daß sich, wie bereits oben erwähnt, an einzelnen Stellen der Ufer Vertiefungen und Durchrisse gebildet haben, welche dem Fluß bei zunehmendem Wasser den Eingang in die angrenzenden Gründe gestatten, und der daselbst großen Schaden verursacht. An diesen Vertiefungen würde die Einlegung von Faschinen mit Sand und Erde nicht die genügende Abhilfe leisten. Es muß in diesem Falle eine feste Verdämmung, die das Wasser nicht durchdringen kann, angebracht werden; hiezu leistet abermals die Weide das wohlfeilste Verdämmungsmaterial.

Man grabe ganze Kopfweiden sammt den Wurzeln aus, lege davon so viel, als zur Verdämmung der Oeffnung nöthig ist, neben und übereinander in die Vertiefungen der Ufer, und befestige die Zwischenräume mit Schichten von guten, dem Wasser undurchdringlichen Letten und Erde, so daß der ganze Damm keine Zwischenräume hat; dann werden obenauf, und wo ein unbesezter Raum ist, Weidensezlinge eingestekt. Wenn sich nun diese bewurzeln, die Kopfweiden auf beiden Seiten ausschlagen, so wird sich in Kurzem ein Weidendamm bilden, den das heftigste Wasser oder Eis nicht durchbricht.

Diese bisher nicht übliche Verdämmung ist besonders zu empfehlen. Sie wurde an der Elbe auf einem Gute in Böhmen, wo der Fluß durch mehrere Jahre durchbrach und eine neue Bahn zu nehmen drohte, mit dem glüklichsten Erfolge angebracht. Man kann mit diesen Kopfweiden ganze niedrige Uferstreken erhöhen, und dadurch den gewöhnlichen Ueberschwemmungen vorbeugen, ohne daß diese Vorrichtung große Kosten veranlaßt, oder Kunstkenntnisse erfordert. Die Weidenbäume und Ruthen kann man an den Ufern selbst ziegeln, den Letten durch eigene Bezüge Winterszeit zuführen, und dergestalt bei dem Eintritt eines günstigen Frühjahrs und Herbstes für seinen Grund bald eine dauerhafte Uferdeke herstellen. Wo man derlei Kopfweiden nicht hat, oder wo bei tiefen Ufern deren Anwendung wegen des Unterwaschens nicht Statt findet, kann man die Uferdeken dadurch befestigen, daß man große starke Pfähle von Eichen und Erlen bis in den Grund des Ufers mit einem Schlagwerk oder mit starken Schlägen 1 oder ½ Elle von einander entfernt einschlägt, und solche durch einen Flechtenzaun von starken Weidenruthen bis auf den Grund des Wassers in Verbindung bringt, welches selbst bei größerem Wasserstande keinen Schwierigkeiten unterliegt, da man auf einem Schiffe oder Flosse von oben zu flechten anfängt, und wenn eine Reihe geflochten ist, solche bis auf den Grund hinabstößt und dieses Verfahren so oft wiederholt, bis die Pfähle von oben bis auf den Grund zusammengeflochten sind, und eine Wand bilden. In die Zwischenräume des Zaunes werden noch Stäbe von Weiden eingestekt, wodurch, wenn in der Folge die Enden der Pfähle als der Stäbe ausschlagen und sich bewurzeln, eine dauerhafte Uferdeke hergestellt wird, die sowohl den Ueberschwemmungen, als den Einrissen Troz bietet.

Ein Besizstand an der Elbe, der durch jährliche Ueberschwemmungen großem Schaden ausgesezt war, nöthigte mich, alle Arten von Verdämmungen zu versuchen, um Grund und Boden vor Verlust zu retten; und die Erfahrung zeigte, daß die Uferbedekung mit Weidenruthen oder Flechtzäunen von Weiden, und jene von Kopfweiden wegen der leichten und wohlfeilen Vorrichtung und dauerhaften Uferbefestigung vor anderen kostspieligen Wasserbauten den Vorzug haben, und deßhalb zur weitern Kenntniß mitgetheilt werden.

Eine Hauptregel beim Wasserbaue ist, wie schon erwähnt, übrigens kleine Wasserbeschädigungen, die oft mit geringen Kosten beseitigt werden können, nicht unbeachtet zu lassen, indem sich diese mit jedem Hochwasser vergrößern, und endlich einen dem Landwirth unerschwinglichen Geldaufwand verursachen. Die Vernachläßigung dieser Regel mußte schon von Manchem theuer gebüßt werden.

Noch muß hier zweier Uferbefestigungs-Arten erwähnt werden, die noch wenig bekannt sind, aber mit erwünschtem Erfolge in Anwendung gebracht werden. Erstere besteht in der sogenannten Clayonage (Hürdenwerk), nemlich in dem Grunde des Ufers nach der Richtung von 45° gegen

den Flußstrom angebrachten, mit starken Pfählen befestigten Flechtenwerken von 2 bis 3 Klaftern Länge, deren mehrere in der Entfernung von 10 Klaftern so angebracht werden, daß sie am Grunde des Flußbeetes fest anliegen. Durch diese Flechtenzäune wird der Fluß von den Einrissen und Unterwaschungen der Ufer abgehalten, und ihm zur Ablagerung des Schotters und Sandes Gelegenheit verschafft, die nach und nach das Uferbeet vermehren, und dann mit Weidenruthen bestekt werden können.

Eine andere, besonders anzuempfehlende Art der Wasserdämmungen hat Herr Ritter v. Wittmann zu Denglacz in der VI. Abtheilung seiner landwirthschaftlichen Hefte von 1826 zur öffentlichen Kenntniß gebracht, welche nicht nur auf den seiner Leitung unterstehenden Besizungen Sr. kais. Hoheit des Erzherzogs Karl, sondern auch auf andern in Ungarn und Mähren gelegenen Besizungen mit dem glüklichsten Erfolge bewerkstelliget wurde, und von deren Zwekmäßigkeit sich die Kommission der k. k. patr. ökonom. Gesellschaft in Böhmen, die im Jahre 1833 die Herrschaft Altenburg in Ungarn bereiste, die Ueberzeugung verschafft hat.

Dieses Schuzmittel bei Flüssen, Dämmen und Schleußen wird von dem Erfinder Hrn. v. Wittmann der Kastelbau genannt, weil er gleichsam aus kastelförmigen Körben, die aus Weiden geflochten und übereinander auf verschiedene Art angebracht werden, besteht, und der die Aufmerksamkeit des Hof-Wasserbau-Direktors Herrn Baron Pekassy erregt hat, der in Anerkennung seiner Zwekmäßigkeit große Uferbauungen auf diese Art ver..'aßt und diese Arbeiten immer von dem besten Erfolge befunden hat.

Ein Kastel entsteht, wenn man einige Reihen Pflöke von weichem Laubholz, von wenigstens 2 Zoll Dike, in möglichst gleicher Entfernung in die Erde schlägt, wo man dasselbe erbauen will, und diese mit Weidenruthen oder anderen Zweigen vom weichen Holz so durchflechtet, wie man dieß einiger Orten bei den Gartenzäunen der Landleute findet. Diese Kastel können 4- oder auch 3ekig, größer oder kleiner seyn, je nach dem Zwek, zu dem man sie brauchen will.

Bevor die Verflechtung der Pflöke vorgenommen wird, werden Weidenruthen reihenweis so auf den Boden gelegt, daß die Spizen einige Schuh hervorspringen, wodurch die Unterwaschung des Kastelbaues verhindert wird, welches dann nicht zu unterlassen ist, wenn diese Kastelbaue die Stelle der Spornbaue (Einbau, Buhnen) vertreten sollen. Am Besten ist es aber, wenn dieser Kastelbau unter der Sohle des Flußbeetes angelegt werden kann. Die Kastel oder Körbe können mit Erde, Schotter, oder Steinen ausgefüllt werden, und werden von dem Flusse selbst nach und nach vertragen; die Weidenruthen treiben stark aus, und müssen von Zeit zu Zeit abgemäht oder abgeschnitten werden.

Oft ist es erforderlich, besonders bei Sand-Boden, eine Verbauung des Ufers von der Sohle bis zum Scheitel des Ufers zu machen. In diesem Falle werden die Kastel stiegenförmig gemacht, so daß hinter dem ersten, am Weitesten in den Fluß eintretenden eine zweite Reihe, höher als die erste, und so weiter, bis an den Scheitel des Ufers angelegt werden.

Solche stiegenartige Kastel werden von dem Flusse so vertragen, daß man von ihrem Baue in der Folge nichts mehr sieht; die treibenden Ruthen werden vom Wasser niedergelegt, treiben neuerdings und bewirken dadurch einen unverwüstbaren Bau.

Will man Dämme durch diesen Kastelbau schüzen, über welche die Flüsse bei ihrem Anschwellen oft übertreten, so muß man auch auf der Rükseite dieser Dämme einen solchen stiegenartigen Bau anlegen.

Ein auf diese Art geschüzter Damm hat dem heftigsten direkten Andrange der Donau widerstanden.

Diese Kastelbaue dienen vorzüglich, das Einstürzen der Ufer durch das Umgehen der Flüsse, und das Bilden neuer Flußbeete zu verhindern, wodurch oft Gründe, Strassen und Wohnungen zerstört werden. Sie lassen sich aber auch zur Befestigung der Schleußen, Wehren und Brüken anwenden, wo sie das Unterwaschen der Piloten verhindern.

Auf der Herrschaft Altenburg bei Nikolsdorf war die Schleuße zum Einlaß der Leitha in den Komitatskanal, welchen das Publikum bauen sollte, auf 10,000 fl. angeschlagen, die durch Kastelbau auf herrschaftliche Kosten um einige hundert Gulden W. W. dauerhaft hergestellt wurde. Auch findet man diesen Kastelbau auf dem Prädium Bordacz unter Wieselburg an einem Donauarm in großer Tiefe mit dem besten Erfolge angewendet.

Noch eine andere Art Dämme und Ufer, die eine hinlängliche Böschung haben, oder denen eine solche gegeben werden kann, auf die geschwindeste und wohlfeilste Art zu befestigen, gibt Herr v. Wittmann an, die darin besteht: daß man aus der Sandweide (Salix helix), wo diese vorzufinden ist, lange Würste (dünne Faschinen) formirt und diese stehend oder liegend reihenweise geschlossen, an die Wände oder Dämme der Ufer annagelt. Diese Weide hat den Vorzug, von dem Wasser nicht abgebrochen zu werden, indem sie dünn und biegsam ist. Durch das Austreiben dieser Weide und durch das Verwachsen dieser Würste in einander erhält die damit bedekte Erde hinlänglichen Schuz.

Auf der Herrschaft Bellye tiefer in Ungarn, gleichfalls Sr. kais. Hoheit dem Erzherzog Karl gehörig, hat man mit diesen Weidenruthen ungeheuere Dämme und Uferbaue mit ausgezeichnetem Erfolg gemacht.

Da nun, wie im Eingange erwähnt ist, viel an Flüssen und Bächen liegende Felder, Wiesen, Gärten u. s. w. große Beschädigungen erleiden, so wäre es der Mühe werth, auch diesen so wohlfeilen Wasserbau zu versuchen; und wer hiezu Lust haben und eine weitere Anleitung hiezu wünschen sollte, findet diese im 6ten Hefte Seite 61 zweite Auflage der landwirthschaftlichen Hefte von Anton Ritter v. Wittmann Denglacz.

Auch in Herrn Baudirektors Jcendl landwirthschaftlicher Baukunst ist dieser Gegenstand und die ihm analogen sehr ausführlich und praktisch behandelt.

Ein Paar Einfälle zum Gemein-Besten.

(Schluß).

So eben habe ich noch einige Werke Justis, nemlich eine rechtliche Abhandlung von den Ehen, die an und für sich ungültig sind (1757), dann: Natur und Wesen der Staaten als die Quellen aller Regirungswissenschaften und Geseze (1772), weiters: Abhandlung von der Macht, Glükseligkeit und Kredit eines Staates (1760), ferners: das entdekte Geheimniß der neuen sächsischen Farben ꝛc. (1761) und endlich eine ausführliche Abhandlung von den Steuern und Abgaben (1762) in Erfahrung gebracht; und erfreue mich um so mehr der Möglichkeit dieses Nachtrages, da es mir auch bei Gelegenheit dieser Nachforschung gelang, davon in Kenntniß zu kommen; daß in den chemischen Untersuchungen von Metallkörpern (2 Bde) auch über eine vortheilhaftere Eisengewinnung, und Stahlbereitung u. a. sehr nüzliche, auch noch für unsere Zeit passende Mittheilungen enthalten seyn sollen. — Bei dieser Gelegenheit fielen mir so dann auch noch folgende zwei wichtige Werke der Vorzeit ein, als: der Hausvater, 6 Theile mit Kupfern. Hannover 1771—1773, und: allgemeine Haushaltungs- und Landwissenschaft, aus den sichersten und neuesten Erfahrungen und Entdekungen, geprüfet und in Ausübung gebracht von einer ökonomischen Gesellschaft in England; mit Kupfern, 5 Theile gr. 8. Hamburg und Leipzig, 1763—1768.

Indem ich nun diese Mittheilungen mit dem patriotischen Wunsche schließe, wenigstens einigermassen genüzt zu haben, schreite ich noch zu ein Paar Einfällen.

Wenn man sich in unsern bayerschen alten akademischen Abhandlungen dort so recht herumschauet, wo von den römischen Heerstrassen die Rede ist, — so meint man ordentlich, gleich unsern Vorfahren mit der damaligen Anlage ihrer Feld- und Holzwege, Quer- und Kreuzstrassen darin einen Wink zu finden, wie wir auch in unsern Tagen die Verbindungs-Wege zur Beförderung des Handels ꝛc., sowohl zu Wasser, wie zu Lande, einzurichten hätten. So soll z. B. der

ehemalige alte Münchnerweg von Schleißheim nach München, damals von Hochmuthing bei Schleißheim, von der jezigen Schäferei, wahrscheinlich ausgegangen, bedeutend näher, wie jezt, zu dieser Stadt geführet haben. — Bei dieser Veranlassung kam auch wieder der Türkengraben bei München, und die unter Max Emanuel beabsichtigt gewesene Wasserleitung bis nach Schleißheim — (vide Bauern-Zeitung v. J. 1827, Seite 164) zur Sprache, und die von mir v. Js. in dieser Zeitschrift Seite 197 in Beziehung auf den Getreidehandel, die Zukunft patriotisch sichernd, mitgetheilte Meinung, in Erwähnung. —

Kolonieen, so meinte man auch bei dieser Veranlassung, Kolonieen wären gleichsam so ganz natürliche Getreide-Magazine; besonders wenn die Bewohner derselben nach Verstrich der Freijahre dahin angehalten würden, ihre sämmtlichen Abgaben, und für die Zweke der Aerarial-Getreide-Aufsammlung, mittels Getreide in Natura, zu leisten. — Doch, hierüber wollen Einsichtsvollere absprechen! Vielleicht ermittelt man nach den Prinzipien unsers Steuer-Definitivums, und je nach der Berechnung von 20—30 Jahren, einen solchen Normal-Getreidepreis zur Erlage des jährlichen Natural-Getreide-Quantums, der als ein wohlberechnetes Aequiliber bei zu großer Wohlfeile des Getreides dem Staate keinen Nachtheil, und bei zu hohem Preise desselben, den Kolonisten selbst keine Gefährde bringt. Wenn uns übrigens die Nothjahre 18$\frac{1}{1}\frac{6}{7}$ oder die Theurung in den 70er Jahren, oder die unverkennbar göttlich-väterlichen Warnungen und Dräungen der Jahre 1834 und 1835, welche ich nemlich 1834 et 1835, wie die Jahre 1816 und 1817, getreu patriotisch begleitend, überlebte, — in Beziehung auf Getreide-Aufsammlung und auf vorerstige Sicherung des eigenen Vaterlandes (und wer weiß den Ausgang des Jahres 1836?! —) nicht eines Zwekmäßigen belehret haben, dann ist am Ende nur jener „Ernst" — zu befürchten, von welchem in dieser Zeitschrift v. J. 1834, S. 27 die leider! hie und da wahr gewordene Sprache war. Das mir schon von meiner Kindheit an, laut einer Bauern-Zeitungs-Numer v. J. 1827 und auch seit dem Jahre 1809 — zeug heuriger Bürger- und Bauern-Zeitung, und durch historische Forschung und Mittheilung — unvergeßlich gewordene Schleißheim hat mir auch in landwirthschaftlicher Beziehung manche nüzliche Reminiszenz zum weiterm Wohle meines Vaterlandes hinterlassen, so zwar, daß ich nur mit großer Freude jene „Wahrnehmungen an Schafen", mitgetheilt in Nro. 48 dieser Zeitschrift, gelesen habe, und sie aller weitern Empfehlungen und Vorbereitungen sehr dringend und würdig machte. — Auch der bekannte Colerus darf dießfalls mit forschender Prüfung von Seite 418 et conseq. mehrmal durchlesen werden; denn der unermüdete Fleiß der Alten war es nur, der im Gebiete der Landwirthschaft, der Naturforschung rc. die Bahn gebrochen, neuer Weisheit Licht und Weg gezeigt hat. — Bestreben wir uns nur Alle nach Kräften und Vermögen zum Segen der vaterländischen Landwirthschaft, der Industrie u. s. w. beizutragen, um den rükkehrenden königlichen Vater Ludwig so recht, und für immer zu erfreuen: vielleicht gelingt es uns auch bei dieser Gelegenheit, ein heilsames Scherflein mehr zum Besten blinder und taubstummer Kinder, und vorzüglich auch zum Heile des Erziehungs-Instituts für arme krüppelhafte Kinder unsers Vaterlandes auszumitteln und zu erforschen, wozu der Allmächtige segnend den Ausgang des alten, und den Anfang und das Ende des kommenden Jahres 1835 seinen erbarmenden Beistand geben wolle!

Attest eines englischen Dienstmädchens und guter Rath.

Bei der Polizei zu London kam neuerlich ein Dienstmädchen ein und beklagte sich bitterlich über ihre Herrschaft, daß sie ihr bei der Entlassung ein Zeugniß gegeben habe, worin stände, daß sie sich zu fest schnüre und daher nicht arbeiten könne. Man gab ihr den sehr leicht zu befolgenden guten Rath, daß sie sich in Zukunft etwas lokerer schnüren möchte. Es gibt doch nicht etwa auch deutsche Dienstmädchen, welche sich auf gleiche Weise durch thörichte Gewohnheit ihre Gesundheit verderben?

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Der erhungerte Geizhals.

Begreiflich ist es wohl den Psychologen, daß der Mensch, entweder durch mächtigen Andrang seiner ungünstigen Lage getrieben, oder durch Unmoralität verwüstet, Andere beraube; daß er aber so sehr seinen Verstand verläugnen, „und sich selbst um die wenigen Freuden dieses spannenlangen Lebens bestehlen könne,“ scheint eine räthselhafte Aufgabe zu seyn, die jedoch noch täglich Geizhälse vor unsern Augen zu lösen pflegen. — Vor einiger Zeit starb in Paris ein Mann aus Mangel an Nahrung und Pflege, die er sich selbst zu versagen so unnatürlich grausam war. Als ein kleiner Knabe sammelte er schon in Wein- und Bierschenken und Gasthäusern mit ängstlicher Sorgfalt alle Bouteillen-Pfropfe und Stöpsel, und brachte davon endlich einen so großen Vorrath zusammen, daß er von diesem mehrere hundert Franken löste, — und so trieb er es weiter mit viel verschiedenen Gegenständen. Da er durch seine sparsame Lebensweise endlich äußerst geschwächt, und schon nahe der Auflösung war, riethen ihm seine Bekannten (Freunde hat kein Geiziger), sich Fleischbrühe kochen zu lassen. „Nun, dazu wollte ich mich endlich entschließen“ — sagte er seufzend — „aber ach! wer wird mir armen Mann das Fleisch abkaufen?“ Er nahm durchaus keine Stärkung, mußte daher gleichsam verhungern, und ward nicht von Einem lebenden Wesen bedauert. Außer seinem beträchtlichen Vermögen fand man unter dem Kopfkissen dieses Menschen 30,000 Franken. Seinem alten Henry — der, angelokt durch oftmalige Versicherungen, im Testament gut bedacht zu werden, die große Resignation besaß, diesem Unholde zu dienen — vermachte er ein Kleid, „jedoch“ — sezte er hinzu — „kein neues.“

Das widersinnigste Laster ist der Geiz. Ein solcher Thor lebt, um zu sammeln, und sammelt nicht, um zu leben! Er verkauft seine höchsten moralischen Güter für Gold, um seine eigenen Fesseln daraus zu schmieden.

Bescheidenheit.

Der Engländer Burney wollte auf einer Reise seiner jungen liebenswürdigen Tochter ein Buch mit nach Hause bringen, und fragte in dieser Beziehung eine Dame um Rath, damit er etwas Nüzliches und zugleich etwas Gefälliges wählen möchte. „Kaufen Sie ihr: Emiliens Eintritt in die Welt“ — sagte die Dame — Sie können für ein junges Mädchen nichts Besseres finden. — Der Vater nahms und gab es seiner Tochter mit den Lobsprüchen der Dame. Das Frauenzimmer schien sehr verlegen. Der Vater wunderte sich, und fragte nach der Ursache; endlich sagte die Tochter schüchtern und mit Erröthen: lieber Vater, das Buch ist von mir.

An die Mode.

Mächtigste der Feen! Göttin Mode!
Dämon, Teufel oder Zauberin!
O, wie strömen Alle zur Pagode,
Wo du thronst, mit Unterwerfung hin!
Hoch gebeutst du über Menschenwillen,
Hier mit Stärke, dort mit Hinterlist —
Und entschuldigst jeder Narrheit Grillen,
Weil du selbst nur eine Grille bist.

Seit der ersten Tracht der Feigenblätter,
Die der Mensch im Paradise trug,
Wechselt schneller wie Aprilenwetter
Tracht und Schnitt und Farbe, Zug für Zug;
Und in Dörfern, Flecken, Städten, Ländern
Huldigt deinem Scepter Arm und Reich,
Thorheit kann sich tausendfach verändern,
Ueberall bleibt sie sich dennoch gleich.

Von der Haube bis zum Hochfestroke,
Und von der Livree zur Gallatracht,
Von dem Laufband bis zum Krükenstoke
Herrsch'st du ewig mit Despotenmacht;
Ja, du übst dein Recht selbst nach dem Tode
Ueber uns're Asche und Gebein';
Denn, gewiß nur nach der neu'sten Mode
Sezt man uns dereinst den Leichenstein.

Uns're Spiele, Tänze und Gesänge
Richten sich nach deinem Eigensinn;
Du bestimmst der Freuden Zahl und Länge
Von dem Hofball bis zur Schenke hin.
Kunst, Geschmak und Denken und Empfinden
Modeln sich, wie's deinem Wink gefällt;
Und Journale, die dich uns verkünden,
Sind Geseze für die feine Welt.

Ach, zum Affen jeder fremden Sitte
Machst du unser schönes Vaterland,
Herzlich lacht der Gallier und Britte
Ueber unsern großen Unverstand!
Er bestimmt die Falten uns'rer Kleider,
Gibt uns Pferd' und Hunde, Baum und Strauch,
Kupferstich' und Schriften, aber leider
Leichtsinn, Thorheit, ach! und Unsinn auch!

Treibe denn dein allgewaltig Wesen
Noch wie vor, und affe deine Welt!
Laß uns doch vom Schwindelgeist genesen,
Geh'n und handeln, so wie's uns gefällt;
Laß uns friedlich scheiden, Göttin Mode,
Und uns treulich halten den Verein, —
Nimmer will ich zwar dein Antipode,
Doch noch minder je dein Sklave seyn.

Auflösung der Charade im vorigen Nro:
Brückenau, berühmtes Bad.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

III. Jahrgang. Nro. 14. 2. April 1836.

Inhalt: Endurtheil über die Wasserheilkunde. — Sonderbare Einfälle zum Besten der Landwirthschaft. — Cholerapreisfragen. — Scharfsinniger Urtheilsspruch. — Drei häßliche Exempel der kindlichen Liebe. — Behandlung der Wettrenner in England. — Von der Zubereitung eines Biers aus Fichtenzweigen. — Empfehlungswerthe Sitte, um einen guten Viehstand zu befördern. — Wände-Bekleidung.

Endurtheil über die Wasserheilkunde.

Es sind seit einiger Zeit in Büchern und Zeitschriften wieder verschiedene Urtheile über die Wasserheilkunde von Aerzten und Nichtärzten gefällt worden. Um nun hierüber einmal einen ganz festen Gesichtspunkt aufzustellen, halte ich folgende Erklärung für zeitgemäß und Mühe lohnend.

Vor Allem maßen sich noch immer die Kunst-Aerzte ein allein giltiges Urtheil über das frische Wasser und dessen Heilkraft an, sprechen hierin über die Laien vornehm ab, und meinen, nur der Kunstarzt könne zugleich ein rechter Wasserarzt seyn, und ein Laie müsse in diesem Falle unter der Aufsicht eines praktischen Arztes stehen.

Allein ich getraue mir hiervon das gerade Gegentheil zu behaupten. Denn unsere Kunst-Aerzte — mit sehr wenigen Ausnahmen! — haben gewöhnlich, wie unsere Kinder überhaupt, von Jugend auf weder zu Hause, noch in der Schule und auf der Universität, zu Gamaliel's Füßen, das frische Brunnenwasser und seine Heilkraft kennen gelernt. Sie halten und erklären daher den Heilgebrauch desselben für einen Unheilgebrauch — für gefährlich und tödtlich! Und wenn sie es auch als Heilwasser zu kennen glauben, so machen sie dabei eine Menge Ausnahmen und sprechen immer nur von dessen Gebrauch unter gewissen Umständen. Sie wenden es wohl auch an, aber nicht in gehöriger Menge und nicht bis zur vollen Wirkung, sondern sie medicciniren gleich wieder darein, und sagen: das Wasser hilft nicht!

Kurz! die Kunstärzte sind am Allerwenigsten im Stande, das frische Wasser nach seiner Heilkraft richtig zu beurtheilen und gehörig anzuwenden, sondern die Laien sind einzig zu Wasserärzten geeignet, weil diese in keinen gelehrten und zünftlichen Rücksichten befangen sind, sondern nach freiem und gesundem Natursinne handeln. Und dieß sage ich nicht nur so von mir selbst. Schon vor mehr als hundert Jahren hat dieß selber ein berühmter Kunstarzt, der Prof. der Medizin Dr. Crescenzo in Neapel, in einer eigenen Schrift gesagt, worin er bei Veranlassung des damaligen Eiswasserdoktors Pater Bernhard gewisse Regeln beim Heilgebrauche des frischen Wassers vorausschikt und dann Folgendes bemerkt:

„Alles Dieses läßt mich urtheilen, daß die neue Wassermethode nicht sowohl für einen Arzt, als vielmehr für einen Nichtarzt von natürlichem Verstande und guter Fassungskraft geeignet ist. Denn es fällt einem Kunstarzte überaus schwer, seine früh einstudirten Grundsäze auf Einmal aufzugeben und nun dafür Grundsäze anzunehmen, von welchen er nie eine Ahnung hatte, nie einen Wink im Hörsaale erhielt.“

„Ich habe diese Schwierigkeit an mir selbst kennen gelernt und lange Zeit gebraucht, mich gleichsam selbst zu verläugnen und mich in die alleinige Wassermethode einzustudiren. Und so bin ich nun durch lange eigene Erfahrung in den Stand gesezt, die rechte Anwendung hiervon für Die zu lehren, die keine eigentlichen Aerzte sind, um dadurch hauptsächlich den ärmeren Volksklassen einen Liebesdienst zu erweisen, damit sie nicht genöthigt werden, für die Besuche der Aerzte und für die Waaren der Apotheker viel Geld auszugeben u. s. w.“ — Das Weitere sagt mein: Pater Bernhard, ein Kapuziner, als weltberühmter Eiswasserdoktor rc. Leipzig, bei Franke 1834. 8. 86 kr.

Also nicht sowohl der promovirte und graduirte **Kunstarzt**, als vielmehr der unstudirte **Laie**, ein Laie mit fünf gesunden Sinnen und freier Kenntniß des gemeinen, verkannten, verschmähten, verrufenen Brunnenwassers kann ein rechter Wasserarzt seyn. So ist es in unserer Zeit vorzugsweise der schlichte Landmann und Natur-Mensch Vincenz **Prießnitz** zu Gräfenberg in Oberschlesien, der ohne Schul- und Universitäts-Studien, von und aus sich selbst die Wasserheilkunde gelernt hat und seit 1826 eine eigene Wasserheilanstalt in seinem Dörfchen unterhält, wo sich sogar **Doktoren der Medizin und Chirurgie** mit frischem Quellwasser auskuriren lassen. — Welcher Kunstarzt getraut sich nun, solchen Naturarzt zu meistern oder gar examiniren zu wollen? Mehr davon sagt mein: Vincenz **Prießnitz**, oder Aufruf zur Errichtung einer Wasser-Heilanstalt ꝛc. Leipzig, bei Franke 1834. 8. 40 kr.

Außerdem schrieb mir ein Wasserfreund zu Kalisch im russischen Polen unterm 16. Februar 1835 hiervon noch Folgendes: „Im Sommer 1834 hörte ich in Breslau von den gräfenberger Kuren mit frischem Wasser. Ich pakte mich sofort in meinen Wagen, und fuhr nach Gräfenberg; und nun gestehe ich offen, daß ich mir die heilsamen Wirkungen des frischen Wassers nie so hoch vorgestellt hatte, als wie ich sie hier vor Augen sah; und ich bin überzeugt, daß unser gegenwärtiges Menschengeschlecht nur durch den Gebrauch des frischen Wassers zum Trinken und Baden von seiner Entnervung geheilt und stark und gesund gemacht werden kann. Ehre und langes Leben dem braven Vincenz **Prießnitz**! In mehreren Provinzialstädten in Oberschlesien fand ich jezt Bäder, wie das prießnitzer; und ich beschloß als ein Verehrer des frischen Wassers, sogleich auch für meine Person ein ähnliches Bad anzulegen u. s. w."

So ist es mir selber, da ich einst wohl auch bei **Delius**, **Isenflamm** und **Rudolph** in Erlangen medizinische Collegien hörte, und auch das anatomische Theater besuchte, aber aus Abscheu vor der Materia medica mich wieder zurükzog, bisher nach Anleitung des ehrlichen schweidnitzer Stadtarztes Dr. Joh. Sigm. **Hahn** gelungen, anstatt der Materia medica die Materia aquaria empor zu bringen, und durch ihre Anwendung und Anempfehlung in und außer Deutschland Wunderkuren zu verrichten und dadurch Gesundheit und frohen Lebensgenuß zu verbreiten. Das Neueste liefert mein: **Kurzer Bericht** von den seitherigen Wasserkuren an Menschen und Vieh ꝛc. Nürnb. bei Campe 1835. 8. 30 kr.

So ist der Privatgelehrte und pädagogische Schriftsteller, Dr. G. W. Beck in Berlin, ein sehr glüklicher und verdienstvoller Wasserarzt, von welchem mehrere Proben in meinen Heften vorkommen, und noch mehrere mir schriftlich vorliegen. Auf diesen merkwürdigen Berliner habe ich schon vor längerer Zeit Se. königl. Majestät von Preußen aufmerksam gemacht, aber noch keinen Erfolg davon erfahren.

So ist erst vor Kurzem Friedrich **Schatz**, ein Schuhmacher im Mkt. Kleeberg bei Leipzig, ein attestlich unbescholtener Mann und zugleich ein Mann von gesundem Natursinne, durch mich und Prießnitz gebildet, als glüklicher Wasserarzt in seiner Umgegend aufgetreten. Er hat theils lauter zutrauliche Kranke, theils **Aufgegebene**, an welchen nichts mehr zu verlieren, sondern Alles noch zu gewinnen war, mit bloßem kalten Wasser geheilt und mir zwei Duzend schöne Kuratteste überschikt, die alle seine Gegner beschämen müssen! Verdient ein solcher schlichter Naturmensch und Naturarzt nicht Auszeichnung und Belohnung, anstatt Verfolgung und Bestrafung? **Man widerlege ihn und mache es besser, als Er, wenn man kann!**

Also nochmal: Kurz! ein Mediziner kann kein rechter Wasserarzt seyn, und ein rechter Wasserarzt darf kein Mediziner seyn, sondern es muß ein reiner und unbefangener Naturmensch seyn.

Auch viele **Laien**, welche weder allöopathisch, homöopathisch, noch mineralisch geheilt werden konnten, und jezt die Wasserkur gebrauchen, sind oft zu ängstlich, bedenklich, umständlich, verzagt und wunderlich; sie meinen, das frische Wasser müsse augenbliklich helfen, und lassen daher, sobald es wie eine kräftige Arznei angreift und den alten, tief

sizenden bösen Stoff aufregt, sogleich wieder nach, sezen damit aus, rufen ihren Kunstarzt herbei und medizíniren auf das Ungewisse fort. Dieß kommt daher, weil sie ihren verwöhnten Gaumen nicht bezähmen und ihre verweichlichte Haut nicht erschreken mögen. Wenn sie nun bald dieses, bald jenes Mittel wieder gebrauchen, und den durch die frische Wasserkraft einmal aufgeregten bösen Stoff im Leibe zurük lassen und nicht vollends heraus schaffen, so muß freilich dadurch das Uebel noch ärger, ja, lebensgefährlich und tödtlich werden. Und stirbt ein solcher, so wird mit Jubel verkündigt, das Wasser habe ihn umgebracht! Daran ist nun aber nicht das Wasser schuld, sondern der Unverstand, die Unordnung und Unbeharrlichkeit des Kranken, welcher sich dadurch Gesundheit und Leben verdirbt. Denn das frische Brunnenwasser, wie wir es alltäglich gebrauchen und daran gewöhnt sind, enthält keine schädlichen Stoffe, wie scharfe Arzneien von A bis Z; es kann also keinen Kranken tödten, sondern es muß ihn vielmehr, alleinig und beharrlich fortgebraucht, erfrischen und neu beleben.

„Das frische Wasser ist aber doch, sagen Aerzte und Laien, keine Universalmedizin (kein Allheilmittel)?“ Gut! es ist solches noch nicht, kann es aber noch werden, wenn es noch mehr in Anwendung kommt. Doch ja, es ist schon in sofern ein Allheilmittel, wiefern es bisher weit mehrere akute und chronische Krankheiten, als irgend ein Arzneimittel heilen konnte, wirklich geheilt hat, wie ich in meiner „Geschichte der Wasserheilkunde,“ 1834, bewiesen habe, und wie Vinc. Prießnitz in Gräfenberg noch immerfort praktisch beweist. In der Kunst gibt es freilich kein Allheilmittel; wohl aber in der Natur — im frischen Wasser!

Dieß ist und bleibt meine Ueberzeugung. Und hierin bestärkt mich eine Unsumme erfreulicher Erfahrungen und aufmunternder Zeugnisse.

Wie aufmunternd schrieb mir der allgemein verehrte Leibarzt Dr. Hufeland in Berlin unterm 6. Mai 1835: „Fahren Sie auf dem rühmlich betretenen Wege fort und seyen Sie meiner fortdauernder Theilnahme versichert!“

Wie erfreulich schrieb mir unterm 15. März 1835 ein edler Wasserfreund aus einer Ostseestadt in Preußen: „Ich halte mich verpflichtet, E. W. diese Mittheilungen (von drei Venerischen, blos mit kaltem Wasser kurirt) zu machen; denn ich verehre Sie innig und tief, und halte Sie für einen Wohlthäter des Menschengeschlechts; und glüklich würde es mich machen, von Ihrer Hand, der lieben Hand, die so viel für die Menschheit gewirkt hat und die so segensreich ist, ein Paar Zeilen zu besizen; ich würde sie als ein Palladium ansehen, welches mir und meinem Hause Segen brächte!“

So wunderthätig und erfreulich beweist sich die göttliche Heilkraft des frischen Wassers! Nun fehlt uns nur noch eine förmliche Wasserheilanstalt in Deutschland. Ich habe hierzu bereits einen gedrukten Aufruf an alle Wasserfreunde und Wasserkuraten ergehen lassen, *) aber noch keinen Erfolg davon erfahren. Möchte doch durch Vorschüsse, Vermächtnisse, Schenkungen, Stiftungen ꝛc. eine so heilsame Anstalt zu Stande kommen!

Ansbach. Professor Dr. Oertel.

Sonderbare Einfälle zum Besten der Landwirthschaft.

Es erscheinen von Zeit zu Zeit mitunter selbst manchmal die wichtigsten Abhandlungen, ja, ganze Werke voll Interesse und von hohem Werthe für die Landwirthschaft, wie z. B. unlängst die vortreffliche Darstellung der Pferdezucht von dem berühmten und hochverdienten Thierarzte, Hrn. Merk, der seiner und zu einer gewissen Zeit — schon zu Schleißheim, als ich daselbst noch Amtsschreiber war, seine kenntnißvolle Thätigkeit, wahrhaft gemeinnüzig, entwikelte. Allein wer gibt sich die Mühe von, wenn noch so segnenden Mittheilungen und auch nur durch Exzerpte bis auf den schlichten und geringern Landmann herab und zugleich für denselben verständlich und begreiflich ein-

*) Unterzeichneter hat auch einen solchen erhalten, den Abdruk desselben in d. Bl. hält er aber, wegen seiner bereits bewirkten großen Verbreitung, für zwecklos. D. R.

zuwirken? Sollten daher bei unsern landwirthschaftlichen Vereinen nicht, so zu sagen, eigene Prüfungs-Kommissionen für solche literarische Erscheinungen nach den verschiedenen Fächern, Zweigen und Abtheilungen der landwirthschaftlichen Kultur und Industrie ꝛc. bestehen, welche es sich, die Last auf die Schultern ihrer Mitglieder vertheilend, zur angenehmen Pflicht machen, wenigstens die Verbreitung gemeinter Exzerpte zu übernehmen?

Nirgends wird wohl mehr Vorsicht als bei dem Betriebe der Landwirthschaft erfordert. Vorsicht ist nothwendig, um ein anpassendes Aequiliber in die gegenseitige Stellung der Viehzucht zum Vortheile des Hauptbetriebes einer Oekonomie herzustellen. Vorsicht erheischen Versuche verschiedener Art, um nicht von dem Nachbar beim Mißlingen derselben verlacht zu werden und zu große Kosten sich selbst und vergeblich gemacht zu haben. Vorsicht wird erfordert, um selbst beim Gelingen der Versuche die nahen und fernen Beobachter derselben nicht zu einer zu überspannten Nachahmungssucht zu reizen. Ohne Vorsicht gelingt keine gute Pferdezucht, ohne Vorsicht verfällt die Hornvieh-, die Schaf- und Bienen-Zucht; und wer Vorsicht bei Seite sezt, überflügelt durch unzwekmäßige Vermehrung der Tauben und sonstigen Geflügels — den wahren Vortheil einer landwirthschaftlichen Haushaltung. Wer ohne Vorsicht Getreide aufsammelt und aufkauft, und wer ohne Vorsicht zu frühe sich seines Getreide-Vorrathes entlediget, Beide werden über kurz oder lang, aber sicherlich verderben. Ein Staat, der ohne Vorsicht den Getreidehandel unbedingt frei gibt, sieht schon von Ferne sein eigenes Verderben.

Selbst die liebe Mutter Natur schreit uns zuweilen durch ihre Begebnisse und Ereignisse, abweichend von ihrem gewöhnlichen Gange, gleichsam in die Ohren! Vorsicht, Vorsicht!! Auf welche Vorsicht ich z. B. i. J. 1834 in dieser Zeitschrift Nro. 4 Seite 27 nach einer, wie heuer, überstandenen schweren Brustkrankheit ergebenst aufmerksam machte, und wirklich den Flek nicht neben dem Loche hingesezt hatte. Auch der heurige Jahrgang und die verschiedenen Natur-Ereignisse des Auslandes, im Vergleiche des vorgewesten strengen und zu lange andauernden Winters geben uns wenigstens einen Wink, das Vaterland mit Vorsicht zu umgürten; und es wird mich freuen, die ersten Augenblike meiner kaum begonnenen Wiedergenesung wieder zum Segen des nemlichen Vaterlandes benüzt zu haben.

Vorsicht ist erforderlich, um Forst- und Waldkultur, um Obstbaum- und gewöhnliche Garten-Zucht, um die veredelte Blumenkultur in eine Art erfreuliche Harmonie und Wohlklanges mit den übrigen Zweken einer landwirthschaftlichen und zwekmäßigen Haushaltung zu bringen. — Vorsicht erheischet eigentlich eine eigene Gartenbauschule. — Vorsicht gebietet eine engere Verbindung zwischen unsern landwirthschaftlichen und Garten-Vereinen. — Vorsicht nur kann einst den Landmann dahin bringen, für jede seiner Viehgattungen eigene und geeignete Futter-Anbauten und die damit zu verbindende und mit der übrigen Wirthschaftsführung vereinbarliche Wechselwirthschaft einzuführen.

Ohne Vorsicht beuget der Landwirth unvermutheten Krankheiten und Seuchen unter seinem Nuz- und Hausviehe nicht vor; und wer gibt ihm ohne Vorsicht Rath und Hilfe, wenn solche schrekliche Uebel wirklich über Haus und Hof hereinbrechen?!

Doch, wer könnte die unabsehbare Reihen-Folge aller zur Vorsicht mahnenden Klugheits-Regeln erschöpfen! Die einsichtsvollen Leser werden das noch Mangelnde selbst zu ersezen wissen.

K.

Cholerapreisfragen
von St. Petersburg und von Berlin.

„Vor etlichen Jahren haben die medizinischen Oberbehörden in St. Petersburg und in Berlin Preisfragen über die Cholera und ihre Natur, Entstehung, Verbreitung, Verhütung und Heilung aufgegeben. Erstere Behörde hat zugleich einen Preis von 25,000 Rubeln und leztere einen Preis von 50 Dukaten auf die beste Beantwortung obiger Fragen gesezt. Es sind hierüber viele Ab-

handlungen in Petersburg und in Berlin eingelaufen, aber, so viel man weiß, noch immer nicht zur Entscheidung gekommen. Dieß ist um so auffallender, da doch gewiß die geschiktesten Aerzte Deutschlands und Europa's mit geworben haben.

Man hat zwar schon indessen an beiden Orten sich darnach erkundigt, aber noch nichts darüber vernommen. Hufeland hat sogar in seinem Journal, Oktb. 1834, versprochen, die sechs eingelaufenen Abhandlungen einer besonderen Commission zur Entscheiduug zu übergeben; es will aber nichts davon verlauten. Unter den vielen, vorzüglich in Petersburg, eingelaufenen Abhandlungen werden doch gewiß ein Paar preiswürdige seyn. Scheut man sich etwa vor der Kunst, für die Natur zu entscheiden? Oder will man diese Schriften nur so hinnehmen und vorlesen und dann ad Acta legen?

Obige medizinische Behörden werden hiermit öffentlich aufgefordert, sich endlich einmal über diesen Gegenstand bestimmt zu erklären." * *

Scharfsinniger Urtheilsspruch.

Der Engländer Joseph Roberts *) erzählt folgende Geschichte, aus welcher die Klugheit und Geistesgegenwart mancher morgenländischer Richter in zweifelhaften Rechtsfällen erkannt wird.

„Zwei Reisende kommen in eine Nachtherberge, um da zu schlafen; der eine von ihnen trägt kostbare Ohrenringe, der andere keine. In der Nacht, während der Erstere schläft, steht der Andere auf, nimmt jenem den einen seiner beiden Ohrringe, und befestigt denselben an seinem eigenen Ohre. Am Morgen bemerkt der Beraubte seinen Verlust, sieht aber zugleich den vermißten Ring am Ohre seines Schlafgefährten, und beschuldigt diesen des Diebstahls. Der Andere aber, als bemerkte er erst jezt, daß ihm der eine Ohrring fehle, schreit jenen als den Dieb an, der ihm den einen Ohrring entwendet habe. So streiten sich die Beiden einige Zeit, bis sie zulezt beschließen, ihre Klagen vor Gericht zu bringen. Der Richter hört beide Parteien ruhig an; Jeder von ihnen schwört, der Andere sey der Dieb; ein Zeuge ist nicht vorhanden; die Entscheidung ist schwierig. Da nimmt der Richter den einen der beiden mit sich in ein besonderes Zimmer, und sagt zu ihm: „mir ist es unmöglich, den Schuldigen unter euch Beiden herauszufinden; ich schlage euch daher einen Weg der Vermittlung vor. Die Ohrringe sind hundert Rupien werth; ich werde sie verkaufen; für jeden von euch Beiden ziehe ich dann von der Summe 25 Rupien als Strafe ab, die übrigen 50 möget ihr unter einander theilen." Der Mann erwiedert: „ich mag diese 25 Rupien nicht haben; die Ohrringe sind mein rechtmäßiges Eigenthum; thut mit dem Gelde, was ihr wollt." — Darauf ruft der Richter den Andern in das Zimmer herein und macht ihm denselben Vorschlag. Dieser erwiedert: „was kann ich da thun, mein Herr, ich unterwerfe mich ganz euerm Urtheile: ich nehme die 25 Rupien an." Da der Richter die unverkennbare Freude bemerkt, die der Mann darüber hat, daß er so leichten Kaufes 25 Rupien bekommen soll, so urtheilt er mit Recht, dieser sey der Dieb, und gibt die Ohrringe ihrem rechtmäßigen Eigenthümer zurük.

*) Oriental Illustrations of the Sacred Scriptures, collected from the works of art and litterature etc. of the Hindos. London 1835.

Drei häßliche Exempel der kindlichen Liebe, wo sich beim zweiten der Vater selbst garstig verlappt.

Ich will die drei Beispiele in der Ordnung erzählen, wie ich glaube, daß ihr euere Strafe folgen lassen würdet. Erst eine derbe Maulschelle zu Nro. 1, dann ein Paar Lungenhiebe zu Nro. 2, und endlich lederweich ausgeprügelt zu Nro. 3.

1) Ich ging einmal durch ein Dorf und sah vor einem Hause einen Knaben sizen, dem die Thränen die Baken herunter liefen, der aber zugleich mit der einen Hand den Hund an den Ohren zog und in der andern ein Butterbrod hatte, in das er einmal über das andere biß und sich's recht gut schmeken ließ. Was fehlt dir, Kleiner, fragte ich, warum weinst du? Ach, antwortete

der Junge, mein Vater ist jezt gestorben; der Kerl dauert mich höllisch. (Maulschelle.)

2) Ein Bauer fuhr vom Markttage zurük, wo er viel Geld gelöst und etwas zu viel getrunken hatte. Er übergab die Pferde seinem Sohne und sagte: Casper, fahr recht langsam; ich will mich auf den Wagen legen und schlafen. Casper fuhr langsam, bis der Vater eingelunzt war und er auf eine Streke des Wegs kam, die mit Steinen neu überschüttet war. Jezt fuhr er so, daß der Kopf des Vaters auf das Brett aufpumpte, wie der Stempel einer Oelmühle. O! Casper, o! langsam! O! o! Aber Casper hörte nicht, bis er über die Steine weg war. Du gottloser Junge, zankte der Alte, wenn ichs meinem seligen Vater so gemacht hätte, er hätte mich todt geschlagen. Ihr mögt auch einen rechten Vater gehabt haben, sagte Casper. Wohl einen bessern wie du, Schlingel, verlappte sich der Alte. (Lungenhiebe.)

3) Die Mutter liegt todtkrank im Bette. Der Sohn schnarcht auf der Ofenbank ausgestrekt. Die Mutter ächzt: Hans Nikel! Hans Nikel! hör' doch!

Der Sohn: Nu!

Mutter: Ich bin gar zu krank.

Sohn: So?

Mutter: Lieber Hans Nikel — ich sterbe.

Sohn: So?

Mutter: Steh auf und schlag ein Licht, ich sterbe.

Sohn: Ha, is der Voter a gestorbe un hat ke Licht gebraucht. (Lederweich.)

Von solchen Flegeln braucht man nur Ein Wort zu hören, so weiß man schon ganz, was an ihnen ist. Es gibt aber auch andere, die äusserlich gar schön thun, da ist der liebe, oder gar der gnädige Papa und die gnädige Mama hinten und vorn, und hinter der Scheinheiligkeit stekt ein noch ärgerer Teufel. Das sind erst die rechten. Dankt Gott, ihr Bauersleute, daß eure Kinder nicht so gar glatt gehobelt sind. Wenn ihr aber das Unglük haben solltet, daß euch ein Kind Vater und Mutter nännte, das ohngefähr unter eine von den drei Numern gehörte, glaubt ihr wohl, daß eine von den drei Strafen noch etwas helfen würde? Nimmermehr! Eure Zucht hätte viel früher anfangen müssen, um es nicht so weit kommen zu lassen. Jezt schreit ihr das Dorf voll: Daß Gott im Himmel erbarm! wenn doch der gottlose Junge im ersten Bade ersoffen wäre! Ja, hintennach Schwarz.

Behandlung der Wettrenner in England.

Die Engländer verwenden so viel Sorgfalt und Kosten auf die Erziehung und Verpflegung ihrer Rennpferde, daß sie sogar ganze große Wiesen pflastern lassen (weil ihnen die natürliche Weide nicht gut genug scheint), um das Gras, welches sich durch die Steine mit Gewalt durchdrängen muß, für diese ihre Lieblinge zu benüzen. Dieses Gras ist feiner und zarter, als alles übrige, und verursacht nicht, wie das übrige Heu ihrer Meinung nach thut, kurzen Athem. Jedes Rennpferd hat drei bis vier Wärter, welche nichts thun, als reiben, puzen, ausreiten und Arznei geben. Ein berühmter Wettrenner, Potoovo genannt, wurde einst zu 1500 Pfd. Sterling verkauft.

Von der Zubereitung eines Biers aus Fichtenzweigen.

Da in Nordamerika aus der Balsamtanne eine Art Bier bereitet wird, und dieses, im Sommer getrunken, schmakhaft und durstlöschend seyn soll, auch aus den Aesten des nemlichen Baums ein Extrakt bereitet wird, welcher zur Verfertigung einer Art Bier nach England gesendet wird, so nahm Herr Arendson Faxe, dänischer Admiralitäts-Arzt, dadurch Veranlassung, zu untersuchen, ob man nicht von der gewöhnlichen Tanne den nemlichen Vortheil ziehen könne. Dem gemäß wurden im Frühjahre die äußersten Enden junger Tannen etwa 4 Zoll lang abgeschnitten, mit ihrem sechsfachen Gewicht Wasser gekocht und aus der Flüssigkeit herausgenommen. Leztere wurde nun so lange gekocht, bis sich keine Harztheile mehr absonderten, und dann durchgeseiht. In 72 Maß dieses Absudes wurden 5 Pfd. brauner Syrup nebst 16 Loth Hopfen gebracht, und Alles noch etliche Stun-

den gekocht, wobei das verdünstende Wasser wieder erſezt wurde. Jene Würze wurde ſodann in ein anderes Gefäß zum Abkühlen gegossen und die nöthige Quantität Hefen hinzugebracht, wobei das Bier in Gährung kam; dann zog man es auf Fässer. Dieses Bier war zwar genießbar, besaß aber einen strengen bittern Geschmak, und auch nach wiederholten Versuchen dieser Art war kein brauchbares Bier zu gewinnen. Herr Faxe fiel daher auf den Gedanken, statt der Tannen, Fichtenzweige zu nehmen; man warf aber die äusserſten sehr harzigen Spizen weg und sezte gar keinen Hopfen hinzu. Dieses gab nun ein gutes trinkbares Bier, welches sich sehr gut hielt. Einige Fässer davon wurden in ein großes Zimmer in der untern Wohnung der Admiralitäs-Kranken-Häuser gelegt, wo die Sonne hinschien, und dennoch hielt sich das Bier vom April bis zum Ausgange Augusts vollkommen gut.

In dem nemlichen Frühjahre wurde ein Extrakt aus Fichtenzweigen verfertigt, indem Herr Faxe die zerhakten Zweige in einem Kessel so lange mit Wasser kochte, bis sich die Rinde von den Zweigen lößte; man nahm sie nun heraus und seihete die Brühe durch. Sie ward nun bis zur Dike eines Syrups eingekocht, in weithälsige Flaschen gegossen und diese verbunden. Dieser Extrakt blieb bis zum künftigen Frühjahre stehen, es hatte sich auf dessen Oberfläche eine zähe Haut gebildet, das Fluidum aber war unverdorben. Von diesem Extrakte wurde nun 1 Theil mit 36 Theilen Wasser 2 Stunden lang gekocht, und diese Brühe wie anderes Bier bei der Gährung und Einfüllung behandelt. Ein anderer Theil wurde nebst einem frischen Extrakt bei einer Seerüstung dem Kriegs-Geschwader übergeben, um dessen Verhalten auf der See zu erfahren. Der ganze Vorrath bestand blos in 67 schwedischen Kannen (die schwedische Kanne enthält 6 Pfd. Regenwasser), gleichwohl wurden aus diesem kleinen Quantum 33 Fässer Bier auf verschiedenen Schiffen davon gemacht. Die Mannschaft trank es äußerst gern, denn jedes Faß ward sogleich geleert, als es geöffnet wurde. Man versuchte bei eben dieser Ausrüstung, ob man durch diesen Extrakt das gewöhnliche Malzbier vor dem Sauerwerden schüzen könnte, man goß zu einem Anker guten Biers eine Maß von jenem Extrakt. Der Erfolg war, daß dieses Bier 3 Monate lang die stärkste Sonnenhize aushielt, ohne saurer zu werden.

Das Fichtenbier scheint daher vorzüglich auf Seereisen und im Sommer mit großem Vortheil gebrauet werden zu können. Es hält sich drei und mehrere Jahre gut.

Zu bemerken ist, daß die Amerikaner das Bier aus der Balsamtanne auf eine andere Art zubereiten. Sie stossen die Aeste, pressen den Saft aus, kochen ihn bis zur Dike eines Oels ein, füllen ihn in steinerne Krüge und heben ihn so zum Gebrauch auf.

Syrup braucht man eben nicht nothwendig zuzusezen, denn er dient nur zur Verminderung des herben Geschmaks. Die Amerikaner bedienen sich statt dessen des Mehlzukers. Indessen darf man nicht glauben, daß das Fichtenbier eine dem Malzbiere gleich kommende nährende Eigenschaft besizt.

Empfehlungswerthe Sitte, um einen guten Viehstand zu befördern.

In Lippstadt ist die Sitte, daß die 8 Bürger, welche zur Wahl des Magistrats jährlich gewählt werden, 8 Zuchtochsen liefern müssen. Diese werden im Frühjahre auf den Markt gestellt und durch Sachverständige unter obrigkeitlicher Aufsicht besichtigt und taxirt. Sie müssen alle tüchtig zur Zucht seyn, oder es müssen bessere gestellt werden. Dieses Vieh wird in die Weiden vertheilt, und läuft umher und sucht das Vieh auf. Nach der Weide bleibt es ihren Eigenthümern, genießt freie Weide, und wenn ein Stük verunglükt, wird es von der Kämmerei bezahlt.

Wände-Bekleidung.

Der Engländer Rombotham empfiehlt bekanntlich den dünn geschnittenen Kork zur Bekleidung feuchter Wände in Zimmern.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

M i k r o s k o p.

(Wunder der Natur).

Wie kann man Jemanden glauben machen, daß in einer Sekunde, in einer einzigen Schwingung eines Uhr-Pendels, ein Lichtstrahl mehr als 192.000 Meilen durchläuft und also den Weg um die Welt in derselben Zeit macht, die man nöthig hat, um mit dem Augenlied zu bliken und in weit weniger, als der schnellste Läufer zu einem einzigen Schritte braucht? Welcher Sterbliche kann ohne Beweis glauben, daß die Sonne beinahe anderthalb Millionenmal größer ist, als die Erde, und, obgleich so weit von uns entfernt, daß eine Kanonenkugel, welche immer gleich schnell flöge, 25 Jahre brauchen würde, um sie zu erreichen, sie doch in einem unberechnenbaren kleinen Zeittheile durch ihre Anziehung auf die Erde einwirkt? Wer würde nicht Beweise verlangen, wenn man ihm sagte: daß der Flügel einer Müke, beim gewöhnlichen Fluge, sich viele hundert Male in einer Sekunde bewegt, oder daß es belebte und regelmäßig organisirte Wesen gibt, die, zu viel Tausenden zusammengelegt, noch keinem Zoll Raum einnehmen? Aber was sind diese erstaunenswerthen Wahrheiten gegen die neuesten optischen Entdekungen, welche beweisen: daß jeder Punkt eines Mediums, durch welches ein Lichtstrahl geht, einer Reihenfolge periodischer, in gleichen Zwischenzeiten zurükkehrenden Bewegungen unterworfen ist, die nicht weniger als 500 Millionen Millionen in einer einzigen Sekunde betragen, daß durch diese den Sehnerven unseres Auges mitgetheilten Bewegungen das Sehen entsteht, und von der größern oder geringern schnellen Aufeinanderfolge derselben die Empfindung der Verschiedenheit der Farben abhängt, daß z. B. zum Erkennen der rothen Farbe 482 Millionen Millionen, der gelben 542 Millionen Millionen, der violetten 707 Millionen Millionen Schwingungen in einer Sekunde nöthig sind. Klingt das nicht eher wie Träume eines Wahnsinnigen, als nüchterne Schlüsse? Und dennoch sind es Schlüsse, zu denen Jedermann gelangen muß, der sich die Mühe geben will, der Kette von Prämissen, Beobachtungen, Gründen und Berechnungen, wodurch man dazu gekommen ist, zu folgen.

Wie sinken die Kunstwerke herab, wenn man durch gute Gläser sieht, was sie wirklich sind; allein je genauer man die Werke der Natur, selbst in den geringsten und einfachsten ihrer Erzeugnisse untersucht, desto anschaulicher wird die Weisheit, Macht und Größe ihres Urhebers. Man halte das Vergrößerungsglas an was man will, im Reiche der Natur, allenthalben entdekt man nichts als Schönheit, Harmonie und Vollkommenheit. Wenn man die zahllosen Arten von Insekten untersucht, die um uns herum schwimmen, kriechen oder fliegen, was für ein Verhältniß, welch Ebenmaß, welche Genauigkeit und welche Uebereinstimmung bemerken wir in allen Theilen ihrer Organe!

W a h r h e i t.

Sag ich ja,
So halt ich da
  Auch mein Wort als Mann;
Sag ich nein,
So halt ich's ein,
  Weil ich da nicht kann.

Sagst du ja,
So sieht man da,
  Daß du dich geirrt,
Weil dein ja,
Wie's oft geschah,
  Dann die That nicht ziert.

Sagst du nein,
Kanns möglich seyn,
  Daß du es nicht thust,
Wann du faul
Mit Hand und Maul
  G'rad' im Bette ruhst.

B o n r a t h.

R ä t h s e l h a f t e E r z ä h l u n g.

Jeriel, ein Kaufmann des alten Byzanz, ging eines Tages in Geschäften durch die Stadt. So oft er einen Einwohner traf, welchen er wegen Geschäfte aufgesucht hatte, sprach er über seinen Handel Vieles und gab ihm dabei Etwas. Zugleich trug er noch Etwas bei sich und es schien, als sey es der Ehre Gottes wegen. Klein und niedlich, trug er es an seiner Seite und legte öfter das Erste dazu. Als er heimgekommen war, trat er in sein Schreibzimmer, verband beide Stüke miteinander und bestimmte dabei seine künftigen Unternehmungen.

Ein Deutscher, welcher sein Nachbar war, hatte die Unart, bei jedem Schwure, bei jeder Versicherung das Eine an den Kopf zu bringen, weil er dabei betriegen wollte. Darüber war Jeriel öfter sehr ungehalten, und schimpfte ihn einen Schurken. Beide söhnten sich jedoch wieder aus, das Andere gab davon Zeugniß. — Im nächsten Sommer werde ich mir beide Theile aus Leipzig kommen lassen; denn ich bin ein Freund aller jener Dinge, welche so einfach als möglich sind.

Dem Türken war das gar nicht zu verargen. Sie halten das Erste aus Ehrfurcht viel höher, als wir, und das seltenere Zweite zu verbinden, ist eben oft ein Zeichen der Schwäche. Jeriel kaufte in der Folge des Deutschen Haus, und Krarig, so hieß der Verkäufer, lebte darauf in Ungarn als wohlhabender Privatier.

Was mochte wohl jedes dieser Dinge zu bedeuten haben?

ꟻ o u q q n ɔ ɥ

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

III. Jahrgang. Nro. 15. 9. April 1836.

Inhalt: Auf die glükliche Wiederkehr Sr. Majestät des Königs. — Grüner frischer Klee, mit Häksel vermischt, ist im Sommer ein sehr ausgiebiges Viehfutter. — Sommerställe für Gemeinde-Schafheerden. — Der linke Akerpflug. — Ueber die Drehkrankheit der Schafe. Spizbuben-Wunsch. — Erinnerung an die häuslichen Geschäfte im Frühling. — Puzfrüchte statt Korallen. — Einiges vom Alaun.

Auf
die glükliche Wiederkehr
Seiner allergnädigsten Majestät Ludwig I.
Königs von Bayern.

Zurükgekehrt aus jenem hehren Lande
Ist uns der Vater, Dichter, Held,
Und knüpfte neuerdings die Hoffnungsbande
Zur neuen, wundervollen Welt,

Zu neuen, schönen Bildern, Tempeln, Säulen,
Wenn auch zu Göttern nicht und Krieg;
Zu Leben, Thaten, Reihen, Triften, Theilen,
Zu Ruhm und Thatenkraft und Sieg.

Willkommen, Vater! Unser Lied erschalle;
Erfreu'n mit Deiner Wiederkehr
Sich alle Kreise doch und Herzen alle
Und fleh'n in Dank zu Dir, o Herr!

Den Sohn zu seh'n, zu rathen beim Beginnen
Des Wunderwerks, den Bau zu seh'n,
Zogst Du, vertrauungsvoll und gut von hinnen,
Und Deine Saat wird blühend steh'n.

Doch wir, auch wir verlangen Deine Nähe,
Auch wir begehren Deinen Arm;
Daß stets Dein Auge uns're Liebe sehe,
Wie wir von Lust und Treue warm;

Daß Deine Huld den Fleiß der Hände schaue,
Daß unser Wirken Dich verehr';
Daß uns're Liebe Dir Altäre baue,
Daß täglich Dir der Wonne mehr.

Zwar wird Dein Blik nicht griech'sche Thäler finden,
Nicht Sarkophage, Gemmen, Speer;
Doch werden Bayerns Burgen überwinden,
Und Feld und Segen ringsumher.

D'rum sey willkommen! hoch in Myriaden
Von Stimmen Deiner weiten Gau'n.
Erfreue Dich bei uns, von Sorg' entladen,
Und sieh des Volkes stark Vertrau'n.

Sey glüklich unter uns, und bleib uns lange
Noch, Vater, unser Glük!
Uns war die Seele trostlos, Allen bange,
Voll Sehnsucht jeden Augenblik.

Gott hat das Fleh'n erhört, er trug durch Meere
Dich fort, gab wohlbehalten Dich,
Daß jeder Bayer ihn in Dank verehre,
Und freue seines Königs sich;

Und denke, wenn's in andern Ländern brause,
Wenn Noth und selbst Verwirrung dreu':
„Es sey in Bayern nur das Glük zu Hause,
Man leb' in Bayern selig, frei."

J. B.

Im troknen Sommer den grünen frischen Klee, mit geschnittenem Stroh (Häksel) gemischt, durch Gährung zu einem sehr ausgiebigen Viehfutter mit großer Ersparung vortheilhaft bereiten zu können.

Der Mangel an Viehfutter, vorzüglich während trokener Jahrgänge, nöthiget zu großer Sparsamkeit mit dem besizenden Futter, nemlich dahin, daß dasselbe nur in kleinerer Menge verbraucht werde, und doch die nemliche Kraft, Nahrung und Nuzungen liefere, als sonst eine größere Menge, und daß mit Vortheil auch das sonst gehaltlose Stroh zur Fütterung mit gebraucht und nährend gemacht werden kann. Der grüne Klee gibt in trokenen Sommern nur wenig Erträgniß, überdieß sind oft seine saftigen Blätter, in größerer Menge genossen, dem Viehe schädlich und sie blähen dasselbe auf.

Um nun den grünen frischen Klee zu einem nahrhafteren und gesünderen Futter machen, die Hälfte hievon ersparen, durch Stroh ersezen und demselben selbst Eigenschaften von Klee mittheilen zu können, ist es nothwendig, den Klee mit klein geschnittenem Stroh (Häksel, Kak) gemischt, vorläufig gähren zu lassen.

Nemlich der frisch abgemähte Klee wird sogleich mit einem dem Gesichte nach gleichen Haufen, folglich mit einer gleichen Menge Häksel gut gemischt, dann so in ein Faß, Boding, oder sonstiges hölzernes Geschirr geworfen und darin fest gedrükt. Dieses Gefäß muß sich in einem bedekten, windstillen, ruhigen und warmen Orte befinden, so daß die Wärme über + 10 Grad Reaumur beträgt, um die baldige Gährung zu begünstigen. Ist das Gefäß mit Häksel und Klee ganz voll gefüllt, so wird über diese Mischung in dieselbe so viel Wasser, das aber nicht kalt, sondern als abgestanden schon wenig warm seyn muß, gegossen, bis alle Zwischenräume der Mischung ganz ausgefüllt sind. Damit jedoch die ganze Masse vom Wasser nicht gehoben werden kann, ist sie oben mit einem hölzernen Dekel, auf dem schwere Steine liegen müssen, zu bedeken. Nach mehreren Tagen wird jene Masse von der Gährung allmählig heraufgedrükt, nemlich aufgebläht, ausgedehnt und so oben gehoben; sie ist auch warm, und hat nun einen Geruch wie Weingeist (Alkohol). Jezt muß man sogleich die gährende Mischung aus dem Gefäße nehmen, sie noch mit Heu, Häksel, zerdrükten Erdäpfeln, Schrott oder mit dem anderen gewöhnlichen Futter mischen und dem Viehe als Futter geben.

Der auf jene Art durch Gährung zukereitete Klee liefert nun deßwegen so viel Nahrung, als sonst eine dreimal größere Menge an frischem Klee geliefert hätte. Das geschnittene Stroh (Häksel) zieht bei der Gährung viele nährende Stoffe in sich, wird dadurch selbst zu einem guten Nahrungsstoff zersezt, und es verhindert das Blähende des kalten, saftigen, frischen, grünen Klees, oder das Erhizende des gegohrenen Klees. Das Vieh ist äusserst begierig nach jenem gegohrenen Futter, das zugleich die Verdauungskräfte stärkt und im Magen beinahe ganz in Nahrung umgewandelt wird. Man kann also durch jenes einfache, nichts kostende Mittel mehr als die Hälfte der gewöhnlichen Fütterungskosten ersparen, auch das Vieh kräftig, gesund und länger dauernd machen.

Korneuburg. Dr. Jos. W. Fischer.

Sommerställe für Gemeinde-Schafheerden.

In solchen Orten, wo jeder kleine Landwirth und Akerbesizer nach Verhältniß seiner Akerzahl einige Schafe zu halten und auf die Gemeinde-Weiden zu treiben berechtigt ist, wo also Hut- und Triftgerechtigkeit nicht den Domänen und Rittergütern allein zusteht, sondern auch die Hündlein die Brosamen genießen dürfen, die von ihrer Herren Tische fallen — in solchen Orten, sage ich, ist es eine große Unbequemlichkeit, daß die Schafe, wenn sie auf die Weide getrieben werden sollen, erst einzeln zusammengeholt werden müssen. In großen Dörfern, deren Höfe sehr oft zerstreut liegen, vergeht darüber eine Stunde und noch mehr Zeit, und wenn in den wärmsten Sommertagen die herrschaftlichen Schäfereien, die in Hürden auf dem Felde übernachten, schon stundenlang geweidet und die besten Gräser schon verzehrt haben, dann kommen endlich auch die Dorf-

Heerden, um Nachlese zu halten. So müssen diese nun auch eine Stunde früher, als jene, die Weide wieder verlassen, weil über dem Absondern der Schafe vor der Thüre jedes Eigenthümers gewöhnlich eine lange Zeit verstreicht, welches besonders der Fall ist, so lange die Schafmütter noch ihre Lämmer bei sich führen. Kleinere Landwirthe können ohnedieß auf keinen großen Nuzen von ihren Schäfereien rechnen, allein auch der geringe Nuzen davon wird ihnen auf diese und andere Arten noch geschmälert. Die Erfahrung lehrt nemlich, daß die herrschaftlichen Schäfereien, ob sie gleich nur gleiche Rechte mit den Kommunen in Rüksicht der Hut und Trift haben können und haben sollen, doch immer gewisse Vorrechte behaupten und sich manche Vortheile und Vorzüge anmassen. Die Gemeinden dürfen nicht leicht wagen, sich dagegen aufzulehnen, und die Gemeinde-Hirten müssen denn auch den herrschaftlichen Schäfern nachgeben und mit Dem zufrieden seyn, was sie ihnen übrig lassen wollen, wenn sie nicht von jenen Mißhandlungen aller Art erdulden wollen. Ich will hier einen Vorschlag thun, um dem oben erwähnten Uebel abzuhelfen. Dieser Vorschlag ist, daß jede Gemeinde, welche eine eigene Schafheerde und einen Hirten auf dieselbe hält, aber allenfalls das Recht zu pferchen oder des Hordenschlags nicht hat, sich außerhalb des Dorfes auf einem freien Plaze einen Schoppen oder leichten Schafstall erbaue. Sobald die Schafe nicht mehr im Stalle gefüttert werden dürfen, würden sie des Abends hier eingetrieben, der Hutmann selbst hätte hier sein bequemes Nachtlager. Ein solches Gebäude fordert nur zwei Lehmwände und ein Strohdach, in der Mitte ist eine 4 Fuß hohe Unterschieds-Wand, die beiden Giebelseiten sind mit Gatter-Thüren verschlossen. In den einen Abschnitt werden die Mutterschafe mit ihren Lämmern, in den andern das Geltevieh, oder späterhin die Lämmer und Böke getrieben. Vor Unwetter und Kälte sind die Schafe hier hinlänglich gesichert. Das nöthige Streustroh würde auf die Zahl der Stüke berechnet, und jeder Eigenthümer müßte gleich im Frühjahre sein Quantum in diesen Stall abliefern, wo denn dieser Strohvorrath im Dache leicht aufbewahrt werden könnte.

Bei diesem Vorschlage finden sich zwei Schwierigkeiten, nemlich die Benüzung der milchenden Schafe und die Theilung des Düngers, der in diesen Sommerställen gemacht wird. Was das Erste betrifft, so könnte man die Schafe nur ungemolken lassen, da ohnedieß das Melken derselben nicht zu ihrem Vortheile ist; will man aber diesen Nuzen nicht fahren lassen, so verpachte man die Molkerei dem Hutmanne, oder einem andern Gemeindegliede, und theile die daraus gelösten Gelder unter die Eigenthümer der milchenden Schafe. Die Theilung des Mistes könnte ebenfalls recht gut geschehen, wenn man vorher genau ausgemittelt hätte, wie viel ein- oder zweispännige Wagen voll Schafdünger von einer gegebenen Quantität Stroh gewonnen würden. Alle 6 oder 8 Wochen würden dann diese Sommerställe ausgefahren und jeder Interessent erhielte, nach der ihn treffenden Ordnung, seinen Antheil davon. Wollte man dieses nicht, so würden sich leicht Einer oder Mehrere finden, welche das Streustroh auf den ganzen Sommer lieferten und für die Benüzung des Pferchs jährlich ein Pachtquantum an die Gemeinde bezahlten. S.

Der linke Akerpflug.

Es ist eine allgemeine Klage des Bauers und besonders des Waldbewohners, dessen Felder an Bergen liegen: Ja, wenn mein Aker vorne so gut wie hinten, oder hinten so gut wie vorne wäre, so könnte er wohl 50 fl. mehr werth seyn. Auch hört man oft fragen: Ich möchte nur wissen, wie's käme, daß mein Aker vorne so gut und hinten so schlecht, oder hinten so gut und vorne so schlecht ist? Hierauf dient zur Antwort: Ein jeder Eurer Akerpflüge ist rechts; er hat eine rechte Schaar und ein rechtes Mahlbrett u. s. w. — Wenn Ihr nun auf einen Aker einsezet, dessen Berg oder Lehne Euch zur rechten Seite liegt, so legt sich die Erde alsbald an das Mahlbrett und läßt sich so weit mit fortschleppen, bis die überhäufte und mitgenommene Erde erst

am andern Ende des Akers, wo der Pflug ausgehoben wird, abfällt und liegen bleibt. Auf diese Art wird der Aker vorne schlecht und hinten gut. Wirds aber auf einen Aker eingesezt, wo Euch der Berg oder dessen Lehne zur linken Seite liegt, so wird keine Erde mit fortgeschleppt, sondern fällt alsbald vom Mahlbrett ab und der Aker wird vorne gut und hinten schlecht.

Ist Euch daran gelegen, Eure Aeker vorne und hinten gleich gut zu haben, so lasset Euch nur einmal einen linken Pflug machen, und akert Eure Aeker etliche Jahre damit und ich stehe Euch dafür, die Probe wird gut ausfallen, und der Pflug sich recht gut verzinsen. Anfänglich wirds freilich in Hinsicht auf den Bauer und sein Vieh heissen: exerzire dich.

Es versteht sich von selbst, daß nach Verlauf etlicher Jahre mit dem rechten und linken Pflug jahrweis gewechselt werden muß.

Ueber die Drehkrankheit der Schafe.

Die Drehkrankheit der Schafe ward unlängst im bayerischen Landboten S. 395 zur Sprache gebracht. Dieser hochwichtige Gegenstand, so eingreifend in die Landwirthschaft, verdient vielseitige Beachtung und Berathung. Vor ungefähr 27—30 Jahren zurük machte man mit der Trepanation hier und dort Heilungs-Versuche, ob mit mehr, oder minder glüklichem Erfolge weiß ich nicht, und darüber abzusprechen, ist Sache erfahrner Thierärzte, denen ich, ob Allopathen, oder Homöopathen, vom ganzen Herzen die Auffindung eines wirklichen Radikal-Mittels gegen die „Drehkrankheit“ der Schafe wünsche. Man vermuthete vor 27—30 Jahren, daß ein Wurm im Gehirne diese Krankheit verursache, und war manchmal so glüklich, wie ich mich selbst zu Schleißheim damals überzeugte, nach vorgenommener Trepanation einen solchen Wurm aufzufinden. Merkwürdig ist es aber, daß der berühmte Colerus in seinem bekannten Werke dort, wo er von der Schafzucht und von den Krankheiten der Schafe von Seite 418—442 spricht, und alle älteren dießfallsigen Autoren zitirt, kein Wörtchen von der Drehkrankheit selbst in Anregung bringt, woraus die Vermuthung entspringen möchte, diese Krankheit sey vor mehr als 200 Jahren gar nicht bekannt gewesen, weil man wahrscheinlich damals die Mutterschafe, vorzüglich die tragenden Mutterschafe und die Lämmer, wo die Schafzucht noch nicht so ausgebreitet betrieben wurde, wie in unsern Tagen, mit mehr zarter Aufmerksamkeit behandelte und so gleichsam durch Präservativ-Mittel, dem Uebel vorbeugte, und naße Weiden und Triften, oder bestaubte derlei, oder eine zu große Zusammenpressung der Schafe in ihren Stallungen u. s. w. sorgfältig vermied.

Uebrigens verdient Alles nachgelesen, hiervon das Bessere behalten und durch landwirthschaftliche Vereins-Blätter verbreitet zu werden, was zitirter Colerus über erwähnte Gegenstände seiner Zeit mittheilte und allegirte.

Alte Schäfer und Oekonomen, in so fern ihr Urtheil im Gegenhalte jenes erfahrner Thier-Aerzte kompetend ist, versicherten mich bisher und früher immer, daß, wenn Wasser, oder sonst ein organischer Fehler im Gehirne ist, oder Würmer sich im Unterleibe der Lämmer angehäuft haben, die Trepanation wenig oder lieber gar nichts, ja, vielmehr nachtheilig wirken werde, und nur ganz fehlerfreien und gesunden, sogenannten Drehlingen nüzen könne, was man aber im Voraus nicht wissen kann; sed omnia salvo meliori!

Wenigstens führen uns solche Mittheilungen, Anzeigen und Anfragen in öffentlichen Blättern auf den schon mehrmalen von mir ausgedrükten Wunsch zurük, bei landwirthschaftlichen Vereinen eigene naturforschende Sektionen zu bilden, welche, besonders neue in unserm Vaterlande, wenn diese landwirthschaftlichen Vereine sich auch mit den Garten-Sozietäten inniger verbinden würden, sich den Zweken der bamberger naturforschenden Gesellschaft näher verschließen und unter Benüzung der Mittheilungen der Bridgewater-Stiftung u. s. w. einen nüzlichen Seiten-Ast der naturforschenden Sektion und Klasse unserer hohen Akademie der Wissenschaften, und erleichternd seiner Zeit bilden könnten!

Spizbuben=Wunsch.

Zwei Wanderer — es war an einem so viel als am anderen, und an beiden zusammen, nichts — kamen auf dem Wege zu einander und merkten bald, wie sie mit einander dran waren. Weil sie sich aber beide vor den Räubern fürchteten, die in der Nähe waren, so blieben sie gut zusammen, bis sie an einen Scheideweg kamen. Da mußten sie aus einander, und keiner traute dem Andern, daß der Weg, den er ihm zeigte, der rechte sey. Am Wege war ein Kirchlein des hl. Antonius von Padua, der sollte ihren Streit entscheiden. Das will ich — kam eine Stimme aus dem Kirchlein — und damit ihr mir traut, so wünsche sich jeder etwas; das soll sogleich erfüllt werden, und wäre es ein Berg von Gold. Wer aber von Euch nichts wünscht, der bekommt das Doppelte von Dem, was der Andere sich gewünscht hat. — Der Berg von Gold wäre den beiden Spizbuben recht gewesen, aber dann hätte ja der Andere zwei goldene Berge bekommen — lieber selbst nichts. So blieben sie eine Zeit lang neben einander sizen, und jeder wartete, sein Nachbar sollte das Warten satt bekommen und sich was Tüchtiges wünschen. Aber es wird Abend und noch hat keiner sich etwas gewünscht. Da springt endlich der Große auf, auf den Kleinen zu, nimmt ihn beim Halstuch und ruft: „Wünsche Dir was, oder ich bringe Dich um!" — Gut, ruft der Kleine in der Angst, laß mich nur in die Kapelle, ich will mich auf etwas besinnen. — Der Große läßt ihn los, sezt sich an die Thüre und wartet auf den goldenen Berg.

Der Kleine wirft sich in dem Kirchlein nieder und betet inbrünstig: Großer Antonius von Padua, höre meine Bitte und mache mich auf Einem Auge blind!

Dem Teufel verlosch sogleich das eine Augenlicht, aber er hatte doch das höllische Vergnügen, seinen Begleiter ganz blind zu sehen.

Seitdem läßt der hl. Antonius keine Wünsche mehr thun, weil er fürchtet, es könne mehr solche Teufel unter den Menschen geben.

Erinnerung an die häuslichen Geschäfte im Frühlinge.

Die Bibel, das Gesangbuch und ein Kalender waren bei unsern Vorfahren in jeder Familie. Der Kalender diente hauptsächlich zur Erinnerung. Man notirte darin in Voraus, was man zu gewissen Zeiten zu beobachten und zu thun hatte. Diese Mode war löblich und verdient beibehalten zu werden. Unsere geehrten Leser und Leserinnen werden schon von selbst abgenommen haben, daß wir bei der Herausgabe der gegenwärtigen Zeitschrift aus der großen Masse von Gegenständen, die zur Mittheilung ausgezeichnet sind, vorzugsweise solche mittheilen, welche zeitgemäßes Interesse haben. Wir befinden uns jezt im Frühlinge. Dieser macht mancherlei hauswirthschaftliche Ansprüche, so wie jede andere Jahreszeit die ihrigen. Wir verabsäumen darum nicht, an einige kürzlich zu erinnern, die nicht verabsäumt werden dürfen.

Der Frühling empfängt zunächst manche aufbewahrte Lebensmittel. Die Vorräthe müssen in Augenschein genommen und geprüft werden. Statt der Kälte tritt Wärme ein. Dieser Umstand ändert nicht selten die Aufbewahrungsart.

Auch zur Erwerbung neuer Vorräthe bietet der Frühling Stoffe und Gelegenheit.

Aus dem Birkensafte wird ein schäzbarer Champagnerwein bereitet, welcher freilich bei uns selten, aber in nordischen Ländern desto häufiger bereitet wird.

Aus dem Ahornsafte bereitet man einen köstlichen Syrup und, wenn man will, auch Zuker, wie besonders in Nordamerika geschieht. Abermals ein Gegenstand, welcher der Haushaltungs-Kasse ein beachtenswerthes Sümmchen jährlich erhalten und so manche häusliche Sorge verscheuchen kann.

Von den Schwämmen sind die Morcheln zu sammeln.

Die Wohnung muß ausgelüftet und gereinigt werden, damit die verbliebene Winterfeuchtigkeit nicht Geräthe und Vorräthe verderbe, besonders in Kammern und Kellern.

Zimmer und Schlafgemächer erfordern jezt eine Revision.

Betten, Matrazen müssen in die Luft gebracht und der Sonnenwärme ausgesezt werden. Es erfordert dieß die Gesundheit und die behagliche Ruhe. Die Einwirkung des Sonnenlichtes ist höchst wohlthätig. Man verabsäume darum das bekannte Sömmern oder Sonnen der Betten ja nicht! Mittlerweile ordne man die Schlafstätte für den Sommer.

Der Kleiderschrank erfordert zu keiner Zeit mehr Aufmerksamkeit als in den ersten warmen Frühlingstagen. Die Kleider sind in Gefahr, von Insekten angegangen und zerstört zu werden. Diese Gefahr ist um so größer, als Feuchtigkeit, Staub und versperrte Luft in der Wohnung sind.

Es ist nothwendig, daß auf die schädlichen Insekten jezt ernstlich Jagd gemacht werde. Sie werden mit dem Frühlinge thätig und darum der Hauswirthschaft schädlich. Glükt uns jezt der Krieg, so sind wir von diesen Feinden ein ganzes Jahr frei. Denn ihr Walten ist hauptsächlich nur auf den Frühling beschränkt. Die verschiedenen Arten Motten treiben jezt ihr Fortpflanzungsgeschäft und suchen überall die Gegenstände auf, welche ihrer Brut zur Erhaltung günstig sind. Die kleinste Spalte, den vorborgensten Winkel wissen sie auszukundschaften.

Schade, daß man so wenig Aufmerksamkeit auf die Naturkunde dieser Insekten verwendete. Man ergözt sich an den entfernten Fremden, lernt den Elephanten, das Krokodil und das Nilpferd kennen, und verabsäumt, sich Kenntniß von denjenigen Thierchen zu verschaffen, die uns jährlich namhaften Schaden verursachen, während uns jene Fremdlinge nie etwas zu Leide thun. Diese Fremdsucht zieht gar viel Böses nach sich und hat Manchem bittere Erfahrungen aufgedrungen, die Andern zur Warnung dienen konnten.

So wie die Winterkleidung in wohlberechnete Aufbewahrung zu bringen ist, hat man die Sommerkleidung in den Stand zu sezen.

Im Allgemeinen mag das ein guter Rath seyn, wenn man sagt, daß ein jeder Hauswirth und jede Hausfrau sich selbst einen Ueberschlag macht, was in der Wirthschaft zu thun nothwendig oder nüzlich ist. Man wird so nichts übersehen, was zu thun ist, und kann einen vorläufigen Ueberschlag machen, wie am Besten ein Geschäft nach dem andern vorzunehmen ist.

Puzfrüchte statt Korallen.

Wir sahen neulich ein junges Frauenzimmer aus den Kernen der Akazien eine Perlenschnur anfertigen. Diese nahm sich überaus hübsch aus und gibt den offenbarsten Beweis, daß der Puz ofmals viel wohlfeiler in der Nähe gefunden werden kann, als man ihn für vieles Geld aus der Fremde bezieht. Uns hat die Sache zum Nachdenken gebracht und die Hoffnung belebt, ein neues Gebietchen in der Gewerbsindustrie zu eröffnen.

Wenn man etwas Neues begründen will, so halten wir es für nüzlich, erst Das kennen zu lernen, was bereits darüber, oder darauf sich Beziehendes vorhanden ist. Unterläßt man diese Klugheitsregel, so plagt man sich wohl jahrelang mit Dingen, die längst da sind, aber uns unbekannt bleiben. Es ist aber leichter, zu verbessern, als zu erfinden.

Wir haben uns in den Schriften umgesehen, um Nachrichten über schöne, zum Puze passende Gesäme zu finden, allein die Ausbeute ist ganz dürftig. Wir geben das Bemerkte in der Hoffnung, daß, wenn der Gegenstand nur einmal angeregt ist, sich schon mehr finden wird.

Die Bisampappel, auch Abelmosch (Hibiscus Abelmoschus) wächst in Indien, besonders in Egypten wild, und wird ihrer schönen Blumen wegen auch in unsern Lustgärten gezogen, sie hat einen braunen harten Samen, der einen bisamartigen Geruch hat. Man hat diesen häufig zu Rosenkränzen verwendet.

Der Paternosterbaum (Melia Azedarach) liefert Früchte, aus deren Kernen die Mönche in Italien und Spanien Rosenkränze verfertigen, wovon der Baum denn auch seinen Namen hat und bei den Franzosen Arbre saint, d. h. der heilige Baum, heißt.

Der Korallenbaum in Ostindien, wo er von

den Einwohnern Mansjadi genannt wird, hat harten, hochrothen Samen, welchen die indianischen Schönen an Schnüre reihen und statt der Korallen als Puz tragen.

Der Perinkenbaum (Elaeocarpus Perinkara), einer der höchsten Waldbäume in Amboina, dessen Früchte in traubenförmigen Büscheln bei einander stehen, und die größten etwa einer Flinten-Kugel, die kleinsten aber den Erbsen gleichen, gewährt Kerne, die wie schön rund gearbeitete Knöpfe aussehen, der Länge nach mit fünf erhabenen Kanten geziert sind, und ihnen das sehr artige Ansehen getriebener Arbeit geben. Sie werden in ganz Indien stark gebraucht und in grossen Partieen in den Wäldern gesammelt, um Paternoster für Braminen und Priester daraus zu machen. Man hält sie so werth, daß man zwischen zwei dergleichen Steine ein goldenes Kügelchen machen läßt. Es wird damit ein starker Handel getrieben. Man pflegt sie auch aus hartem Holze nachzumachen.

Der Seifenbeerbaum (Sapindus Saponaria), welcher in Ost- und Westindien 20 bis 30 Schuh hoch wächst, trägt Früchte, welche aus drei kugelförmigen Beeren bestehen, die etwa die Größe einer mittelmäßigen Kirsche erreichen, und in sich eine schöne, schwarze, glänzende Nuß enthalten. In der Sonne getroknet, werden sie sehr hart, dann durch Bohrer mit Löchern versehen und als Rosenkränze angereihet.

Der Same des Wunderbaums (Ricinus communis), der nicht selten als Zierpflanze in Gärten vorkommt, hat ein ungemein gefälliges Ansehen, gesprenkelt und glänzend, wie feines Porzellan. Er dürfte eine herrliche Perlenschnur geben.

Deßgleichen hat das sogenannte indische Rohr (Canna indica) einen völlig kugelrunden, schwarzen, glänzenden, harten Samen, von der Größe eines Schrotkornes, der eine wunderschöne Perlen-Schnur abgeben muß. Seiner Härte wegen sind aber die nöthigen Löcher beschwerlich zu bohren.

Werden wir nur unsere einheimischen Gesäme eine Musterung passiren lassen, so werden wir sicher welche auffinden, die sich statt der Korallen gar füglich anwenden lassen. Alsdann wird die Verfertigung solcher Puzschnüre dem schönen Geschlechte eine angenehme Beschäftigung gewähren. Wir fordern daher Alle auf, welche in dieser Beziehung Entdekungen machen, uns dieselben zur Förderung des Angenehmen und Nüzlichen gefälligst mitzutheilen.

Einiges vom Alaun.

Schon oft kam der Alaun in öffentlichen Blättern und zu verschiedenen Zweken nüzlich anempfohlen vor. Da finde ich so eben diesen Alaun auch gegen das Podagra vorgeschlagen in einem sehr alten Buche auf; und ich theile das Gefundene, der Kuriosität willen, mit, und zwar fast wörtlich: Wenn einem die Finger an den Händen, oder die Knie und Zehen an den Füssen schwellen; dann nehme man klein zerstossenen Alaun, und das Weiße vom Hühnerei, klopfe es fein durcheinander, daß es fein gischt, schmiere es auf Hanfwerch, lege es auf den schmerzenden Ort; das zieht erstlich die Hize aus. Darnach nehme man gelbe Goldblumen mit sammt dem Kraut, zerstosse sie, druke den Saft davon in einen Topf, lasse eine weiße Gans braten, gieße das Fett davon auf den zuvor ausgedrukten Saft und streiche dieses abermal auf ein Hanfwerch und lege es über; das lindert die Schmerzen.

Obigem füge ich noch folgenden historischen Beleg bei, daß der Alaun der Kraft des Feuers widerstehe.

„Als Archilaus deß Königes Mithridatis Hauptmann auff einem Hölzern Schloß belägert ward von den Feinden, als nemlich Sylla, vnd derselbe wollte das Hölzern Schloß anzünden, vnd durch Feuer verderben, hat er sich vnd das Schloß errettet, durch diß, daß er das Holz vberall mit Alaun hat lassen verschmieren vnd fest verwahren, daß es nit hat entbrennen können. Denn also hat der Feind nichts ausgerichtet, und mit dem Feuerwerfen kein Schaden thun können, sondern mit Spott abziehen vnd die Belagerung verlassen müssen.“

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Proklam.

(In den öffentl. Blättern Mexiko's soll nachstehendes Proklam gestanden haben.)

Es ist im verflossenen Jahre die sich immer mehr von unserm Gebiete entfernende Bescheidenheit verloren gegangen; und wir erlassen, obgleich jene mehr Eigenthum des Individuums, an Jedermann den Aufruf, sie uns lebend oder todt zurükzuführen, weßwegen wir das Signalement beifügen und unterzeichnen 2c.

Signalement.

Die Bescheidenheit ist nur 3 Fuß hoch, daher unter der Kriegstauglichkeit, hat aber ein gesundes Aussehen. Ohne Schnurbart und Naeben (mit Ausnahme einiger Krizer an der etwas mehr als proportionirten Nase) pflegt sie ein Auge öfter zuzudrüken. Ihre Sprache ist ländlich und sittlich, schwacher Stimme, ganz langsam. Die Haare sind kurzgeschnitten und goldgelb, der Mund enge, die Ohren lange, Gang und Haltung gebükt.

Die Kleidung war grün, mit schwarzen Ausschlägen: Ein Frak über steifem Gilet und leichtem Beinkleide. Der Hut verdrükt, mit einem breiten Bande heller Farbe. Alles etwas abgetragen. Die Pontoffeln waren aus Fuchspelz, Soken fehlten. Ein kaotiger Stok, ohne Wanderbuch.

Besondere Kennzeichen. Keine.

Alter. Schon gegen 60 Jahre und gebrechlich, doch hat das Pfarramt ihre Geburtszeit noch nicht ausmitteln können.

Geschäft. Das eines Wahrsagers, manchmal einen Stummen vorstellend; selbst blinde Kuh spielt sie mit jungen Leuten — so erzählen Grenzbewohner.

Diese gefährliche Person nun wollen wir in unsere Gewalt bringen; 100 Pfd. Sterling daher Demjenigen, welcher sie uns einhändigt 2c. 2c."

Menschliche Schnelligkeit

Ein Beispiel außerordentlicher Schnelligkeit im Laufen gab Joh. Ant. Focke, aus Böhmen gebürtig, als Läufer der Herzogin Amalia von Weimar. Im Jahre 1767 hatte die Herzogin eine dringende Botschaft an einen ihrer Minister, den geheimen Rath von Witzleben, zu senden, der sich in Karlsbad aufhielt. Focke wurde damit beauftragt. Nachmittags um 2 Uhr lief er von Belvedere bei Weimar ab und übergab folgenden Mittag 12 Uhr seine Depesche dem Minister auf einem Spazirgange in Karlsbad. Hier wurde er nach wenigen Stunden wieder abgefertigt und folgenden Abend gegen 8 Uhr war er wieder auf dem Schlosse Belvedere. Die Entfernung von Weimar nach Karlsbad beträgt 22 Meilen.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.

Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

III. Jahrgang. Nro. 16. 17. April 1836.

Inhalt: Eine neue Art, die Erde fruchtbar zu machen. — Vegetationswasser. — Wie nöthig die Kenntniß der Lebensmittel seyn. — Die wohlriechenden Birkenzweige, Maien. — Neue Besen kehren gut. — Unverbrennliche Herrenhüte. — Wie man Tabak mit Pisel und Löffel schnupft. — Wiesen-Wässerung.

Eine neue Art, die Erde fruchtbar zu machen,

und den Dünger zu ersparen, der oft mit aller Sorgfalt und Anstrengung nicht zureicht, ist: selbe zu räuchern.

Alles Neue ist etwas Ungewöhnliches; aber nicht alles Ungewöhnliche ist deßhalb schon schlechter oder besser, als das Alte; sonst würden wir uns, z. B. anstatt die Schafwolle als Tuch zu tragen, in das Schaffell einhüllen, oder statt Rohrzuker, wie unsere Vorfahren, Honig gebrauchen. Nur verständige Prüfung und Bewährung durch die Zeit können darüber entscheiden, ohne daß man im Falle der Nichtbestätigung die angewendete Zeit und Mühe für verloren achten darf. Der Nebennuzen und oft unbezwekte nüzliche Resultate sind oft mehr werth, als der bezwekte selbst, so wie die Sporteln manches Amtes den eigentlichen Gehalt überwägen.

In der Bibliotheque universelle des Sciences wird eine ganz neue Art, das Erdreich zum Fruchttragen, ohne Anwendung von Dünger, geschikt zu machen, empfohlen, nemlich die, daß man die Oberfläche des Erdbodens abschält und räuchert. Der Versuch ist leicht anzustellen; das Verfahren ist folgendes: Man nimmt Zweige von Bäumen oder gespaltene Holzstüke, stellt diese in Gestalt eines Zukerhuts auf, so daß sie unten auf der Erde 4 Zoll weit von einander stehen, und oben der Spize sich vereinigen. Diese hohlen Gerüste füllt man mit solchen Sachen an, welche nicht leicht brennen, aber viel Rauch geben. Nun sticht man die Erde oder den Rasen von dem zu bestellenden Aker 1½ Zoll stark *) mittelst eines Spatens ab, führt sie auf kleinen Rollwägen zu den Gerüsten, und legt sie in zwei oder drei Lagen um diese her, so daß diese Bekleidung der Gerüste eine Dike von 6 bis 8 Zoll hält, und rund umher gleich stark ist. Zu bemerken ist dabei, daß die Rasen- oder Stoppel-Seite der Erdstüke nach innen gekehrt werden muß. Unten am Gerüste wird eine Oeffnung gelassen, wie bei einem Ofen, um das Feuer hineinlegen und die darin aufgehäuften Brenn- oder Rauchmaterialien anzünden zu können. Je feuchter die Rasen- oder Erdstüke sind, die man auf diese Art räuchern will, desto besser ist es. Während dieses Räucherns durchsticht man die aufgethürmten Erdstüke an mehreren Stellen, damit sie der Rauch völlig durchdringe. Ist der Boden zu lose, so muß man ihm durch eingeflochtene Zweige um das Gerüste eine feste Lage zu geben suchen. Man räuchert so lange, bis die aufgeschichtete Erde durch den Rauch ihre Feuchtigkeit verloren hat, und von demselben durchdrungen ist; dann wird sie ohne Verzug auf das Feld gebracht, und selbes bestellt. Ist der Boden sandig, so säet man unmittelbar nach vollendeter Räucherung, pflügt 4 Zoll tief zur Saat, und läßt dann die Egge folgen. Ist der Boden strenge, so pflügt man ihn nach aufgebrachter geräucherter Erde in sehr kleinen Furchen, 4 Zoll tief, säet dann den Samen, und pflügt nochmals in kleinen Querfurchen, worauf dann die Egge folgt. Von einem so geräucherten Aker kann man zwei Weizenernten hintereinander erhalten, auch geräth im zweiten Jahre jede andere Frucht. Im dritten Jahre säet man Klee oder Wolfsbohnen (Lupinen), oder Gerste u. s. w., und im vierten Jahre räuchert man den Boden von Neuem zur Weizensaat. Durch diese Räucherung soll, wie der Erfinder behauptet, jeder

*) Die Stärke oder Dike dieser Rasenstüke wird wohl am Besten nach der Tiefe der Wurzeln, die in denselben enthalten sind, zu bemessen seyn.

Boden zum Weizenbau geschikt werden. Die Vortheile dieses Verfahrens schildert er als außerordentlich; der Mist wird dadurch überflüßig, die schlechtesten Felder tragen Weizen; die Akerarbeiten werden vermindert, und Landstriche, die bisher wegen ihrer Unfruchtbarkeit unbearbeitet blieben, geben die reichsten Ernten. Er hat diese Räucherung, wie er behauptet, an mehreren Orten zu verschiedenen Früchten mit günstigem Erfolge versucht. Solche Vortheile verdienen wohl eine Prüfung dieses Verfahrens durch leicht anzustellende und wenig kostende Versuche.

Man hat in Deutschland an einigen Orten ein anderes, obschon nicht allgemeines, ähnliches Verfahren als sehr günstig befunden. Man erbauet von Rasenstüken in erforderlicher Größe mit Hilfe von Baumzweigen und anderem zum Verbrennen bestimmten Holzwerk und Gesträuche einen langen schmalen Schlauch, der entweder einen Halbzirkel, oder die Hälfte eines Vierekś △ bildet, je nachdem man es bequemer findet, und das Holzwerk oder die Zweige sich zu einem oder dem andern eignen; denn an der Form liegt wenig; dieser Gang (oder Gänge) sind wohl, mit kleinem Gesträuche, Laub, ausgerotteten Graswurzeln u. s. w. gefüllt, und diese werden in Flammen gesezt; auch hier entwikelt sich Rauch, und in sofern hier durch Feuer die Wurzeln des Unkrauts zerstört, und in befruchtende Asche umgewandelt werden, scheint dieses Verfahren von jenem den Vorzug zu verdienen. Wie vieles Gesträuche, Laubwerk und dergleichen wird jährlich frei verbrannt, blos um die Asche zu gewinnen; ja, an manchen holzreichen Orten werden ganze Felder so gedüngt, wobei der befruchtende Ruß und Rauch verloren geht, und die Wurzeln des Unkrauts nicht zerstört werden, die einen neuen Beitrag an Asche gewähren, wenn sie verbrannt werden; zudem ist es ja bekannt, daß gebrannte Lehmerde besser befruchtet als die ungebrannte. Hier können auch die Steinkohlen-Abfälle oder Staub, die an manchen Orten unbenüzt bleiben, ja wohl auch, wie die Erfahrung und Beispiele lehren, ins Wasser geworfen werden, trefflich benüzt werden, indem sie durch ihren Gehalt an Schwefelsäure besonders, so wie durch ihre übrigen Bestandtheile einen trefflichen Dünger geben. *) Daß aber die Schwefelsäure als die Ursache der Verkohlung erwähnter Fossilien zur Befruchtung trefflich benüzt werden könne, und auf dieselbe sehr günstig einwirke, beweisen die Versuche des Herrn Professors Blumenbach in Göttingen zur Düngung der Erde. Er verdünnte ein halbes Quentchen Schwefelsäure (Vitriolöl) mit einem halben Pfunde Wasser, und säuerte acht mit gewöhnlicher Gartenerde gefüllte Töpfe damit; von acht andern Töpfen düngte er vier auf die gewöhnliche Art; in vier andern ließ er die Erde ungedüngt. Bei den gesäuerten Töpfen zeigten sich sogleich die in der Erde verborgenen Insekten, Käferlarven, und besonders viele Scolopendren, die hervor kamen und bald starben. Bei den andern Töpfen zeigte sich nichts davon. Die gesäuerte Erde blieb auch in der Folge noch länger feucht, als die andere; dieß bemerkte man noch nach sechs Wochen. Ferner keimten die meisten Samenkörner im gesäuerten Boden theils einen, theils mehrere Tage früher auf. In der gesäuerten Erde kamen auch weit mehrere Körner hervor, als in den andern. Die Säure erregte also auch bei den schwächlicheren Samenkörnern das matte Lebensprinzip, das außerdem aus Mangel an einem kräftigen Reize hätte erlöschen müssen. Die Frucht stand demnach auch in der gesäuerten Erde verhältnißmäßig dichter, endlich wuchs auch die Frucht auf dem gesäuerten Boden auffallend schneller und stärker.

Man kann sich statt der Schwefelsäure auch des schwefelsauern Eisens (grünen Vitriols, Kupferwassers) bedienen, welches in geringem Kaufs-Werthe ist, und viele Schwefelsäure enthält, doch muß die Auflösung mit vielem Wasser verdünnt werden. Eisenerze hat man schon als Wiesen-Düngung angewendet. Vorzüglich nüzlich und anwendbar ist der Eisenvitriol auf Kalkboden, oder in Verbindung mit demselben (Kalk) oder Kalkerde.

*) Die Braunkohle ist ein mit Erdharz durchdrungenes Holz (bituminöses genannt). Die Steinkohle, unter welcher Benennung alle Sorten insgemein im gemeinen Leben begriffen werden (Lithantrax, Carbo fossilis) unterscheidet sich von den übrigen Sorten, indem sie bei der trokenen Destillation nicht Säure, sondern Ammoniak gibt..

Vegetationswasser.

Die Pflanzen haben, wie die Thiere, ihren Hunger, oder wenigstens doch, wie die Thiere, ein Vermögen, sich der für sie dienlichen flüßigen Nahrungsmittel zu bemächtigen (die Luft ist auch eine Flüssigkeit), solche einzusaugen und zu verdauen, weil sie als organische Körper davon größer wachsen, und so zu sagen fett werden, wie die Thiere, die gute und reichliche Nahrung genießen. So bleiben Pflanzen, die auf dürren Sandfeldern wachsen, Zwerge, und die mit Vegetationswasser begossen werden, wachsen dagegen zu Patagonen heran.

Der Urin ist ein Hauptbestandtheil des Vegetationswassers, die meisten Thiere leben von Pflanzen, folglich sind alle Thierbestandtheile animalisirte Pflanzen, und also der botanische Urstoff das wahre Element des ganzen Thier- und Pflanzen-Reiches. Die Erfahrungen von dem Düngermist der Thiere, und der unter Bäumen vergrabenen Aeser bekräftigen die Analogie zwischen beiden Naturreichen.

Man mische also unter Wasser vegetabilische und thierische Abgänge, man lasse ihnen Zeit zum Gähren, verbrauche das Wasser zum Begießen, und gieße auf die Reliquien von neuem Wasser, indem man von Zeit zu Zeit wieder solche Abgänge hinzufügt. Aller Abgang in den Häusern, Abschabsel, Sägespäne, Ofenruß, ausgelaugte Asche, todte Insekten, Fischschuppen, Gedärme, Unkraut, Küchenabgänge, Thiermist u. dgl. sind anwendbar. In diesem Zeughause der Botanik versammelt sich die ganze Natur von diesem Jahre, um die Gewächse des künftigen Jahres zu entwikeln.

Aus dem Vorhergesagten läßt es sich leicht erklären, wie ein solch flüssiger Dünger kräftiger wirken könne, als ein trokener.

Wie nöthig die Kenntniß der Lebens-Mittel sey.

Wenn man als Kosmopolit (d. i. ein Mensch, der sich um die Angelegenheiten der Menschen bekümmert) das Leben und Weben der Menschen betrachtet, so macht man unwillkürlich die schon viele tausend Mal gemachte Bemerkung, daß sich nemlich die Menschen am Allerwenigsten über diejenigen Dinge belehren, mit denen sie täglich zu thun haben, ja, von denen sie leben. Dazu geben uns die Lebensmittel das allergroßartigste Beispiel. Wenn ich hier ein Wörtchen spreche, das Jeden und Jede betrifft, so beeile ich mich, zu bemerken, daß ich meine geehrten Leser und Leserinnen ohne Ausnahme in die Ausnahme stelle, eben weil sie die hauswirthschaftlichen Neuigkeiten lesen und die darin besprochenen nüzlichen Dinge treulich in Anwendung bringen. Durch diese von der Klugheit diktirten Wendungen hoffe ich es auch bei Denjenigen nicht zu verderben, die meine Sächelchen blos lesen — und wieder vergessen.

Nach meiner Ansicht sollte die Kenntniß der Lebensmittel, eben ihrer Wichtigkeit wegen, eines der ersten und vollständigsten Kapitel im Volksunterrichte seyn. Dieser Unterricht könnte Stufe für Stufe gehen. In der Schule lernte man die Pflanzen, aus welchen doch hauptsächlich die Nahrungsmittel bestehen, zunächst naturhistorisch kennen. Dazu könnte der Schulgarten die Pflanzen zur Hand geben. Zu den fremden Pflanzen könnte man ein Herbarium unterhalten. Käme man in der Regel nur so weit, so würden tausend Unglüksfälle verhütet werden, weil die Verwechselungen verhütet würden. Die zweite Stufe wäre die Anwendung, so weit es sich schulmäßig thun ließe. Dieser Unterricht würde die jungen Menschen zur Aufmerksamkeit und zum eigenen Bemerken führen. Eine andere natürliche Folge würde seyn, daß man gar viele nüzliche Nahrungsstoffe benüzen lernte, die gänzlich übersehen werden, ob sie gleich in Menge vorhanden sind. Die Unkunde ist überall blind. Die dritte Stufe wäre ein völlig hauswirthschaftliches Anlernen, welches freilich nicht wohl in die Schule paßt, sondern von einem Sachkenner bewirkt werden müßte. Man verfolge die Idee, und suche sie, so gut es vor der Hand gehen will, ins Leben zu bringen.

Es ist wahrhaftig in der Welt so Manches sonderbar, ohne daß man es als etwas Sonderbares bemerkt. So lehrt man in den Schulen

Dinge, die nie vor das Auge Dessen kommen, dem sie gelehrt werden, und durch sein ganzes Leben hindurch, und wäre es von Methusalems Dauer, kein Interesse für ihn haben können. Darüber verabsäumt man aber nicht nur die Zeit, welche zum Erlernen des wahrhaft Nüzlichen, ja Nothwendigen verwandt werden könnte, sondern die jungen Menschen, die mit solchen Dingen geplagt werden, werden zugleich methodisch von Dem abgewendet, was sie kennen lernen sollten; ja, es wird auf diese gäng und gäbe Weise sogar die Hauptkraft des Menschen weggeschulmeistert. Einem gewissen Jemand wollte man es sogar übel nehmen, daß er sagte: man lehre den jungen Leuten den Weg nach dem Himmel finden, aber nicht, wie sie die erste Station anzutreten und zu wandeln hätten.

Die Armen hungern neben den Nahrungs-Mitteln, welche die Natur reichlich in ihrer Nähe liefert, und welche nur zu sammeln wären. Man kennt sie nicht, weil sie Andere nicht kennen, und man sich nicht damit bekannt machen mag. Dafür ist man beschäftigt, Armeninstitute zu begründen, und in allen Blättern die baare Wohlthätigkeit anzusprechen. Man bauet Suppenanstalten, die mehr dem feisten Vorsteher, als den hungrigen Armen Kraftsuppen geben. Wäre es denn nicht vernünftiger, wenn man den Menschen, die verständige Unterstüzung bedürfen, das Mittel zeigte, sich selbst zu ernähren? Man käme wohlfeiler zum Zweke, und die Zahl der Taugnichtse würde um einen großen Theil kleiner.

Es ist schon früher von einem wohlwollenden Schriftsteller gesagt worden, daß der Tod in dem Topfe säße; womit er andeuten wollte, wie es viele Menschen machten, daß sie ungesund würden. Was hat es wohl geholfen? Man sieht neben den Hungrigen ganze Familien wie herumschleichende Leichen. Dem ungeachtet bekümmert man sich nicht um die Zurichtung der Lebensmittel, sucht Hilfe in der Apotheke, da sie die Nähe kräftiger bietet.

Kommt das Gespräch auf die Lebensmittel, so kommen die sonderbarsten Vorstellungen an den Tag, und sie finden flugs ihre Vertheidiger; eine Sonderbarkeit jagt die andere.

Sieht man auf den Genuß, so wird man gewahr, daß die Gewohnheit dominirt, das Vorurtheil und die Unkunde, mit Einschluß der Mode, mehr, als die Besonnenheit, die Wahl leitet. Man fürchtet gewisse Nahrungsmittel, und räth davon ab, die anderwärts genossen werden und zu genießen nüzlich wäre.

Die jährlich größer wachsende Volkszahl und die veränderte Lebensweise machen die Vermehrung und Mannigfaltigkeit der Lebensmittel nothwendig. Die Volksbildner sollten darauf Bedacht nehmen, und selbst lernen, was darauf Bezug Habendes zu thun ist.

Die jezigen Ansichten über die häuslichen Angelegenheiten und der Gesundheitszustand machen vor Allem eine Revision der Nahrungsmittel nöthig, wenigstens rathsam, damit man nicht weiter sündigt und Zwekmäßiges vernachlässiget. Die Grenze der gemeinnüzigen Kenntnisse muß gleichzeitig erweitert werden.

Es ist jezt die Zeit, wo man die Belehrung über die Nahrungsmittel hört. Man will nicht fehlen, will die Gesundheit stärken, um sich die Cholera nicht auf den Leib zu ziehen, oder ihr zu trozen. Die Noth hat schon manche gutartige Tochter geboren, mag auch die gegenwärtige zu einer großen Geburt schwanger seyn! Was bereits die Angst geboren hat, scheint mehr Wechselbalg, als gesundes Kind zu seyn.

Man hat bereits ins Zeug gegriffen, sich geberdet, gelehrt und befohlen. Doch will es den Anschein haben, als haben die Gelehrten mehr verwirrt und die zur Seite getretene Liebhaberei zu befehlen mehr geängstigt, als geholfen. Der Lärm kommt uns vor, wie bei einer Feuersbrunst in einem Orte, wo keine guten Löschanstalten sind; man läuft gegen einander, schreit viel und thut wenig; man bemerkt mehr Befehlende als gewillige Thäter. Die Gefahr wächst mittlerweile. Hinterdrein werden die Versehen viel besprochen, gerügt und bestraft, nur die selbst verschuldeten nicht.

Was uns betrifft, so leben wir der festen Ueberzeugung, daß hier die Belehrung Alles thut,

und am Ende auch sicher zum Ziele führt. Wir haben bereits schon für manches Nahrungsmittel Aufmerksamkeit erbeten und aus eigener Erfahrung Belehrung darüber gegeben, und werden es weiter thun. Vielleicht finden sich auch Freunde des gemeinnüzigen Guten zu uns, die mit Liebe Andern nüzen.

Die wohlriechenden Birkenzweige, Maien.

Wenn man nur auf Alles, was uns vorkommt, recht Acht hat, so schafft man sich selbst, ohne Jemanden einen Dank zu schulden, viel Vergnügen und Nuzen, an welchen Alle keinen Antheil nehmen, selbst nicht einmal daran denken, die ihre leiblichen und geistigen Augen nicht gebrauchen, selbst Das nicht sehen, was ihnen so nahe kommt, daß sie es, so zu sagen, mit Händen greifen könnten. Der Aufmerksame lernt Vieles, was immer angenehm ist, und zwar, ohne zu suchen. Schönes und Nüzliches fällt ihm ins Auge, ohne zu drüken. Indeß bleiben, weil es gar so viel gibt, doch manche Dinge so lange unerklärlich, bis die immer freundliche und hilfreiche Wissenschaft mit ihrer Laterne das Dunkle erleuchtet. Die Birke mag uns das Beispiel geben.

Ich glaube die Wette zu gewinnen: daß viele der geehrten Leser und Leserinnen, selbst die, welche öfters durch Birkenwälder wandelten, die Ursache nicht wissen, warum ein aufbrechender Birkenzweig heute nicht riecht, da doch gestern einer einen gar lieblichen Geruch von sich gab. Doch wer Lust zu wetten hat, hat Lust zu betrügen, und eine solche Sünde darf man sich nicht beikommen lassen, ehrsamer ist das Vergnügen, zu belehren, und am Ende ist doch auch Ehrenwerthes zu gewinnen — Beifall.

Es gibt nemlich zweierlei Birken, welche zufälliger Weise fast durch ganz Deutschland durch einander wachsen. Sie unterscheiden sich durch die Farbe des Stammes, Richtung der Aeste, Form der Blätter und endlich durch den Geruch. Nun kommt es darauf an, von welcher Art Birke man den Zweig erhielt, von der wohlriechenden, oder der nicht riechenden. Die wohlriechende steht bescheiden neben ihrer Schwester, die nach dem bekannten Sprichworte: wer lang hat, der läßt lang hängen, zu leben scheint. Die leztere läßt eine Menge ellenlange, dünne Zweige herabhängen, nicht unähnlich, schöne Leserinnen, Ihren modernen Florkappen, die Sie mit Blumenwerk Ihrer Hände-Arbeit, eben so zieren, als die Birke sich mit schönen dreiekigen Blättern behängt. Die wohlriechende hat nie langes Gehänge, und ist überhaupt weniger beästet, die Blätter sind mehr rund, als ekig. — Doch ich will Ihnen durch eine lange botanische Beschreibung nicht die Freude verderben, die wohlriechenden Birken oder ihre Zweige selbst heraus zu finden. Halten Sie nur die Blätter beider Arten neben einander, und Sie werden sich in der Folge nicht täuschen lassen, wenn man Sie zum Pfingstfeste mit Maien erfreulich beehrt.

Neue Besen kehren gut.

Ueber den Ursprung dieses alten Sprichworts hegen die Gelehrten mancherlei Vermuthungen. Nikolaus Ficinus gibt darüber folgende Anekdote.

Ein Bischof von Hildesheim, im 14ten Jahrhundert, ein guter Herr, befand sich einst in dem Falle, einige von seinem Gesinde, weil sie faul und achtlos geworden waren, aus dem Dienste entlassen zu müssen. Ihre Stellen wurden mit andern ersezt, welche der Haushofmeister am ersten Tage nicht genug heraus streichen konnte. Der Bischof lächelte und sagte kein Wort, befahl aber, sogleich drei neue Besen herbei zu schaffen, mit denen blos sein Wohnzimmer gefegt und die nach jedesmaligem Gebrauche in einem bestimmten Behältniß aufbewahrt werden sollten. Der Haushofmeister lächelte auch und sagte kein Wort, that aber, was ihm befohlen war. Nach einigen Tagen führte er bittere Klage über die ausgearteten neuen Dienstboten. „Ei, seht doch da," erwiederte der Bischof, „haben just so lange gehalten, wie meine Besen; die taugen auch nichts mehr.

Unverbrennliche Herrenhüte.

Schon Gellerts weise Sprüche haben uns belehrt, daß sich das Genie an den Hüten am Glüklichsten versucht. Wahrhaftig, die Hüte geben Stoff genug, ein großes dikes Buch darüber zu schreiben. Wie mag der erste Hut ausgesehen haben? Sicher nicht, wie einer der modernen. War er ein Baumblatt, oder ein rauhes Thierfell? So viel wissen wir, daß er nicht von Papier war. Haben Frauen oder Herren zuerst Hüte getragen? Wollten wir ferner die Stoffe alle nennen, aus welchen mehr oder weniger künstlich Hüte verfertiget worden sind, das Verzeichniß würde ein wortreiches Register seyn. Ganz neu ist's, Hüte aus Stein zu verfertigen. Es ist nemlich der Asbest oder Amianth zum Hutmaterial erhoben worden.

In Paris tragen wirklich jezt die Herren Hüte von Asbest, welche einen vortrefflichen Anblik gewähren; sie haben eine matte Silberfarbe, die ungemein zart fällt. Aber hiermit ist der errungene Vortheil nicht erschöpft. Sie schirmen den erhabensten Theil des Leibes gegen viele drohende Gefahren, selbst des Feuers.

Bekanntlich ist Asbest ein faseriges Mineral, welches sich in Fäden spinnen und weben läßt. Die Alten machten die unverbrennliche Leinwand daraus. Die Braminen (Priester) in Indien tragen an hohen Festen Kleider von Asbest, also wahre Feuerkleider. Ein gewisser Kaiser, dessen Namen uns nicht gleich beifällt, hatte ein ganzes Tafelservis von Asbest, das er nach aufgehobener Mahlzeit zur Belustigung der Gäste ins Feuer warf, um es von Fleken zu reinigen.

Die Pariser Herren haben in der That keinen übeln Einfall gehabt, ihre Köpfe mit unverbrennlichen Hüten zu versehen; es gibt daselbst viel Feuer, und sie können so selbst unbesorglich ihr beschirmtes Haupt ins Revolutionsfeuer steken.

Wie man Tabak mit Pinsel und Löffel schnupft.

Im Innern von Afrika herrscht die Sitte, den Tabak nicht mit den Fingern zu schnupfen, sondern mit einem Pinsel oder kleinem eisernen Löffel, etwa wie unsere Ohrenlöffel, in die Nase zu fördern.

Wir lächeln über diese Sitte, und bedenken nicht, daß sie unsere Schnupfer aus einer Verlegenheit reißen würde, wenn sie dieselben nachahmen wollten, nemlich dem Uebelstande zu entgehen, daß sich fremde schmuzige Finger in die Dose begeben. — Wir machen darauf aufmerksam, daß der Erste, welcher diese Mode einführt, sich einen gefeierten Namen unter den Schnupfern erwerben könne.

Kurze Säze und Erfahrungen von der Wässerung der Wiesen.

Vor allen Dingen ist auf die Beschaffenheit der Wiesen zu sehen. Es ist zu untersuchen, ob sie von Natur feucht, ob sie mit Moos bedekt sind. Ob sie aus einer lokeren moderigen Erde bestehen, oder etwa einen kalten lettigen Boden haben. Ob sie troken sind und einen guten in die Tiefe fortsezenden Boden haben, ob sie gleich oder ungleich, und endlich, ob sie der Sonne sehr ausgesezt, oder etwa auf ein- oder die andere Art schattig sind.

Sodann ist auch auf die Beschaffenheit und Güte des Wassers zu sehen, womit man wässern will. Es fragt sich, ob es kaltes oder warmes, hartes oder weiches, aus Quellen oder aus Bächen entspringendes Wasser ist. Ob es aus Morästen kommt, und also sumpfig ist, oder ob es etwa harte wilde Bergwasser sind. In Ansehung der Beschaffenheit der Wiesen lassen sich folgende Anmerkungen machen.

1. Nasse, aus einem kalten lettigen, oder thonigen Boden bestehende Wiesen kann man durch die Wässerung nicht sonderlich verbessern, es sey denn, daß man ein sehr weiches fettes Wasser daraufbringt, als welches einzig und allein helfen kann.

2. Harte, wilde, aus Gebirgen und Waldungen herkommende Wasser geben die schlechteste Wässerung, und es ist allemal bemerkt worden, daß sie nur Moos-, Schilf- und Riethgras ziehen.

3. Warme Quellen sind bei der Wässerung wohl zu gebrauchen, und es ist gut, daß man sie

nahe an der Quelle, wo sie noch ihre ganze Wärme beisammen haben, und durch einigen fremden Zufluß noch nicht verdorben sind, zur Wässerung anwende.

4. Die kalten Quellen taugen nichts zur Wässerung, je länger sie aber fortgeflossen, desto weicher und tauglicher ist das Wasser geworden, und desto eher ist es den Wiesen nüzlich.

5. Weiche Bäche, die durch Höfe und Dörfer durchgeflossen sind, und von den Düngerstätten, oder von den Feldern Fettigkeiten angenommen haben, sind natürlicher Weise die allerbesten; deßgleichen die Mistjauchen.

6. Auf trokenen Wiesen thut die Wässerung die beste Wirkung; es ist aber darauf zu sehen, daß sie auch wieder abziehen kann, weil die Wiesen sonst versauern würden.

7. Ist auch auf die Zeit, wann man wässern soll, zu sehen. Man darf nicht eher wässern, als bis die Fröste völlig aufgehört haben, und das wahre Frühjahr da ist, und man muß ohnehin zu wässern aufhören, wenn die Fröste des Herbstes und des angehenden Winters wieder anfangen.

Uebrigens ist es dem Landmann bekannt genug, daß man zum Wässern allerlei größere und kleinere Gräben machen muß. Wir erinnern dabei nur Folgendes:

1. Der Wiesenmann muß auch auf die kleinern Erhöhungen und Vertiefungen seiner Wiese Achtung geben, und seine kleinen Gräben so einrichten, daß allenthalben gewässert wird.

2. Es ist gut, wenn er am Ausfluß der kleinsten Gräben einen Rasen vorschlägt, wodurch sich das Wasser recht ausbreiten und vertheilen muß.

3. Wenn der Boden der Wiesen zäh ist, so kann er die kleinen Gräbchen unten weiter stechen, als oben, und auf diese Weise etwas Beträchtliches am Grasboden ersparen. Ueberhaupt dürfen

4. die größern und kleinern Wässerungsgräben nicht ohne Noth weit und groß gestochen werden. Wir haben diesen Fehler an vielen Orten bemerkt, und er thut immer im Ganzen großen Schaden. Ein Graben, der kaum einen halben Schuh tief ist, und der bei der Wässerung doch schon zu den großen Wässerungsgräben gehört, braucht keine Böschung zu haben, sondern darf nur senkrecht gestochen werden, zumal wenn es in einem nur einigermassen festen Boden ist.

Was die übrige Art und Weise der Wässerung betrifft, so darf

1. die Wässerung an einem Orte nicht wohl länger, als 8 Tage dauern, damit das Gras nicht faul werde.

2. Wenn das Wasser an einem oder andern Orte der Wiese stehen bleibt, muß man es ausschöpfen lassen, wenn es ebenfalls durch Gräben nicht abzuziehen wäre, der Fall ist aber selten.

3. Wenn des Wassers so wenig ist, daß es in den Gräben versiegt, so müssen die Besizer eines solchen Grundes sich zu ihrem gemeinschaftlichen Besten nachbarlich vereinigen, einen Teich anlegen, das wenige Wasser darin sammeln, und es alsdann einander wechselweise zukommen lassen.

4. Es ist nöthig, daß der Landwirth seine Wiesen fleißig begehe, besonders zu der Zeit, wenn sie wirklich in der Wässerung stehen. Er kann alsdann am Besten bemerken, wo es etwa hier oder da fehlt, und wo das Wasser nicht fort will. Wenn er nur ein kleines Grabscheit bei sich führt, das allenfalls an einem Stoke befestiget seyn kann, so kann er hier und da bei den kleinen Gräben mit leichterer Mühe forthelfen.

5. Einige Tage vorher, ehe man die Wiesen mähet, muß man mit der Wässerung einhalten lassen, und wir wünschen, daß dieses allemal früh genug geschehen möchte, damit das Heu oder Grummet nicht verdorben würde. Man muß in dieser Absicht seine Wiese wohl kennen und wissen, in wie viel Tagen sie gehörig austroknen kann.

Vom Nuzen der Wässerung ist zu merken, daß

1. alles gewässerte Gras etwas Saures an sich hat, zumal wenn der Boden der Wiese und die Art des Wassers mit dazu hilft.

2. Ist das Gras blos durch die Wässerung auf einem schlechten Boden erzwungen, ohne Mistjauche, oder Zuführung des Teichschlammes, oder ohne Seifensiederasche, so muß man eine Heerde Schafe von 2 bis 300 8 oder auch 14 Tage darauf weiden, oder über Tag und Nacht darauf hütten lassen.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Die Erbschaft.

In London starb ein Mann, der sich durch seine glüklichen Handelsgeschäfte über eine halbe Million Gulden Wien. Conv. Münze erworben hatte. Seine Nachlassenschaft erhielt ein Vetter, welcher nichts mit dem Handel zu thun hatte; aber er erhielt es unter Bedingung, die ihm die Erbschaft wohl öfter verbitterte; unter dieser nemlich, daß er täglich die Börse von 2 bis 3 Uhr, — die gewöhnliche Börsezeit — besuche. Nichts dürfe ihn davon abhalten, nicht Wind, nicht Wetter, nicht nothwendige Geschäfte, nicht dringende Reisen, nicht Freundes Besuch. Nur im Falle der Krankheit sollte er entschuldigt seyn, und bliebe er je ohne diese Ursache, — nur einen einzigen Tag aus, so wäre er der Erbschaft verlurstig, und es waren schon auf diesen Fall andere Erben bestimmt. — Der arme Erbe! — Täglich kam er von 2 bis 3 Uhr auf die Börse, ohne nur ein Wort mit Jemanden zu sprechen. Was sollte er auch sprechen, da hier nur von Handels-Geschäften gesprochen wurde, mit welchen er ja nichts zu thun hatte. Er ging oder saß hier eine Stunde still und stumm, und begab sich sodann wieder nach seiner eingerichteten Wohnung, welche unglüklicher Weise eine Stunde davon entfernt war. Keinen Tag durfte er verreisen, wie schön auch das Wetter war, falls die Reise etwas weit ging; kein Vergnügen durfte ihn anziehen, wenn es um diese Zeit fiel. Nur die Sonntage und einige Feiertage, welche die Börse hatte, ließen ihm Freiheit, nach seiner Herzenslust dem Lebensgenuß zu pflegen. — Hätte er einen einzigen Tag auf der Börse versäumt, so war's um die Erbschaft geschehen; denn Diejenigen, welchen in diesem Falle das Vermögen zufiel, unterhielten ihre Spione.

Bei den Ababdeh-Arabern am rothen Meere gilt noch ein besonderer Gebrauch, der vielleicht auch in andern Ländern mit Nuzen nachgeahmt werden möchte, nemlich die Mutter der jungen Frau darf bei Lebensstrafe nicht mit ihrem Schwiegersohn sprechen, weil man es verhindern will, daß nicht die Schwiegermutter den Samen zur Zwietracht zwischen den beiden Eheleuten ausstreue.

Das Pfeifen-Schneiden. *)

(Im henneberger Volksdialekt.)

Mögst de net en's Pfeufer-Schneida
Mit mer naus gegeh?
Is doch scho in alle Weida
Roar der Saft geschlöh!

Siehst de dort den Wasserreche?
's is der gor ze noh,
Komm, Heifriede! komm dort breche
Mer ons Weida roh.

So, nu schneid das glotte Stökle
In der Mett heraus,
Bieg dei Knie, on mach a Wökle
So wie ich doraus.

Nächer schneidst de schräg a Beßla
Obe henna roh;
Hast doch net dei neue Hösla
Eppa heint noch oh?

Vorn do schneidst de nu a Kerbe
Grod on schräg hinei;
Wenn mer do den Schniet verderbe,
Is der Spas verbei.

Onte wörd rengsöm gerengelt
D' Schelfe rohgemocht
On nu wörd drauflus gedengelt
On drauflus gepocht.

Guk, nu hält mer's mit den Zähne
On do wörd gedreht,
Bis die Schelfe, eh mer's wöhne,
Rengsöm ronner geht.

So, nu schneid dos weiße Stökle
Bei der Kerb entzwee,
Schnez a Beßla von den Pflökle,
Ober mach's hüsch klee.

Nu stek's nei, doch widder obe,
Wu es vorhie wor,
Onte nei wörd's Helz geschobe
On die Pfeuf' is gor.

He! das is a moal a Pfeufla!
So, nu blos' ner nei!
Hätt ich ner a ganzes Häufla:
Di, di, dilumdei!

Ober z' Nocht, dos mußt dir merke,
Mußt's ens Wasser leh,
Süst verliert der Tue sei Stärke,
Odder s'plazt entzwee.

Is se morn racht durchgewässert,
Noch wörd's erst racht genn,
Denn do hot se sich gebessert
Dos wörst de scho senn! —

Dr. Porsch.

---

*) Wer hört nicht in dieser Frühlingszeit die schneidenden Töne jener Pfeifen, die alle Knaben Deutschlands aus der saftigen Bach-Weide zu fertigen verstehen. Nur ich höre in meinem gegenwärtigen Wohnorte keinen so lieblichen Ton, denn auf der weiten Flur um mich her steht kein einziger Weidenbusch.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
III. Jahrgang. Nro. 17. 24. April 1836.

Inhalt: Die Bestandtheile und Eigenschaften des thierischen Mistes rc. — Die schlechte Zeit. — Der Mensch lebt nicht vom Brod allein. — Jede Provinz in England läßt sich die Veredlung eines gewissen Gegenstandes angelegen seyn. — Chinesische Schweine. — Tischverlegenheit. — Tabaksverbrauch.

Die Bestandtheile und Eigenschaften des thierischen Mistes, seine Wirkung, Zubereitung, und die Mittel, ihn in erforderlicher Menge und Güte anzuschaffen.

Aller Mist, oder alle Auswürfe von Menschen und Thieren enthalten irdische, ölichte und salzige Theile; leztere bestehen aus flüchtigen Laugensalzen, oder sie werden in solche verwandelt. Alle Laugensalze sind, mit Wasser vermischt, fähig, die Fettigkeiten aufzulösen, sich mit ihnen zu verbinden und eine seifenartige Materie auszumachen. Bei dieser Verwandlung der düngenden Theile wird die Schärfe des Salzes gedämpft und die damit gemengte Erde erhält die Eigenschaft, das Orygen zur Befruchtung der Pflanzen aufzunehmen und die Kohlensäure zu ihrer Nahrung auszugeben.

Die Auflösung des Mistes und die Entwikelung seiner düngenden Eigenschaft geschieht durch die Gährung. Man muß daher die Auswürfe der Natur von Menschen und Thieren in die Umstände versezen, daß sie in die faule Gährung übergehen, und dadurch kräftig wirksam werden können. Die Gährung aber wird durch Feuchtigkeit, Wärme und Ruhe bewirkt; folglich muß der Mist auf Haufen gepakt, fest getreten und feucht erhalten werden.

Die meisten Miststätten der Landleute sind fehlerhaft; der Mist liegt entweder zerstreut herum, oder in zu tiefen Gruben voll Wasser. Da aber an einer zwekmäßigen Miststätte zum Fruchtbarmachen der Felder so viel gelegen ist, so wird nöthig seyn, hier zu bemerken, was bei ihrer Anlegung zu beobachten ist.

Man wähle einen nicht weit von den Ställen entfernten Plaz im Hofe, welcher mit der Größe des Viehstandes im Verhältniß steht, und den man mit Wagen bequem umfahren kann; können die Thüren der Ställe so eingerichtet werden, daß das Vieh über den Mist aus- und eingehen kann, so ist es desto besser. Die eine Seite dieses Plazes muß etwas abhängig, und der ganze Plaz entweder gut gepflastert, oder einen Schuh hoch mit festen Letten ausgeschlagen seyn; an der abhängigen Seite bringe man einen, zwei bis drei Schuh breiten und etwa eben so tiefen, gleichfalls ausgepflasterten oder mit Letten ausgeschlagenen und mit Steinen oder Holz ausgefütterten Graben an, worin sich der Harn des Viehes aus den zu dessen Ablauf eingerichteten Ställen sammeln kann, um den Mist bei trokener Witterung öfters, mittelst besonders hiezu vorbereiteten Schöpfen überschütten und den Ueberfluß zu gelegener Zeit, wovon weiter unten die Rede seyn wird, in Fässern auf die Aeker und Wiesen führen zu können. Kann man überdieß noch der Miststätte Schatten verschaffen, so ist sie der Absicht entsprechend eingerichtet.

Vier bis fünf Monate Zeit, je nach Beschaffenheit der Mengetheile und der Witterung, auch noch mehr, dürften erforderlich seyn, um dem Mist den erforderlichen Gährungsgrad zu verschaffen. Man besorge nur, daß er immer feucht erhalten werde.

Wer die Gelegenheit nicht hat, den gehörigen Gährungsgrad des Mistes abzuwarten, kann ihn vorher auch auf die Aeker führen, er muß ihn aber sogleich unterpflügen, wodurch er alle Gährungsgrade durchgehet. Allein dieß geschieht gar langsam, und er kann also erst im folgenden Jahre recht wirksam werden, daher behält der auf

der Miststätte gehörig vorbereitete Dünger einen großen Vorzug vor dem frischen.

Nur in einem Falle kann eine Ausnahme Statt finden, und der frische Mist dem alten vorgezogen werden; wenn nemlich der zu düngende Aker kalter, nasser Natur ist; wo sodann der ungefaulte, besonders Pferde- und Stallmist, während er alle Grade der Gährung im Aker durchgehen muß, durch die Erhizung den Aker erwärmen, und durch seine Ausdehnung und sein Bestreben, einen größern Raum einzunehmen (welches die Eigenschaft jedes gährenden Stoffes ist), lokerer machen kann.

Tritt der Fall ein, daß man zwar dem Mist vor dessen Unterpflügen den erforderlichen Gährungsgrad geben zu können wünscht, aber im Hofe dazu nicht hinreichenden Raum hat, um ihn so lange aufzubewahren, so lasse man den Mist, so oft es seyn muß, ins Feld führen, ihn aber nicht, wie gewöhnlich, auf kleine Haufen abladen, sondern dergestalt auf große Haufen bringen, daß untenhin der längste oder strohigste Theil des Mistes, alsdann eine dünne Lage Erde darauf, und so fort, daß zwischen eine Lage Mist immer eine dünne Lage Erde komme; am Ende aber oben jeder große Hause stark mit Erde bedekt werde. Daß man die hiezu nöthige Erde vom nemlichen Aker zunächst an dem Misthaufen nimmt, versteht sich von selbst. Erst nach Ablauf von zwei bis vier Monaten, oder nach Erforderniß auch später, führt man diesen Mist auf dem Aker umher, ladet ihn ab, verbreitet ihn schnell, und akert ihn sogleich unter. Wo aber mit Tannennadeln, Heide- oder Brehmen-Pfriemenkraut statt des Strohes gestreuet wird, da müssen die großen Haufen länger, nemlich bis der Mist wohl verfault ist, unangerührt liegen bleiben, weil diese Streu nicht so leicht als das Stroh faulet.

Auf diese Weise erlangt der Mist den rechten Grad der Fäulniß, und wird überdieß eigentlich noch vermehret. Hat man die Gelegenheit nicht, auf der Miststätte die verschiedenen Dünger-Arten mit einander gehörig in Verbindung zu bringen, so kann dieß durch das angegebene Verfahren auf dem Felde geschehen, wenn man z. B. das Einmal eine Last von Pferdemist abladet, und das Anderemal eine Last von anderen Mistarten auf den Haufen bringt, wobei jedoch die Zwischenlagen von Erde nicht wegbleiben dürfen.

Man wird vielleicht gegen dieses Verfahren einwenden, daß es mehr Fuhrwerk und größere Kosten verursache. Allein die Vortheile, welche dadurch erlangt werden, ersezen selbe mit Wucher, weil man einen besseren Dünger erhält, wovon eine kleine Menge bessere und kräftigere Dienste leistet, und schneller wirkt, als ein nicht also zubereiteter, ausgewitteter, dreimal größerer Hause, und die mit Mist vermengte und von selbem durchdrungene Erde eben so gute Dienste leistet, als der Mist selbst.

Auf diese Art pflegen einige Weingarten-Besizer in den steyermärkischen Radkersburger Gebirgen ihren Dünger zu bereiten.

Die Eigenschaften eines jeden thierischen Mistes stehen im genauesten Verhältnisse mit der Nahrung der Thiere. Der Mist des Viehes, das mit Körnern, Klee, oder gutem Heu und Grummet; mit den Abgängen aus den Brauhäusern und Branntweinbrennereien, Erdäpfeln, Rüben und anderem sehr nahrhaften Futter unterhalten wird, enthält mehr düngende Theile, als die Auswürfe von dem Vieh, das nur mit Stroh und anderem mageren Futter gefüttert wird.

Die Qualität des Düngers wird also von der Nahrung der Thiere bestimmt.

Daher kömmt es, daß die Auswürfe der Natur von den Menschen die meiste Dungkraft enthalten, also in Vermischung mit anderem Miste, aber noch besser mit Kalk oder Gyps, den besten Dünger unter allem anderen geben. Der Pferde- und Eselsmist ist hizig, troken und auf kalte und nasse Aeker mit Nuzen frisch zu gebrauchen. Der Mist vom Rindvieh ist fett und kühlend, der vom Mastvieh aber, wenn es mit Körnern gemästet worden, fett und hizig. Der Schafs-Mist enthält viele ölige und flüchtig salzige Theile, und dient kaltem weißen Boden zur wahren Arznei. Der Schweinsmist steht zwar im Rufe, daß er kalt sey und viel Unkraut erzeuge; wenn aber die Schweine mit Körnern gefüttert, und diese sowohl,

als andere Abgänge aus den Scheuern, die man ihnen gibt, vorher gesotten werden, bis der Same aufspringt, so bringt er kein Unkraut hervor, und gehört mit unter die besten Gattungen von Dünger. Der Hühner- und Taubenmist ist sehr hizig, und auf Grasböden, worauf er dünn ausgestreuet werden muß, auch in den Küchengärten, am Besten zu gebrauchen. Der Gänse- und Entenmist steht zwar wegen seiner äzenden Eigenschaft im schlechten Credit, wenn man ihn aber der Gährung unterwirft, so verliert er diese Eigenschaft, und wird, vermischt mit anderem Miste, sehr brauchbar.

Die Mistjauche, welche von den Landleuten sehr vernachläßigt wird, ist die Quintessenz der Fruchtbarkeit, und übertrifft den Mist in der Eigenschaft, daß sie sogleich ihre treffliche Wirkung zeiget, was beim Miste nicht eher geschehen kann, bis er vollständig vergohren hat. Nur muß sie mit der Vorsicht benüzt werden, daß man sie nicht bei warmer Witterung oder heißem Sonnenschein auf Wiesen, Kleestüke oder besämte Felder führen darf, wo sie schädlich werden könnte, wenn nicht gleich darauf ein Regen einfällt. Hat man die Gelegenheit, sie, mit Wasser vermengt, anzuwenden, so ist es desto besser. Die beste Zeit, die Mistjauche gedachten Güterstüken zuzuführen, ist im Spät- und Frühjahre, bei trübem Wetter und kurz vor einem zu vermuthenden Regen. Auf Brachfelder hingegen kann man sie benüzen, wenn man will, nur muß sie sogleich untergepflügt, oder mit Wasser verdünnt werden.

Das, was jeder Landwirth von den Bestandtheilen, den Eigenschaften, der Auflösung und Einwirkung des Düngers wissen sollte, ist bisher gesagt worden. Nun entsteht aber auch die Frage:

Welches sind die besten Mittel, den Mist in erforderlicher Menge und Güte anzuschaffen?

Das allgemein bekannte Mittel, vielen Dünger zu erhalten, ist zwar: viel Vieh halten und ihm fleißig einstreuen. Dieses Mittel wird aber durch die Umstände bedingt. Die Hauptsache nun zur Erreichung dieses Zwekes ist die Nahrung des Viehes und die Art des Einstreuens.

Das Vieh, welches vom Anfange des Mai-Monats, wenigstens vom Herbste an, bis der Schnee Alles bedekt, seine Nahrung auf den Hütungspläzen nach der alten lieben Gewohnheit suchen muß, verschleppt nothwendiger Weise vielen Dünger, der dem Eigenthümer nicht zu Nuzen kommt, sondern wie alle frische und unverfaulte Auswürfe der Natur vielmehr schädlich ist, weil sie den Flek, worauf sie fallen, erst eine Zeit lang verderben und unfruchtbar machen, ehe sie demselben nüzlich werden können. Man betrachte nur unsere Viehweiden.

Wenn hernach dieses Vieh den Winter über schlechte und magere Nahrung erhält, so können die trokenen Nahrungsstoffe, als Strohen u. s. w., auch keinen kräftigen Dünger geben, und wenig Urin verschaffen.

Das Vieh hingegen, welches das ganze Jahr im Stalle bleibt, und vom Frühjahr an bis in den späten Herbst Klee, frisches Heu (Gras) und andere nahrhafte Kräuter genießt, im Winter aber mit süßem Heu und Grummet, Kartoffeln, Runkel- und anderen Rüben, Kleien u. s. w. gefüttert wird, mistet und pisset mehr, und liefert nicht nur mehr, sondern auch besseren Dünger.

Will man den Pferdemist nicht absichtlich mit anderem unvermischt benüzen, so streue man den trokensten dem Rindvieh, jedoch also ein, daß es mit dem Maul nicht dazu kommen kann, weil es ihn gern frißt, wodurch er verbessert, und bei allfälligem Strohmangel dieses gespart werden kann.

Wer also viel und guten Dünger erzeugen will, der vermeide die bemerkten Fehler, und benüze die angegebenen Mittel, um ihn zu erhalten.

Zu diesen gehören auch noch folgende den Schafsmist betreffende.

Zur Streue in den Schafställen kann man auch die Queken (Flachsgras) benüzen, wenn man sie vorher recht gut troknet und ganz unten hin bringt, damit sie recht faulen, und die Knoten, welche der Fäulniß gerne entgehen, nicht wieder ausschlagen, folglich dieses schlimme Unkraut nicht aufs Neue Wurzel schlagen könne; hierauf kommt erst die Streue von Stroh, welches wochentlich zweimal eingestreuet werden muß, sobald mit Heu

oder Grummet rc. gefüttert wird, denn vorher und so lange das Schafvieh Stroh fressen muß, macht es sich seine Streue selbst. Die Schafställe dürfen nicht wie andere Ställe ausgemistet werden, sondern der im Winter gesammelte Mist wird, sobald die Schafe im Pferch auf dem Felde bleiben, in den Ställen aufgeladen und dahin geführt, wo man sich desselben zur Düngung bedienen will. Wollte man ihn aber bis zum Herbst zum Gebrauche aufbehalten, so müßte er entweder auf große Haufen im Felde abgeladen, und mit Erde vermischt und bedekt werden, wie bereits bei dem übrigen Miste erwähnt worden ist; oder, wenn er bis dahin in den Ställen liegen bleiben soll, müßte man ihn den Sommer hindurch alle 8 Tage mit Wasser begießen, damit er faulen, aber nicht schimmeln könne.

Die gewöhnliche Art, den Pferch zu benüzen, ist die, daß die Horden, worin die Schafe Nachts gestanden sind, am folgenden Morgen weiter fortgerükt werden; welcher Gebrauch bei den Wiesen, die der Ueberschwemmung nicht ausgesezt sind, ganz gut ist, und ihnen, wenn nach der Grummet-Ernte damit angefangen wird, vortrefflich bekommen wird.

Auf Aekern hingegen kann der Pferch nicht nur ungleich wirksamer gemacht, sondern dieser Düngung auch, die gewöhnlich nur ein Jahr dauert, eine längere Dauer verschafft werden, wenn man damit also verfährt: Entweder läßt man die bepferchte Erde alle Morgen, sobald das Schaf-Vieh die Horden verlassen hat, auf einen Haufen zusammen schaufeln, einige Monate gähren, hernach auf den Aker wieder ausbreiten und sogleich hinunterakern; oder man läßt die Horden auf dem nemlichen Plaze so lange, als es die trokene Witterung erlaubt, stehen, jeden Morgen aber den über Nacht gefallenen Pferch mit zarter Erde, die man von der nächst dabei befindlichen Oberfläche nimmt, dünn bedeken. Verhindert nun einfallendes Regenwetter und der daraus entstehende Morast das Pferchen auf dieser Stelle, so bringt man die Horden auf einen andern Plaz, und verfährt eben so. Auf dem alten Hordenplaz hingegen schafft man den mit Erde vermischten Schafspferch auf große Haufen, und erhält dadurch nach einer Zeit von 3 bis 4 Monaten vielen, vortrefflichen und lange anhaltenden Dünger, weil auf diese Weise nichts von seiner Dungkraft verloren gehen, oder sich verflüchtigen kann.

Besizt man Aeker theils von schwerem und bindendem, theils von sandigem oder anderm leichten Boden, und führt den also zubereiteten Pferch von einem Aker auf den andern, so kann dadurch der höchste Grad von Fruchtbarkeit erreicht werden.

Wer jedoch von der gewöhnlichen Weise des Pferchens der Aeker nicht abgeben will, der lasse wenigstens den Pferch gleich unterpflügen, *) um dadurch zu verhindern, daß nicht die beste Dung-Kraft auswittere, und starke Regengüsse, besonders von abhängigen Aekern ihn nicht wegspülen können, daß also sehr viel daran gelegen sey, mit dem Pferchen baldmöglichst fertig zu werden, wird jeder Landwirth von selbst leicht begreifen. Um diese Absicht zu erreichen, halte man den Schäfer an, daß er mehr Schritt- als Quer-Horden ansetze, wodurch mehr Feld auf Einmal gepfercht werden kann. Die Schäfer wissen dieß zwar wohl, aber sie thun es nicht, wenn sie nicht scharf dazu angehalten werden. Solches ist also zu verstehen: Wenn z. B. der Pferch aus 28 Horden besteht, so müssen auf jede Seite 7 davon in den Schritt und 7 in die Quere zu stehen kommen. Ueberläßt man es aber des Schäfers Willkür, so sezt er auf jeder Seite nur 4 Horden in den Schritt und 10 in die Quere.

Die schlechte Zeit.

(Aus der Dorfzeitungs-Gemeinde Geheimes Plauderstübchen.)

Es ist eine schlechte Zeit! so höre ich meinen Gevatter, so oft ich mit ihm zusammenkomme, reden, und so lautet das allgemeine Lied unter

*) Im Allgemeinen ist zu beobachten, daß nicht vollends ausgegohrner oder gefaulter Mist gleich, oder sobald möglich untergepflügt werden soll, ganz verfaulter aber auch ohne Nachtheil, und wenn er auf die Saat ausgebreitet wird, mit Nuzen obenauf verwendet werden könne, wobei zugleich viel Arbeit und Zeit erspart wird, da er während dem Fahren des Wagens nach und nach abgestreuet werden kann. S. Thaer. D. Grundsäze 2. Bd. S. 194.

uns Bauern. Doch, daß die Zeit so schlecht ist, als man es glaubt und wie mein Gevatter behauptet, und daß nach dessen Ansicht es nicht lange mehr so bestehen könne, ferner, daß dieses lediglich in der Wohlfeilheit der Fruchtpreise liege, das bezweifle ich, und dieses gab zwischen uns Veranlassung zu einem lauten Wortwechsel, welcher zu dem Endresultate führte, daß mein Gevatter mich nicht eher wieder Gevatter nennen will, bis ich meine Meinung widerrufe, oder ihm triftigere Gründe, als die von mir aufgestellten, bringe. Ich suche daher Satisfaktion in dem uns Bauern Zutritt gönnenden Plauderstübchen und spreche meine Ansicht in Folgendem aus:

Allerdings sind die Getreidepreise jezt bedeutend niedrig; gebakene Pflaumen, wovon freilich mein Gevatter von sieben Jahren einen bedeutenden Vorrath hat, und welche ihm zum Theil verdarben, sind, wie alles Andere, jezt billig; gleichwohl wird dem Landmann aber an seinen Abgaben nichts abgenommen, Steuern, Zinsen, Decem und andere Leistungen müssen abgegeben werden, will man sich nicht der Gefahr aussezen, mit dem Exekutor in Berührung zu kommen. Erwägt man ferner, daß seit dem neuen Zollsystem der Grund-Besiz in manchen Ländern mit mehr Abgaben belegt worden ist, daß das Salz theurer und noch dazu mühsamer zu erhalten ist, und daß die seit einer Reihe von Jahren bei uns Bauern modisch gewordenen Artikel, an Kaffee, Zuker, Tuch, Kattun u. s. w. viel theurer geworden sind, so muß man sich gewiß wundern, wie der Mittelbauer noch bestehen kann, und dieses wird Jeder, welcher vom Bauernstande einen Begriff hat, zugeben.

Allein müssen wir nicht auch zugeben, daß bei allem Dem unser Wohlstand dennoch auf einer höhern Stufe stehen könnte, als es jezt der Fall ist, wenn wir Folgendes ins Auge fassen:

Zu allernächst muß den Landmann ein anderer Geist regiren, als der über ihn jezt Gewalt habende Zeitgeist. Dieser und der Luxus sind eine Unbill für uns Bauern. Das Treiben ins politische Feld hinein, welches wir oft nicht verdauen können, raubt dem Landmanne den häuslichen Frieden und den Trieb zu seinem angebornen Gewerbe. Denn sehen wir jezt nicht fast ganze Gemeinden in Aufregung gegen ihre Obern? Möchte man nicht behaupten, daß beinahe in jeder Gemeinde Unzufriedenheit mit den Vorgesezten herrscht? Sieht man nicht häufige Schulzen- und Gerichtsschöppenwechsel, gleich dem Ministerwechsel in Frankreich und England? Zusammenkünfte werden gehalten, Prozesse angefangen, Zeit- und Geldverlust herbeigeführt, um einen vermeintlich parteiisch-eigensüchtigen oder was sonst für einen Schulzen vom Amte zu bringen. Und fragen wir nach dem Stifter aller solcher Auftritte, so ist es unstreitig der böse Zeitgeist. Jeder dünkt sich klüger, Jeder will befehlen und Keiner mag unterthänig seyn, und Jeder jagt nach einem Ziele, das ihn zum Verderben führt. Durch ein solches Treiben vernachlässigt der Landmann nicht nur sein Geschäft, das ihm einzig seinen Unterhalt und Zufriedenheit gewähren soll, sondern er opfert auch sein baares Geld und dadurch seinen Wohlstand. Selbst die Jugend wird zu einer andern, als der angebornen Bestimmung eingeweiht. Hält sich ein Vater einigermassen für wohlhabend, so hebt er seinen Sohn aus dem Bauernstande, verkennt den Akerbau als das sicherste aller Gewerbe und der Sohn muß auf Hochschulen, und man opfert Alles auf, um ihn der politischen Welt zu übergeben. Würde da nicht zuweilen das Sprichwort Anwendung verdienen: „Schuster, bleib bei deinem Leisten!“

Dieses ist der Zeitgeist!

Ein anderer Wurm nagt an uns Bauern und dieses ist der Luxus. Hierin stimmt nun zwar mein Gevatter einigermassen mir bei; er meint aber, seine Tuchhose käme ihn bei Weitem nicht so hoch zu stehen, als ihn früher ein Paar Lederhosen gekostet hätten. Darauf muß ich ihm nun aber entgegnen, daß auch ein Paar Lederhosen weit zwekmäßiger sind und 3—4 Paar Tuchhosen abhalten, und daß nach diesem Verhältniß eine viel geringere Summe zum Ankauf erforderlich ist. Ein Paar lederne Beinkleider, einen Rok von dauerhaftem starken Tuche, *) einen Filzhut,

*) Ja, wo ist aber heut zu Tage noch starkes, gut gefärbtes Tuch? Ist das meiste in Dauer und Güte nicht Flanell ähnlicher, als einem guten, dauerhaften Gewebe aus kräftiger, geschmeidiger Wolle?! (A. d. R.)

eine Tuchweste, ein Halstuch, ein Paar derbe Schuhe, oder statt deren lange Stiefeln und Strümpfe und damit war zu meiner Zeit der Bauer fertig. Betrachten wir aber jezt unsere Jünglinge und Jungfrauen und sehen wir auch, wie allmählig die Eltern von ihrer alten Mode abgehen, so erbliken wir einen himmelweiten Unterschied. Alles wird aufgeopfert, um den Luxus zu befriedigen. Ist eine neue Mode in der Stadt aufgekommen, welche das liebe Modejournal dahin geschneit hat, da dauert es nicht lange, so wird sie auf dem Dorfe nachgeäfft. Man beschwert sich jezt in öffentlichen Blättern über das schöne Geschlecht in W., bei welchem Alles zum Kopfe hinaus will, nemlich die — großen Müzen mit ihren Schleifen und Puzwerk, welche weit größer sind, als die früher in Mode gewesenen Damenhüte; denn im Theater sollen die hinter solchen Damen sizenden Herren nicht das Geringste auf der Bühne vor diesen Müzen sehen können. — Allein bald wird diese Klage auch auf dem Lande laut werden. Denn bereits hat unsere Frau Schulzin eine ähnliche Müze und verhindert mit dieser den in der Kirche hinter ihr sizenden Frauen die Aussicht zum Prediger. Wird die Mode weiter greifen, so ist zu befürchten, daß diejenigen unserer Frauen, welche dieser Mode nicht beipflichten, öffentliche Beschwerde führen werden.

Nächst der Kleiderpracht ist es aber auch die Stubenpracht, welche bei uns theilweise eine unsern Beutel in Anspruch nehmende Seuche geworden ist, und ich glaube, daß ein Jeder, ohne daß ich dieß weiter auszuführen brauche, hierin beistimmen wird.

Hiernach, lieber Gevatter, glaube ich dargethan zu haben, daß unter Berüksichtigung des Angeführten die Zeiten für uns besser seyn könnten, als sie es sind; daß sie nicht so schlecht sind, als man es glaubt, denn sonst würde man unnöthigen Aufwand vermeiden; und daß sie nur dadurch weit besser werden, wenn wir das Unsrige zur Verbesserung mit beitragen.

Der Mensch lebt nicht vom Brod allein.

Brod, von irgend einem Getreide mit Sauerteig zubereitet und gebaken, ist zum Unterhalt des Menschen nicht unentbehrlich, die größte Menge der Erdbewohner braucht es nicht, lebt doch, befindet sich wohl, wird stark und alt. In Asien bedient man sich statt des Brodes an manchen Orten des Reises (Oryza sativa), in Wasser gekocht. Dieß geschieht in dem größten Theile der Türkei, in Indien, auf den Küsten von Malabar und Coromandel, in Siam, dem südlichen Sina, Japan u. s. w. Anderswo braucht man den Kern einiger Palmenarten, nemlich Sagu, Libby und dergleichen, als in Ostindien, den philippinischen und molukischen Inseln. Auf Ceylon braucht man eine Wurzel Uffa, in Sibirien und Kamtschatka Tuberose- und Bulbose-Wurzeln und getroknete Fische. Leztere sind die Nahrung mehrerer Völker, die man deßhalb Ichthyophagen nennt, besonders im südlichen Amerika. Bei einigen herumziehenden Tataren, besonders den Mongolen, die unter Sina stehen, fragt man nach keinem Brod. In Afrika braucht man an einigen Orten das sogenannte große und kleine Milium (**Zea Mays** und **Holcus Sorghum**), das die Neger zerstossen, reinigen, Wasser darauf gießen und kleine Bälle daraus machen, die sie nachher kochen; anderswo Reis, allerlei Hülsenfrüchte und Wurzeln, besonders Yams und Bataten (**Convolvulus Batatas**) und andere dergleichen; wieder anderswo, als auf der Küste Congo, den Kern der Frucht einer Art Palmen; in den Südinseln die Früchte des Brodbaums. In Amerika braucht man als Brod theils die sogenannte Bollo oder Klöße von Maysmehl, in Blätter von der **Musa paradisiaca** gewikelt, und in Wasser gekocht, wie in Karthagena etc.; theils den Mays selbst geröstet, wie in Florida, wenn man ihn nemlich als Vorrath aufbewahren will; theils die sogenannte Cassave, die aus den Wurzeln des Manioc (**Jatropha Manihot**) gemacht wird, und der Indianer und Schwarzen allgemeinste Nahrung ist, sowohl auf dem festen Lande, als auf den Inseln; theils andere Wurzeln, besonders von **Convolvu-**

lus Batatas, wie auf Domingo und mehrern Inseln; theils die Frucht von der Musa paradisiaca, die man unreif zerschneidet, bratet und warm ißt, wie in Guayaquil und Popayan; theils Ekern, in vielem Wasser gekocht, bis ihre Bitterkeit vergeht, welche einigen wilden Nationen in Canada als Brod dienen, wie auch Rinde und allerlei Wurzeln.

Die Kunst, das Brod zu bereiten, wie wir es jezt haben, ist so alt nicht. Die erste Nahrung der Menschen bestand aus Baumfrüchten, besonders aus Eicheln, daher man auch Eichelbrod für das älteste Brod hält. Unter Eicheln verstanden die Alten nicht blos Das, was wir jezt darunter verstehen, sondern auch Buchekern, und Kastanien, auch Wurzeln rechneten sie dazu, und nannten sie Erdeicheln, z. B. Bataten, Kartoffeln (?), Erdäpfeln und Trüffeln. Die Römer buken erst in späten Zeiten Brod, und man machte aus dem Getreidemehle blos Brei, deßhalb man diese auch Breiesser nannte. B. C. R—l.

Jede Provinz in England läßt sich die Veredlung eines gewissen Gegenstandes angelegen seyn.

In Yorkshire legt man sich vornemlich darauf, die besten Dragoner- oder Reiterpferde aufzuziehen; in den mittlern Grafschaften die besten Arbeitspferde; in Leicester die besten Racen Hornviehes und Schafe; in Gloucester und Chester bereitet man die besten und fettesten Käse; in Suffolk die beste Butter; in Essex versteht man am Besten die Kunst, Kälber zu mästen, in Sommerset legt man sich auf die Fruchtbaumzucht und Bereitung des Mostes, welcher dort einen Handelsartikel ausmacht. In den östlichen und südlichen Grafschaften legt man sich hauptsächlich mit Glük auf den Akerbau. So hat jede Grafschaft und jeder Distrikt, ja, beinahe fast jeder Landwirth in England seinen eigenen Favoritgegenstand, an dessen Kultur er nichts spart; und wobei wenigstens immer das Ganze gewinnt.

Chinesische Schweine.

Die schwarze oder sogenannte chinesische Art von Schweinen, welche man in einigen Gegenden Englands den übrigen vorzieht, ist von kleinerem Schlage, aber ihr Fleisch ist angenehmer, und sie ist dafür bekannt, viele Ferkel zur Welt bringen zu können. Herr Richdale, zu Kegworth in Leicestershire, hatte eine eilfjährige Sau, die vor einigen Jahren ihren zwanzigsten Wurf säugte. Sie hat 355 Ferkel zur Welt gebracht. In den ersten zwölf Würfen gebar sie zusammen 205 Junge, im dreizehnten 22, im vierzehnten 15, im fünfzehnten 17, im sechzehnten 19, im siebzehnten 24, im achtzehnten 15, im neunzehnten 16 und im zwanzigsten Wurfe 22 Ferkel. Die Ferkel aus den zwölf ersten Würfen wurden für 86 Pfund Sterling (516 Rthlr.), die acht lezten für 64 Pfd. St. (384 Rthlr.) verkauft.

Tischverlegenheit

einer reichen geizigen Frau, oder der Hund weiß den Braten.

Die Frau v. — war eben so reich, als geizig, hatte nie gern Gäste, die tapfer zulangten. Einige Vettern, die als Offiziere beim Regimente standen, ergözten sich an der Schadenfreude, sie öfters bei Tische zu überraschen und sich an den Wendungen der Dame vom Hause zu belustigen. Einst traten sie ein, als eben ein fetter Gänse-Braten aufgesezt war. Rasch ward er unter den Tisch transportirt und mit einer Serviette beschirmt. Der beigelaufene Hund meinte, daß hier für ihn angerichtet sey, und langte nach Hunde-Art zu, was mit Schreken und Ergözlichkeit von zwei Seiten wahrgenommen ward.

Tabaksverbrauch.

Ein Bürger in den vereinigten Staaten hat ausgerechnet, daß es in denselben 400,000 Cigarrenraucher gibt, welche jährlich 900,000 Dollars (über 1'200,000 preuß. Thaler) in Rauch aufgehen lassen. Ferner zählt man 600,000 Tabakskauer und 500,000 Schnupfer, deren Vergnügen jährlich 700,000 Dollars kostet.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Die Männer studieren die Frauen, ja, es ist dieß das Lieblingsstudium der Meisten, und doch bleiben sie in keinem andern Fache so große Stümper als in diesem. Auf der hohen Schule des Ehestandes glauben sie gelehrt zu werden und sind bei der goldnen Hochzeit noch nicht so weit, um sich mit Ehren Kandidaten zu nennen, sie schreiben und lesen ganze Bibliotheken darüber, wie die Frauen ihrer Meinung nach sind oder seyn könnten, und wie sie einer einzigen ins Auge bliken, macht ihre ganze Gelehrsamkeit banquerott. Fürwahr, wie der weise Sokrates sagte, er wisse nur so viel, daß er nichts wisse, so besteht auch alle Männerweisheit nur in der Erkenntniß, daß die Frauen unergründlich sind. Es gibt nichts Räthselhafteres für den Mann als die wundervolle Macht, mit welcher die Frauen ihn anziehen und beherrschen. Da sizt Herkules am Roken und spinnt in seine Fäden demüthige Betrachtungen über die Fesseln, welche er trägt; um die Gewalt der Frauen zu erklären, verliert er sich bald in Theorien, zu welchen Sonne und Mond sich akkomodiren und inkommodiren müssen, bald nimmt er zum Aberglauben seine Zuflucht, meinend, daß es ihm angethan sey, durch Zaubertränke und Beschwörungen, den Frauen hingegen ist Alles ganz klar und durchsichtig, ich habe wenigstens noch nie gehört, daß eine sich verwundert hätte, über die Macht, welche den Mann an sie bindet. Jede hat das lebendige Bewußtseyn, daß es so ist, weil es so seyn muß. Die Männer quälen sich lebenslang, um zum Wissen zu gelangen. Die Frauen wissen Alles ohne alle Mühe. Daher belehren uns denn auch die lieben Schwestern, wenn nicht vor der Hochzeit, so doch wenigstens nach derselben, daß sie immer Recht haben, und so wissen wir doch wenigstens etwas Gewisses, mag auch sonst unsere Wissenschaft Stükwerk bleiben. Und wie geheimnißvoll ist nicht das weibliche Wirken! Wie die schaffende Kraft der Mutter Natur im Geheimen waltet und nur in ihren endlichen Erzeugnissen sich kund gibt, so erstreken sich unsichtbare Fäden, von Frauen gewoben, durch alle Zweige menschlicher Wirksamkeit. Manche glänzende Waffenthat stammt aus weiblicher Brust, und manch künstlicher Staatsvertrag wurde im weiblichen Kopfe erzeugt.

Drei Juden waren wegen Betrügerei und Diebesgriffen in London zum Galgen verurtheilt worden. Alle drei standen schon unter dem dreibeinigen Symbol der Justiz, als der Jüngste begnadigt wurde. Er vernahm die frohe Botschaft, ohne von der erhaltenen Erlaubniß, die gefährliche Leiter zu verlassen, Gebrauch zu machen. — Was steht ihr denn noch hier? fragte ihn der Scherif. Ich will nur warten, bis meine Kameraden gehangen sind, vielleicht kann ich dann mit Ketch (Henkers Beiname) ein Händelchen wegen ihrer Kleider machen.

Wunsch mit Einschränkung.
(Nach Castelli.)

Wenn ich die Blümlein schau,
Wünsch' ich mir eine Frau;
Duften so hold und schön,
Wenn sie beisammen steh'n
Auf grüner Au.

Wenn ich die Vöglein schau,
Wünsch' ich mir eine Frau;
Kosen sich, schnäbeln sich,
Sizen sonniglich
Beim Nesterbau.

Wenn ich die Sternlein schau,
Wünsch' ich mir eine Frau;
Blinken vom Himmelszelt
Traulich in uns're Welt,
Glänzend in Thau.

Wenn ich die Bächlein schau,
Wünsch' ich mir eine Frau;
Bächlein nimmt schnell im Lauf
Liebend ein andres auf,
Rinnt durch die Au.

Wenn ich die Fischlein schau,
Wünsch' ich mir eine Frau;
Fischlein im Silberbach,
Schwimmt eins dem andern nach,
Glänzen so blau.

Wenn ich die Bäumlein schau,
Wünsch' ich mir eine Frau;
Rauschen sich Liebe zu,
Weht sie aus ihrer Ruh
Nordwind, so rauh.

Wenn ich die Bienlein schau,
Wünsch' ich mir eine Frau;
Tragen so fleißig ein
Honig vom Blümelein
Auf bunter Au'.

Doch, wenn ich die Mägdlein schau,
Wünsch' ich mir keine Frau;
Falsches Haar ekelt mir,
Schnürbrust und Modezier
Lieben nur lau.

Nur wenn ich Röschen schau,
Wünsch' ich sie mir zur Frau;
Einfach ist Schmuk und Zier.
Herz und Hand gab sie mir,
Wird meine Frau. —

Dr. Porsch.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
III. Jahrgang. Nro. 18. 1. Mai 1836.

Inhalt: Maigefühl. — Das Reisen in die Bäder. — Vom Nuzen des Bades und den dabei nöthigen Vorsichtsmaßregeln. — Das Leben in warmen Ländern. — Verbrauch der Butter in London. — Kornpreise der Vorzeit.

Maigefühl.

„Bringet Blumen hervor wie eine Lilie, und gebet einen Geruch, und blühet zur Holdseligkeit!“ Also ruft die freundliche, aber mächtige Stimme des Herrn. Und sieh! Wälder und Fluren erwachen aus ihrem langen und bangen Winter-Schlafe, und deken sich mit erfreulichem Grün; mit einem neuen Blumengewande schmükt sich die Natur; Frühlings-Sonnengold spiegelt sich durch das dunkle Blau an den Spizen der Berge, und Blütenschnee verhaucht balsamische Düfte in die milde, gesangvolle Frühlingsluft. Wem gilt diese entzükende Pracht? Wem entfaltet die Natur die unendliche Fülle ihrer Schäze? Für wen kleidet sie die lezte der Lilien mit einem Gewande, daß selbst Salomon in aller seiner Herrlichkeit mit ihr sich nicht messen kann? — Nicht für Ihn, der mit Lichte wie mit einem Gewande Sich kleidet, und von Dessen unermeßlichen Glorie sie nur einen schwachen Abglanz verkündet. Nicht für die Engel, welche in den Abgrund der ewigen Glorie versenkt, den Urquell aller sichtbaren und unsichtbaren Schöne genießend, schauen. Für wen also? Für uns allerdings, für welche der ewige Herrscher diesen prachtvollen Aufenthalt der Wunder erschuf, daß wir von dem Anblike dieser sichtbaren Schönheiten unser Herz zu Ihm, dem unsichtbaren Vater im Himmel erheben. Deßhalb fügt auch der Seher jenen Worten: „Bringet Blumen hervor!“ unmittelbar hinzu: „Singet einen Lobgesang, und preiset den Herrn in Seinen Werken! Gebet Seinem Namen die Ehre, und lobet Ihn mit der Stimme eurer Lippen!“

Mit diesem Erwachen der Natur erwacht zugleich ein neuer Sinn in dem Menschen. Unwiderstehlich ertönt der stille Ruf des Frühlings bis in das innerste Ohr des Herzens. Könige und Bettler, Hochgebildete und Unwissende, Gute und Böse ruft er hinaus, die Glorie des Schöpfers zu schauen, und freudige Empfindungen strömen dem Herzen entgegen. Ein feierliches Vorgefühl jenes großen Erwachens am Auferstehungstage, aber auch ein Gefühl voll süßer, unerklärlicher Wehmuth wird in dem Herzen rege. Es ist ein ganz eigenes Gefühl, das bei dem Anblike der neu belebten Natur des Herzens sich bemächtiget. Ein Odem des Paradises scheint den Menschen anzuwehen, und an seine erste Würde, an jenen ursprünglichen Zustand des Friedens ihn zu erinnern, in welchem sein Stammvater diesen Wonnegarten als beständigen Aufenthalt bewohnen sollte. Selbst der Unempfänglichste fühlt durch den mächtigen Zauber dieses Wonnegefühles sich über sich selbst erhoben, fühlt als Sohn jenes Stammvaters, selbst in der schmerzlichen Verbannung, auf den Trümmern der alten Schuld noch ein angebornes Recht auf die Seligkeit, zu welcher der Schöpfer ihn erschuf; daher auch das Gefühl stiller Andacht, das in der freien Natur oft die Unandächtigsten erfaßt, und ihr Herz zu zarten Empfindungen erweitert, ja, nicht selten bis zu Thränen sie rührt.

Je geläuterter aber das Auge des Geistes ist, um so deutlicher erschauet es auch seinen Schöpfer in diesen wunderbaren Werken; denn nicht nur die Wunder, sondern selbst die hocherhabenen und beseligenden Eigenschaften der unendlichen Majestät erglänzen ihm aus der Betrachtung ihrer Werke. Weßhalb auch der heilige Job und der königliche Sänger David mit Entzüken ausriefen: „Steh und betrachte die Wunder Gottes! Gebenedeit sey der Herr Gott Israels, Der allein Wun-

derwerke thut, Der große und unerforschliche Dinge wirkt, und Wunderwerke ohne Zahl; und gepriesen sey in Ewigkeit der Name Seiner Majestät, und der ganze Erdball wird mit Seinen Wundern erfüllt werden!" So tief und innig ergriff diese Stimme Gottes einen Paulus, einen Antonius, einen Hilarion und Tausende anderer, heiliger Seelen, daß sie in hoher Freude siebenzig Jahre und drüber in Wüstenien verlebten; und mehr als ein Mal bekennt der große heilige Bernhardus: er habe mehr Weisheit erlernt auf Wiesen und unter Buchen, als von Weisen und in Büchern.

Und kein Wunder ist dieß. Denn wie oft haben wir sogar wahrgenommen, daß Menschen, die an die geräuschvolle Geschäftigkeit des Stadt-Lebens gewöhnt, und nichts weniger als den einfachen großartigen Schönheiten der Natur erschlossen waren, auf dem Lande ein ganz neues Thor in ihrer Seele aufging, und daß sie an unbedeutenden Insekten und Blumen, die sie in der Stadt keines Blikes würdig achteten, und gedankenlos zertraten, Wunder der Schönheit und Allmacht entdekten! Wie herrlich glänzte ihnen hier die Sonne, die ihnen dort beschwerlich fiel! Wie rührend, wie majestätisch groß und seelenerhebend waren ihnen hier die stillen, heitern Nächte, wo an dem hohen und azurblauen Himmelsgewölbe zahllose Sterne wie feurige Edelsteine funkelten! In stille Betrachtung versunken, schauten sie Stunden lang die herrlichen Beleuchtungen des Mondes auf Fluten und Fernungen, und athmeten eine ungewohnte, eine so reine und erhabene Freude, als keine der Nächte ihnen gewährte, die sie in dumpfer Vergessenheit ihrer selbst durchschwelgten.

Nicht unfüglich nannten einige Dichter und Weisen die Natur eine Tochter Gottes; denn mit einer wunderbaren Zartheit und Lieblichkeit spricht sie zu dem Herzen; und oft flößt ihr sprechender, majestätisch milder Blik edlere Gesinnungen, heilige Freude und ein lebendig reges Gefühl der Gottheit ein. Selbst die Ausgelassensten stimmt sie zur Frömmigkeit, die Schwermüthigsten tröstet und erheitert sie, und wandelt die Stolzesten in sanftmüthige und freundliche Menschen um. Wer immer die Bewohner der Städte auf dem Lande beobachtet hat, der wird dessen Zeugniß geben. Denn nichts Seltenes ist es, dort Menschen von Rang und Würden zu sehen, die in der Stadt mit stolzen Bliken auf Andere herab sehen, welche nur um eine geringe Stufe von ihnen unterschieden sind, hier sogar mit dem gemeinen Volke in besonderer Vertraulichkeit und Zufriedenheit umgehen; daß Menschen, welche unaufhörlich von Unruhe und Neugier gestachelt, nur in Gesellschaften und kostspieligen Unterhaltungen aller Art Ruhe suchten, hier Lust an einsamen Spazirgängen finden, und daß der Ausdruk jeder Leidenschaft von ihrem Gesichte verschwindet. Woher diese Veränderung? — Weil nach ihrem eigenen Geständnisse die Luft, die sie hier einathmen, nicht nur reiner und heilsamer, sondern auch sittlicher ist, und weil die ganze herrliche Schöpfung Gottes, die hier ihren Bliken sich offenbaret, ihr Herz wirklich zu besseren und edleren Gefühlen stimmt.

Doch vielleicht sind diese ungewohnten Empfindungen, welche bei dem Landbesuche des Herzens sich bemächtigen, eine bloße Wirkung der Neuheit? — Nimmermehr! denn nie empfinden Landleute Aehnliches, wenn sie Städte besuchen; wie neu und blendend auch die Gegenstände sind, die ihren Augen sich darstellen. Nie werden sie durch den Anblik derselben zur Andacht bestimmt, zu höherer Tugend angeregt. Ob auch die herrlichsten Gärten in üppiger Pracht, die Blumenbeete in erhöheter Schönheit, die glänzendsten, durch die Kunst mächtig verschönerter, und durch buntes Menschengewühl belebten Gegenden, das Zusammenströmen von Schönheiten aller Art sich hier entfalten, dennoch werden ähnliche Empfindungen hier höchst selten rege. Denn die arme Kunst beflekt mit ihren dürftigen Erfindungen den Schauplaz der großen Werke des Herrn; dieß Gewimmel von Menschen betäubt das Herz, daß es die einladende Stimme Gottes weder achtet noch vernimmt, und die für Sinnlichkeit, Begierlichkeit und Leidenschaft sich sammelnden Schönheiten wirken mehr dahin, dasselbe zu entheiligen, als zu frommen Gefühlen anzuregen. Nur wo heilige Stille waltet, wo alle sündhaften und kleinlichen Gegenstände fern sind, da erschließt sich der Mensch mit Leib und Seele heiligen Em-

pfindungen; nur da hört er den Ruf des Vaters der Menschen, nur da versteht er Ihn, der in dieser süßen Einsamkeit zu seinem Herzen redet. Diese Stille ladet ihn ein, mit unverwirrtem und ungestörtem Blike die Werke der Allmacht, und in diesen Werken den Urheber derselben zu schauen.

O, wer ohne den Sauerteig der Schuld im Herzen das Land besuchte, und diese ersten, mächtigen Eindrüke, diese erwachten frommen Anregungen nicht erstikte! Wer ein reines, kindliches Gemüth, und die Wissenschaft zu betrachten, zu denken, und dem treuen Herzensrufe nachzugehen, aus der Stadt mitbrächte! So aber ersterben jene freundlichen, frommen Empfindungen in so Vielen, das zart gestimmte Herz erschlafft, und bald geben sie sich dem Rausche ihrer Sinnlichkeit aufs Neue hin, und werden selbst dem unschuldigen Landvolke gefährlich.

Daher auch die Klagen so Mancher, welche den traulichen Aufenthalt der Stille melancholisch, traurig und schwermüthig nennen. Unerträglich ist ihnen freilich die Stimme des Gewissens, das hier mit lauterm Rufe, als sonst irgendwo, zum Herzen dringt, die Stimme des Ewigen, Der dem Adam, welcher nach der Schuld Ihn floh, zuruft: „Wo bist du?“ Weßhalb fürchtest du, Mir zu begegnen? Weßhalb fliehest du Mich? Komm vielmehr, und sühne dich mit Mir. „Mein Kind, gib Mir dein Herz;“ gib Mir deine Seele! „Sieh, Ich will sie in die Einsamkeit führen, und dort zu ihrem Herzen reden!“ O, fliehe diese Einsamkeit nicht; fürchte diese Vorwürfe deines Herzens nicht; wirf vielmehr dir selbst deine Vergehungen vor, und reinige dich in dem Heilquell der Sühne, den der Herr dir eröffnet hat. Und hast du das Auge deines Herzens erst gereiniget, dann blik auf, und sieh, wie aus allen Seinen Werken, auf Erden und am Firmamente des Himmels, der Herr dir entgegen kommt, wie Er deine Seele mit Seinen heiligen Eigenschaften bestrahlet, und mit welcher lieblichen, dir nun erst verständlichen Herzenssprache Er zu dir reden wird. Und nie wirst du weniger allein und einsam seyn, als in dieser seligen Stille.

O, wie namenlos lieblich ist der Trost der reinen Seele, welche sich an den Betrachtungen der allmächtigen Wunder des Herrn in der Einsamkeit weidet, wo Niemand den Ausbruch ihrer heiligen Empfindungen stört, wo die tiefsten Schäze der Weisheit Gottes sich ihr erschließen, wo sie, im Gefühle der Seligkeit aufgelöst, in süßen Thränen ausruft: „Wenn diese erschaffenen Dinge so unaussprechlich schön, so hocherhaben und so voll der Glorie des Unendlichen sind, wie groß, wie allmächtig, wie unendlich schön und liebreich muß der himmlische Vater erst seyn, der dieß ganze Weltall auf seinen bloßen Wink dem Abgrunde des ewigen Nichts entrief, und alle diese Wunder aus unendlicher Liebe für Seine Geschöpfe wirkte! In diesen lieblichen, wundervollen Gefilden erlaubt der gütige Vater auch den unreinsten Sündern zu wohnen; o, wie wonnig müssen die himmlischen Gefilde der Kinder Gottes im Reiche der unendlichen Glükseligkeit seyn! So prächtig und wunderbar ist diese Erde, das Land des Kummers und der Trübsal, in welchem wir arme Menschen hier schmachten! wie entzükend muß erst das himmlische Jerusalem strahlen. Preise, meine Seele, den Herrn! Preiset Ihn, ihr wunderbaren Werke Seiner Allmacht; preiset Ihn, ihr Engel in den himmlischen Höhen! Gebenedeit bist Du, o Herr, du Gott meines Herzens, der Du die Abgründe schauest, und auf den Cherubim thronest; und gebenedeit ist der heilige Name Deiner Glorie und lobwürdig und überaus hoch erhaben in alle Ewigkeit. Amen.

Das Reisen in die Bäder

wird von Jahr zu Jahr gebräuchlicher. Die Bäder entvölkern den Sommer über die größern Städte. Was nicht ins Bad reiset, plazirt sich aufs Land, um sich in frischer Luft zu baden, die auch für den Armen da und zur Zeit noch nicht besteuert ist. Früher waren es nur die Mitglieder der höhern Aristokratie, oder die schweren Kapitalisten, welche die Bäder aufsuchten und erst auf Umwegen zurükkehrten; jezt ist die Lust an Badereisen allgemein eingerissen. Die Ersparnisse von 10 einheimischen Monaten werden auf zwei auswärtige verwendet. Der Beamte miethet einen Hauderer

für sich und die gesammte Familie und eilt ins Bad, um den Aktenstaub aus der Kehle zu trinken. Der Künstler verbindet mit dieser Badereise Nebenzweke. Der Gelehrte endlich gibt sein blödes Auge gern dem frischen Grün und seinen versessenen Unterleib den Stößen des Wagens hin, oft um nicht mehr, als eine Abwechselung zu haben.

Erwägt man, daß es eine gar große Anzahl naher und ferner Bäder gibt, die meisten zahlreich und einige überzahlreich besucht werden, so läßt sich schon ein Schluß machen, daß das Reisen in die Bäder in vieler Hinsicht von wichtigem Einflusse sey. Wollte es Jemand über sich nehmen, so viel, als möglich thatsächlich, die daraus gefolgerten Ergebnisse ins Licht zu stellen, so wäre dieß, aller Wahrscheinlichkeit nach, eine verdienstvollere Arbeit, als viele andere statistischen Ermittelungen.

Hauptpunkte würden hierbei seyn: Einfluß auf die Sittlichkeit, das häusliche und öffentliche Leben und den Gewerbsverkehr. Man wird hierbei die Förderung des Gesundheitszustandes vermissen, wir haben unsern Grund, ihn außer Ansaz zu lassen. Den Aerzten pflegen die Bade-Reisen allerdings sehr zuträglich zu seyn, weil sie in der schönsten Jahreszeit die ärgerlichsten Patienten los werden, und haben so Grund genug, dieselben in die entferntesten Bäder zu transportiren. Das näheste würde im Uebrigen das Seinige eben so gut thun und in Ansehung der Kosten großen Vorzug haben, und der Wiederkehr minder häusliche Sorgen in das Willkommen mischen.

Wir hoffen den Faden wieder aufzunehmen und den Gegenstand als eine ernstliche Angelegenheit im Lichte unserer Zeit zu betrachten.

Vom Nuzen des Bades und den dabei nöthigen Vorsichtsmaßregeln.

Das Baden wird jezt allgemein empfohlen, und es verdient diese Empfehlung seines großen Nuzens wegen. Hier ist nicht die Rede von dem Baden in heilsamen mineralischen Quellen, oder von andern Bädern, welche der Arzt den Kranken zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit verordnet, sondern von dem Baden gesunder Menschen in Flüssen, Seen und Teichen, welche Bäder die zugänglichsten, wohlfeilsten und auch die natürlichsten sind. Sie sind daher bei den Völkern, die ihr Leben nach den Vorschriften der Natur einrichten, durchgängig eingeführt; und nichts ist auch wohl natürlicher, als Abkühlung, Erfrischung und Stärkung bei drükender Hize zu suchen, und seinen Körper von ihm schädlichen Unreinigkeiten zu befreien.

Der Zwek und Nuzen des Bades für Gesunde ist:

1) Erfrischung und Stärkung. Fast in allen Klimaten gibt es eine Zeit, wo die Hize so drükend ist, daß der Körper davon angegriffen, erschlafft, träge und unthätig gemacht wird. Dann sehnt sich Jeder nach Abkühlung; Niemand aber findet sie besser und angenehmer, als Der, welcher sich badet. Er findet nicht nur Kühlung, sondern wirkliche Erfrischung. Waren seine Muskeln vorher schlaff, so sind sie nach dem Bade steifer und aktiver; der Fuß, der vorher nur mühsam ging, läuft mit Leichtigkeit und Kraft ganze Streken: der zum Sprechen verdrossene Mund wird redselig, und der Geist wird heiterer, so wie der Körper thätiger wird. Hat man diesen Zwek bei dem Baden, so ist es nur für die heißesten Tage nöthig.

2) Reinigung der Haut. Sehr viele Menschen bekümmern sich um ihre Haut, so lange sie nur heil ist, weniger, als um ihre Kleidung. Die Haut aber muß nicht nur heil, sondern auch gesund seyn, wenn der Körper nicht in allerlei Krankheiten verfallen soll. Ein Hauptgeschäft derselben ist Absonderung der Ausdünstung. Im Körper gibt es eine Menge flüßiger Theile, die stets durch eine unsägliche Menge kleiner Gefässe bis zur Haut gelangen und hier durch die Mündungen derselben unmerklich ausdünsten, oder bei verstärkter Operation als Schweiß sichtbar werden. Da die Ausdünstung in vier und zwanzig Stunden zwei bis fünf Pfund im Stande der Ruhe und zwölf Pfund bei anstrengender Bewegung des Körpers beträgt, so muß ihre Unterhaltung von großer Wichtigkeit seyn. Ist die Haut mit Schmuz überzogen, sind ihre Poren damit bedekt, so leidet das Geschäft

der Ausdünstung. Ein zweites Hauptgeschäft der Haut besteht in der Einsaugung flüßiger Theile durch die lymphatischen Gefässe. Eine Schmuz-Deke, die sich über den ganzen Körper verbreitet, ist dieser Einrichtung hinderlich, und unter gewissen Umständen kann eine Menge dieses Unraths eingesogen werden. Und dann bleibt eine Umhäutung von Schmuz doch immer ein Gegenstand des Ekels, der sich bei vielen Menschen schon durch seinen Geruch ankündigt. Man halte also seine Haut durch fleißiges Waschen und Baden rein, damit man nicht Schnupfen, Husten, Hautausschläge und andere Uebel bekomme.

3) Abhärtung gegen die Witterung. Die Bauer-Dirne geht mit bloßen Füssen bei abwechselnder Kälte und Wärme, bei Wind und Regen durch Koth und Sümpfe. Wollte es ihr Der nachthun, der seine zärtlichen Füsse in dike wollene Strümpfe oder in Pelzstiefeln stekt, so würde er Zahnweh, Schnupfen, Husten, Gliederreißen, ja, wohl gar tödtliche Krankheiten bekommen. Der Grund liegt in der Verzärtelung der Füsse, deren Haut in immerwährenden starken Ausdünstungen zu weich und zu empfindlich wird. Härteten die Menschen ihren Körper mehr ab, so würde man gewiß von weit weniger Krankheiten wissen. Man verhülle sich also nicht zu sehr, fliehe keine Art von Witterung, und bade fleißig, um die Haut zu stärken; dann wird sie die Eindrüke der Witterung wenig empfinden, und die Ausdünstung wird nicht gleich aufhören, wenn kalte Luft die Haut anbläst.

Die Temperatur der Bäder in Flüssen und Seen ist sehr verschieden und nach Tags- und Jahrszeiten des Morgens kühler, als des Mittags und Abends, kühler im Frühjahre und Herbste, als im Sommer und an heißen Tagen. Wann soll man also baden? — Die Witterung hängt nicht von uns ab, aber unser Körper ist so eingerichtet, daß er die Veränderungen derselben ertragen und sich daran gewöhnen kann. Ist nun das Gewöhnen an die Abänderungen der Witterung ein Hauptzwek des Badens, so darf man das Thermometer nicht ängstlich dabei zu Rathe ziehen.

Regeln der Vorsichtigkeit bei dem Gebrauche des Bades.

1. Man mache den Anfang stufenweise. Wer noch nicht an das Baden gewohnt ist, macht am Besten den Anfang in den warmen Frühlings-Tagen gegen Abend, wenn das Wasser am Meisten erwärmt ist. Er gehe nach und nach in den Stunden rükwärts bis vier Uhr, thue es dann vor dem Mittagsessen, und endlich vor dem Frühstük, wo das Wasser noch am Kühlsten ist. Dieß muß besonders Derjenige thun, der bei dem Baden die stufenweise Abhärtung des Körpers zur Absicht hat. So wird er nach und nach das Wasser bis in den Spätherbst ertragen können, wenn er sich bis dahin immer den zweiten oder dritten Tag gebadet hat. Gesunde starke Leute ertragen das Bad selbst im Winter zwischen dem Eise, jedoch nur als ein bloßes schnelles Untertauchen. Sicherer ist es immer, das Baden im Freien zu unterlassen, wenn es der Kälte wegen nur mit vieler Anstrengung und Selbstüberwindung geschehen kann.

2. Man gehe gehörig abgekühlt ins Bad. Gemeiniglich muß man das Bad im Freien in einiger Entfernung suchen. Ist man durch diesen Gang wohl gar bis zum Schweiß erwärmt, so muß man sich erst abkühlen und sich langsam auskleiden. Doch muß man auch nicht bis zum Frösteln warten, ehe man ins Bad geht. Man gehe hinein, sobald die Feuchtigkeit in den Armhöhlen verschwunden ist.

3. Man gehe schnell ins Wasser. Es ist ein elendes Baden, wenn man schrittweise ins Wasser geht, bei jedem Schritte zittert, und sich einer Beklemmung der Brust aussezt, welche erfolgen muß, wenn man so das Blut aus den untern nach den obern Theilen treiben läßt. Am Besten ist es, entschlossen mit dem Kopfe voran in eine Tiefe zu springen, die bis zu den Armhöhlen geht, unter dem Wasser fortzuschießen, und sich dann erst aufzurichten, wenn man Luft nöthig hat. Wer es einmal versucht, wird durch die Erfahrung überzeugt, daß es mit einer angenehmen Empfindung begleitet sey, wenn man den Kopf zuerst ins Wasser stürzt. Wer dieß nicht thun will, be-

neze vorläufig den Kopf, laufe dann schnell ins Wasser und tauche mit dem ganzen Körper unter.

4. Man bleibe so lange im Bade, als es einem wohl behagt. Da es nicht zuträglich ist, das Abkühlen zu weit zu treiben, auch die Temperatur des Wassers, die Konstitution des Badenden und die etwaigen Bewegungen, die er vornimmt, keine allgemeine Regel, die Dauer des Bades zu bestimmen, zulassen, so möchte obige Regel wohl die beste seyn. Man verlasse das Bad, sobald die Kälte unangenehme Empfindungen verursacht. Oft ist bei merklich kaltem Wasser eine Minute schon genug; ist das Wasser lau, so kann man länger darin bleiben.

5. Man tauche fleißig den Kopf unter. Es ist nicht genug, dieß blos anfänglich zu thun; denn die Kühlung, die man dadurch dem Kopfe mittheilte, verschwindet bald wieder, sie muß daher immer wieder ersezt werden. Die Meisten unterlassen das Untertauchen und treiben dadurch das Blut nach dem Kopfe; kein Wunder, daß sie nach dem Bade über Eingenommenheit des Kopfs klagen.

6. Man mache sich einige Bewegung nach dem Bade. Es ist gut, daß man sich schnell abtroknet und ankleidet, und dann einige Bewegung macht, doch nicht bis zum Schweiße.

7. Man gehe nicht eher ins Bad, als bis die Verdaunng vorüber ist, folglich Morgens vor Tische, oder gegen Abend, wenn die Mittagsmahlzeit verdauet ist.

Die Zuträglichkeit des Bades erkennt man an folgenden Kennzeichen.

Wenn man bei der ersten Anwandlung des Frierens das Bad verläßt, und nach dem Abtroknen das Hemd überwirft, so empfindet man eine angenehme Wärme, die sich allmählig über den ganzen Körper verbreitet, und ein Wohlbehagen, das sich durch den Körper dem Geiste schnell mittheilt und für beide wohlthätig ist. Eine Folge davon ist sichtbare Munterkeit und größere Aktivitär des Geistes und Körpers; man empfindet Erfrischung und ist lustig. Wer diesen Zustand nach dem Bade empfindet, dem ist es gewiß zuträglich. Wer aber Uebelbehagen, kalte Eingenommenheit des Kopfes empfindet, der ist zu lange im Wasser gewesen, oder zu langsam hineingegangen, hat den Kopf nicht gehörig abgekühlt, oder zu kalt gebadet, oder hat zum Bade überhaupt zu wenig Körperkräfte.

Die Wirkungen des Bades auf den gesunden Körper sind folgende. Es hebt die Schlaffheit in den Muskeln, indem es ihre Fibern nach und nach verdichtet, macht die Haut derber, stärkt ihre Organisation, und trägt dadurch zur Unterhaltung der Ausdünstung bei. Dadurch wird es ein Präservativ gegen Schnupfen, Husten, Zahnschmerzen, Flüsse, Hautkrankheiten und mancherlei andere Uebel. Es härtet den Körper gegen die rauhe Witterung ab, stärkt die Nerven, belebt den Umlauf des Geblüts, befördert die Verdauung, reizt den Appetit ungemein, und verursacht ruhigern und festern Schlaf.

Das Leben in warmen Ländern.

Viele Menschen sind der Meinung, daß es in warmen und wohl gar heißen Ländern ein paradisisches Leben sey — weil die Natur einige Dinge im Freien produzirt, die wir etwa nur in Gewächshäusern sehen und erzielen. In einer englischen Zeitschrift (Edinburgh-Review) steht folgende kurze Nachricht von dem Leben jener Tropenländer:

„Der Fluch dieser Klimate sind die Insekten. Die Bête rouge (rothes Geschmeiß) legt den Grund zu den abscheulichsten Beulen. In einem Augenblike ist man mit Maden bedekt. Andere Insekten bohren sich in die Haut, und in einigen Stunden befindet sich darin eine ganze Kolonie von solcher Brut. Weil sie nicht zusammen leben wollen, erzeugt jedes Insekt sich ein besonderes Geschwür zur eigenen Behausung. Die Fliegen dringen in Ohren, Augen und Nase; man ißt, trinkt und athmet Fliegen. Eidechsen, Basalisken und Schlangen kriechen in die Betten — Ameisen zerfressen die Bücher. — Skorpionen stechen in die Füsse. — Ueberall Stiche, Bisse und Beulen; jede Sekunde ist man in Gefahr, von Thieren verwundet zu werden. Ein Insekt mit 11 Beinen schwimmt in der Theetasse, ein noch

unbeschriebenes mit 9 Flügeln arbeitet im matten Biere, oder ein Schmetterling mit einigen Duzend Augen läuft über Brod und Butter. Die ganze Natur lebt, und scheint Alles, was von Insekten in ihr lebt, versammelt zu haben, um auch aus dem Roke, der Weste, den Strümpfen sich heraus zu fressen. Dieß die Tropengegend."

Wohl uns in Deutschland!! Wenn auch die vorstehende Erzählung an sich poetisch ist, so ist doch die Sache wahr und nicht abzuleugnen. Die Natur legt uns nicht so viel Plagen auf. — Was sind unsere Fliegen, Müken, Bremsen und andere Insekten, die uns zuweilen in Anspruch nehmen, gegen die häßlichen Geschöpfe der warmen Himmelsgegend? Wir werden wohl von denselben gestört, aber wir können uns auch vor ihnen bewahren.

Einfach und in geringer Zahl sind daselbst die Nahrungsmittel; wie mannigfaltig dagegen die Früchte bei uns! Unsere Thiere sind bescheidener und verlezen uns selten. Dort machen die reissenden Thiere auf den Menschen Jagd; bei uns frißt schon selten der Wolf ein Schaf. Der Geier raubt uns keine Kinder, der Sperber etwa ein Täubchen. Ob die Krähe und der Sperling mehr Schaden thun, als Nuzen gewähren, darüber streitet man noch.

Die reichste Quelle der Krankheiten fließt im heißen Lande: Pest, Poken, gelbes Fieber, Lustseuche, Cholera u. a. sind die Ausflüsse. Das Menschenleben ist daselbst kurz, und dazu meist einsam.

Was endlich die Schönheit betrifft, so steigen an den Flüssen zwar Palmen und Dattel-Bäume empor, und Cactus lehnen sich an Felsen, aber den schönen grunen Sammetteppich, den wir Rasen nennen, kennt man, wie Alexander von Humboldt berichtet, in jenen Ländern nicht. Der kahle Boden brennt an die Füsse, und ist in der Regenzeit ein Morast.

Verbrauch der Butter in London.

Man kann annehmen, daß in London jeder Mensch wöchentlich ½ Pfund Butter verzehrt, so daß mithin jährlich 26 Pfund auf den Kopf treffen. Nimmt man nun die Bevölkerung Londons zu 1'450,000 Esser an, so ergibt dieß einen jährlichen Verbrauch von 37'700,000 Pfund, oder von 16,830 Tonnen Butter. Dazu sind aber noch gegen 4000 Tonnen zu rechnen, welche theils zur Verproviantirung von Schiffen, theils zu anderen Zweken verwendet werden, so daß man mithin die ganze zu London verbrauchte Buttermasse zu 47'040,000 Pf. annehmen kann.

Um diesen Bedarf an Butter zu deken, sind, da nach dem englischen Oekonomen Marshall eine Kuh des Jahres 168 Pfund Butter gibt, nicht weniger als 280,000 Kühe nöthig. — Dieser Butterbedarf wird aber, wie man sich leicht denken kann, nicht in der Nähe, ja, nicht einmal in England erzeugt, sondern aus Holland, Friesland, Holstein und Meklenburg eingeführt. Die Kühe in der Nähe von London werden nur der Milch wegen, die man zum Thee braucht, gehalten. — Wie viel verbrauchen wir wohl in unsern Städten? — Da endlich das Aufschreiben und Berechnen in der Haushaltung als ein lohnendes Mittel, und, wie wir glauben, mit Recht angesehen wird, so fragen wir die geehrten Leserinnen, die Kühe im Stalle haben, wie viel die ihrigen Milch geben, und wie viel sie daraus Butter verfertigen, selbst verbrauchen, und zum erfreulichen Verkauf bringen? — Selbstkenntniß ist der Weisheit Anfang.

Kornpreise der Vorzeit.

Im Jahre 1375 galt in der Mark ein Scheffel Roggen 10 Pfennige, Weizen 16, Erbsen 20. Markgraff Johann sezte folgende Marktpreise fest: Ein Scheffel Weizen 5 Groschen 4 Pfennige, Roggen 3 Groschen $2\frac{1}{5}$ Pfennig, Gerste 4 Groschen $3\frac{1}{2}$ Pfennig, Hafer 2 Groschen $3\frac{1}{5}$ Pfennig, Erbsen 8 Groschen. Eine Maß Rheinwein galt 2 Groschen 8 Pfennige, ein Pfund Rindfleisch 4 Pfennige, ein Paar Mannsschuhe mit doppelten Sohlen 4 Groschen. Im Jahre 1398 galt das Scheffel Roggen 5 Groschen.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Schöpfungsgebiet.

Jeder Fixstern kann als der Mittelpunkt eines über alle menschlichen Begriffe herrlichen Weltgebäudes (oder Systems) angesehen werden, das von seinen Strahlen erleuchtet wird und unter seinem Einflusse auf weiten Bahnen dahinrollt. So wird die Macht, Weisheit und Güte des allgewaltigen Urhebers nicht auf einer Erde oder in einem Systeme von Welten kund gethan, nein! Millionen von Erden, Millionen von Weltsystemen verherrlichen sein Reich. Könnten wir zu dem scheinbar höchsten Sterne emporsteigen, wir würden wieder andere Himmel über uns ausgebreitet erbliken, andere Sonnen, die ihre unerschöpflichen Strahlen des Tages auspendeten, andere Sterne, andere Systeme, in unbekannter Fülle durch den grenzenlosen Weltraum hin errichtet, würden die Stunden der Nacht schmüken. Und — das Welt-Gebiet endet dort nicht, selbst am Ende dieser ungeheuern Reise würden wir uns nicht weiter vorgerükt finden, als zu den Vorstädten der Schöpfung, den Grenzen vom Reiche des grossen Jehovah. Ueberdenkt der Erdenbürger den Raum, der alle Fixsternensysteme und Milchstraßen, diese Millionen und Millionen Welten umspannt, so schwindelt dem Geiste unter der Vorstellung dieses Gegenstandes, denn hier hören alle Begriffe von Zahlen und Weiten auf, und der Abstand des nächsten Fixsterns von unserer Sonne hat gegen die unbegreifliche Ausdehnung kein Verhältniß mehr. Auch auf den Flügeln des Lichtes könnte er vielleicht Millionen Jahre brauchen, um nur bis zu jenen entlegenen Milchstraßen, die wir in den Nebelfleken zu sehen vermuthen, zu gelangen und auch da wäre er noch weit von den Grenzen des Weltalls entfernt, die vor allen Zeit-Epochen der Allmächtige werden hieß. — Wahrlich ein ehrfurchtsvolles Staunen fließt aus diesen Betrachtungen! Welch hohe Ahndungen wekt im Heiligthume der Nacht der Anblik des prachtvoll gestirnten Himmels, diese Unendlichkeit der Schöpfung!

Der Ehrgeiz.
(Ein Gespräch.)

Der Ehrgeiz: Folge mir!

Der Mensch: Durch diese niedrigen Gewölbe? ich kann mich nicht büken, ich gehe gern aufrecht.

Ehrgeiz: Krieche auf allen Vieren!

Mensch: Nun, ich komme schon. Wer ist der Nichtswürdige, der über meinen neuen Gang lacht?

Ehrgeiz: Ein Kammerdiener, grüß ihn tief, schleiche vorüber!

Mensch: Wie sich Alles um jene Thüre drängt? da komm ich nun und nimmermehr hinein!

Ehrgeiz: Schiebe, stoße, dränge dich durch, wirf Alles über den Haufen!

Mensch: Gott, ich stürze meine Freunde zu Boden!

Ehrgeiz: Auf dem Wege, den ich dich führe, gibts keine Freunde. Sieh nicht zu deinen Füßen, vorwärts!

Mensch: Ich sterbe vor Müdigkeit, vor Hunger, vor Kälte!

Ehrgeiz: Wache, hungre, durste, friere und lache dazu!

Mensch: Jezt bin ich hinein, was nun?

Ehrgeiz: Leihe den Dummen dein Ohr, den alten Weibern deine Zeit und deinen Wiz, den jungen Frauen dein Geld, den Männern deine Ehre, falle den Gebiethenden zu Füßen; schmeichle, bitte dir Gnaden aus!

Mensch: Wie lange soll dieses beschwerliche Tagewerk dauern?

Ehrgeiz: Dein ganzes Leben!

Mensch: Und was werde ich erhalten?

Ehrgeiz: Je nachdem du begehrst! Der Eine will Geld, der Andere trachtet nach Ruhm oder Flitterstatt; ich schwinge endlich meine Fakel und Alles ist Asche und Rauch!

Gedankenflug.

Ich fliege nicht in großen Zügen,
Doch aber flieg ich schnell,
Mich kann kein Widerstand besiegen,
Zum Himmel und zur Höll.

Oft wohnen viele meiner Brüder
Bei mir im Sinnen-Schooß,
Der eine strebt empor — der nieder,
Der dritte reißt sich los —

Vom Herzen, das ihn kaum geboren
Durch der Empfindung Schmerz,
Durch Liebe, die es sich erkoren,
Durch Freude oder Schmerz.

Sie fliegen hin und kehren wieder
Zurük sekundenschnell,
Oft mit sehr sanftem Flaumgefieder,
Zerstreut und parallel;

Oft unsanft wie ein Lämmergeier
Sich auf das Lämmlein sezt,
Und als ein wildes Ungeheuer
Es tödtet und zerfezt.

Fliegt einer aus, ersezt die Stelle
Ein and'rer gleich im Haus,
Doch bleibt es leer, so ruht die Seele
Von ihrem Wirken aus.

Unmöglich ist's, sie ganz bewahren
In den unzähl'gen Reihn
Vor bösen Gästen — denn bei Narren
Kehrt lauf're Lust nur ein.

Bonrath.

Drukfehler.

S. 136 muß es in der vorlezten Zeile der zweiten Strophe des Gedichtes heißen: Sizen so inniglich, statt sonniglich.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
III. Jahrgang. Nro. 19. 8. Mai 1836.

Inhalt: Der nächtliche Kampf. — Reminiszenz. — Neuer Bienenkorb. — Ueber Störungen im Schlafe und Mittel dagegen. — Ueber das Erblinden der Pferde. — Einfaches Mittel, den Rahm von der Milch zu sondern. — Einfaches Mittel, die Freßlust bei dem Vieh zu befördern. — Fischerei mit Hunden.

Der nächtliche Kampf.

(Ein Traum.)

Schon schwand des Tages Plage,
Es kehrt die Ruhe wieder;
Sanft ruh'n die müden Glieder,
Und still ist jede Klage.

Des Mohnes milder Fächer
Erquikt des Herzens Kummer;
Es schlürft in leisem Schlummer
Der Lethe süßen Becher.

Doch in der tiefen Stille,
Wo mild die Ruhe webet
Und heilt, was schlumernd lebet,
Verläßt der Geist die Hülle;

Und schwingt sich, frei von Sorgen,
In hoher Lüfte Auen,
In buntem Spiel zu schauen,
Was ihm der Tag verborgen.

Und tausend Luftgestalten
Sieht magisch er sich schildern,
Ergözt sich an den Bildern,
Und läßt im Flug sie walten.

Oft sieht, wen Schuld nicht drüket,
Daß sie kein Herz bezwinge,
Die wunderbarsten Dinge
Und fühlt sich hoch beglüket.

Doch wer der Sünde fröhnet,
Der sieht in Angst und Schreken
Wie ihn Gespenster neken
Und schaudert, bebt und stöhnet.

Ein matter gebrochener Strahl des Mondes brach durch das Eisengitter meines engen Kerkerfensters ein; das erste Licht, das seit langem mich erfreute; und ich seufzte auf und begrüßte den Vollmond, der aus zerrissenen Silberwolken bleichen Trost mir zustrahlte und meine Ketten vergoldete. Mich bedünkte, ich hätte bereits Jahre lang in den schweren Fesseln geschmachtet. Und horch, da regte sich plözlich wie fernes Gepolter, das immer näher und näher kam; mächtig pochte es an die Wände meines Kerkers: rings hallte das vervielfachte Echo durch das nahe Hochgebirge, und ich vernahm wie dumpfes Kampfgewoge ehemaliger Kriegesgefährten.

Und immer gieriger sog meine Gruft das Licht des Vollmonds ein, der mit großen Augen zu meinem Fensterlein herein gukte und mit gewaltiger Stimme zu mir rief: Wie lange, du Feiger! willst du noch unthätig hier verschmachten? Raffe dich auf, sieh, Rettung kommt und wirkt von Außen, wirke du von Innen! Stumm seufzend blikte ich zu meinem strahlenden Freunde auf und befühlte meine Fesseln; und sieh da, das goldene Mondlicht hatte sie wie erweicht; ich schüttelte sie mit Macht, und sie zersprengten. Und siebenfache Stärke kam über mich; ich raffte mich auf, hob den schweren Stein, der bis jezt mir Ruhebett und Kissen gewesen war, wie leichten Flaum vom Boden, und schlug mit solcher Gewalt von Innen gegen die Felswand des Kerkers, die meine Retter von Außen trafen, daß bald das Licht des Mondes verdoppelt durch den klaffenden Felsenriz eindrang, der endlich groß genug ward, daß ich mich hindurch winden konnte.

Da stand ich nun einsam in unwirthbarer Oede, und mich bedünkte im Traume, als träume mir, und als würden bei meinem Erwachen meine Fesseln mich nur doppelt schwer bedrüken. Keine

Spur von menschlicher Hilfe war zu sehen. Der Mond hatte sich hinter dunkeln Wolken verborgen. Ungesäumt schritt ich vorwärts und eilte, um die felsige Waldbucht zu kommen, als plözliches Hohn-Gelächter hinter mir erscholl, und riesige Mohren mich rükwärts pakten, mich aufs Neue und zwar in einen noch tieferen Kerker zu werfen. Angst durchrieselte mein Gebein; krampfhaft blikte ich auf, da gukte Luna abermal aus den Wolken, und sah mir streng fragend ins Gesicht, ob sie meinen Sieg oder meine Niederlage beleuchten sollte; denn Sieg galt es hier oder Tod! der Anblik ermuthigte mich wunderbar; schnell und mit gestählter Brust faßte ich die Trümmer meiner Fesseln, zerschmetterte dem Satelliten der Nacht das schwarze Haupt, und schlug so gewaltsam um mich, daß das laute Hohngelächter sich bald in dumpfes Geheul umwandelte. Die Feinde blieben todt am Boden.

Große Stille herrschte. Nur leise, leise lispelten, gleich jungen Elfen, flisternde Weste durch die laue Luft, und mich gemuthete, als küßten mich ätherische Ambrosia-Lippen. Und es säuselte zu meinen Ohren wie fern verklingende Aeols-Harfentöne; ich horchte und folgte den Stimmen, die mir zu rufen schienen. Da schlängelte sich ein enger und schmaler Pfad um den majestätischen Felsen; ich ließ ihn rechts und folgte einem Bächlein von Platanen besäumt, das seine gebrochenen Silberwellen mir entgegen wälzte, und wusch mich darin von meinen Kampfeswunden. Und ich blikte empor, da stand auf der sternbeleuchteten Felsen-Zinne die wohlbekannte, krystallhelle Riesenburg, und aus all den goldenen Fenstern grüßten wunderschöne Gestalten in das mondliche Thal hinab, und winkten mir mit überaus süßer Freundlichkeit, die Felsenburg zu erklimmen. Was sie sprachen, ich vernahm es nicht; denn das Ferne Aeols-Harfengelispel hatte sich mählig und mählig in nahe brausendes Flutengewoge aufgelöst, und immer lauter saus'te es wie das Getöse eines Geschwaders im Sturmwinde. Der Vollmond sank, Schreknisse umnachteten mich; reißende Ströme brachen wüthig gegen den majestätischen Felsen los; wild wirbelnd drängte sich Flut auf Flut; furchtbar schäumte die Brandung und schleuderte ihr Gewässer gegen die gewaltigen Massen, von wannen es zerschmettert zurük prallte. Immer tiefer dunkelte die Nacht; ich schrie auf in meiner Angst; denn die Fluten umwogten und erhoben mich, und der Abgrund gähnte als eine sichere Beute mich an; da fuhr durch die Luft zitternd ein feuriges Meteor gegen Osten hin, und ich ersah bei seinem Lichte einen Kahn, erfaßte ihn mit Blizesschnelle und ruderte kühn und gewaltsam über die furchtbaren Charybden zu dem Felsen hin.

Froh athmete ich auf, und klimmte unaufhaltsam durch Nacht und Nebel hinan, bis ich den Gipfel erreicht hatte, den die Morgensonne bereits mit purpurnem Lichte begrüßte. Wolken hatten sich um die Riesenburg gelabert, und auf dem Wolkenthrone saß, eine Thiare auf dem Haupte, die Königin, zwei große goldene Schlüssel lagen zu ihren Füßen. Ich verneigte mich tief vor ihr, betete das heilige Zeichen an, das von ihrem rechten Arm mir entgegen glänzte, und dankte ihr, nicht ohne Erröthen, für meine Erlösung aus den Fesseln. Sie lächelte mich gütig an und sprach: Sey wohlgemuthet; ich sah deinen Kampf und war Zeuge deines Sieges: du hast meiner Fahnen aufs Neue dich werth bewiesen. Und sie winkte einem der Genien, die ihren Thron umstanden, mir einen Labetrunk zu reichen; und der Genius erhob eine goldene Schale zum Aether; — denn nimmer trank sie von den bittern Fluten der Erde, — und sie erfüllte sich mit Purpurthau, und er reichte sie mir und ich trank, und mein innerstes Mark ward von dem köstlichen Nectar gestärkt; und in süßer Trunkenheit rief ich aus: Laß mich hier eine Hütte bauen! Die Königin aber sprach in freundlich ernstem Tone: Wo denkest du hin, mein Sohn? Vergissest du denn so ganz des Vaterlandes, daß du auf halbem Wege bleiben willst? Unwirthbar ist der Fels; und laben magst du dich wohl im Vorübergehen, doch hier wohnen nimmermehr!

Und sie wendete ihr Antliz zur Linken und befahl mir hinab zu schauen in die Tiefe; und ich sah und schauderte. Deutlicher denn im Thale, sah ich nun von dieser schwindelnden Höhe, wie die

zürnenden Ströme ihr häßliches, aschgraues Blei-Gewässer donnernd gegen den majestätischen Felsen rollten, und ihn zu unterwühlen drohten, und wie an den schwarzen Ufern zahllose Nacht-Satelliten rastlos arbeiteten, einen breiten Weg zu bahnen, um mit ihrem Heere die felsige Riesenburg zu erstürmen, die Königin zu tödten und ihre Schäze zu rauben. Erschroken blikte ich zu ihr auf. Sieh, mein Sohn, sprach sie, schon Jahrhunderte haben diese gewaltigen Fluten gegen den Felsen sich verschworen; doch noch vermochten sie nichts wider ihn; aber unablässig kämpfen meine Heere gegen diese nächtlichen Philister, und noch vermochten sie es nicht, sie zu vertilgen. Rüste dich daher mit neuem Muthe und eile zu neuem Kampfe in das Heer deiner Brüder; denn sie harren deiner, und wollen den Sieg nicht ohne dich vollenden. Sie sprach's und reichte mir das heilige Zeichen, das alsbald in eine herrliche Waffe sich umwandelte; auch flisterte sie mir einen heiligen Namen ins Ohr, zeigte mir den Weg zum Heere, und entließ mich mit einem Blike, der in die tiefste Tiefe meines Herzens eindrang, und mich dergestalt entflammte, daß ich mit Freuden tausend Leben für sie gewagt hätte.

Graues Nebelgewölk hüllte mich ein, und barg mich vor den Augen der lauernden Feinde, durch deren Mitte ich beinahe bis zur Dämmerung hindurch schritt. Da rollte das Felsengebirge sich hinter mir, gleich einer Mauer auf, und ich erkannte an der würzigen Luft, daß ich dem heimatlichen Boden nahe war. Eine öde Haide stand noch vor mir, und auf dem spärlichen und zerstampften Grün des Bodens standen hin und wieder einzelne Lagergezelte und hagere Rosse; und ich vernahm ein Stimmengewoge und sah mancherlei kriegerische Gestalten in uralten Trachten, mit blassen Gesichtern, eingefallenen Wangen und hohlen Augen, die scheu umher blikten und meiner wenig zu achten schienen. Ich ermannte mich und fragte einen aus ihnen um den Namen ihres Feldherrn. Er sah mich von Kopf bis zu Füssen an, schüttelte das Haupt und murmelte mitleidig lächelnd, Worte einer längst verklungenen Sprache. Er schien mich zu bedauern, und wies auf todte Pferdegerippe, die einst stattliche Schlachtrosse gewesen seyn mochten, und hier vor Hunger umgekommen waren. Nur die Erinnerung an den viel bedeutenden Blik der Königin hielt mich, und schleuchte die Angst von mir, die mich aus den gespensterartigen Gesichtern angrinzte, und ich schritt ziemlich gefaßt dem Heere entgegen, das, nach der Beschreibung der Königin, nicht mehr fern seyn konnte. Gelächter erscholl hinter mir gleich dem Lachen einer Schaar Papageien; ich wendete mich erschroken um, da sah ich, wie einige der verwünschten Kämpfer um ein Wachefeuer standen und von mir sprachen, und meinen Muth verhöhnten, und meinten, ich würde wohl bald zurük kehren und ihr Loos theilen. Ich blikte sie an und wies auf meine Waffen. Sie aber meinten, diese würden mir wenig helfen, und es lohne sich nicht der Mühe, den weiten Weg in ein Land zu wandeln, wo nur Mangel und Hunger wohne, und des Kampfes kein Ende sey. Der Abend dämmerte tiefer; ich wendete mich, vorwärts zu schreiten; noch einmal blikte ich zurük, da war das Lager verschwunden, und es tönte mir aus weiter Ferne ein Ruf: Sey vor dem Löwen und Drachen auf deiner Hut!

Angstschweiß auf der Stirne, schritt ich weiter durch einen langen Eichwald, und dachte der Erscheinung nach; und es ward mir immer deutlicher, daß das verwünschte Lager aus feigen Kämpfern bestanden hatte, denen die aufgerollte Felswand die Rükkehr verwehrte, und dieweil sie den Kampf mit dem Löwen und Drachen nicht hatten wagen wollen, hier vor Hunger vergingen. Ihr Loos flößte mir Muth ein, vorwärts zu schreiten; doch ernst klang mir ihr Warnungsruf in den Ohren; ich seufzte zur Königin auf, und hielt Speer und Bogen und Streitkolben bereit, da ich mit jeder Minute des Kampfes gewärtig und fest entschlossen war, bis auf den lezten Athemzug zu streiten und zu siegen.

Da ward plözlich der ganze Wald lebendig. Flisternd sangen die Eichenblätter, gleich grünen Zungen, Kampfeslieder; und leicht wie Irrwische sprengten von allen Seiten geharnischte Reiter wie zu einem Turnier hinaus, auf eine weite Ebene,

die sich mir allmählig entfaltete, und ich hörte in meiner Nähe traurige Posaunen-Töne, die immer lauter wurden, und durch Mark und Beine drangen, und ein Lied tönte dabei wie Grabes-Gesang, von Unken im Teiche gesungen:

Ihr hungernden Löwen und Drachen
Sperrt auf die lechzenden Rachen,
Daß reichlich der Hunger sich stille;
Wir bringen euch Speise die Fülle.
Der Tod, der treue Hüter wacht
Und mäht gewaltig in der Nacht!

Wehe! Todtengerippe rasselten auf schwarzen Pferden hinter mir; schnell umringten sie mich und warfen Schlingen um mich, mich lebendig zu fangen; schnell und bebend griff ich zum Schwerte, und zerhieb sie wie dünne Fäden. Die Angst gab mir Kraft; ich schwang den Kolben und hieb rings um mich; gewandt wichen sie meinen Streichen aus, und umschlossen mich enger und enger; da schrie ich auf und sprach den geheimnißvollen Namen aus, und sieh, da sprengte ein feuriger Reiter auf weißem Rosse wie ein Bliz durch die grüne Waldnacht mir zu Hilfe, hieb mit verdoppelten Streichen auf die Gespenster, trieb sie in die Flucht; hob mich behende auf sein Roß, und flog mit mir wie ein leichter Morgenwind über das nahe Stoppelgefield und das niedrige Gehäge, der weiten Ebene zu, wo das Heer bereits sich zur Schlacht ordnete. Du bist spät gekommen, sprach er, längst harren wir deiner, die Schlacht zu beginnen; denn nicht siegen wollen wir ohne dich.

Der aufgehende Vollmond sah mir freundlich lächelnd ins Gesicht, begrüßte mich als einen Freien, und ergoß sein Licht auf das Heer der weißen Reiter, die sammt ihren Rossen von Weitem wie leichte Nebelstreife erschienen. Gegenüber rüstete sich in nächtlichen Waldschatten das Heer der Nacht-Satelliten auf Schild und Speer vertrauend. Wir kamen den Heeren näher, nahe; ich erkannte bereits viele meiner Kampfesgefährten, und auch im feindlichen Heere sah ich Gestalten, die mir in früher Kindheit und auch wohl sonst im Leben begegnet waren. Die Brüder erblikten uns, und jubelten freudig auf. Fröhlich erscholl ihr Gesang:

Willkommen auf dem Kriegesfeld!
Komm, Bruder, ficht mit uns als Held!
Ermanne dich und fasse Muth,
Und fürchte nicht des Drachen Wuth.
Bewaffne dich mit Schild und Speer:
Sind ihrer viel, sind unsrer mehr.
Sie weichen vor dem hehren Licht
Und fürchten Den, der muthig ficht,
Blik auf und sieh da, wer gebeut!
Bald flieht ihr stolzes Heer zerstreut;
Zermalmt von unsres Führers Macht,
Entfliehen sie in grauser Nacht.

Der Feldherr gab das Zeichen zum Angriff; da schmetterten kriegerisch furchtbar die Drommeten, die Phalanxe schlossen sich kampfgerecht und feierlich wehten die Fahnen im Mondesschimmer. Auch die Nacht-Satelliten hatten sich geordnet, und wie Löwen und Drachen erhoben sie ein Gebrüll; und es erbebte der Boden von dem hohlen Gerassel der Streitrosse in der stillen Nacht. Schon wogte fürchterlich das Getümmel der mondbeleuchteten Schlacht, Pfeile saus'ten und verdunkelten die Luft; in das wild klirrende Waffengetöse stöhnte gräßlich das Geheul der Verwundeten; auf Flügeln eilte der Tod; denn jeder Schwertstreich traf, und schon wollte das schwarze Heer in schmählicher Flucht entweichen, als plözlich aus dem Hinterhalte des Dikichtes zahllose neue Cohorten mit der wüthigen Gier hungernder Löwen auf die weissen Reiter sich warfen. Ich schrie laut auf, denn ich erkannte in dem fürchterlichen Anführer der schwarzen Roten den Feind, der wenige Tage zuvor mich gefangen und in den festen Thurm hatte werfen lassen. Mein ganzer Ingrimm entbrannte gegen ihn. Auch er erkannte mich. Unsere Speere rannten gegen einander, und ich begrüßte ihn mit so gewaltigem Schwertstriche, daß er rüklings vom Pferde fiel. Da ergriff Schreken und Verwirrung die Cohorten, sie flohen eilig, verfolgt von dem gewaltigen Heere der Königin, und der Heeresführer ritt hinzu, drükte mir ritterlich treu die Hand, und ermuthigte mich, den Feind mit ihm zu verfolgen, aufzureiben, was sich widersezte, und die felsige Riesenburg zu entsezen.

Schon war der Ruf des glänzenden Sieges uns voran geflogen, befreiet war die Burg, und von den Höhen kamen die lieblichen Gestalten mit Lorberkränzen uns entgegen und sangen namenlos

wohllautende Siegesgesänge. Hoch entzükt ward ich von den Wonnetönen, und mit einem Frieden erfüllt, der alle Sinne übersteigt. Und ich fühlte mich plözlich wie auf einer Wolke erhoben, die hoch in die Lüfte mich führte; und von der ungeheuern Höhe sah ich in mildem Sonnenglanz den immer grünen Palmenhain der Heimat, und wie die Lilien-Kinder des Lichtes von dem Sonnengolde beschienen und frei von allen Kämpfen, in Fluten wonniger Frühlingslust sich ohne Unterlaß erfreuten, und heiße Sehnsucht brannte in meinem Herzen. Da erwachte ich, und zerfloß in bitter-süssen Thränen. Aber tief blieb der geheimnißvolle Traum meiner Seele eingeprägt; oft überdachte ich ihn, und er führte mich zu dem festen Entschlusse, den Kampfpreis zu erringen, der treuen Kämpfern verheißen ward. Amen.

Reminiszenz.

Wenn man sich die dankbar forschende Mühe gibt, dem Ursprunge der verschiedenen Ritter-Orden des In- und Auslandes so recht auf dem Grunde zu schauen, so wird man einerseits das den Adel in der vorjährigen Bürger- und Bauern-Zeitung S. 213 gespendete Lob keineswegs für übertrieben finden, und andernseits vielmehr die vollkommene Ueberzeugung schöpfen, daß es doch immer und von jeher vorzüglich wieder der Adel war, der, wenn es Anstrebungen gegen Sap. VI, oder wenn es Besorgnisse in Beziehung auf Matth. 23, oder gegen den 12. Vers Matth. 24 u. s. w. gab, wenn auch nicht immer die primitiven Initiativen zur Begründung hieher bezüglich wirksamer, besonders Religiosität und Sittlichkeit fördernder Gesellschaften veranlaßte, doch wenigstens immer die besondere Theilnahme an deren Bildung und Fortgang zu Tage beförderte. Galt es aber die Ritterorden selbst, dann geziemt wohl dem Adel einzig und allein die Ehre und der Ruhm ihrer Begründung und Verbreitung.

Wie schön muß sich z. B. — und erst wie edel in seinen Wirkungen — vor Alters der Orden der christlichen Liebe (ordo christianae charitatis), gestiftet von Heinrich III., Könige in Frankreich, oder der Ritterorden de la noble Passion (ordo animi generosi), begründet vom Herzoge Johann Georg zu Sachsen-Weißenfels am 24. Juni 1704, oder der Orden der Mässigkeit (ordo temperantiae), aufgerichtet auf Angeben eines Freiherrn von Dietrichstein unter dem Adel der 3 Fürstenthümer Steyermark, Kärnthen und Krain um das Jahr 1517 u. s. w. ausgenommen haben! Allein, alle diese Orden und Gesellschaften waren Kinder der Würde, und Früchte heiligen Ernstes!

Nun wollen wir aber auch eine Gesellschaft und zugleich ein Kind des Wizes und der Laune kennen lernen, die, ungeachtet ihres widerlichen Titels, doch einen nüzlichen Zwek beabsichtigte. — Es begründete sich nemlich in der Mitte des 14. Jahrhunderts in Polen — von etlichen Magnaten aufgerichtet, an ihrer Spize Psomka — eine damals so benannt wordene Narren-Gesellschaft. Sie kreirten darin nach Art der polnischen Republik einen König, Reichsräthe, Castellane u. s. w. Wer nun immer etwas Lächerliches an sich hatte, dem schikte die Narren-Gesellschaft eine Vokation zu solchem Amte ins Haus; z. B. wer gern von Hunden diskurirte, der wurde Kron-Jägermeister, wer zu viel Rühmens von seiner Courage machte, der wurde Kron-Feldherr u. s. w. Es durfte solches Amt Niemand recusiren, wenn er die Sache nicht übel ärger machen und noch mehr durchgezogen seyn wollte; und es wurde dabei diese Gesellschaft in kurzer Zeit so stark, daß Niemand am königlichen Hofe war, der nicht ein Amt darunter hatte. Aber ein Fundamental-Gesez war dieses dabei, daß kein Pasquillant darunter geduldet und aufgenommen werden durfte, und die Tenbenz dieser Gesellschaft — auch Respublica Babinensis — von dem Rittergute unweit Lublin des obigen Psomka — genannt, ging vorzüglich dahin, die damaligen jungen Leute vor allen dergleichen übel anstehenden Gewohnheiten, Untugenden 2c., die darin zensirt wurden, zu warnen.

Neuer Bienenkorb.

Der französischen Akademie der Wissenschaften wurde ein neuer Bienenkorb, dessen Erfinder

Nutt in England ist, vorgezeigt. Von einem einzigen Stok hat man in einem solchen Korb gegen 3 Zentner Honig erhalten, wobei den Bienen noch ein hinreichender Wintervorrath gelassen wurde. Man hat in der Nähe von London und auch anderwärts von dieser Erfindung praktische Anwendung gemacht und ein Bienenwirth hat aus 8 solchen Bienenkörben 10 Zentner Honig erhalten. Der Korb besteht aus 4 Theilen, wovon 2 übereinander und 2 an den Seiten liegen. Der mittelste größte Theil wird von den Bienen lediglich zur Fortpflanzung ihrer Kolonie benüzt; der oberste dagegen enthält eine Glasgloke, in welche die Bienen den Honig machen. Der Honig läßt sich herausnehmen, ohne daß eine Biene dabei getödtet wird. Ein solcher Stok schwärmt auch nur dann, wenn es der Bienenvater haben will. Nutt soll schon seit 12 Jahren von einem und demselben Stoke der Art fortwährend die reichsten Ernten erhalten haben. Die Sache erscheint so wichtig und interessant, und verspricht unseren Landwirthen einen so einträglichen Erwerb, daß es nöthig ist, die allgemeine Aufmerksamkeit darauf zu richten und diese Blätter mögen dazu beitragen.

Ueber Störungen im Schlafe und Mittel dagegen.

Manche reiche Leute sagen zuweilen, daß sie viel darum geben wollten, wenn sie nur schlafen könnten. Aber warum lernen sie nicht die Kunst, zu schlafen? Und wir finden es in der That sehr sonderbar, wenn gesunde Leute nicht schlafen. Nur von den Störungen kann die Rede seyn. Diese sind freilich mannigfaltig und fast unzählig, die schlimmsten aber Die, welche von Kopf und Herzen ausgehen. Aergerliche pflegen vom ungewöhnlichen Geräusche herzurühren; an die Gewöhnlichen gewöhnt man sich gar bald, z. B. das Klappern der Mühlen. Da nun, wie man sagt, gegen jedes Uebel es auch ein, oft eine Menge Mittel gibt, so ist es an uns, Mittel gegen die Störungen im Schlafe auszumitteln.

Neulich gab Jemand den Rath, daß, wenn man wegen eines bösen Geräusches nicht einschlafen könnte, man sich gerade dieses zum Gegenstande des Nachdenkens machen sollte — oder Etwas, was dem gleich kommt, z. B. eine Kazenmusik, Singen auf der Strasse u. s. w. Kurz, man soll mitmachen, so weit es sich mitmachen läßt. — Im ersten Augenblike könnte einem dieser Rath lächerlich scheinen, aber er ist wirklich richtig, und bringt für den Unbefangenen die besten Folgen. Man wird sich hierbei erinnern, daß man sanft und bald einschläft, wenn uns Jemand Etwas vorliest, was angenehm ist, oder wir eine angenehme Musik hören. Viele Leute schlafen aus gleichem Grunde während einer langen Predigt sanfter als im Bette ein.

Wer über eine Störung ärgerlich wird, kommt selbst bei großer Müdigkeit nicht zum Einschlafen. Mürrische Leute haben keinen musterhaften Schlaf, der nur bei gemüthlichen Personen zu finden ist. Wer mit heiterm Gemüthe sich auf sein Lager strekt, pflegt wohl selten Ursache zu haben, den Schlaf durch künstliche Mittel herbei zu zaubern, von denen doch hier eigentlich die Rede seyn soll.

Dergleichen Mittel sind uns viele genannt worden, wir müssen aber bekennen, davon noch keinen Gebrauch gemacht zu haben, und wünschen sie, wie so viel Anderes, außer dem Gebiete des Bedarfs zu wissen.

Einige zählen, bis sie darüber einschlafen; ein gewisser Frommer meinte, daß er so lange das Vaterunser bete, bis ihm der Schlaf des demüthigen Beters zu Theil werde. Vormals lebte freilich ein Gott des Schlafes, Morpheus genannt, ist aber todt, um ihn durch Opfer zum Geben des Schlafes zu gewinnen. Das wäre allerdings das bequemste Mittel, wenigstens für Reiche, die immer vorweg stehen wollen. Arme Leute pflegen selten Ursache zu haben, den Schlaf zu suchen.

So gern wir auf der einen Seite nach vollbrachtem Tagewerke dem Schlafe entgegen gehen, und ihn zur Ruhe gestrekt erwarten, so glauben wir doch auf der andern, daß sich sehr viele Menschen durch eigene Schuld, selbst muthwillig, um den herrlichen Genuß eines stärkenden Schlafes bringen.

Ueber das Erblinden der Pferde.

Es wäre vielleicht keine ganz zweklose undankbare Bemühung, so manchen Terminus technicus des gemeinen Mannes und des Laien über die unsern Hausthieren oft zustossenden Uebel auf medizinische Wahrheit zurük zu führen zu suchen, und das im Ausdruk gegründete kunstmässig zu erläutern. So pflegt man z. B. zu sagen, das Pferd zieht auf den Augen und ist deßwegen blind; und gemeiniglich gibt man alle Hoffnung auf, ein solches Pferd wieder gesund auf den Augen machen zu können. Allein man erlaube mir hier dieser Meinung zu widersprechen, durch Erfahrung dazu berechtigt, und zugleich ein Mittel an die Hand zu geben, wie Pferden, die an dem genannten Uebel der Erblindung leiden, doch das Gesicht völlig wieder gegeben werden könne, wenn nur der Fehler nicht schon Jahre alt ist. Ich hatte in 2 verschiedenen Zügen einen Walachen und eine Stute, beide schon in ihren besten Jahren, von denen der Erste auf dem linken, die Leztere aber auf beiden Augen schon so erblindete, daß sie beim Ausspannen ganz bis auf ihren Standort geführt werden mußte; beide Augen waren schon mit einem durchsichtigen grauen Häutchen überzogen. Ich eilte also durch folgendes Mittel ihnen zu Hilfe. Ich nahm einen frischen eichenen Ast, 12 Zoll lang, bohrte ihn vermittelst eines großen Bohrers bis auf 3 Finger breit in die Länge ganz hohl, stopfte die Höhlung mit reinem Kochsalz fest aus, paßte oben einen Stöpsel darauf und warf nun das ganze Holz in ein starkes Feuer. Hier fand ich nach einigen Stunden eine kleine Salzstange, den Inhalt des hohlgebohrten Eichenastes. Dieses stieß ich in einem Mörser zu einem feinen Pulver, und blies nun von demselben 2 Mal täglich in den ersten 14 Tagen, die nächste Woche aber nur einen Tag um den andern nur ein Mal einen gewöhnlichen Federkiel voll in jedes kranke Auge, wonach sich jedesmal die Augen von einer Menge zähen Schleim reinigten. Und nach Verlauf von 3 Wochen sahen beide Pferde wieder völlig gut, und sind bis heute gesund auf ihren Augen.

Einfaches Mittel, den Rahm von der Milch zu sondern.

Aus den Blättern von New-York ist zu sehen, daß jüngst ein Amerikaner ein Patent darüber erhielt. Nach seiner Erfindung bringt man in das Milchgefäß ein Stük Zink oder wendet sogleich Milchgefäße von Zink an. Dadurch erhält man zugleich mehr und bessern Rahm und aus diesem eine angenehmer schmekende Butter.

Deßwegen werden schon häufig auch in England Zinkgefäße für die Milch verkauft.

Einfaches Mittel, die Freßlust bei dem Vieh zu befördern.

Sehr oft ereignet sich der Fall, daß Kühe plözlich Mangel an Freßlust zeigen, und deßhalb weniger Milch geben, auch wohl sichtbar abmagern und eine feste Haut bekommen.

Dieser Fehler liegt meistens, nach der geringen Einsicht des Einsenders (Herrn B. aus Kranichstein) nur im Mangel der Verdauungs-Kraft des Magens, und durch folgendes einfache Mittel hat Einsender bei sehr vielen Kühen diesen Fehler aufgehoben: „Man gebe diesen Kühen des Morgens nüchtern einen in Theer (Wagen-Pech) stark getränkten Hering ein, und wiederhole dieses Mittel nach einigen Tagen nochmals;" auch ist das Eingeben von altem Käse oft sehr dienlich, allein die Wirkung vom ersten Mittel ist schneller und sicherer.

Fischerei mit Hunden.

In England richtet man Hunde zum Fangen der Mäuse ab. In Irland werden aber Hunde als Gehilfen bei der Fischerei gebraucht. In Westerland gibt es viele Salme. Der Fischfang ist sehr bedeutend, und wird auf folgende Weise mit Hunden, die besonders dazu abgerichtet sind, betrieben. Sie stürzen sich ins Wasser, und nöthigen die Salme, nach den aufgestellten Nezen zu schwimmen, um darin gefangen zu werden.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen

Der Maienkäfer macht Antons Glük.

Anton war der Sohn eines Kupferstechers. Er ging eines Tages nach seiner Arbeit spaziren. Es war ein Maiabend, und Wonne und Vergnügen lachte rings umher von den blühenden Fluren, die ganz mit Blumen überdekt waren; Anton fühlte das Vergnügen, das ein schöner Frühlingsabend uns gewährt, und jagte den Maienkäfern nach, die schwarmweis sich auf die Bäume lagerten. Einer der schönsten und prächtigsten Käfer saß am Gipfel einer Staude, und wurde Antons Gefangener. Lange betrachtete Anton diesen sonderlichen Maienkäfer; er war schlanker als alle übrigen, und seine Flügel waren bräuner als die Flügel der übrigen Maienkäfer. Ich will dich nicht tödten, sagte Anton, armes Thierchen! genieße dein Leben, und freue dich deines Daseyns. Er ließ den Käfer wieder fliegen: wie erschrak aber Anton, als im Augenblik eine schöne Dame vor ihm stand. Guter Knabe! sagte sie, die Güte deines Herzens soll dir belohnt werden; denke in allen deinen Handlungen: eine gute That bringt immer Lohn. Die Dame ging wieder fort, und schenkte dem Knaben ein schönes Stük Geld.

Wahrhaftig! sagte Anton, diese Dame war gewiß ein übernatürliches Wesen. Ich hab unlängst so ein Feenmährchen gelesen; sie mag vielleicht selbst der Maienkäfer gewesen seyn: doch gut! ich will mich des Sprichworts erinnern: Eine gute That bringt immer Lohn. Anton kehrte ganz vergnügt nach Hause, und war munter; arbeitete jeden Tag fleißig fort, und sang manchmal: eine gute That bringt immer Lohn.

Es fügte sich, daß Anton in die Fremde reisen mußte; er kam nach Paris. Da war er lange und vervollkommnete sich in der Zeichnung. Allein das Glük fing an, ihn zu verlassen; er wurde krank — lag lange krank, mußte aus dem Hause, wo er arbeitete, und war aller Hilfe entblößt. Er saß traurig auf dem Zimmer einer armen Wittwe, die selbst sehr bedrängt lebte, und viele Kinder hatte. Sein Haupt auf die Rechte gestüzt, schlummerte er am Fenster; aber unerwartet wurde er aus seinem Schlummer aufgewekt, indem ein Knabe seiner Hausfrau zu ihm kam, und ihm einen Maienkäfer brachte. Mein Gott! rief Anton, und erinnerte sich des glüklichen Tages seiner Jugendjahre, und der Dame, die er an selbem sah. Eine gute That, sagte sie, bleibt nie unbelohnt. Mein Gott! ich that so viel Gutes, als ich konnte, und nun bin ich doch so elend! — — Er nahm den Maienkäfer, und ließ ihn fort fliegen. Geh hin, sagte er, und bettle Mitleiden bei deinen Brüdern für mich, denn ich finde keines bei den Menschen. Der Maienkäfer flog fort, und als es Abend wurde, und Anton noch am Fenster saß nahe an einem kleinen Gärtchen, kamen so viele Maienkäfer in sein Zimmer geflogen, daß die Leute darin kaum mehr Ruhe vor ihnen hatten. Anton haschte nun einige, und kleidete sie als kleine Soldaten; sezte ihnen Müzen auf, gab ihnen Säbelchen von Papier in die Füße, und schenkte sie den Kindern seiner Hausfrau zur Unterhaltung. Den andern Tag trugen die Kinder diese Rekruten in die Stadt, wo man nicht gewohnt war, diese Tändelei zu sehen. Es fügte sich, daß ein Marquis dieses Spielwerk sah; kaufte dem Jungen so einen gekleideten Käfer ab, und brachte ihn nach Hof, und erkundigte sich sogleich um das Haus Desjenigen, der diese Käfer so bekleidete. Der Käfer kam in die Hände der Königin; man lachte über den Einfall, und bald wurde Anton berufen, und mußte eine ganze Maskerade von Käfern machen. Nun arbeiteten Frau und Kinder, Anton und Gesellen — Alles an Käfer-Masken; und die Bestellung wurde so stark, daß man eine halbe Louisd'or für einen maskirten Käfer bezahlte. In etlichen Wochen erwarb sich Anton so viel Geld, daß er sich ganz aus der Noth retten konnte; er half auch der armen Frau und ihrer Familie, bei der er wohnte, und als er einst eingeschlafen war, träumte er einen großen Maienkäfer auf dem Nachttische zu sehen, der so zu ihm sprach:

„Anton! lerne durch dein Schiksal die Menschen kennen. Talente und Kunst machen nicht immer das Glük: es muß Etwas seyn, das die Neugier der Reichen reizt, wenn sie von ihrem Ueberflusse mittheilen sollen. Studire die Menschen, und denke, daß eine geheime Kraft oft in den unbedeutendsten Dingen liegt, und sollte es auch nur ein Maienkäfer seyn."

Rath.

Lächle nicht selten, doch lächle nicht viel,
Sey mir kein Trozbold mit Tigergebrüll,
Doch schütt' dein Herz nicht im Lachen heraus,
Weilst du im Zirkel, beim Spiel oder Schmaus.

Lächle, daß sanft sich das Herzlein bewegt,
Lächle, daß zart jedes Nervlein sich regt;
Doch lache nicht wie der liebende Hahn,
Denn sieh, am Lachen erkennt man den Mann.

Lächle als Kind, dem die Wonne jung glüht,
Lächle als Mädchen, dem sanfter Sinn blüht,
Lächle als Jüngling mit wachsendem Ernst,
Daß du bei Heiterkeit Ernstgefühl lernst.

Lache als Mann, wann die Stirne sich hellt,
Lache als Weib, wann dein Kummer zerschellt,
Lache mit Freunden — mit Frohen zur Zeit
Wann die Hilaritas Frohgefühl leiht.

Lächle, wann Sanitas freundlich dich küßt,
Wann dir Fortuna ihr Pförtlein aufschließt,
Wann dich Minerva mit Lorber umkränzt,
Daß so dein Name als Ruhmgestirn glänzt.

Lächle und lache — doch denke stets dran:
Vieles Gelächter steht Thoren nur an,
Lautes Gelächter ist Narrengebell:
„Grelle Gemüther entleeren sich grell."

Bonrath.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. G. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
III. Jahrgang. Nro. 20. 15. Mai 1836.

Inhalt: Von den Eigenschaften, der Zubereitung und Wirkung künstlicher Düngungsmittel. — Das Austrocknen der stehenden Gewässer. — Einfaches Mittel, die verhältnißmäßige Fruchtbarkeit eines Ackerbodens zu bestimmen. — Verschiedene Düngungsmittel ausländischer Völker. — Ueber die Felddistel und deren vermeintlichen Nutzen als Futter für Pferde. — Der mürrische Mensch.

Von den Eigenschaften, der Zubereitung und Wirkung künstlicher Düngungsmittel,

deren sich der Landwirth noch außer den thierischen Abgängen mit großem Nutzen bedienen kann, ohne jedoch zu behaupten, daß ihre Zahl hier erschöpft erscheine.

Sie bestehen

1. aus Erbsen und Wiken, die zur Zeit, wenn sie in voller Blüte stehen, untergeakert werden müssen.
2. Aus Unkraut und anderen Abgängen aus den Gärten ꝛc. Aus Erdäpfelstangen und dem Laub von allen Bäumen, warunter das Erlenlaub das vorzüglichste ist.
3. Aus den Haaren, Hörnern, Knochen, Klauen, Blut, Lederabfällen; aus Müscheln und Austerschalen.
4. Aus der gebrauchten Gerberlohe, wenn sie wenigstens 3 Jahre alt ist.
5. Aus Kalk.
6. Aus Gyps.
7. Aus den Abgängen von den Salinen; aus der Asche und Seifensiederäscherich.
8. Aus dem Mergel.
9. Aus dem Torf.
10. Aus dem Ruß von Schornsteinen und Oefen, und dem Kohlenstaube, sowohl von Holz- als Steinkohlen.
11. Aus See- oder Teichschlamm.
12. Aus alten Lehmwänden und gebrannten Lehmen, Ziegeln ꝛc.
13. Aus den Rasen.
14. Aus verschiedenen Wässern.

Diese Düngunsmittel, welche verschiedene Bestandtheile und Eigenschaften besitzen, erfordern auch eine verschiedene Anwendung.

1. (Von den Erbsen und Wiken.) Die Entlegenheit mancher Feldgüter und der Mangel an Zugvieh hindert nicht selten die Landwirthe an ihrer Düngung; oft fehlt es auch an Dünger; in diesen Fällen können sie sich damit helfen, daß sie Erbsen und Wiken einzeln oder vermischt auf die Aeker säen, welche sie düngen wollen; diese Früchte läßt man bis zur Blüte stehen, dann werden sie mit derselben untergepflügt. Sie geben, besonders gemischt, einen guten Dünger.

2. (Vom Unkraut, Kartoffelstengel ꝛc.) Alle diese Dinge geben, entweder vermischt mit anderm Dünger, oder auch ohne solchen, wenn sie gut vergohren haben, einen guten Dünger.

3. (Von Haaren, Hörnern, Klauen ꝛc.) Diese liefern einen sehr fetten, anhaltenden, trefflichen Dünger, nur erfordern sie viele Zeit zur Fäulung. Man pflegt sie auch frisch an die Stämme der Fruchtbäume mit gutem Erfolge einzugraben, nur müssen sie die Wurzeln nicht berühren. Die Hornabfälle von den Kammachern sind ebenfalls, besonders für Fruchtbäume, ein guter Dünger; auch in Weingärten werden sie mit Erfolg angewendet. Eine Hand voll solcher Späne ersezen einen Korb voll anderen Mist.

4. (Von der Gerberlohe.) Da dieselbe noch immer nicht ganz von der Gerbesubstanz befreiet ist, so erfordert sie oft mehrere Jahre, bis sie fault. Im schweren feuchten Boden kann sie auch früher mit Nuzen verwendet werden, sowohl allein, als mit anderm Dünger vermengt, der ihre Fäulung befördert.

5. (Vom Kalk.) Der Kalk soll nie äzend, das ist, frisch gebrannt, angewendet werden. Man läßt ihn entweder an der Luft frei (doch bedekt) liegen, damit er die beim Brennen verlorne Kohlensäure

aus der Luft wieder annehme und zerfalle, oder beschleunigt dieß durch Anspritzen mit Wasser, oder noch besser mit Urin oder Mistjauche; vermengt man frisch gelöschten unzerfallenen Kalk mit feuchtem oder nassem Dünger, so befördert er und beschleunigt außerordentlich die Gährung, zu welchem Behufe man ganz dünne Lagen zwischen dem Dünger einstreuen kann, nur muß der Dünger nicht zu troken seyn, um nicht in Brand zu gerathen. — Das Kalkmehl (kohlensaurer Kalk) thut besonders gute Wirkung in schweren, zähen oder feuchten Aekern, wenn es auch nur dünne, aber gleich vertheilt wird, besonders nach der Brache, oder nach dem ersten Pflügen. Im Falle anhaltender Regen, oder große Hize zu besorgen wäre, egget man es gleich unter, außerdem kann es 8 bis 14 Tage frei liegen bleiben, um mehr Oxygen der Erde zuzuführen.

Soll das Kalkmehl auf magerem Boden angewendet werden, so muß man es vorher mit Vieh-Mist vermengen. Den trefflichsten Dünger liefert der Kalk, wenn er mit Koth und Urin von Menschen vermengt wird; in diesem Falle soll er frisch gebrannt, und nicht zerfallen, damit vermischt werden, obschon auch der zerfallene (kohlensaure) anwendbar ist, nur ist der erstere wirksamer.

Würde man in den Gegenden, wo es Kalk-Steine im Ueberfluße gibt, besondere Kalksteinmühlen errichten, um sie ungebrannt zermalmen zu können, so könnte viel Holz erspart, und dieser treffliche Dünger, der besonders in England häufig angewendet wird, weniger kosten und allgemeiner angewendet werden können.

Hieher gehört auch die Kreidenerde, welche auch kohlensaure Kalkerde ist.

6. (Vom Gyps.) Der schwefelsaure Kalk oder Gyps befördert vorzüglich die Fruchtbarkeit der Erde durch seinen Gehalt an Schwefelsäure, welche bekanntlich viel Oxygen sich aneignet. Der Gyps unterscheidet sich vom Kalke blos durch diesen Antheil an Schwefelsäure; wirkt nun, wie die Erfahrung lehrt, schon der Kalk allein sehr vortheilhaft auf die Akererde, so ist dieß in Verbindung mit der Schwefelsäure um so mehr der Fall. Der Gyps verliert beim Brennen die Schwefel-Säure nicht, sondern blos sein Cristallisationswasser, das 24 proC. beträgt. Vermengt man mit gebranntem Gyps diese verhältnißmäßige Menge Wasser, so nimmt er es sehr begierig auf und erhärtet, nimmt man aber mehr Wasser, als zu seiner Sättigung erforderlich ist, so erhärtet er nicht. Gebrannter Gyps wäre sonach auf nasse Gründe und sumpfige Wiesen trefflich anzuwenden, aber nicht auf trokene.

Bei der Anwendung des ungebrannten Gypses nimmt man zum Erstaunen wahr, daß er seine Kraft auch dann noch äußert, wenn ein begypster Kleeaker im Herbste umgerissen, und mit Winter-Frucht bestellt worden ist, indem er die Verwesung der Kleewurzeln so befördert, daß jede Fruchtgattung, auch ohne Dünger, einen eben so reichlichen Fruchtertrag liefert, als ein nebenanstehendes frisch gedüngtes Brach- oder anderes Feld kaum zu bringen vermag. Um dieß noch mit den grossen Vorzügen, daß die fetteste Frucht in einem solchen Kleeaker nicht zu Lagergetreide wie die Frucht im Mistaker wird; und daß selbe von reicherem und schwererem, zahlreicherem Körnergehalt, als die vom Mistaker, wobei jedoch vorausgesezt wird, daß der Aker, wovon die Rede ist, stark mit Klee, aber nicht mit Unkraut bereichert war, welches gewöhnlich zu geschehen pflegt, wenn man den Klee länger als ein Jahr, nachdem er gesäet worden ist, benüzen will, weil er im dritten Jahre schon sich verliert, und dessen Stelle Unkraut einnimmt.

Demungeachtet wird es nothwendig seyn, die Aeker manchmal auch mit Viehdünger und anderen Düngerarten, welche Dammerde liefern, zu verpflegen. Gyps und Kalk befördern durch Aufnahme des Oxygens die Fruchtbarkeit (Befruchtung), die anderen faulenden Düngerarten aber die Nahrung der Pflanzen, durch die Entwikelung der Kohlensäure.

Aus dieser Ursache ist eine Düngerart, die nun in England unter dem Namen Urate häufig angewendet wird, eine der vorzüglichsten. Sie besteht aus einer Vermischung von rohem Gyps und menschlichen Abgängen. Ein solcher Dünger gewährt nicht nur Befruchtung der Pflanzen,

sondern er gibt ihnen auch Nahrung, erfüllt also alle Forderungen, die man an einem guten Dünger machen kann. Statt menschlichen Abgängen kann man auch solche von Vieh nehmen.

7. (Von den Abgängen aus den Salinen. *) Diese sind besonders auf bemooste Wiesen sehr anwendbar. Bei den Sommerfrüchten schaffen sie guten Nuzen, wenn die Aeker das Jahr zuvor gut gedünget worden sind; die Anwendung kann hier also geschehen: Man streue kurz vor einem zu vermuthenden Regen die Abgänge aus den Salinen, Asche und Seifensiederäscherich und dergleichen auf die bereits aufgegangenen Früchte auf, oder kurz vor dem Aussäen, doch so, daß vor dem Säen ein Regen die Auflösung bewirken könne. In England wird auch viel Salz zum Dünger verwendet, und neuere ökonomische Schriften erschöpfen sich im Lobe des Salzes zu diesem Behufe, wenn es — nicht zu häufig angewendet wird, in welchem Falle es nach angestellten Versuchen auch schädlich wird.

8. (Vom Mergel.) Der Mergel ist eine mit Kalk vermengte Erdart. Herrscht der Kalk vor, d. i., enthält der Mergel mehr Kalk, als Erde, so heißt er Kalkmergel; enthält er aber mehr Thon, als Kalk, so wird er Thonmergel genannt. Wir haben gesehen, in wie ferne, und wie der Thon und wie der Kalk auf die Befruchtung der Erde einwirke, und können hieraus leicht auf seine Anwendungsart schließen. Da der Mergel Kalkerde enthält, so muß er mit Säuern aufbrausen, und je mehr dieß geschieht, je mehr Kalkerde enthält der Mergel.

Ist der Mergel ausgegraben, so muß er eine Zeit lang liegen bleiben, um vorher zu zerfallen, und dadurch die Kohlensäure aus der atmosphärischen Luft aufzunehmen und sich anzueignen, ehevor er auf die Aeker geführt wird, auf welchen man ihn dünn ausbreitet, und nachdem er 8 bis 14 Tage so gelegen ist, unterakert. Um ihn durch öfteres Pflügen mit der Akererde recht wohl zu vermengen, führt man ihn am Besten auf die Brache. Die Vermengung mit anderem, besonders thierischem Dünger ist bei der Mergeldüngung sehr nüzlich, besonders bei einem an Dammerde armen Boden.

9. (Vom Torfe.) Dieser muß entweder zu Asche verbrannt, oder Lagenweise mit Kalk (am Besten äzendem, frisch gebranntem) und je nach der Anwendung zu einem Aker, mit Sand oder Thon vermengt, wenigstens ein Jahr liegen bleiben, ehevor er gebraucht wird.

Die Torfasche tilgt das Moos auf nassen Wiesen, sie ist auch bei Sommerfrüchten anwendbar.

10. (Vom Teichschlamme.) Dieser muß ebenfalls vor der Anwendung ein Jahr lang liegen bleiben, um ein guter Dünger zu werden. Alle in demselben befindlichen vielen Unkrautswurzeln müssen gut verfaulen.

Im leichten Akerfeld thut der Teichschlamm sehr gute Dienste, auch auf dem Grasboden, wenn er auf kleine Haufen dahin gebracht, und vor der Ausbreitung so troken geworden ist, daß er beim Herumstreuen wie Sand auseinander fällt.

11. (Vom Ruß aus den Schornsteinen und Oefen.) Da derselbe ohnehin nie in großer Menge erhalten und unvermengt angewendet wird, so wird nur bemerkt, daß er unter jeder Art Dünger gute Dienste leistet. Der Kohlenstaub ist besonders für schwere Gründe und Thonboden zu empfehlen.

12. (Von alten Lehmwänden und gebrannten Lehmen.) Dieser Dünger ist leichten und sandigen Aekern sehr zuträglich. Man verlasse sich aber nicht auf denselben allein, sondern wende im zweiten oder dritten Jahre auch Viehdünger an.

Die Lehmdüngung kann, nach Beschaffenheit des Bodens alle drei, vier bis fünf Jahre wiederholt werden. Die alten Lehmwände bedürfen keiner weiteren Zubereitung, nur der frische Lehm muß gebrannt werden, wozu jeder Bakofen zu gebrauchen ist. Beide werden vor der Anwendung klein zerschlagen, auf kleine Haufen gesezt, und 8 bis 14 Tage vor dem Unterpflügen dünn verbreitet. Je öfter nachher der Aker umgepflügt wird, desto besser vermischt sich der Lehm mit der Erde.

---

*) Diese bestehen aus dem sogenannten Pfannenstein, der sich bei dem Sieden des Salzes an die Pfanne ansezt und steinhart wird (seine Bestandtheile sind vorzüglich Gyps, dann auch Kalkerde und Talkerde (Magnesia), unreines Kochsalz), und aus Asche.

Im Sandboden thut diese Düngung Wunder, und hält sehr lange an.

13. (Vom Rasen.) Die Rasen können auf dreierlei Art zum Düngen geschikt gemacht werden. Entweder durch das Brennen, oder man bringt sie auf Haufen und läßt sie faulen; oder man vermischt sie zu diesem Behufe mit Mist.

Wenn man die Rasen mit oder ohne Mist verfaulen lassen will, so löse man sie mit einer Haue von ungefähr 9 Zoll breiter Schneide von der Erde ab, und lasse sie so lange umgewendet liegen, bis die vorher unten gewesene, nun obere Seite grün zu werden beginnt, alsdann aber, ebenfalls in dieser Lage, auf Haufen bringen, dergestalt, daß, wenn man die Rasen mit Mist vermengen will, zuerst eine Lage von Rasen, dann darauf eine Lage von frischem ungegohrenen Stallmist gemacht, und damit so lange fortgefahren wird, als Mist und Rasen vorhanden sind. Oben macht man die Haufen, welche nur 3 bis 4 Schuh hoch zu seyn brauchen, breit und in der Mitte etwas vertieft, um dem Regen Eingang zu verschaffen; auch bringt man oben eine doppelte Deke von Rasen an. Wenn die Rasen mit Mist vermengt werden sollen, so ist das Verhältniß dabei zu beobachten, daß, wenn man die Hälfte Mist dazu bestimmt, die Rasen 6 Zoll dik bleiben müssen, aber nur kaum 3 Zoll dik, wenn man nur den dritten Theil Mist darunter mischen will. Noch besser und wirksamer kann dieser Dünger zubereitet werden, wenn man jede Schicht Rasen mit zermalmtem ungelöschten Kalk nur ganz dünn bestreuet, der die Auflösung des Rasens befördert, und den Dünger noch fruchtbarer macht. Auf diese Weise behandelt, können die Rasen in 2 bis 3 Monaten ganz durchgefault seyn.

Auf diese Art kann man nicht nur eine für alle Felder vortreffliche, sondern auch vermehrte Düngung erhalten, welche für Besizer von entfernten oder auch abhängigen Aekern doppelt schäzbar ist; sie ist zugleich unverbesserlich, diese Düngerbehandlung, weil sie viele Mistfuhren in Ersparung bringt.

14. (Von düngenden Wässern.) Die chemische Anziehungskraft zeigt sich überall in der Natur sehr mächtig, und erscheint wie ein Proteus, der aus einer und derselben Materie die verschiedenartigsten Gebilde hervorgehen läßt; mächtig schon dadurch, daß, wenn sie einmal sich äußert, sie andere Kräfte einschränkt und ohne weiteres Zuthun fortwirkt, bis ihr nichts mehr widerstrebt. Die allgemeine Anziehungskraft wird selbst überwältigt, und es muß ein fester Körper oft tropfbar, flüssig oder gar luftförmig werden. Dieß sehen wir am Deutlichsten an den organisirten Körpern, wenn sie der Zerstörung folgen, und in Dünger übergehen. Sinkt z. B. eine Pflanze, nachdem sie ihr höchstes Ziel erreichte, ermattet zum Erdboden, so wirken Luft und Wasser heftig auf sie ein. Indem sie eindringen, lösen sie den Stoff, der die Pflanze (oder jeden andern organischen Körper) bildete, in Luft und Dunst auf, und nur ein wenig Erde bleibt zurük. Alles, was fest oder flüssig war, mußte zergehen und dem Eindruke der äußern Stoffe folgen, und dieses von selbst erfolgende Einwirken der Materie auf die Materie charakterisirt auch die chemische Einwirkung bei der Düngerbildung, bei welcher das Wasser eine Haupt-Rolle spielt.

Unbedingt wirken die Körper nicht auf einander ein; zur chemischen Einwirkung ist noch Mehreres erforderlich. Wenigstens Ein Körper muß flüßig seyn, wenn sie auf einander wirken sollen; wollen wir nun die Wirkung beschleunigen, so müssen wir die Körper, ihre Eigenschaften und Verwandtschaften, das ist, das Vermögen, auf einander einzuwirken, kennen.

Groß erscheint der Einfluß des Wassers in der Natur dadurch, daß es in dem Luftraume niemals fehlt, sondern beständig in demselben ausdünstet; wo die Luft hineindringt, da wird sie in der Regel von dem Wasser begleitet. Es ist gleichsam, als wenn die Natur auch durch die Luft das Wasser zur Nahrung der Pflanzen, zur Ausbildung der Körper geben müßte, da seine Wirkung sehr beschränkt seyn würde, wenn es nur in seinen Betten an der Erde flöße.

Wie könnten Pflanzen auf dürren Mauern, im dürrsten Sande lange fortleben, auch ohne Re-

gen fortleben, wenn die Luft nicht Wasser aufgelöst enthielte, und es ihnen zuführte!

So allgemein die Wirkung des Wassers nun auch ist, so hat man doch lange Zeit darauf nicht geachtet. Höchstens sah man es als ein Auflösungsmittel an, nahm es als etwas ganz einfaches, als Element, wodurch es aber eben die allgemeinste Wirkung haben und Bestandtheil aller Körper seyn mußte. Schon Thales sagt vom Wasser: „Die Urmaterie, woraus Alles entstanden ist, worin Alles aufgelöst ist, ist das Wasser. Die Nahrung aller Wesen ist feucht, selbst das Sonnenfeuer ist wässriger Natur; das Feuer ist ausgedünstetes Wasser. Durch Verdichtung bilden sich alle Wesen, durch Verdünnung des Wassers bildet sich die Luft und der Aether.“

Das Wasser besteht aus der Basis des Sauerstoff- und Wasserstoffgases, oder aus Oxygen und Hydrogen. Nach Lavoisier enthalten 100 Theile Wasser dem Gewichte nach 85 Theile des ersteren und 15 des lezteren. Dem Umfange nach ist das Verhältniß gleich 100 Theilen Sauerstoffgases gegen 200 Theile Wasserstoffgas.

Dieser reiche Antheil an Sauerstoffgas qualifizirt das Wasser an und für sich schon zu einem der nothwendigsten und wirksamsten Befruchtungsmittel, allein die Wässer sind nie ganz rein; gewöhnlich enthalten sie Erdtheile und Salze 2c.; Stoffe, die sie aus der Erde, die sie durchfließen, aufnehmen. Ist das reine Wasser schon ein Düngungsmittel, so muß ein mit anderen befruchtenden, oder zur Nahrung der Pflanzen dienlichen Stoffen vermengtes es um so mehr seyn. Wir haben diese Stoffe kennen gelernt, und werden nun begreifen, wie ein im Wasser großentheils aufgelöster und mit solchem vermengter flüßiger Dünger kräftiger wirken könne, als ein blos feuchter. Die ebenfalls befruchtende Luft haben wir nicht so in unserer Gewalt, als das aus derselben entbundene Wasser, und wie es am Zwekmäßigsten zu benüzen ist, haben wir bereits angeführt.

Die Düngerbildung ist Zerstörung zum Behufe neuer Gestaltungen; die Natur bewirkt sie ohne unsere Einmengung, aber zu unseren landwirthschaftlichen Zweken zu langsam; sie vertheilt die befruchtenden Stoffe zu unseren Absichten zu ungleich, wir müssen ihr also auch hier, wie bei so vielem Anderen mit der Kunst zu Hilfe kommen, und sie zwingen, ihre Kräfte zu beschleunigen, da sie sich aber keine Geseze vorschreiben läßt, so muß man die ihrigen kennen lernen, und selbe unserer Verfahrungsart zu Grunde legen.

Das Austroknen der stehenden Gewässer.

Das beste Mittel, Moräste, die keinen Abfluß haben, oder deren Lage nicht gestattet, ihnen durch Rinnen einen Weg zum Abfließen zu bahnen, dennoch allmählig auszutroknen, ist, wenn man sie mit Weiden, Erlen, Eschen, Aspen, Ahorn Negundo, Saalweiden, Pappeln aus Canada, der Schweiz und Italien, und anderen dergleichen Bäumen, so wie mit lippenförmigen, ranunkelartigen, doldenförmigen Pflanzen, mit Rohr und Gräsern bepflanzet; denn man weiß aus Erfahrung, daß z. B. eine Weide von 10 Jahren binnen 24 Stunden mehr als sechs Pfund an Wasser einschluken kann. Zugleich muß man das an der Nähe der Moräste liegende Erdreich zu erhöhen und anzubauen sich bemühen. Auch hat man bei dergleichen Arbeiten darauf zu sehen, daß man bei schöner Jahreszeit damit beginnet, und vor den Herbstregen damit aufhöret; daß man ferner zuerst den stehenden Gewässern so viel möglich einen Abfluß zu geben suche.

Ein Freund des Verfassers hat einen großen Sumpf nach und nach auf folgende Art zu sehr fruchtbaren Getreidefeldern umgeschaffen. Zuerst suchte er durch einen Graben so viel möglich von dem zufließenden Wasser abzuleiten; dann ließ er das häufig in den Sumpf gewachsene Rohr umlegen, und mit Erde bedeken, die er von einem nahen Hügel an der Strasse nahm, und dieß Alles ohne besondere Arbeiten oder Fuhren zu bedürfen, indem er die seinigen in solchen Zeitpunkten benüzte, in welchen keine Arbeiten Statt fanden.

Empfehlenswerthes Futterkraut.

Als ein vortreffliches Futtergras, womit ohne Beimischung von Körnerfutter Horn- und anderes

Vieh sich vollkommen ausmästen lassen soll, wird der auf guten Wiesen hin und wieder wildwachsende Muhár (Panicum germanicum) angepriesen. Es soll nicht im Geringsten aufblähen, und somit ohne Gefahr verfüttert werden können; besonders in Gegenden, wo schlechte oder magere Wiesen sind, sey es ein unschäzbares Futtergewächs, und komme am Besten in lokern, sandigen Gründen fort. Will man eine reiche Ernte von demselben haben, so muß man das Feld so fein eggen, daß gar keine Schollen übrig bleiben. Bauet man ihn zur Fütterung, so muß er gemäht werden, wenn die Blätter noch schön grün und die Aehre oder Kolben dunkelbraun sind. Auf ein Feld von drei Mezen Aussaat braucht man nicht mehr als eine Viertelmeze Muhársamen, weil man auf einen Wurf nicht mehr nimmt, als man zwischen drei Finger fassen kann.

Einfaches Mittel, die verhältnißmäßige Fruchtbarkeit eines Akerbodens zu bestimmen.

Nach (dem berühmten englischen Chemiker) Davy ist im Allgemeinen diejenige Erde die fruchtbarste, welche in gleicher Zeit und unter übrigens gleichen Umständen aus der Luft die meiste Feuchtigkeit anzieht. Um dieses genau bestimmen zu können, troknet man die zu vergleichenden Erden zuvor bei einer Temperatur von 80° R. (Hize des siedenden Wassers) stark aus, läßt sie erkalten, wiegt sie und sezt sie einer recht feuchten Luft aus; am Besten, indem man die Schälchen mit der Erde mit mehreren Schalen heißen Wassers umgibt (oder indem man sie in einen feuchten Keller stellt). Nach Verlauf von 2 Stunden bestimmt man die Menge der angezogenen Feuchtigkeit durch ein zweites Wägen. Jene Erde, welche die stärkste Gewichtsvermehrung zeigt, hat am Meisten Feuchtigkeit angezogen, und ist mithin die fruchtbarste.

Mittel zur Beförderung des Haarwuchses.

Seit längerer Zeit sind eine Menge Arzneimittel zur Beförderung des Haarwuchses empfohlen worden; worauf es hiebei öfters und namentlich in Rüksicht auf die enorm hohen Preise derselben abgesehen ist, leuchtet klar genug ein. Ueber ihre Wirksamkeit mag ich nicht urtheilen, wohl aber darf ich darauf aufmerksam machen, daß ein günstiger Erfolg nur in Fällen zu erwarten steht, wo die Haarwurzeln vorhanden und gesund sind. Für diese Fälle will ich denn auch mit einem vielfach erprobten Mittelchen hervortreten, welches vor allen übrigen den großen Vorzug hat, daß es nicht in den Mantel des Geheimnisses gehüllt werden darf, und daß es sehr wenig kostet.

Das zu beobachtende Verfahren ist folgendes: jeden Morgen wird mittelst eines mit dem feinsten Rum angefeuchteten Flanellstükes die von Haaren entblößte Kopfhaut sanft abgerieben, wodurch nicht blos der Kopf rein erhalten, sondern auch die Haarwurzel auf doppelte Weise gestärkt wird. Man darf nicht fürchten, durch die Feuchtigkeit oder durch das Spirituöse sich Nachtheil zuzuziehen, und das nach jedesmaliger Waschung entstehende Gefühl ist höchst angenehm. Nachdem der geringe Grad von Feuchtigkeit, welcher nach dem Abreiben zurükbleibt, verdünstet, und der Kopf nebst den noch etwa vorhandenen feinen Härchen troken geworden sind, wird die Kopfhaut mit einer kleinen Quantität guter, aus gereinigtem Rindermark (durch Kochen mit Wasser) und etwas wohlriechendem Oele bestehender Pomade eingerieben, und auf solche Art der Haarwurzel die zu seiner Ernährung und Ausbildung nöthige Fettigkeit gegeben. Die einzige Vorsicht, welche man zu beobachten hat, besteht darin, daß man sich nach der Waschung so lange im Zimmer aufhält, bis der Kopf ganz troken geworden ist.

Von einem praktischen Arzte.

Verschiedene Düngungsmittel ausländischer Völker.

In manchen Gegenden düngt man mit See-Muscheln, die man mehr oder weniger mit andern Produkten aus dem Mineral- und Pflanzenreiche vermischt.

In Schottland bei Lanerk, wo viel Gerste,

Haser und Kartoffeln gebauet werden, findet man vier Fuß tief unter der Erde einen weißen Mergel voll Muscheln, der dort der gewöhnliche Dünger ist. Auf der Insel Bute in Schottland auf der Ostseite bedient man sich eines Düngers, der in Korallen, Seemuscheln, Seegras und Kalkstein besteht. Auf der Insel Arran daselbst düngt man ebenfalls mit Seepflanzen, Korallen und Muscheln. Auf der Insel Mull daselbst bedient man sich des Muschelsandes.

Zu Malmö in Schonen wird hauptsächlich Seegras zum Dünger benüzt; wenn es verfault ist, gibt es eine schöne schwarze Erde. Die Gothländer wenden es nur auf sandigen Feldern an.

In Irland, besonders um Westpoel, schäzt man ein Fuder Meergras so hoch, als sechs Fuder Mist. Man läßt den Mist ungenüzt liegen, und werden die Haufen zu groß, so verlegen die Einwohner ihre Hütten auf andere Pläze, um ihren Unannehmlichkeiten zu entgehen.

In Süderland sah Pennant, daß man die Felder, um sie zu düngen, mit Ellernzweigen belegte. Man läßt sie den Winter hindurch liegen, um zu faulen, im März werden die unverfaulten Theile abgeharkt und die Felder umgepflügt. Zu gleichem Zweke braucht man die Farrenkräuter.

Linné bemerkte in Schonen, daß man die Erbsen als Verbesserungsfrucht ansäete, nicht, daß man sie unterpflügte, wenn sie in die Blüte traten, sondern der Stoppel selbst schrieb man eine düngende Kraft zu. In England werden Rüben untergepflügt und als Düngemittel angesehen. In manchen Gegenden läßt man die Getreidestoppeln hoch stehen und brennt sie hernach ab.

Ueber die Felddistel und deren vermeintlichen Nuzen als Futter für Pferde.

Es ist wohl Niemanden unbekannt, daß die Felddistel (Carduus crisp.) von den Landwirthen durchgängig als ein vortreffliches Frühjahrsfutter für Pferde angewendet und empfohlen wird, und man sieht daher im Frühjahre manchen Armen damit beschäftigt, sie auf den Rainen und vorzüglich auf den Brawäkern aufzusuchen und auszustechen. Es ist nicht zu läugnen, daß dieses Futter von den Pferden, besonders aber auch von den Schweinen und andern Thieren sehr beliebt wird, und daß man es auch den jungen Gänsen als sehr gedeihlich reicht. Mir will aber diese Distel nicht so nüzlich und zuträglich für die Pferde erscheinen, als Einige davon rühmen. Daß sie ein reinigendes abführendes Mittel sey, kann man sehr leicht an der Ausleerung der Pferde abnehmen, zu der Zeit, wo sie Disteln unter dem Futter empfangen; aber dieses reinigende und abführende Mittel ist zugleich schwächend, wie alle dergleichen Mittel, und auch dieses kann man bei genauerer Aufmerksamkeit wahrnehmen. Auch ich hatte gehört und gelesen, daß die Distel den Pferden so gedeihlich sey, und sorgte dafür, die meinigen, wiewohl, unmäßig nicht damit zu füttern. Ich bemerkte aber bald, daß meine Pferde matter wurden und leichter in Schweiß kamen, selbst bei den leichtesten Arbeiten, und da ich die Ursache davon nur in den Disteln finden konnte, so stellte ich das Füttern derselben ein, und fand die Sache durch den Erfolg bestätigt. Ein Freund, dem ich meine Meinung über die Disteln mittheilte, versicherte mir, daß er die nemlichen Erfahrungen gemacht habe. Sein Reitpferd, das etwas schwach auf den Augen war, litt jedes Mal mehr an dieser Schwäche, wenn er ihm Disteln an das Futter mengen ließ; und da er endlich fürchtete, es möchte völlig erblinden, auch vergeblich manches Mittel versucht hatte, so entzog er demselben die Disteln gänzlich und der Erfolg war, daß dasselbe sich wieder besserte.

Ob ich gleich den Nuzen der Disteln nicht bezweifeln will, so glaube ich doch, daß man mehr Rühmens davon macht, als die Sache verdient. Vielleicht haben Andere gleiche Erfahrungen mit mir gemacht, und sollte es dann nicht gut seyn, diese öffentlich bekannt zu machen, um vielleicht dadurch ein schädliches Vorurtheil zu stürzen? F.

Der mürrische Mensch.

Eine einzige verstimmte Pfeife in der Orgel verdirbt das ganze Spiel. Eben so kann nun auch ein einziger mürrischer Mensch eine ganze Gesellschaft und ein einziger böser Mensch eine ganze Familie, ja, eine ganze Gemeinde verderben.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Eines der zahllosen Naturwunder.

(Die Todtengräber.)

Dieß todte Mäuschen wollen wir uns begraben lassen, Kinder! da sollt ihr eure Freude daran sehen. „Sollen wir ihm nicht selbst eine kleine Grube machen, es einsenken, und einen Stein dabei aufrichten?" — Mit nichten. Fällt der Natur hier nicht in's Amt. Sie wird schon selber sorgen. Aber legt die Leiche in die heiße Sonne; dann gebt ein wenig Acht, und bringt mir Nachricht, was geschiedt! — „Ach Vater, der Todtengräber ist schon da. Es ist ein Käfer, schwarz und gelb, so groß wie eine Bremse. Er lief ein Paar Mal auf und ab, dann fing er an, da, wo die kleine Schnauze auf der Erde lag, zu scharren, und hat schon eine ziemliche Grube fertig. Komm doch und siehe." — Sagt' ich Euch nicht, ihr würdet Eure Freude haben? Wie emsig er schaufelt! — „Ja, die Maus ist auch so groß gegen ihn, und die will er begraben? Wozu macht er sich die Mühe? Soll sie ihm zur Nahrung dienen? Ich sehe doch nicht, daß er davon frißt." — Ihm selbst soll es nicht zur Nahrung dienen, sondern seinen Jungen. Er will seine Eier darauf legen, und wenn hernach die kleinen Maden auskommen, sollen sie ihr reichliches Futter finden. Aber sedt! er kommt wieder aus seinem Loche heraus, und fliegt davon. — „Was bedeutet denn das? Was hat er nun im Sinne?" — Es wird sich in der Folge zeigen. Ich denke, er will sich Hilfe holen, weil ihm allein das Stük Arbeit zu schwer fällt. — „Ich möchte ihm wohl einen Streich spielen, und die Maus mit einem Faden an einem schrägestehenden Stoke befestigen, daß sie nicht in das Loch hinein konnte, wenn er auch zöge. Da wird er sich recht wundern" — Du bleibst doch immer der kleine Neker. Nun, es mag darum seyn, wenn du nur zu rechter Zeit ein Ende machst. — „Ich will nachher den Faden wieder zerschneiden. So! nun ist es fertig. Da kommt er auch schon wieder, und bringt einen Zweiten mit." — Wir wollen zurüktreten, um sie nicht zu stören. Jezt geht die Arbeit mit vereinten Kräften. Schon ist die Grube fertig. Nun kommt das Beste. „Sie fassen bei beiden Ohren an und ziehen, was sie können. Das sieht närrisch aus. Ja, zieht nur, arme Schelme! es wird nicht gehen; ich bin euch zu klug gewesen. Nun steht euch der Verstand stille, nicht wahr?" — Sie lassen nach, sie laufen hin und her. Guter Rath ist theuer. Jezt steigen sie auf die Maus, um das Hinderniß zu entdeken. Sie bemerken den Faden, der muß Schuld seyn. Sie nagen ihn durch, die Maus fällt. Bravo! Wer war nun der Klügste? — „Ei, das hätt' ich nicht erwartet. Ihr habt ja Menschenverstand. Ihr habt die Beute redlich erworben. Nun geht es wie ein Spiel, immer tiefer und tiefer hinunter. Die Maus ist verschwunden. Nur ein Stükchen vom Schwanze der Maus ragt noch hervor. Ha, ha, ha! das ist der Leichenstein. Nun dürfen wir keinen andern sezen.

Idee einer Licht- oder Farben-Musik.

Groß sind in der Natur die Wirkungen des Lichtes, so wie auch der verschiedenen Farben des Lichtes. Die Ausführung einer künstlichen Lichtmusik ist noch kommenden Generationen vorbehalten. Sie würde vielleicht in einer auf einander folgenden künstlichen Farbenerregung, und Vermischung bestehen. Ich size im Geiste vor dem aufgerollten Vorhange eines Theaters, in dessen Hintergrunde sich eine weiße Wand darstellt. Das Lichtkonzert hebt mit einem muntern Licht-Allegro an. Es folgt schnell der Wechsel der verschiedensten Farben, und ihrer Nüancen an der weißen Wand. Bald ist eine Farbe eine längere Zeit nach Anweisung ganzer Noten gegenwärtig. Sie wird durch Farben-Terzen und Quorten in Sechzehntheilen verdrängt. Ihr folgen Octavensprünge vom Hellern zum Dunkeln. Jezt ist es plözlich finster. Große Pause der Lichtmusik. Die sieben Farben des Prisma ziehen vorüber. Das Stük fing in Violet oder C-Dur an, und endigt nach ausgehaltenem Trillo in eben dieser Farbe.

Nun folgt ein Licht-Adagio. Die Farben treten langsamer auf. Häufig finden sich traurige halbe Farben ein, welche durch die sanftern in unendlichen Nüancen harmonisch wieder aufgelöst werden. Die Vorstellung schließt endlich mit einem Fugensaz, in welchem sich die mannigfaltigsten Farben einander nach gewissen Regeln jagen, und dem Auge vorüberfliegen.

Wird mit dieser Licht- oder Farbenmusik noch eine Luft- oder Tonmusik hinter den Coulissen verbunden, so muß die Wirkung himmlisch seyn. Vielleicht, daß man in andern Planeten bereits auf Farbenkonzerte subscribirt!

Das eitle Mädchen.

Du junges, eitles, schwammigs Ding,
Das Seelenwerth nicht kennt,
Und wie ein bunter Schmetterling
Vom Farbenflimmer brennt.

Wie üppig pflegst du deine Brust,
Das Lokenhaar, die Hand,
Dir ist die höchste Seelenlust
Ein buntes Festgewand.

Wohlan, manch Auge weidet sich
An deiner Reizgestalt;
Doch nicht der Geist — denn innerlich
Läßt's mir das Herz so kalt.

Denn sieh, der Geist theilt Lust und Scherz
Der Fluttermädchen nicht,
Er will ein zartgebildet Herz,
Wenn auch vom Kleide schlicht.

Nur dises hebt des Mannes Muth,
Und stärkt den sanften Arm
Zu kämpfen um das Seelengut,
Und macht das Blut ihm warm.

Bonrath.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. C. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
III. Jahrgang. Nro. 21. 22. Mai 1836.

Inhalt: Merkwürdiger Beitrag zu den Versuchen, die Aussaat des Getreides in Mistjauche einzuweichen. — Verfahren, das Samenkorn anzuschwängern ꝛc. — Auch das Schlimmste läßt sich zu Etwas brauchen. — Vorsicht und Vorsorge für die Tage der Theurung und Noth. — Das Getreide-Aufsammlungs-System des egyptischen Josephs. — Ein Scherflein zum Besten der Dichtkunst. — Die Schaf- und Bienenzucht emporzubringen. — Irdene Gefäße eisenfest zu machen.

Merkwürdiger Beitrag zu den Versuchen, die Aussaat des Getreides in Mistjauche einzuweichen.

Es ist häufig angerathen worden, Saatgetreide in Mistjauche einzuweichen, oder aufzuquellen, als ein Mittel, dem Boden den höchstmöglichen Ertrag abzugewinnen.

Die Theorie kann nichts dagegen einwenden, und die Erfahrung, wenn sie nach richtigen Grundsäzen gemacht werden kann, eben so wenig. Die Sache ist auch nicht neu. Man findet schon in den alten ökonomischen Schriften diese und ähnliche Versuche, das Getreide mit der Quintessenz der Düngertheilchen zu schwängern, um es entweder zu einem schnellern und üppigern Wuchse zu treiben, oder ihm einen höhern als gewöhnlichen Ertrag abzuzwingen. Es scheint auch jezt der Zeitpunkt zu seyn, in welchem dergleichen Versuche mit gereifterer Ueberlegung, mit hinlänglicheren Kenntnissen und mit reichlicherer Ausbeute für die Gegenwart und für die Zukunft gemacht werden können, als ehemals. Sie mag also in mehrerm Betracht ihr Gutes haben, auch wohl im Kleinen oft genug mit offenbar großem Nuzen versucht worden seyn. Man hört auch allenthalben davon reden, als von einer schon vorlängst ausgemachten Erfahrungswahrheit; aber man hört, so viel ich weiß, doch Niemanden nennen, welcher die Erfahrung im Großen gemacht habe, oder es wenigstens habe wagen wollen, als Martyrer der Wahrheit einige Malter Einsaat von jeder Fruchtart dem Zufall zu spendiren. Es wird wohl immerhin ein mißliches Ding bleiben, vom Kleinen aufs Große zu schließen.

So applausibel scheinend die Sache auch immer vorgetragen werden mag, so große Vorsicht und Ueberlegung ist gewiß bei einem Versuche im Großen nothwendig. Denn der Schaden bei einem einzigen solchen mißlungenen Versuche ist zu beträchtlich, als daß nicht gern der Eine sich von dem Andern wolle mit Ehrerbietung zuvorkommen lassen; weil nicht blos die Einsaat, sondern auch wohl gar die fernere Benüzung des Landes für dießmal verloren zu gehen in Gefahr ist. Wenn das aber auch nicht zu befürchten stände, so pflegt oft der glükliche oder unglükliche Ausgang einer Unternehmung das Losungswort auf Zeiten zu seyn.

Könnte man aber unmaßgeblich die Witterung genau vorherbestimmen, oder noch besser, könnte man wenigstens auf einige Wochen nach der Einsaat eines mit Jauche geschwängerten Korns, warme schwüle Tage, häufige fruchtbare durchdringende Regenschauer, mit zuweilen abwechselndem Sonnenscheine, herbeizaubern: dann wollte ich ohne Bedenken alle meine Erbsen und Bohnen, Linsen und Wiken, Roggen und Weizen, Gerste und Hafer, in Mistjauche einweichen, dem Schooße der Erde anvertrauen und die Ernte würde gewiß meine Mühe mit reichlicher Ausbeute krönen.

Allein, wie gesagt, es ist Demjenigen, welcher einen Versuch im Grossen machen will, die größte Vorsicht zu empfehlen. Und wenn man nun, meines Wissens, noch nie einen raffinirenden, einen Oekonomen en gros, einen solchen Versuch ins Große hat machen gesehen oder gehört: so muß es einem Jeden um so mehr auffallend scheinen, wenn ich einen Oekonom en miniatur auftreten und den Beleg zu unserm Gegenstande liefern lasse.

So schwer es ist, wie man allgemein zu glauben sich berechtigt hält, den Bauer zur Annahme

und Ausführung irgend eines neuen Verfahrens, besonders in der Oekonomie, wo er als Meister der Kunst gelten will, zu bewegen: so gibt es doch auch hier und da Ausnahmen von der Regel. Und es ist gewiß sowohl der Billigkeit als Gerechtigkeit angemessen, wenn man den Mann, welchen man freilich nicht ganz mit Unrecht einer gleichsam angebornen Unbiegsamkeit und eines stählernen Eigensinns beschuldigt, durch Beispiele vom Gegentheil zu rechtfertigen und zu entschuldigen sich zur Pflicht macht. Der unglükliche Ausgang so mancher Unternehmung, gerade weil sie mit einem zu geringen Grad von Kenntnissen, Ueberlegung und Beurtheilungskraft von ihm begonnen und ausgeführt wird und werden muß, ist wohl eigentlich mehr eine Hauptursache der Abneigung für alles Neue und Bessere, als der ihm angeschuldigte natürliche Hang zu jenen leidenschaftlichen Eigenheiten. Ohne dieß möchte wohl die Sache vor dem Richterstuhl einer gesunden Logik nicht bestehen können.

Unter mehreren mir bekannten Beispielen, welche Bezug auf unsern Gegenstand haben, verdient gewiß Folgendes dem ökonomischen Publikum vorgelegt zu werden.

Ein Bauer in meiner Gemeinde hatte von einem andern seines Gleichen — und dieß war nothwendig, um der Sache seinem ganzen Beifall zu schenken — gehört, daß man in andern Ländern und Gegenden das Saatkorn und unter diesem besonders die Erbsen vorher in Mistjauche einweiche oder aufquelle, und entweder sogleich oder doch wenigstens kurz darauf säe; und daß diejenigen Leute, welche dieß gethan hätten, alle reiche Leute geworden wären. Auch hätten die Leute erst einen Versuch im Kleinen auf einem Gartenbeete oder in einem Blumentopfe gemacht, welcher zum Erstaunen ausgefallen sey.

Was wäre nun noch nöthig gewesen, um einen nach Reichthum geizenden Mann zu einem Versuche im Kleinen zu reizen, als der Gedanke, wohlhabend, wohl gar reich werden zu können. Um so mehr, da er von der Wunderkraft der Mistjauche auf Wiesen, in Gärten, an Bäumen und auf Aekern schon so viel gehört hatte.

Der Versuch im Kleinen wurde gemacht. Alles ging nach Wunsch und fiel über alle Erwartung aus. Die Erbsen wurden mehrere Fuß höher als gewöhnlich, sie mußten sogar gestiefelt werden; die Schoten hingen voller und waren größer, und schlossen zahlreichere Körner in sich als gewöhnlich. Man sprach allgemein von dieser Erscheinung, und Mancher brannte vor Begierde, um die Anwendung im Felde zu machen. Allein es blieb bei leztern so wie gewöhnlich, aber dießmal glüklicher Weise, beim Alten. Nur gedachter Bauer war für seine gemachte Entdekung mit Leib und Seele eingenommen. Kaum konnte das Frühjahr erscheinen, als er auch schon eilte, seine gemachte Entdekung zu realisiren, um so bald als möglich die vielen Malter Erbsen zu ernten, welche er im vorigen Winter hinter dem warmen Ofen im Geiste schon ausgedroschen hatte.

Es wurde 1 Morgen (120 □ R.) zubereitet — besser als gewöhnlich zubereitet, gerade deßwegen, weil er etwas Bessers leisten und er selbst so wenig als ein Anderer, bei einem etwaigen Mißlingen, keine Vorwürfe zu machen befugt seyn solle. Es wurde auch sogar ein Boden gewählt, welcher hier im Rufe des allerbesten Erbsenlandes steht (ein grandiger Lehmboden an dem Abhange eines sich nach Süden neigenden Berges). Die Erbsen wurden beim Anschein einer guten Witterung in Mistjauche bis fast zum Keimen aufgequellt und mit pochendem Herzen, wohl zu bemerken, stillschweigend gesäet. Obgleich dieß alles so heimlich als möglich geschah: so konnte es doch mir, einem Akerbau treibenden Prediger nicht verborgen bleiben. Und die Sache ist mir noch so gegenwärtig, als ob ich ihn noch jezt persönlich auf seinem Aker gehen und mit angstvoller Behutsamkeit seine aufgequellten Erbsen ausstreuen sähe.

Gern hätte ich, wenigstens in Ansehung der Witterung meine Besorglichkeit und meinen Zweifel wegen des Gelingens zu erkennen gegeben, wenn es nicht schon zu spät gewesen wäre und wenn ich nicht ohnedieß befürchtet hätte, daß er, gestüzt auf seine Erfahrung nur mit Gleichgiltigkeit mein Raisonnement angehört haben würde,

laut des alten Sprichworts „wer zum Bauern will, muß durch den Bauer kommen.“

Es war nunmehro Alles vorschriftmäßig vollendet. — Aber wie sehr sah man sich in seiner Erwartung betrogen. Das aus Unwissenheit dießmal zum Unglük gewünschte und gehoffte gute Wetter verwandelte sich unglüklicher Weise in eine Trokenheit, welche länger dauerte als die jaucheschwangern Hülsen es ertragen konnten. Der größte Theil der Erbsen, mit wenig lokerer Erde bedekt, ging gar nicht auf. Diejenigen, welche die Egge etwas tief untergebracht hatte, gingen zwar auf, mußten aber natürlicher Weise vertroknen, weil sie nicht Saft hatten. Denn, anstatt daß die Erde der Frucht die benöthigte Feuchtigkeit, und in diesem Falle in Ueberfluß hätte zuführen sollen, so mußte sich die Frucht gefallen lassen, der lechzenden Erde von ihrem Ueberfluß mitzutheilen. Es blieb keine einzige. Der Schaden war für dießmal um so empfindlicher, da der Mann nur wenig Morgen besaß.

So endigte sich ein Versuch mit Schreken, der, auf die rechte Art, mit hinlänglichen Kenntnissen, und mit gehöriger Vorsicht gemacht, vielleicht sehr wohlthätig hätte werden können, indem er gerade aus den rechten Händen kam, um auf eine Klasse von Oekonomen zu wirken, die mißtrauisch gegen Alles sind, was nicht ihren Namen führt.

Aber deßwegen nunmehro auch vale! denn ich habe genug und alle meine Nachkommen bis ins 3te und 4te Glied. S.

An diesen Aufsaz kann auch noch folgender angereiht werden:

Verfahren, das Samenkorn anzuschwängern, wodurch ein Drittel der Aussaat ersparet wird.

Man nimmt einen Scheffel *) Korn, und siedet es, nachdem man hinreichend Wasser darauf gegossen hat, in einem Kessel so lange, bis es aufgeborsten ist, sodann schüttet man die ganze Masse in einen Sak oder Tuch, seihet das befruchtete Wasser ab, welches nun mit den besten Bestandtheilen des Korns geschwängert ist. Die tröberartigen Ueberbleibsel des Korns geben dem Viehe Nahrung. Nun thut man ein Pfund Salpeter und zwei Pfund gemeines Küchensalz in einen Kessel, gießt das vorher zubereitete Wasser nebst vier Kannen Mistjauche darüber, und läßt Alles zusammen sieden: ist auch dieß geschehen, so schütte man eine beliebige Menge Getreide, als: Weizen, Gerste u. s. w., was man eben säen will, in einen Kübel, und gießt von dem zubereiteten fruchtbarmachenden Wasser, das noch ein wenig warm seyn muß, so viel darauf, daß es vier Querfinger hoch darüber stehet; dekt das Gefäß zu, und lasse es ungefähr 24 Stunden so stehen, seihet sodann das Wasser, das man noch zu fernerem Gebrauche aufbewahren kann, ab, läßt das Getreide an einem schattigen Orte abtroknen und säet es hernach so, daß man ein Drittel weniger nimmt. Damit aber der an die volle Hand gewohnte Säemann bei seiner Gewohnheit bleiben könne, so kann man entweder jenes fehlende Drittel mit trokener Erde, Häkerling, oder, was das Beste ist, mit Asche u. s. w. ersezen, wo dann auch wie gewöhnlich gesäet werden kann.

Bei diesem Verfahren ersparet man ein Drittel der Aussaat, ohne deßhalb eine geringere Ernte besorgen zu dürfen. Diesen wichtigen Vortheil erhält man auch durch folgendes Verfahren, vor welchem jedoch das erstere den Vorzug verdient:

Man thut z. B. 1 Maß Mistjauche in ein hinlänglich geräumiges Gefäß, gießt zwei Maß warme Lauge von Buchen- oder Eichenasche, worin ½ Pfund Salpeter und ½ Pfund Kochsalz zerlassen worden, darauf. Diese Mischung schüttet man nun auf das Getreide, rührt es um, und schöpft sodann die oben schwimmenden tauben Körner mit einem Schaumlöffel ab, die übrigen untergesunkenen aber läßt man in der Brühe 12 Stunden lang stehen, und rührt sie alle zwei Stunden einmal um. Sodann aber nimmt man sie heraus, seihet das auch für die Zukunft zu gleichem Behufe brauchbare Wasser ab, läßt das

*) Ein Scheffel hält sechs Mezen; auf einen Mezen würden also 5 1/15 Loth Salpeter (auch insgemein Salniter genannt) kommen.

Getreide abtroknen, und verfährt sodann, wie bei der vorigen Behandlung gelehrt worden ist.

Die wichtigen Vortheile, welche dieses so wenig mühsame und eben so wenig kostbare Verfahren gewähren, verdienen allerdings die Beachtung des Landmannes.

Auch das Schlimmste läßt sich zu Etwas brauchen.

Ihr habt wohl gehört, daß sonst die Pest auch in unserm Deutschlande große Verheerungen anrichtete. Wir haben es unsern wakern Vorfahren zu danken, daß dieses furchtbare Uebel in unserm Vaterlande ausgerottet ist. Aber noch schleicht eine andere Seuche bei uns im Stillen und Finstern herum, die schlimmer ist, als jene Pest, weil sie nicht den Leib, sondern das Gemüth vergiftet und in vielen Familien unsägliches Unheil stiftet. Die Pest hat man besonders durch Pesthäuser vertilgt, in welchen die Angestekten von den Gesunden abgesondert wurden; aber dieser Pestilenz sind in manchen christlichen Staaten Pesthäuser anderer Art errichtet, nemlich um sie zu unterhalten und fortzupflanzen. Diese schrekliche Seuche heißt — Spielwuth, und die Pestanstalt, durch welche sie verbreitet wird, heißt — das Lotto.

Wie viele, ehemals verständige, glükliche und rechtliche Menschen weit und breit durch dieses vermaledeite Lotto um ihren gesunden Verstand, ihr Vermögen und ihre Ehrlichkeit gekommen sind, ist nicht zu zählen. Wer einmal von der Lottowuth befallen ist, der ist durch sie wie behext, daß er nicht aufhören kann, einzusezen und sollte er auch seines Kindes Bett verkaufen, oder betrügen und stehlen. Auch ist sie troz irgend einer Seuche anstekend. Ist in einem Dorfe auch nur erst Einer (oder ist es gar Eine, so ists noch ärger) von ihr befallen, so hat er keine Ruhe, bis Ein Narr zehn gemacht hat, gerade wie ein toller Hund andere beißt und toll macht. Ich kenne einige solcher Rasenden, von denen ich bald einmal den Lesern dieser Blätter erzählen werde und die sich einweilen selbst darauf freuen können, wenn sie diese Blätter auch mitlesen.

Für heute aber will ich zum Ruhm des braven Schullehrers in P. mittheilen, welche Anwendung er in der Fortbildungsanstalt (Sonntagsschule) seines Dorfs von dem Lotto, das man eher eine Rükbildungsanstalt nennen möchte, gemacht hat. Einen ganzen Abend nahm er nemlich alle Uebungen und Aufgaben, mit denen er die Dorf-Jugend beschäftigte, einzig von dem Lotto her. Ungefähr so: erstlich die Aufgaben zur Uebung im Rechnen.

Erstes Exempel: Wenn Einer auf Einmal alle Numern des Lotto, von 1 bis 90 der Reihe nach mit 1 fl. besezt, so daß in der nächsten Ziehung gewiß 5 Numern für ihn herauskommen müssen, was gewinnt er? Antwort: Jeder Treffer (gewinnende Numer) erhält den Einsaz 15mal; also erhält er für 90 eingesezte Gulden nur 5mal 15 oder 75 fl., und verliert also gewiß 15 fl.

Zweites Exempel: Den wievielsten Theil hat also das Lotto immer gewiß Gewinn von dem Spieler? und wie viel gewinnt das Lotto, wenn bei einer Ziehung, der Einsaz 6000 fl. betrug? Antwort: Den 6ten Theil, oder von 6000 fl. gewinnt das Lotto 1000 fl. (Ein ziemlich hohes Kartengeld!!)

Drittes Exempel: Wenn ein Spieler auf eine Ambe einsezt, d. h., zwei Numern mit der Bedingung besezt, daß sie in Verbindung (zusammen) gezogen werden, wie viel Wahrscheinlichkeit hat er, zu gewinnen? Antwort: Die 90 Numern des Lottos können in 4005 verschiedene Ambe zusammengesezt werden; bei 5 gezogenen Numern gibt es 4 Fälle, wie zwei bestimmte Zahlen als Amben herauskommen können; also verhält sich die Wahrscheinlichkeit zu gewinnen zu der Wahrscheinlichkeit zu verlieren wie 4 zu 4005.

Der Schullehrer gab noch mehrere Exempel; aber hier schon meinte ein gescheuter Bursche: die Lottospieler müßten schlechte Rechner seyn.

Zweitens sagte er zur Uebung im Rechtschreiben ein Paar Erzählungen vor: 1) Velten und Peter, zwei Brüder, erbten von ihren Eltern ein Vermögen von etlichen Tausenden. Peter ist arm geworden, weil er glüklich war; Velten blieb wohlhabend, weil er — unglüklich war. Wie

ging das zu? Beide Brüder sezten ins Lotto. Velten war beim ersten Einsaz so unglüklich, daß er verlor und dadurch abgeschrekt wurde, mehr zu sezen. Peter dagegen war so glüklich, das Erstemal zu gewinnen, und wurde durch den Gewinn so von der Spielwuth ergriffen, daß er neulich sein leztes Bettkissen verkaufte, um ins Lotto sezen zu können.

Eine andere: Ich war neulich bei meinem Vetter in E., wo die Strasse nach S. vorbei geht. Da ging an dem Hause meines Vetters ein kleines Männchen mit einem kleinen Ränzel vorüber. „Solltet ihr wohl meinen, Vetter, fragte mein Vetter, daß dieser kleine Simson seit ein Paar Jahren mehr hier vorbei trägt, als der große Hamburger Botenwagen fortschaffen könnte?“ Wie so? fragte ich. „Ja, erhielt ich zur Antwort, der kleine Teufelskerl hat, (außer Dem, was ich nicht weiß) des Meisters Stephan in X. Haus und Aeker sämmtlich hier vorbei getragen.“ Es war nemlich der Lottobot von E. nach S.

Drittens gab der Schullehrer auf, einen Brief zu schreiben. Der Inhalt sollte seyn: Frau Marthe klagt ihrer Frau Gevatter ihre Noth, daß sie oft mit ihren 5 Kindern keinen Bissen Brod zu essen hat, weil ihr Mann jeden verdienten Groschen ins Lotto sezt. Dabei jammerte sie noch mehr darüber, daß ihr fünfzehnjähriger Sohn, durch das Beispiel des Vaters verführt, Alles, was er von Getreid, Flachs, weißer Wäsche 2c. habhaft werden kann, verträgt und vertrödelt, um das Diebsgeld ins Lotto zu tragen.

Da der Schullehrer mit der Lösung dieser Aufgaben zufrieden war, so gab er selbst noch ein Paar Erzählungen zum Besten — eine drollige und eine ernste — die sich beide auf denselben Gegenstand bezogen. Beide erzähle ich meinen Lesern über acht Tage.

Vorsicht und Vorsorge für die Tage der Theurung und Noth.

Ich lebe im Vertrauen auf Gott und seine unendliche Barmherzigkeit, gleichsam der Ueberzeugung, daß ich heuer, aber nur in Beziehung auf mein Vaterland, rubrizirten Betreff, auch wieder, wie anno 1827 und 1834 umgehen hätte können. Allein wer verbürgt selbst diese christliche Hoffnung? Und ist Vorsicht — Vorsicht — jemals schädlich gewesen?! Würde ein solcher höchst unglüklicher Fall einmal wieder und unvorbereitet unser Vaterland betreffen, dann wären wir gleichsam Alle dem grenzenlosen Elende, als Beute der Wucherer, der erschöpfte Bauer, wie der tief herabgekommene Bürger Preis gegeben; und selbst der Staat würde gleichsam erschüttert am Ende für sich und für Andere hilflos dastehen, wenn er nicht im Voraus sich des Beistandes der Nation, und besonders der Getreide bauenden, oder mit Getreide handelnden Volks-Klaße wohl versichert hätte! Denn wie lange wäre wohl der nemliche Staat im Stande, durch Hinstellung von Getreide auf öffentliche Schrannen, und für sich allein, dem Wucher Ein- und Gegenhalt zu thun?!

Unser so verdienstvolle Herr Staats-Rath v. Hazzi hat zwar diesen wichtigen Gegenstand in der Theurungs-Epoche 18$\frac{16}{17}$, und Freiherr v. Seutter in seinem anno 1825 erschienenen Werke über das Sinken der Getreide-Preise nebst andern würdigen, in dieser Sache thätig gewesenen Männern und Patrioten zur Sprache gebracht; und obwohl diese Herren alle diese Angelegenheit in ihrer Tiefe und in ihrer Verbindung mit den höhern Staats-Interessen aufgefaßt hatten, so scheint doch noch manche Lüke übrig geblieben zu seyn, deren Ausfüllung vor der Zeit besser, als in der Zeit selbst erscheinen dürfte. Seit 1816 verfolge ich diesen Gegenstand mit Treue und Fleiß; und wenn schon Das, was hierüber von mir in öffentlichen Blättern, oder in den zurükgelassenen Papieren des verstorbenen k. b. Baurathes, Herrn Anton Baumgartner sel. vorliegt, vielleicht mehr das Gepräge einer zu ängstlichen Furcht, und einer zu überspannten Besorglichkeit, als den Tiefsinn gründlicher und zu würdigender Forschung an sich trägt, so sind wenigstens mir nach einer kürzlich überstandenen schweren Krankheit noch die kräftigen und redlichen Reste des reinen Patriotismus übrig geblieben, die mich zu folgenden, gleichsam nachträglichen Fragen veranlassen, und

deren Mittheilung ich auf Risiko meiner sehr geschwächten Gesundheit, und mit Wag und Gefahr meines Vaterlandes ehrerbietigst versuche!

1) Sollten sich unsere landwirthschaftlichen Vereine nicht mit ihren eigenen, und mit den Mitgliedern unserer Hagel-, der Garten- u. a. hieher passenden Vereine, und selbst unter Zuziehung anderer erfahrener Oekonomen und Männer einmal gründlich darüber berathen, wie jeglicher, in Zukunft drohender, oder wirklich herein brechender Theurung und Noth, im Voraus sicher und sichernd entgegen, eigentlich zuvor zu kommen, und darüber das Volk zu beruhigen, und mit wahrer Hilfe und Rettung zu erhalten wäre?

2) Welche Mittel stehen nach den eben gemeinten Anträgen und Vorschlägen der Staats-Regirung noch weiters zu Gebote, um Getreide-Magazine und Vorräthe von Gemeinden und Privaten als Aushilfs-Mittel in den Tagen der Gefahr verläßig und ohne Kränkung privatrechtlicher Verhältnisse stets an der Seite zu haben? (Jedoch mit vorerstiger und zwekmäßiger Regulirung des Getreide-Handels für das Inland und für das Ausland.)

3) Wodurch gelingt die Beförderung der Errichtung von Privat- und Getreide-Magazinen am Schnellsten und am Sichersten zugleich? (Jedoch mit Rüksichtnahme auf die Partizipirung der Land-Gemeinden auch.)

4) Haben Konsumenten gar keine Verbindlichkeit, wenigstens auf einige Jahre, um ihrer eigenen künftigen Erhaltung willen, für die allgemein wohlthätig wirkenden Zweke der sukzessiven inländischen Getreide-Aufsammlung, Geldbeiträge, ausmittelbar durch mäßige Kreis-Umlagen zu leisten?

5) Sollte dieser hochwichtige Gegenstand es nicht verdienen, in der nächsten Stände-Versammlung durchgreifend und selbst unter Vorlage eines bleibenden Staats-Grund-Gesezes von Seite unserer allerhöchsten Regirung zur Sprache und Verhandlung, und zu einem wahrhaft segnenden Resultate zu kommen? (Und diese Mittheilung in diesem Betreffe, mit allen Segenswünschungen begleitet, ist — mein Ultimatum!)

Kurze Bemerkungen über das Getreide-Aufsammlungs-System des egyptischen Josephs.

Nach Genesis 41. kontribuirte der egyptische Joseph für die sieben Jahre der Fruchtbarkeit den fünften Theil der damals eingesezet wordenen Getreide-Erträgnisse, und er sammelte dadurch einen bedeutenden Vorrath; wovon aber Diejenigen, welche Beiträge lieferten, vielmehr liefern mußten, aus dem spätern Geldgewinne der sieben unfruchtbaren Jahre keinen Antheil schöpften, sohin das Geld nicht mehr in jene Hände zurükfloß, aus denen es ursprünglich, wenn auch nicht als wirkliches Geld, doch als Geldes-Werth, nemlich für das Natural-Getreide, kam. — Eine ähnliche, aber die Unterthanen mit schonender Würdigung berüksichtigende Manipulation, stände in unsern Tagen gewiß auch an zwekmäßiger Stelle; — wenn zugleich dahin, und rechtlich, gesehen würde, der früher obligat gewordenen Getreide-Liferanten, oder den Konsumenten, als Geldkontribuenden, eine Prämie als künftigen Gewinns-Antheil des Staates zuzusichern, und seiner Zeit auch auszubezahlen. Die Verbindlichkeit zu diesen Getreide Lieferungen und für die Zweke der Feststellung einer mehrjähigen Getreide-Aufsammlung zur Bewahrung der Tage der Theurung und Noth, wird zwar bei den Produzenten auf einen gewißen, aber nicht den 5ten Theil ihrer Natural-Erträgniße betragenden, schuldigen Antheil, und bei den Konsumenten nach dem Verhältnisse der Lokal- und einjährigen Verzehrungs-Bedürfnisse, und nach dem Steuer- oder sonstigen Abgaben-Fuß zu ermittelnden Quotum und Quantum berechnet; aber immerhin dahin gesehen, daß Erleichterung, und vorzüglich freier, Niemand in seinen bezüglichen Verhältnissen hemmender Wille das Grundgesez dieser mehr menschenfreundlichen, als gebietenden Anordnung des Staates sey und bleibe. Eine Renovatio Prioris dieser Verfügung findet daher um so weniger Statt, da die Regirung, welche eine solche Maaßregel billiget und durchsezet, keineswegs gemeint seyn darf, die Zeiten der Zehent-Reichnisse, so ver-

derblich für die Landwirthschaft, und eine Art Nachahmung der Getreide-Vorraths-Ansammlung des egyptischen Josephs, wieder unheilbringend, in's Leben zurükzurufen. Der egyptische Joseph, demüthig auffassend die väterliche Sorgfalt Gottes für das damalige Geschlecht, und für alle kommenden Generationen, hatte es übrigens zu seiner Zeit mit einer ganz andern, und damals, so zu sagen, mit einem unmündigen, und unter einem gleichsam eisernen Szepter regirt wordenen Volke zu thun; und was Joseph wagte, dürfen wir bei dem gespannten Geiste der heutigen Völker, und bei dem Selbstgefühle und bei der Aufklärung derselben kaum versuchen. — Unsere Lands-Räthe können den Grund legen, und die Land-Stände das Gebäude vollenden. Hohe, kluge Staatspolitik, durchgreifende, alle Interessen vereinigende Weisheit an der Seite der möglichen Schonung und Güte, und mit aller Sicherung des Staates selbst, wird daher dabei in unserer beweglichen und mitunter bewegten Zeit, bewahrend die Gegenwart, schüzend alle Zukunft, erfordert, nun mit der Kraft und dem Ernste des Gesezes, die Milde und Schonung zugleich zu verbinden. — Und diese Aufgabe zu lösen, ist nur die mögliche Angelegenheit hoher, vielseitig erfahrner Staats-Männer! — —

Ein kleines schwaches Scherflein zum Besten der Dichtkunst.

Schon in dieser vorjährigen Zeitschrift habe ich Seite 84 etwas Weniges von dem Einfluße der Dichtkunst auf die Beförderung landwirthschaftlicher Zweke rc. gesprochen; und noch immer halte ich es für gut, wenn es uns je wieder gelingen könnte, einen Virgil u. s. a. Dichter der Vorzeit zu erweken. Wir haben Künstler-Vereine; sollten sich nicht auch Dichter-Vereine, an welche sich auch kräftige Prosaiker anschließen dürften, bilden können? So dachte ich oft bei mir selbst, und habe dabei gewunschen, daß sich sowohl höhere Dichter, als Prosaiker in ihren literarischen Leistungen mehr dem wirklichen Leben (das Gemeinnüzliche fördernd), als einer das Herz mit Faseleiungen überfallenden, den Kopf aber leer ausgehen lassenden Phantasie anschließen und unverlezt ihrer Prärogativen über Ideale, doch immer hübsch im Geleise einer beschwichtigenden Vernunft und eines beruhigenden Verstandes, jedoch höhere Geistesschwingungen in Ehren und Bewahr behaltend erhalten möchten!

Ich wage dießfalls, als ein Laie in der Sache, keinen weitern Vortrag, oder gar Vorschlag, sondern bringe den Einsichtsvollern die anno 1324 zu Toulouse entsprungene Académie des Jeux Floraux, von der berühmten Clementia Isanna ums Jahr 1540 großartig unterstüzet, und anno 1694 von dem damaligen Könige in Frankreich mit neuen Privilegien und veränderten Prämien in Schuz genommen und begnadiget, in einfache und blos unmaßgeblichste Rükerinnerung.

Ein kleiner Wink zur Emporbringung der Schaf- und Bienenzucht.

Wie mir einmal erzählt wurde, so sollen einst die bekannten Pegniz-Schäfer in einem Garten zu Kraftshof, einem Dorfe 2 Stunden von Nürnberg, von Zeit zu Zeit förmliche Versammlungen zur bessern Emporbringung der Schafzucht gehalten, und darüber ihre gegenseitigen Ideen, Einsichten und Erfahrungen unter sich verbreitet und mitgetheilet haben. Wäre eine solche Art Konferenzen im Beiseyn erfahrner und gebildeter Schaf-Züchter abgehalten, an welche sich auch Freunde der Bienenzucht anschließen dürften, nicht auch für unsere heutigen Tage sehr erwünschlich und sehr zwekmäßig; und sollten unsere hochverehrlichen landwirthschaftlichen Vereine die Bildung und den Fortbildung solcher monatlichen, oder Quartals-Konferenzen nicht durch Prämien einzuleiten, zu verbreiten und zu erhalten, und sich hievon die Resultate zu verschaffen suchen?

Wer irdene Gefäße gern eisenfest haben will,

darf den neuen Topf nur einige Mal außen mit Leim, und wenn dieser getroknet ist, mit Leinöl bestreichen, so verträgt er das stärkste Feuer.

Aufruf zur Subscription auf ein Buch,

welches zur

Unterstüzung eines guten christlichen Werkes

noch in diesem Jahre erscheinen soll.

J. T. Zetter,

Pastor der protestantischen Kirchengemeinde zu Trebesing und Unterhaus bei Gmünd in Oberkärnthen,

Ueber

die perennirenden Gartengewächse

und

deren Kultur

mit besonderer Rüksicht auf die im österreichischen Staate wild vorkommenden und der Kultur fähigen perennirenden Pflanzen.

Zwei Bände.

Subscriptions-Preis (entweder bei der Subscription oder bei der Ablieferung des ersten Bandes zahlbar) 2 Thlr. 8 Groschen = 3 fl. 30 kr. C. M. = 4 fl. 12 kr. rhein.

In den Gebirgen Ober-Kärnthens, die sich gegen Salzburg hin aufthürmen, wohnt ein kleines Häuflein Protestanten, Ueberreste einer einst alldort blühenden Gemeinde. Gänzlich verarmt, und dabei doch ganz auf ihre eigenen erschöpften Kräfte beschränkt, ohne Mittel, ohne Unterstüzung stehen sie in Gefahr, der Auflösung ihres kirchlichen Verbandes entgegen zu gehen, wenn ihnen nicht Hilfe zu Theil wird. Die Kirche der Muttergemeinde Trebesing droht den Einsturz, und steht nicht einmal auf eigenthümlichem Grund und Boden. Da ist keine Orgel in beiden Gemeinden; unter 1300 Seelen sind nur 15 Gesangbücher vorfindlich, so daß ein ordentlicher Kirchengesang unmöglich wird. Es fehlt an zwei guten Schulen, und fast 200 Kinder werden in ungesunden Räumen zusammengepfercht. Höchst mühsam nur wird das Lehrpersonal an Kirche und Schule erhalten. Da es so der Gemeinde fast an Allem mangelt, so muß auch natürlich ihr moralischer Zustand immer mehr sinken. Ein wahrhaft trauriger Anblik! Vor 7 Jahren ward der jezige Pastor der Gemeinde, Joh. Th. Zetter, zu ihr berufen, und Herz und Augen gingen ihm über, als er den Jammer sah. Nach vielem Sinnen faßte er den Entschluß, der Verfasser eines Werkes zu werden, dessen Daseyn in der allgem. deutsch. Gartenzeitung, Jhrg. 1829, so dringend gewünscht wurde, für dasselbe boden Schuz zu suchen, und durch die Herausgabe dieses Werkes Hilfe zu schaffen. Der Gewinn und die in der Vorrede erbetenen milden Gaben christliebender Seelen sollen nemlich vorzugsweise zur Erbauung einer neuen Kirche verwendet werden. Festes Vertrauen auf Gott und gute Herzen leitete und stärkte den Verfasser bei diesem, für einen einsamen und protektionlosen Mann, höchst schwierigen Unternehmen, das nur durch Gottes wunderbaren Segen und christliche Mildthätigkeit wohl gelingen kann. Er wagte es bereits, J. Maj. der Hochverehrten verwittweten Königin Karoline von Bayern die traurige Lage der Gemeinde zu schildern und bat Allerhöchstdieselbe um die Erlaubniß, Ihr das Werk widmen zu dürfen, was auch, nach vorausgegangener Prüfung und günstiger Begutachtung, durch einen der achtungswürdigsten Kenner des Pflanzenreiches, Hrn. Ritter von Martius zu München, huldreichst gewährt wurde. Als aber am 20. Juli 1835 Se. k. Hoheit der Kronprinz von Preußen in dem Gebirgsstädtchen Gmünd übernachtete, sendete der Pastor eine ähnliche Bittschrift durch einen wakern Bauersmann, Joseph Wirmsberger, an den edlen Prinzen, und bat auch noch um gnädigste Unterstüzung seines Unternehmens bei dem Hochsinnigen königl. preuß. Hofe. Unter Bitten und Thränen stellte der zitternde Bauer die Noth vor, und mit ihr den Wunsch, den evang. Glauben der Gemeinde noch den Nachkommen erhalten zu sehen. „Wir hoffen, sprach er, bei dem Unternehmen unsers guten Herrn Predigers, nur auf Gott und gute Herzen!" Und tief gerührt legte sofort der edle Preußen-Prinz seine Rechte auf die Brust des Flehenden, und erwiederte ihm: „Brav, mein liebes Kind! Da thut ihr recht wohl daran; dabei bleibet; und Gott und gute Herzen werden euch auch helfen, das werdet ihr sehen!" Und der Prinz selbst, wie dessen edler königl. Herr Vater, machten diese schönen Worte schon wahr. Unter solchen Auspicien und zu solchem Zweke tritt nun das angezeigte Werk ins Leben. Wie es einerseits für Gartenfreunde eine höchstwillkommene Gabe seyn muß, weil es einen wichtigen Theil der Blumistik zuerst, besonders, und möglichst erschöpfend und praktisch abhandelt; so erwekt es andererseits hohes Interesse durch seinen edlen Zwek, indem der Verfasser damit der evang. Kirche eine nicht unbedeutende Gemeinde erhalten will. Möchte darum das Werk eben so, wie des Verfassers Unternehmen, Anklang und allgemeine Theilnahme finden! Möchten Verfasser und Verleger ein Resultat erlangen, wie es von ihnen, und von vielen andern würdigen, hohen und höchsten Personen selbst, herzlich gewünscht wird! Der Lohn der Barmherzigkeit und des edlen Sinnes wird dort oben im Lichtreiche des Vaters Niemanden vorenthalten bleiben; denn erfüllt wird dort, was der göttliche Meister sprach: „Was ihr den Geringsten unter meinen Brüdern gethan habt, das habt ihr mir gethan." — Der Hauptzwek wird auf dem Titelblatte angegeben, und das Werk selbst mit hoher Erlaubniß des k. k. Centralbücherrevisions-Amtes zu Wien gedrukt.

Mit Freuden habe ich es übernommen, dem Vorhergesagten durch die Uebernahme des Subscriptions- und Verlagsgeschäfts meine geringen Kräfte zu widmen und die eingehenden Gelder schnell an ihre Bestimmung zu fördern. Sollten Freunde christlicher Wohlthätigkeit sich auch noch neben der Subscription zu einer Gabe der Liebe entschließen, so werde ich auch diese dankbar entgegennehmen und für deren Beförderung gewissenhaft Sorge tragen. — Alle deutschen Buchhandlungen sind in den Stand gesezt, das Werk besorgen zu können.

Leipzig im Mai 1836. Friedrich Fleischer.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.

Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. E. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

III. Jahrgang. Nro. 22. 29. Mai 1836.

Inhalt: Von Verbessern der Felder an den Anhöhen. — Aus der Rechtsgelehrsamkeit. — Drei Tage im Monde. — Die zwei versprochenen Erzählungen des Schullehrers in P. — Der größte Diamant. — Hexenverbrennung. — Ein rechtschaffener Reim, den der Dorfbote gemacht hat.

Von Verbesserung der Felder an den Anhöhen.

Es ist eine nicht seltene Klage der Bauern: Mein Aker ist nicht mehr, wie er gewesen ist. Er will nichts mehr tragen, ich mag anfangen, was ich will. Diese Klage trifft gemeiniglich die Felder an den Anhöhen. Es kann auch nicht fehlen. Die Garten-Erde oder Trag-Erde liegt selten viel über eine halbe Lachter, oder etliche Schuhe, öfters auch nur einen, ja, auch wohl nur einen halben Schuh tief. An den Anhöhen wird alle Jahre durch den Regen und Schnee etwas abgespült. Ich habe erst in dem vorigen Jahre eine Probe davon gesehen an einem Todten-Gerippe eines Menschen, welches in einem Aker ganz in der Ober-Fläche lag, obwohl man es anfänglich wenigstens etliche Schuh tief wird eingegraben haben. Ist die gute Erde hinweg, so kommt Stein, Sand, Kies, Letten rc. Die Fruchtbarkeit ist mit der Trag-Erde hinweg, die Aeker kriegen kahle Glazen, der unfruchtbare Kiefer und Kies entblößt sich, welchen man noch von ferne sieht, wenn der Same schon halb in der Höhe ist. Die Bauern wollen sie mit Dung zwar wieder gut machen, aber vergeblich, wenn sie auch gleich allen ihren Dung hinführten.

Wie ist demnach zu helfen? Da ist weiter nichts zu thun, als daß man solche Pläze wieder mit guter Erde überführe, und da findet man oft oben auf der Ebene 3, 4 Schuh tief guten Mergel, wenn zumal quer über den Aker ein Graben ausgeschlagen wird. Frische gute Erde auf einem Aker ist allemal besser als Dung. Die Felder werden damit ganz erquiket. Wenn man seine Aeker, sonderlich an den Anhöhen, gut erhalten will, so muß man sie wenigstens alle 3 Jahre mit frischer Erde überführen, und da am Meisten, wo am Meisten abgespület wird.

Die Altenburger, die gewiß sehr viele Sorgfalt auf den Feldbau wenden, meinen nicht, daß sie einen Aker zum rechten Vortheil besamen können, sie haben ihm dann vorher etwas frische Erde gegeben. Auf solche Art machen sie auch die schlechtesten Felder gut. Wo bekommt man aber so viele Erde her? In dem Altenburgischen machen sie dahin, wo die Feld-Güsse hingehen, Gruben von 3, 4 bis 5 Quadrat-Ruthen, und fangen auf solche Art die gut gedüngte Erde auf. In dem Sommer oder Winter, wann das Wasser ausgetroknet ist, führen sie solche auf ihre Felder, oder schlagen sie einstweilen aus der Grube, damit sie solche mit Bequemlichkeit wegführen können.

Es gibt Ranken, Sümpfe, Moräste, Hügel, bergichte Wiesen, Gassen-Koth rc., womit man den Feldern zu Hilfe kommen kann.

Ist es aber nicht zu kostbar, so viele Fuhren zu thun? Es muß nicht in Einem Jahre geschehen. Man bewerkstelliget solches nach und nach, und fängt damit an, ehe die Felder völlig verdorben sind, und thut alle Jahre, oder alle 2 oder 3 Jahre nur etwas, so werden sie immer erhalten.

Gesezt auch, es sey kostbar. Es ist ja auch kostbar, wenn man einen Aker kaufen solle. Habe ich einen meiner verdorbenen Aeker gut gemacht, so ist es eben, als wenn ich ihn acquirirt hätte. Ein Aker kostet mir, nach Beschaffenheit der Lage und Güte 100, auch wohl bei 200 Gulden, und meinen verdorbenen Aker kann ich vielleicht mit 25 fl. Aufwand gut machen. Ein verdorbener Aker ist sonst anzusehen als kein Aker.

Eine Haupt-Regel bei solchen Feldern ist,

daß man die Flut, oder das von dem Berg herabschießende Wasser, durch Vorziehung eines Grabens, abhalte, auf den abhängigen Aker zu fallen und denselben auszuflössen, welches an vielen Orten gar füglich geschehen könnte. Sodann müssen die Beete bei solchen Aeckern nicht nach der Länge, sondern über die Quere geführt werden. Weiters muß man die Wasser-Furche nicht gerade zu durchmachen, sondern absazweise, so daß, wenn sie durch ein Beet in die Furche hinein geht, nicht gleich wieder an dem nemlichen Orte auch das andere durchschneide, sondern allererst 3 bis 4 Schritte zur Seite. Im Uebrigen wird man auch wohl thun, wenn man, wegen des vielen Wassers, solche Felder vor Winter ohne Noth nicht umbricht. J. G. E.

Aus der Rechtsgelehrsamkeit.

Die Gelehrsamkeit macht dermal in allen Fächern große Fortschritte, also kann auch die Rechtsgelehrsamkeit nicht zurük bleiben. Man erstaunt, wie gelehrt jezt die Sprüche der Justiz-Sachen sind, und mit welcher Mühe und Zeit-Verlurst solche zu Stande gebracht werden; wie über diesen oder jenen Rechtspunkt gestritten, auf allen Seiten beleuchtet, geformet, gemodelt, gedrehet wird. Leider erfahren es meist nur die Erben der streitenden Theile, daß sie beide Theile Unrecht, wenigstens einen Prozeßschaden hatten und daß die Prozesse immer eines der größten Unglüke seyen, das den Menschen treffen könne.

Ein Gericht ist wie eine Apotheke, man holt sich bei diesem und jenem Gericht die Signatur oder Mixtur um ein sündenhohes Geld, und weiß nicht, geht es zum Leben oder zum Sterben! Da lobe ich mir jene alten Praktiker, welche die schwierigsten Prozesse nicht mit gelehrten Vorträgen, mit Gönners oder Lauterbachs Abhandlungen und alten Formeln, sondern einzig und allein mit der Hunds-Peitsche entschieden, und wovon Mancher weit und breit als ein rechtschaffener tüchtiger Beamter erkannt und geehrt wurde.

Mein Gott, wer das Rechte so weit und mühevoll suchen muß, der muß kein Rechtsgefühl zunächst im Kopf oder Herzen haben. Der Zweifel ist der Teufel! Wo kommen wir hin, wenn man zu jedem Prozeß ein Fuder Lumpen braucht, um genug Papier beizuschaffen.

Wir hörten, es gab ein goldenes, ein silbernes, ein eisernes, ein bleiernes, ein kothiges, ein papierenes und nun gar ein Dampfzeitalter. Es muß nun wieder besser werden, wenn wir besser werden. Aber schlechte Parteien, und hartherzige lederne Richter können nichts Gutes machen.

Da habe ich zwei Prozesse entscheiden hören, welche auf obige Säze wesentlichen und merkwürdigen Einfluß haben.

1) Der Landarzt ff kam, und klagte den Pf., daß er ihn einen Narren geschimpft und gesagt hatte: Geh zu, ich habe meine Lebtage gehört, 99 Doktoren und 1 Narr sind 100.

Der Hr. Assessor, der beide beim Verhör vornahm, fragte den Pf., ob diesem so sey? Pf. bejahete dieses ziemlich gleichgiltig. Der Assessor, der den Pf. schon etwas gekannt hat, daß er zwar öfters etwas spizfindig, aber doch nicht excessiv redete, sezte sich nieder, und schrieb 99
und 1
macht 100
und sagte: ja, da kann ich nichts machen, ich bringe es auch nicht anders heraus. Und der Handel war zu Ende.

2) Jüngst klagte ein Schullehrer einen Bauer wegen Satisfaktion: weil ihn der Bauer beleidiget habe. Der Assessor fragte den Schullehrer, worin denn die Beleidigung bestehe. Dieser antwortete: Der Bauer sagte im Wirthshaus öffentlich zu ihm zwei, dreimal: Der Mensch. Ist es so, fragte der Assessor den Bauer? Ja, erwiderte solcher ganz verzagt.

Der Assessor, der den Schullehrer als einen sehr nachläßigen versoffenen Menschen kannte, und den Bauer aber sonst sehr rechtlich und arbeitsam mit vielen Kindern, fragte, ob sonst nichts Beleidigendes vorgefallen sey, was verneint wurde.

Nun entschied der Assessor, wie ein Lehrer sich unterstehen könne, darüber Klage zu führen, wenn man ihn einen Menschen heiße; ob er denn

kein Mensch, sondern ein Vieh sey! Es sey schlecht genug, wenn die Menschen sich so schlecht betragen, daß es ein Schimpf sey, Jemanden der Mensch oder das Mensch zu heißen. — So war die Sache abgethan ohne Beweis, ohne Gelehrsamkeit, ohne Prozesse, und zwar von Rechtswegen.

v. C. G. R.

Drei Tage im Monde.

Durch einen ungeheuern Wirbelwind fortgerissen, gelang es meiner spezifischen Leichtigkeit, auf Einmal in den Mond hineingeworfen zu werden. Ich langte dort zum Glüke gleich in einem Wirthshaushofe an. Das Gasthaus hatte viele Aehnlichkeit mit dem Münchner-Bokkeller, doch war es eleganter und nicht baufällig. Der Haus-Knecht aber viel manierlicher, als mancher Haus-Meister, jedoch auch beflügelt, sprang etwas erschroken auf mich zu und that einen Pfiff durch die Finger, als wie die bayerischen Mezgersknechte, wovon ich eine 3stündige Ohrenentzündung erhielt. Im Augenblike waren mehr, als 500,000 Einwohner (wer's nicht glaubt, kann nachfragen) des Mondes um mich versammelt, und trugen mich auf die Polizei; denn dort schleppet man Niemand vor Gericht. Am Portale der mondischen Polizei-Direktion stand die Aufschrift von Blei:

„Wehe Dem, der Den verdammt,
Dessen Gebet zum Himmel flammt."

Ich war dadurch getröstet. Auf der Polizei gings nicht pr. Du, oder gar pr. Er. Man befrug mich pr. Sie über mein Erscheinen, und glaubte allen meinen Worten. Die Sprache der Mond-Bewohner ist so fein, so gebildet und so wohlklingend, wie die Töne der Aeolsharfe, und hat viele Aehnlichkeit mit dem Dialekte des Adams und der Eva im Paradise.

Der Aufenthalt wird aber dort Niemand länger, als 3 Tage, jedoch gegen eine unentgeltliche Polizei-Karte, und ohne Beiträge zu Kranken- oder Armenhäusern, bewilliget, und ohne Hunds-Taxe. Nach diesen 3 Tagen, d. h., am 4ten Tage morgens zwischen 8 und 9 Uhr wird man, wenn kein Retourwirbelwind kommt, an einem Seile heruntergelassen und auf eine Eisenbahns-Farthe Gelegenheit auf der Erde, zwischen dieser und dem Monde in Gottes freier Luft hängend, zu warten vertröstet.

Die Bewohner, heißt das, die Menschen dortselbst, haben alle Flügel, wie Herschel richtig gesehen hat; aber dort ist das kleinste Lamm millionenmal größer, als auf der Erde der allergrößte Mastochs, sonst hätte Herschel dieses u. s. a. nicht sehen können; und ich bin ein Freund der Wahrheit. Der kleinste Mensch ist dort etwas über 18 Schuhe, 3 Zoll, 2 Linien bayerischen Maßes hoch.

Die Regirungsform ist monarchisch-konstitutionell, und was Herschel für eine Art Tempel hielt, war das Ständehaus, vor dem, in Figur eines Engels, eine Gestalt vom feinsten Marmar steht, in der Rechten ein Schwert haltend, zum Zeichen, daß dort jeder Landstand, welcher nicht dem Wohle des Vaterlandes und der Menschheit dienet, schon vor seiner Wahl zu diesem Ehren- und Gewissens- und Eides-Amte, wie es die Mondler heißen, enthauptet wird. (Dort oben ist es also schwer, nur Landstand zu werden.)

Ueber Religion und religiöse Gebräuche erfährt kein Ausländer dort etwas; denn die Mondler wollen das Heiligste nicht profanisirt, bekritelt, ja, nicht einmal besprochen wissen; nur so viel wurde mir versichert, daß, besonders wegen bedenklicher Kindererziehung, gemischte Ehen schlechterdings nicht tolerirt werden; ihre Gotteshäuser, welche sie Asyle des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe nennen, haben viele Aehnlichkeit von Außen mit unsern Kirchen, dürfen aber von keinem Ausländer betreten werden.

Vortrefflich ist aber dort das Gewerbswesen organisirt, und Alles reel. Wer z. B., wie hienieden auf Erde unsere Brauer, Wirthe, Mezger, Melber, Bäker, dort mit Lebensmitteln Verkehr und Handel treibt, dem ist immer eine bestimmte Anzahl von Einwohnern schon im Voraus anrepartirt und zugerechnet. Nach der dortigen Berechnung würden für einen bayerischen Brauer wenigstens 6000, für einen Wirth, Mezger, Mel-

ber, Bäker, Krämer 1500—2000, und für einen Kaufmann 8 bis 10,000 Konsumenten und Abnehmer gerechnet werden; und wenn einer im Monde, wo Steuern und Abgaben immer sich gleich bleiben, und keine Extra-Steuern, Auflagen, oder Kreis-Umlagen ꝛc. bekannt sind, ein neues Haus bauet, dann wird nach Vollendung desselben, dessen Werth gerichtlich abgeschäzet, hienach der Miethertrag ausgemittelt, und sohin kann und darf dort kein Inwohner gesteigert werden. Herschel muß übrigens einen ausgezeichnet guten Tubum haben, denn was er von Ferne sah, habe ich in der Nähe ganz richtig und wahr gefunden, nemlich dreierlei Menschen, als: Adeliche, Bürger und Bauern. Aber im Monde, poz tausenz! da hat man Respekt für den Adel. Das dortige Herolden-Amt, Staats- und Hausarchiv haben zusammenwirkend mit der Akademie der Wissenschaften und im Vereine anderer Gelehrten, die, wenn sie nicht schon vom mondischen Staate aus besoldet waren, nirgends für diese Bemühung, und reichlich bezahlt und auch sonst noch beehret, und geeignet befördert wurden, gerade einen solchen Adels-Lexikon, wie auf der Erde, und in Preußen gesammelt, und mit den adelichen Wappen und mit der Aufzählung der adelichen Großthaten geziert, was Herschel sehr natürlich nicht sehen konnte, herausgegeben. Auch besteht bei der mondischen National-Bank eine eigene Nebenkasse, von den Adelichen durch Zuschüsse u. s. a. aus den Renten-Ueberschüssen ꝛc. selbst gebildet, welche Kasse die Adelichen gegen äußerst geringe, bei uns beiläufig $1\frac{1}{3}$ pr.C. betragende Zinse, zur Beförderung eigener, aber besonders gemeinnüzlicher Zweke in der Art unterstüzet, daß Kapital und Zinse zugleich und erst in 60—80 Jahren refundirt werden dürfen. Die dortige Hof- und Staats-Bibliothek den Fremden nur auf und für 3 Stunden zugänglich, da der Mondler mit seiner Verfassung glüklich und zufrieden mit keinem ausländischen Gewächse und mit keiner ausländischen Anmassung in seiner National-Ruhe gestört werden will, ist der Einrichtung nach ein Meisterstük; denn jedem, nur etwas wichtigen Werke, wenn auch der Verfasser desselben dies selbst zu thun unterlassen hat, ist der Inhalts-Anzeiger alphabetisch und mit Bezeichnung der Seiten beigefügt; und im Monde hat daher jeder Privat-Gelehrte immer Arbeit und Verdienst mit Exzerpten genug. Dabei sind die Minister und Großen im mondischen Reiche wahre Ehrenmänner, die auch die geringsten Verdienste, ja, auch nur Scherfleins, mit wahrem Danke aufnehmen und belohnen; und Niemand darf dort befürchten, mit geistigen, oder leiblichen Seekrebsen so ungewürdiget davon zu kommen, wie einst der arme Matrose Mariel.

Advokaten und Aerzte u. dgl. sind im Monde ganz unbekannte Wesen; und dabei werden aber auch die Leute 80 bis 90,000 Jahre alt. Die Priester erkennt man besonders daran, daß sie immer wenigstens ein Paar arme Kinder, darunter vorzüglich krüppelhafte, blinde und taubstumme, bei und mit sich führen, aber nur so lange, bis dieselben zu irgend einem Selbsterwerbe herangebildet wurden. Erwachsene Arme gibt es dort keine; denn immer gibt es dort Arbeit und Verdienst, und für arbeitsunfähige Arme bestehen daselbst eigene Versorgungshäuser, jedoch mit Ausscheidung der Standes-Verhältnisse, und ohne Rumforder-Suppe.

Die Landwirthschaft, der Garten-, Wein- und Obstbau haben gegen uns Erdebewohner einen unbeschreiblichen Glanz und Vorsprung erreichet; und was die bayerische Bürger- und Bauern-Zeitung ddo. 17. April h. Js. über das Räuchern der Erde in Erinnerung brachte, ist dort oben schon seit mehr, als 200,000 Jahren in Ausübung gebracht; daher man im Monde gar keine öden und unkultivirten Pläze mehr antrifft. Man gab nemlich jedem angrenzenden und geringern Bauern, aber nur so viel Stük Landes oder Gründe, als zur Gewinnung eines bayerischen Scheffel Kornes (nicht anfänglich schon Weizens) genug war, und so ging die Sache herrlich, und ohne Ueberspannung. (Hab gleich auf die Neu-Herberger-Haide bei Schleißheim ꝛc. gedacht.) Im Monde gibt es übrigens auch landwirthschaftliche, politechnische und Garten-Vereine, ja! wer sollte es glauben, sogar Gartenbau-Schulen! Diese Sozietäten bestehen zwar jede für sich, aber so in rein brüderlichem Zusam-

menwirken, und so vom Staate aus mittels Prämien ꝛc. unterstüzet, daß man meinen möchte, diese Gesellschaften wären nur Ein Verein.

In den Lokalitäten dieser Vereine, den Fremden auch nur wegen nachgewiesenen Gründen auf 8 Stunden zugangbar, sind für um dieselben verdiente Männer gerade solche Tafeln zur Aufzeichnung ihrer werthen Namen angebracht, wie im Münchner Bürgersaale für die Mitglieder der marianischen Kongregation, besonders ausgezeichnete Männer finden dort ihre Büsten aufgestellt, und wer einen dieser Vereine, besonders wenn er kein Mitglied desselben ist, sey es mit Schrift oder That, volle 20 Jahre treue und erspriesßliche Dienste geleistet hat, erhält eine zugleich für die Familien-Glieder erbliche und ergiebige Jahres-Rente und Pension im Gelde; und nie wird ein Solcher von der Regirung ohne schöner Würdigung nebenbei gelassen.

Da ich mir vorbehalten habe, in 86 bis 94 Jahren eine vollständige Beschreibung meiner Mond-Reise herauszugeben, so schließe ich für heute diesen kleinen Extrakt, und bemerke nur noch, daß ich auch wieder durch eine Wirbelwinds-Retour-Gelegenheit abwärts kam, wobei ich aber hoffe, daß Niemand an mir einen Münchhausen vermuthe, und Jedermann vielmehr diese Erzählung so wahr halten werde, wie ich selbst.

Die zwei versprochenen Erzählungen des Schullehrers in P.

1) Die drolige.

Ein Pfarrer, dem sein Amt Ernst war, hatte bemerkt, daß viele seiner Pfarrkinder nicht nur ihr Vermögen, sondern auch ihren Verstand, ihren häuslichen Frieden u. s. w. im Lotto verspielten. Er hielt es daher für Pflicht, einmal eine ernstliche Strafpredigt gegen das Unwesen zu halten. Unter Andern sprach er auch darüber, welche elende Künste und unsinnige Mittel die Lotospieler anzuwenden pflegen, um die herauskommenden Zahlen im Voraus zu errathen. Um sich recht verständlich und die Sache lächerlich zu machen, sagte er beispielsweise: „Es träumt einem solchen Thoren, er habe 27 Gänse gesehen und flugs wird die Zahl 27 besezt, weil er sie für die geoffenbarte Glükszahl hält.“ Die Gemeinde hatte Alles, was der Pfarrer über die Thorheit, die Schädlichkeit und Schändlichkeit des Lottospiels gesagt hatte, mit so vieler Aufmerksamkeit angehört, daß der Pfarrer die Kanzel mit der Hoffnung verließ, seine Zuhörer bekehrt zu haben. Heitern Muthes ging er darum aus der Kirche. Da zupft vor der Kirchthüre ein altes Mütterchen ihn am Aermel des Priesterroks. „Verzeihen Sie, Herr Pfarrer! redet sie ihn an, welches war die Zahl, die Sie auf der Kanzel nannten? Ich wollte sie gewiß merken und bin nun doch irre geworden.“ „Und wozu, fragte der Pfarrer, will Sie die Zahl wissen?“ „weil ich gewiß auf diese Numer im Lotto gewinnen werde.“

Wie gefällt Euch diese Geschichte, liebe Leser? Drollig nannte ich sie, aber sie ist eigentlich traurig, weil sie wahr ist und recht anschaulich zeigt, wie der Spieler überall, auch an dem heiligsten Orte, für nichts Sinn hat und auf nichts denkt, als auf seine Spielsucht, und wie ihm, dem Wahnsinnigen, durch nichts zu helfen ist.

2) die ernste, mit der Ueberschrift:

Gottes Weisheit benüzt auch die Thorheit der Menschen.

Ein armer Knabe verlor schnell nach einander seine beiden Eltern, rechtschaffene Leute, die aber außer ihm und für ihn nichts als ein verschuldetes Häuschen hinterließen. Darin wurde er nur geduldet, bis sich die Gläubiger damit bezahlt machen würden. Noch lebte er von einem ererbten Laib Brod; war dieser verzehrt, dann war ihm nichts übrig, als zu betteln. Da sich Niemand um ihn bekümmerte, so lief der siebenjährige Knabe unbeschäftigt herum und wußte seine Zeit nicht hinzubringen. Aus langer Weile hebt er einmal eine Kohle auf, die vor einer Schmieds-Werkstätte liegt und malt damit an die Wand des Hauses, außer andern Krakenfüßen, auch einige Ziffer, die ihn seine Mutter hatte schreiben gelehrt. Gerade hatte er seine Lieblingsziffer, die brezelförmige 8 und die sichelförmige 5 ziemlich leserlich angeschrieben, als ein wohlhabender Bürger vorbeigeht, auf die Ziffer hastig hinsieht, seine

Schreibtafel herausnimmt und den Knaben freundlich fragt, ob er die Ziffer geschrieben habe und wie er heiße? Auf erhaltne Antwort schreibt der Bürger die Ziffer und den Namen des verwaisten Knaben in seine Schreibtafel und geht fort. Kaum sind vier Tage vorüber, so sucht jener Bürger den Knaben in seinem Hause auf, um ihm ein Geschenk von 1 Thaler zu bringen. Das hing so zusammen:

Der Bürger war ein leidenschaftlicher Lotto-Spieler, der aber zum Glük nur von seinem Ueberflusse einsezte, dessen Herz noch nicht dadurch verdorben, aber dessen Verstand doch schon so weit verkehrt war, daß er sich besonders Glük von den Zahlen versprach, die er nicht absichtlich gewählt hatte, sondern zu denen er zufällig gekommen war. Eben ging er zum Lottohaus, ungewiß, welche Zahlen er besezen sollte. Da sieht er an der Wand die Ziffer, die der Knabe mit Kohlen angeschrieben hatte. Bei ihrem Anblik war es ihm, als ob sie für ihn hingeschrieben wären. Er besezt sie doppelt hoch, und gewinnt mit ihnen eine Ambe.

In der Freude darüber bringt er dem Knaben dankbar und gutmüthig ein Geschenk. Bei der Gelegenheit erfuhr er die hilflose Lage desselben, und da er selbst kinderlos war, beschloß er sich, seiner anzunehmen. Er nahm ihn also zu sich, versorgte ihn und erzog ihn zu einem wakern, glüklichen Mann.

Dieser Bürger, dünkt mir, hat recht eigentlich das große Loos gewonnen! Wer unter Euch weiß, daß je Einer im dem Lotto, gegen das so viele Seufzer und Thränen zum Himmel rufen, einen ähnlichen Gewinn gemacht, oder das gewonnene Geld so gut angewendet hat, der melde es uns durch diese Zeitschrift; denn auch von dem Teufel müßte man das Gute nicht verschweigen, das man etwa von ihm wüßte.

Nachschrift des Blattschreibers.

Der Einsender der obigen Geschichten wird's mit manchem Leser und mit mancher Leserin verdorben haben, da mag er nun zusehen; einen Leser aber weiß ich, der ihm danken wird. Ein armer Ehemann in E— d hat mich in einem Briefe dringend um Hilfe gebeten. Er ist mit einer Frau behaftet, die das Lotto lieber hat, als ihn. Geld, Zinn, Getreid, Schinken, Betten, Alles wandert in's Lotto. Die besten Geschäfte werden am Sonntag gemacht, wenn der Mann in der Kirche ist, und er kann deßwegen keine Predigt mehr mit Andacht hören, weil er immer schon an die denkt, die er nachher seiner Frau halten muß. Er spricht in seinem Briefe von einem Raubthier, ich weiß nicht recht, wen er eigentlich damit meint. Versucht habe er schon Alles, um seine Frau zu bessern, das würden ihm die Nachbarn bezeugen, die's gewöhnlich mit anhörten. Jezt sey's aber vollends gar aus. Er habe ihr dieses Blatt vorgelesen, worin über das Lotto gesprochen worden sey; das habe sie recht aufmerksam angehört, und er habe schon Hoffnung geschöpft, als sie die Zeitung noch einmal verlangt und gelesen habe. Nachher habe sie gestanden, daß sie blos die Zeilen, wo vom Lotto die Rede war, gezählt, die Numern gesezt, und darauf wirklich gewonnen habe. Seit der Zeit sey's gar nicht mehr zum Aushalten, und da ich Schuld daran sey, so möge ich ihm nun auch helfen, seine Frau zur Raison bringen und ihr was Ordentliches anthun. Das gedenke ich denn auch, wenn sie sich nicht bessert, nächstens zu thun.

Der größte Diamant.

Ein Diamant oder Demant, wie man die kleinen, wasserhellen, so hochgeschäzten Steinchen nennt, ist eigentlich ein unnüzes Ding für Denjenigen, welcher zufrieden ist, wenn er nur ehrlich sein täglich Brod verdienen kann. Darum ginge es wohl Manchem damit, wie jenem Haushahn, welcher einmal einen Edelstein in der Dunggrube hervorgescharrt, und zornig wieder auf die Seite geworfen hat, weil er eigentlich ein Weizenkörnlein suchte.

Wenn aber der Leser einmal einen Demant findet, so soll er ihn nicht wegwerfen, sondern vielmehr einem reichen Herrn bringen, der ihn bezah-

len kann, denn es gehört zu manchem Demant schon ein ziemlich reicher Herr.

Wer einen kleinen Demant sehen will, der findet einen solchen bei jedem Glaser, denn man braucht diesen Stein als den härtesten unter allen, die man kennt, zum Glasschneiden, und kostet davon ein ganz kleiner Splitter schon 5 bis 6 Gulden rheinländisch.

Willst du aber den größten Demant sehen, welcher bekannter Weise auf der Welt existirt, und zu 300 Millionen Louisd'or angeschlagen ist, so laß dir selbigen zeigen vom Könige von Portugal, der ihn als den theuersten Schmuk aller Könige besizt. Er hat aber den Edelstein nicht gekauft, sondern derselbe ist auf gar sonderbare Weise an seine Krone gekommen.

Als das Kaiserthum Brasilien in Südamerika noch mit Portugal verwandt war, da wurden einmal drei Brasilianer um einer Vergehung willen zur Verbannung auf Zeit Lebens in die traurigste und wildeste Gegend des Innern von Brasilien verdammt.

Sechs Jahre lang streiften die unglüklichen Männer umher in der ganzen Gegend, als ob sie gar nicht mehr zu ihren Brüdern in der Menschheit gehörten, bis sie endlich wunderbarer Weise durch den großen Demant erlöst wurden. Es war nemlich durch eine ungewöhnlich große Hize der Fluß Abarte gänzlich ausgetroknet. Da suchten die Verbannten im Beete des Flusses, durch welches sie, gleich den Kindern Israels im rothen Meere, wandeln konnten, Gold und andere Dinge, welche der Fluß mit sich führte, und fanden dabei glüklich — den merkwürdigen Diamanten, der die Größe einer tüchtigen Männerfaust haben soll. Damit hofften sich die Unglüklichen wieder die Rükkehr zu der Menschheit zu erkaufen. Sie begaben sich fröhlich nach Villa-Rika, welches eine Stadt in Brasilien ist, um ihren Fund zu zeigen, und ihr Schiksal darauf zu erwarten.

Beim Anblik der Größe und Schönheit dieses Steins wußte der dortige Gouverneur Anfangs kaum, ob er seinen Augen trauen sollte. Er rief daher sogleich eine Kommission von Sachverständigen zusammen, welche denselben untersuchten, und erklärten, daß es ein ächter Diamant sey. Der Herr Gouverneur sandte hierauf den großen Stein über's Meers nach Lissabon an den König von Portugal, und gab den glüklichen Findern unverzüglich ihre Freiheit. So ist doch kein Ding auf der Welt so unbedeutend, daß es nicht werth wäre, es aufzuheben, und daß es nicht dazu gemacht seyn könnte, einem Menschen, wenn sich der Umstand gerade schikt, zu seinem Glüke zu verhelfen.

Hexenverbrennung.

Zu Thuillies in Belgien haben noch vor zwei Jahren, das ist: Im Jahr Ein tausend acht hundert und vier und dreißig — laut sichern Nachrichten — die Bewohner einer Meierei eine alte Frau auf einen Scheiterhaufen gebunden, weil sie glaubten, sie habe zwei Kinder verhext, und wollten sie ohne Weiteres als Hexe durch Feuer und Dampf aus der Welt schaffen. Zum Glük waren ihre Kleider von Wolle, und verbrannten nicht schnell, aber sie wurde besinnungslos und in Lebensgefahr weggetragen.

Was der sagt christliche Leser zu solcher egyptischer Finsterniß?

Ein rechtschaffener Reim, den der Dorf-Bote gemacht hat.

Vögel, die nicht singen,
Gloken, die nicht klingen,
Rosse, die nicht springen,
Pistolen, die nicht krachen,
Jungfrauen, die nicht lachen:
Lust hab' ich nicht zu diesen Sachen.

Die Fröhlichkeit war doch auch vor Alters ein Hauptartikel im Menschenleben, denn es gab schon vor mehreren hundert Jahren ein deutsches Verslein, das heißt:

Die Wahrheit ist ein Wunderkraut,
Das Leben zu versüßen,
Doch wird ihr Erdreich nicht gebaut,
Wird sie verwildern müssen.
Dem Frommen blüht sie hoch heran,
Und läßt ihn Freude finden,
Doch wer sie nicht behandeln kann,
Dem wird sie gar verschwinden.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

So geht es in Kriegszeiten.

Der Major von Kowalsky besaß auf seinem Gute Spitzings bei Königsberg in Preußen und in der Nachbarschaft allgemeine Liebe, und forderte, als die Franzosen vor Königsberg standen, seine Leute und Dorfinsassen auf, ihre besten Habseligkeiten, zugleich mit den seinigen in einem Holzstalle zu vergraben, und es wurden 720 Kubikfuß kleingemachtes Brennholz aufgeschichtet. Die Franzosen kamen auf ihrem Marsche nach Tilsit, auch nach Spitzings, nahmen, was ihnen anstand, und ein Unteroffizier von den Chasseurs bewegte die Köchin des Herrn von Kowalsky, mit ihm davon zu gehen. Sie forderte jezt ihre vergrabenen Sachen und gelobte, da ihr der Major Alles nach ihrer Taxe bezahlte, das tiefste Stillschweigen, verrieth aber schon im ersten Nachtquartier aus lauter Liebe Alles ihrem Liebhaber, der nun in der nächsten Nacht mit einigen seiner Kammeraden zurükzukehren, und sich alles Vergrabene als Beute zuzueignen beschloß. Der Wirth des saubern Paares, der es durch Zufall hörte, warf sich auf ein Pferd, und gab dem Major schleunigst davon Nachricht, der nun sofort mit Hilfe aller Leute das Holz wegräumte, und nachdem alles Vergrabene herausgenommen, und wo anders hin in Sicherheit gebracht war, wieder aufschichtete. Um Mitternacht kamen die Franzosen zahlreich in Begleitung der Köchin zurük, forderten Spaten, die ihnen der Major sogleich mit der Aeußerung gab, daß sie von der Köchin getäuscht wären, und nichts finden würden. Die Franzosen räumten mit großer Mühe das Holz weg, ergruben den Fußboden, gruben unter den schreklichsten Flüchen immer tiefer, fanden nichts, wurden wüthend, prügelten die Köchin, ließen sie zurük und jagten davon. Der Major übergab die Köchin den Gerichten, welche sie in der Folge in ein Arbeitshaus schikten.

Anekdote.

Die Zahl Derer, die vom Nichtsthun (sie selbst nennen es freilich anders) leben, ist bekanntlich sehr groß. Hier ein Beispiel, wie man vom Zuvielthun leben könne. In London pflegte ein Mann im westlichen Stadt-Ende umherzugehen, und warme Kuchen auszurufen. Die Natur hat ihn mit einer furchtbar starken Stimme begabt, die besonders einer zarten Dame in der Berkley-Strasse beschwerlich fiel. Sie ließ ihn mehrmals bitten, doch nicht so laut zu schreien, aber trieb es nur noch ärger. Zulezt blieb ihr kein anderes Mittel übrig, als daß sie sich erbot, ihm eine halbe Krone wochentlich auszusezen, wenn er die Strasse gänzlich meiden wollte. Der Schreier ließ sich dieß gefallen, und mied die Strasse, aber desto lauter ließ er seine Stimme nun in anderen erschallen; und man versichert, er habe sich auf diese Art in jeder Strasse einen wochentlichen Gehalt herbeigeschrieen, so daß er nun gesonnen ist, den Kuchenkram gänzlich aufzugeben, weil er von jenem leben kann.

Wolfram.

(Romanze.)

Der alte Ritter Wolfram,
Im grauen Heldensaal
Saß er, und ihm kredenzte
Sein Knappe den Pokal.

Er nahm den Becher schweigend,
Der Wein, wie Gold so rein,
Perlt' auf, doch eine Thräne
Des Ritters fällt hinein.

Sie galt den fernen Söhnen,
Die, sieben an der Zahl,
Nicht mehr im Schloß erschienen
Beim frohen Heldenmahl.

Mit ihres Kaisers Heere
Sandt' sie der Vater aus —
Doch kehrten sie nicht wieder
Zurük ins Vaterhaus.

Deß trauerte der Alte
In tiefbewegter Brust —
Selbst seines Bechers Labung
Gab nicht mehr frohe Lust.

Da saß er ernst und trauernd —
Der Knappe kehrt zurük,
Er stellt sich hin vor Wolfram,
Und spricht mit trübem Blik:

„Ein Bote von dem Kaiser
Verlangt bei Euch Gehör!"
Und eintritt schon der Bote,
Zu melden seine Mähr.

Er hielt die sieben Schwerter
Der Söhne in der Hand,
Und sprach: „sie Dir zu bringen,
Hat mich mein Herr gesandt!"

Mit schönen Ehrenzeichen
Geschmükt ist jedes Schwert,
Die ihres Kaisers Gnade
Den Helden hat verehrt.

Und Wolfram fügt die Schwerter,
Die ihm der Bote gab,
Zusammen und sprach schluchzend:
„So legt sie mir aufs Grab!"

Er sprach's, und neigte sterbend
Das Greisenhaupt. — Es steh'n
Die Schwerter auf dem Grabe
Und sind noch heut zu sehn. —

Dr. Porsch.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. C. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
III. Jahrgang. Nro. 23. 5. Juni 1836.

Inhalt: Vorschlag, wie die schädliche Frühlings-Hut abgestellt werden könnte rc. — Von Feuersbrünsten. — Liberalität und Humanität. — Bitte um lesbarere Handschriften. — London in der Vorzeit und in der Gegenwart. — Reisebilder. — Alte Prophezeiung.

Unmaßgeblicher Vorschlag,

wie

1. die schädliche Frühlings-Hut auf den Wiesen abgestellt,
2. die Herbst- in Ohmet-Wiesen verändert, und
3. die entbehrlichen Hut-Weiden zu Grummet-Wiesen angelegt, und dadurch dem Landmanne eine unglaubliche Menge Fütterung verschafft werden könnte.

1. Die Abstellung der Frühlings-Hut betreffend.

An und für sich wünschen alle Wiesen-Besizer, daß sie ihre Gründe nach der natürlichen Billigkeit so gut möglich genießen könnten. Wenn aber das Rind- und Schaf-Vieh im Frühling, sobald das Gras anfängt, nur hervorzukommen, darauf gehütet wird, so frißt solches nicht nur die ersten Herz-Blätter ab, sondern reißt wohl die Wurzeln mit heraus, zugleich wird das junge Gras in den Boden getreten, nicht weniger durch den Dung, der in solcher ungeschikten Zeit auf die Wiesen fällt, ganze Platten verdorben, auch das Futter selbst übel schmekend gemacht, daß es das Vieh nicht gerne frißt, überdieß bei nasser Witterung und schädlichem Nebel die Vieh-Seuche verursacht, und bei einfallender Dürre der Boden so ausgebrannt wird, daß dem Eigenthümer wenig zum Ertrag übrig bleibt, da öfters das beste Tagwerk Wiesen kaum eine Fahrt Heu erträgt, anstatt es wohl 2 geben könnte, wenn solche Hindernisse nicht wären. Kommt hernach, wie öfters geschieht, um Johannis eine Ueberschwemmung dazu, so ist alles Heu von so viel tausend Tagwerk Wiesen auf Einmal verdorben, und solch begüßtes Heu entweder gar nicht mehr zu gebrauchen, oder mit großem Schaden, zur Ruinirung des Viehes und veranlassenden Seuche, aus Noth zu verfüttern.

Da hingegen, wenn die Frühlings-Hut abgestellt wird, das junge Boden-Gras zeitlich ansezen, schleunig fortwachsen, und bis Mitte Mai schon zur Zeitigung gelangen kann, daß der Same zu künftigem Wachsthum ausfällt, das Heu kann sodann, mit doppeltem Ertrage, noch ehe die gewöhnliche Güße oder Ueberschwemmung um Johannis erfolgt, abgehauen und zu großem Nuzen des Eigenthümers heimgebracht werden.

Von Mitte Mai bis in die Mitte des Juli oder bis Jakobi, mithin binnen 8 Wochen, wächst wieder ein völliges Grummet, und wenn auch um Johannis, nach heimgebrachtem Heu, noch ein Regen-Güß kommt, so ist es für das Wachsthum des Grummets desto besser, und wieder doppelt so viel zu hoffen. Von Jakobi, da das Grummet wieder von der Wiese kommt, bis Simonis und Judä, bleibt sodann dem Rind- und Schaf-Vieh die Hut auf den Wiesen noch 3 ganze Monate übrig, wodurch der vermeintliche Abgang in Ansehung der Frühlingshut, welche manches Jahr keine 14 Tage währt, wieder reichlich ersezt wird.

Dawider werden zwar Diejenigen, welche mit Rind und Schafen die Hut auf den Wiesen, vor Alters, aus üblicher Gewohnheit hergebracht haben, einwenden, es sey eine Servitut und alt-hergebrachtes Recht, welches sie mit ihrem Vieh auf anderer Leute Wiesen hätten, mithin könne man ihnen solche von Rechtswegen nicht absprechen.

Ich gebe dieses in so ferne zu, als es mit dem Recht des Eigenthümers vereiniget und erwiesen werden kann. Allein wenn der wenige Genuß, den das Vieh im Frühling auf der Wiese hat, indem es mehr in Boden tritt und verdirbt, als sich füttert, in Betracht gezogen wird, so glaube ich, es können Diejenigen, so entweder die privative oder nur die Koppel-Hut auf einen solchen Wiesgrund hergebracht haben, dadurch eine Entschädigung erlangen, wenn der Eigenthümer von jedem Tagwerke

jährlich 1 fl. Weidgeld an diejenige Gemeinde, welche das Frühlings-Hut-Recht darauf gehabt, bezahlte, so würde gewiß selbe für den Hut-Genuß, welcher manches Jahr, nach Beschaffenheit der Witterung, keine 14 Tage währt, zehnfach entschädigt, der Wiesen-Besizer aber kann wohl 1 fl. Weid-Geld bezahlen, wenn er für 10 fl. mehr Heu, und das gewiß, ohne Begüßung, und desto mehr Grummet bekommt. **Ein Mittel, welches, wo man Recht und Billigkeit Plaz gönnet, gewiß nicht verworfen werden kann.**

2. Die Veränderung der Herbst- oder Brach- in Ohmet-Wiesen.

Es ist bekannt, daß in vielen Orten der altherkommliche, aber grundverderbliche Gebrauch eingeführt ist, daß die meisten Wiesen auf der Markung überhaupt nur einmal im Heu genossen werden dürfen, und wenn solches herunter, die Wiesen ohnehin sogleich mit dem Vieh behütet werden. Dieses verursacht, daß die Eigenthümer das erste Gras bis Jakobi stehen lassen, in Hoffnung, es möchte desto mehr wachsen, weil sie ihre Wiesen doch **nur einmal** heuen dürfen, und deßwegen heißen solche **Herbst-Wiesen.**

Die sogenannten **Brach-Wiesen** haben in dem Jahr, wenn solche an das Brach-Feld grenzen, gleiche Fatalität, und lassen also die Besizer das erste Gras auch meistens bis Jakobi stehen, demungeachtet wächst auf solchen Herbst- oder Brach-Wiesen wenig, und nichts, als Schmellen, oder Pferde-Futter, weil solche niemals gedüngt werden, denn jeder Eigenthümer denkt, was soll ich des bloßen Heues willen meinen Dung auf die Wiesen bringen, ich will ihn lieber in Gärten und auf zehentfreie Aeker führen, solchergestalt aber bleiben die Herbst-Wiesen, ungeachtet sie den besten Erdboden haben, immer schlecht, untragbar, und der Bauer, welcher nichts, als solche Herbst- und keine Grummet-Wiesen hat, kann keinen Anspann, nach Erforderniß seines Dienstes, noch anderes Vieh halten, muß den Dung entbehren und bleibt armselig, dahingegen, wenn er seine Wiesen grummeten darf, er Dung darauf kauft und schafft, bekommt daher mehr Futter, kann noch so viel Vieh halten, die Aeker besser düngen, erntet mehr Getreid und Stroh ein, kann desto eher Vieh und Getreid verkaufen und seine Gefälle entrichten, die Herrschaft aber profitirt dabei in dem Handlohn, da eine solche Grummet-Wiese noch so viel gilt, und der Zehend-Herr auf dem Aker auch.

Hierbei aber könnte die Einwendung gemacht werden:

1. Geht es an der Hut ab,

2. genießen Diejenigen, so außerhalb der Markung wohnen, aber kein Hutrecht auf ihren Wiesen haben, das Gras, so die Einwohner der Orts-Markung mit ihrem Vieh durch die Hut genießen könnten.

Hierauf dient zur Antwort, daß, wenn der Eigenthümer seine Wiesen grummeten darf, und keine Frühlings-Hut darauf Statt findet, das erste Gras oder Heu bis Ende Mai schon gewachsen sey, und also eingebracht werden könne, anstatt daß es vorhin bis Jakobi stehen geblieben.

Von solcher Zeit an bis Bartholomäi wächst das Grummet auch, so daß es um solche Zeit schon wieder von der Wiese kommt, mithin verliert die Gemeinde wegen der Hut, statt vorhin, da auf einer solchen Herbst-Wiese man vor Jakobi ohnedem nicht darauf hüten darf, nicht mehr, als 4 Wochen an der Zeit, da hingegen die Hut alsdann von Bartholomäi bis Simon und Judä noch ganze 9 Wochen darauf verbleibt, und desto mehr Nachgras wächst, weil die Wiesen gedüngt worden, die vorher nie eine Gabel voll Mist bekamen. Wäre also auch diese Einwendung gründlich widerlegt.

Was den Einwurf betrifft, daß Fremde, außerhalb Wohnende das Grummet von ihrer Wiese aus der Markung führen und den Nuzen davon haben würden, so ist dazu auch Rath: wenn nemlich auf jedes Tagwerk, so ein Auswärtiger besizt, alljährlich 45 kr. bis 1 fl. Weide-Geld gelegt und dieses der Gemeinde, so vorhin (da es noch Herbst-Wiesen waren) die Hut darauf gehabt, entrichtet würde, so bekäme diese ein ansehnliches Gemeinde-Einkommen zur Bezahlung ihres Hirten ꝛc. und der Eigenthümer würde solches Weide-Geld von Herzen gerne entrichten, weil er statt einer Herbst- eine

Grummet-Wiese bekommt, und noch so viel Futter, als vorhin erlangt. Hoffentlich wird Niemand diesen Vorschlag für unausführbar halten.

5) Die Umschaffung einiger Weiden, Egerten oder Ellern zu Grummet-Wiesen.

Dieser Punkt ist, nebst vorherigen, einer der wichtigsten in der Landes-Oekonomie, da so viele tausend Morgen Landes nach dem uralten, aber unnüzen Gebrauch nicht anders, als wüst und öd zur blossen Hut liegen bleiben.

Bei genauer Untersuchung findet man, daß manche Gemeinden so viele Morgen dergleichen Pläze von dem besten Erdreich haben, welche weder Menschen noch Vieh, auf bisherige Art nüzen. Es ist und bleibt terra inculta et communia communiter negliguntur; es wird kein Dorn von solchen Weiden ausgehauen, keine Wässerei beobachtet, die Ameisen-Hügel nicht eingeebnet, sondern es bleibt als ein verlassenes Terrain blos zur Hut, und das arme Vieh hat doch auf solchen keine Weide, sondern das leere Ansehen eines Bodens, der vielmals besser genüzt werden könnte. Nach der neuesten Verfassung vieler Länder, wo man auf bessere Kultivirung des Erdbodens sieht, werden dergleichen Weiden unter die Einwohner jeder Gemeinde ausgetheilt, damit jeder seinen Antheil zu Aekern oder Wiesen zehn- und mehrfach besser kultiviren und nüzen könne. Wollten hohe gnädigste Herrschaften nur die vornehmsten und entbehrlichsten in den Ortschaften, wo die Gemeinde-Herrschaft hin gehört, aussuchen, abmessen und nach den Gemeinde-Rechten vertheilen, somit jedem seinen Antheil, nach Gutfinden, geniessen lassen, so würde der Nuzen sich bald zeigen. Viele Gemeinden, welchen man durch diese Blätter die Augen geöffnet, kommen schon darauf, und wenn die Aemter so willfährig wären, dergleichen gute Sachen zu unterstüzen, als manchmal der Eigennuz es verhindert, so könnte man gar bald weit kommen.

In benachbarten Herrschaften sind bereits Gemeinden, welche ihr Vieh gar nicht mehr austreiben, sondern es bis nach der Ernte zu Hause behalten, dabei noch so vielen Dung machen und ihre Gemeinde-Güter nach dem Loos nun viel besser nüzen. Haben nun einzelne Dörfer aus Ueberzeugung eingesehen, was zu ihrem Besten dient, warum sollte eine Landes-Herrschaft und jeder Gemeinde-Herr nicht auch den Bauern durch den Sinn fahren, und sie zu ihrem Besten nöthigen können!

Die einzige Einwendung läßt sich hören: es gehe nicht überall an, aber eben deßwegen kann es doch an vielen oder den meisten Orten geschehen.

Gemeinden, die wenig Hut-Weiden besizen, und zwar solche, die nach ihrer Lage weder zu Wiesen, noch Anbauung der Futter-Kräuter taugen, deßgleichen, die nicht in ausgewachsene Hölzer treiben dürfen, müssen freilich hiervon abstehen, aber wie viele 100 und 1000 Morgen Weiden gibt es, die zwischen den Feldern liegen, den besten Boden haben, und ungleich besser durch die Kultur der Gemeinde-Leute genüzt werden könnten, da sollte man die besten aussuchen, und nicht auf Einmal, sondern nach und nach die Unterthanen überzeugen, was zu ihrem Besten dient.

Denn, was gibt es heut zu Tage für gedeihliche Mittel, dem Landmann zu helfen, als: wie er durch den Feldbau, Wieswachs, Holzkultur, Pflanzung fruchtbarer Bäume, Rind- und Schaf-Viehzucht u. dgl. sich mehrere Nahrung und Losung verschaffen könne, da es fast nirgends mehr zulangen will. Allein es müssen auch die Unterthanen gutem Rath folgen, nicht bei ihrem alten Schlendrian bleiben, sondern hier und da Versuche anstellen, und die herrschaftlichen Verordnungen als wohlgemeinte Hilfs-Mittel ansehen, da allerseitige Herrschaften nicht ihr, sondern blos der Unterthanen Bestes zum Endzwek haben.

Von Feuersbrünsten.

Man findet in den meisten Ländern die vortrefflichsten Veranstaltungen gegen die Feuersbrünste; man ersieht darin nicht nur die vorsichtigsten Vorschriften, wie die Ausbrüche der Feuersbrünste abzuwenden seyen, sondern man trifft auch die weisesten Löschungsmittel gegen ein bereits ausgebrochenes Feuer an: man wird aber auch bei sich selbst überzeugend einsehen, daß diese Materie nicht zu viel er-

schöpft werden könne, denn so gewiß es ist, daß die Feuersbrunst eines der fürchterlichsten und nachtheiligsten Uebel sey, so die Menschen betreffen, so unwidersprechlich ist es auch, daß man zu deren Abwendung und Löschung nicht Mittel genug vorschreiben könne, und daß die besten Veranstaltungen gleichwohl noch immer manche Zusäze leiden.

Selbst die gewöhnliche Bauart auf dem Lande ist mehrentheils so beschaffen, daß man, wenn man selbe verbesserte, diesem großen Uebel zum Theil vorkommen, und obgleich nicht gänzlich abwenden, doch wenigstens aufhalten und verhüten könnte, daß sie selbiges nicht allzusehr verbreitete und fürchterliche Verwüstungen anrichtete.

Vorzüglich sollte man den Bedacht dahin nehmen, bei einem Bau das Holz so sparsam, als es nur immer möglich ist, anzubringen, weil es sehr verbrennlich ist, und hauptsächlich sollte dieses bei den Getreid-Böden beobachtet werden, indem sich die Feuersbrunst von selben am Meisten ausbreitet und der Nachbarschaft bemächtiget.

Aus dieser Ursache sind die gebrochenen Dächer auf dem Lande nichts nüze, weil sie allzusehr mit Holz belästiget sind, wiewohl selbe an sich schon nicht sonderlich gebräuchlich, sondern die spizigen Dächer, oder mit zwei Dach-Seiten die gewöhnlichsten sind. Diese Dächer würden bei einer Feuersbrunst weniger gefährlich seyn, wenn sie nicht allzuhoch wären, und zudem haben sie doch auch zu viel Holz.

Es gibt Dächer, deren Höhe von dem Dach-Gesimse an bis an den First oder Giebel zu rechnen der ganzen Breite des Gebäudes gleich ist; man sieht auch solche, die eine geringere Höhe haben und ein gleichseitiges Dreiek vorstellen, wo die beiden Dach-Seiten der ganzen äußern Breite des Gebäudes gleich sind.

Die dritte Art, die aber seltener in dem Gebrauch ist, ob sie wohl den beiden erstern vorzuziehen wäre, ist diese, da man zur Höhe die Hälfte von der äußern Breite des Gebäudes oder höchstens $\frac{2}{3}$ derselben annimmt.

Diese unterschiedlichen Arten sind nicht gleich mit Holz beschwert, aber sie haben alle einen Fehler darin, daß die Sparren, Pfosten, Balken und das übrige Zimmerholz viel zu grob ist, somit nicht nur das Gebäude belästigen, sondern auch das Feuer in einem Unglüks-Falle mehr Nahrung findet.

Die besten Giebel, die man anrathen kann, sind die platten, sie sind der Proportion nach nicht höher, als ein dreiekiger Fronton, wiewohl die hohen Dächer viel eher gebräuchlich sind, und darum der vermeintliche Vorzug ihnen noch beigelegt werden will, daß sie viel tauglicher wären, den Beschwerlichkeiten abzuhelfen, welche daher rühren, daß das Wasser, Schnee ꝛc. leichter ablaufen könnte. Allein dieser Grund ist nicht zureichend, dergleichen Ungeheuer von Dächern zu rechtfertigen, indem man andere Mittel hat, jenen Beschwerlichkeiten vorzukommen. Wenn man die Dächer so flach als thunlich anlegt, so gewinnt man an Holz, Ziegeln und Gewicht des Hauses, man bekommt mehrere Zimmer, und kann an deren statt selbe nüzlicher gebrauchen. Die Deken der Zimmer pflegen theils der Wärme, theils der Feuers-Gefahr wegen zwischen den Balken gewällert und mit Schutt angefüllt zu werden. Wenn selbe ein entstandenes Feuer ergreift, so dämpft der niederfallende Schutt selbes beträchtlich.

Wenn man auf diese Art das Holz in dem Dachstuhl so sehr gesparrt hat, als möglich, so muß man ihn mit doppelten Ziegeln deken und keine Schindeln gebrauchen. Ueberhaupt wäre es gut, die Schindeln abzuschaffen, da diese dünnen Brettlein leicht Feuer fangen.

Bei den Getreid-Böden ist die Vorsicht dahin zu nehmen, daß man den Boden nicht mit Brettern belege, sondern es ist vortheilhafter, wenn man sie mit Bakstein-Blättlein von 1 Zoll dik, und von Kalk mit Ziegel-Mehl vermischt, wohl überzogen, mauere. Wenn man nicht zu befürchten hat, daß der Boden zu sehr beschwert werden möchte, so könnte man ihn doppelt belegen, und dieses würde besser seyn, indem kein Funke auf diese Art sich fangen könnte.

Eine andere sehr nüzliche Vorsicht ist, die Thüren von innen und außen mit Eisenblech zu überziehen. Man muß auch dafür sorgen, daß man auf den Getreide-Böden beständig eine oder zwei große Kufen mit Wasser habe.

Bei den Gebäuden selbst muß man das Holzwerk eben so sparsam anbringen, als am Dach, man muß nur Ekpfosten und Kreuzstöke machen, und durch solche Querbalken laufen lassen. Diese Einrichtung macht große Viereke, die man mit Mauerwerk von Ziegeln ausfüllt.

In der Nieder-Lausiz brauchen die Inwohner diese Vorsicht, daß sie in einem Hause, wo das Holzwerk die Oberhand hat, eine Kammer von 10 bis 12 Schuh ins Gevierte bauen, wozu kein Span vom Holze kommt, sondern Alles wohl gemauert und gewölbt ist; statt eines Fensters ist nichts als eine Öffnung, die mit einem Flugladen von Eisenblech verschlossen ist, die Thüre wird ebenfalls von Blech wohl verwahrt und überzogen. Ein solches Gewölbe ist von großem Nuzen, weil man im Fall einer Feuersbrunst den kostbarsten Hausrath ganz sicher dahin stellen kann, und nicht zu fürchten hat, daß das Feuer durch die Thüre oder Fenster dahin eindringen werde.

Man gibt auch ein gewisses Wasser an, welches viel tauglicher ist, das Feuer zu löschen, als das gemeine Wasser, so daß eine Tonne eben so so viel und noch mehr Wirkung thun wird, als 50 Tonnen gemeines Wasser.

Man nimmt auf 1 Tonne
10 Pfund Kreide,
20 — Alaun,
5 Pfund Pottasche,
5 — Blei-Aschen und
8 — Vitriol.

Alle diese Stüke müssen zu Pulver gemacht und alsdann auf diese Art in einem Kessel, so eine Tonne Wasser hält, eingeweicht werden.

Man gießt Anfangs nur $\frac{1}{2}$ Tonne Wasser darein, läßt solches warm werden, bis es zu sieden anfangen will, alsdann wirft man nach und nach die Kreide händevollweis hinein, da inzwischen ein Anderer das Wasser beständig umrühren und verhindern muß, daß sich die Kreide nicht zu Boden seze.

Wenn man den Alaun hinein wirft, muß man das starke Feuer unter dem Kessel hinweg thun, und nur sehr weniges darunter lassen, man wirft auch nur eine ganz kleine handvoll auf Einmal hinein, denn der Alaun schäumt mit Gewalt. Eben so macht man es auch mit der Pottasche, Bleiasche und Vitriol, die man nach und nach klein handvollweis in das Wasser wirft, indem man selbes immer herum rührt.

Zu allen diesen Menge-Stüken thut man noch $\frac{1}{4}$ Pfund Schwefel und durchgesiebte Asche von Eichenholz nach Gefallen.

Wenn dieses geschehen, so füllt man in den Kessel $\frac{1}{2}$ Tonne kaltes Wasser, welches man sodann nochmal aufwallen läßt, dabei aber nicht vergessen muß, Alles wohl umzurühren.

Wenn man von einem Färber das Wasser, woraus er mit Alaun und Vitriol gefärbt, haben kann, so nimmt man davon $\frac{1}{2}$ Tonne statt des kalten Wassers, welches gemeiniglich die Färber weggießen.

Dieses auf solche Art zubereitete Wasser erhält sich und verdirbt nicht. Wenn es mit der Zeit eintroknet, kann man anderes Wasser darauf giessen. Man zieht das Farb-Wasser allemal vor, weil es das Feuer eher auslöscht, als das gemeine.

Auch kann diese Art mit großem Vortheile gebraucht werden, daß, wenn man sich der Feuer-Sprizen bedient, man 5 bis 6 Pfund gepulverte Pottasche in das Wasser, das nächst versprizt werden soll, schütte, und so mit Zuschüttung der Pottasche nach Gelegenheit fortfahre, wobei man sich in Acht zu nehmen hat, daß man es nicht gegen die Mauer verschwende, sondern blos auf solches Schreiner- oder Zimmerwerk sprize, das eben anzubrennen beginnt. Leidet es die Zeit, so kann man eine beliebige Menge Pottasche in einen Siedkessel mit Wasser schütten, und sobald sie zergeht, welches in wenig Minuten erfolgt, öfters 1 Eimer voll von solchem Wasser in die Sprize schütten. Alles brennende Holzwerk, so man damit besprizet, wird sogar gelöscht, als wenn es ins Wasser getaucht wäre, und wird an der gelöschten Stelle nicht leicht wieder anbrennen.

Liberalität und Humanität.

Daß das Wort Liberalität, Freiheit, nichts, gar nichts ist, hat uns leider das arme Frankreich bewiesen. Dieses übermüthige Volk bildete sich

ein, sich und die ganze Welt durch Liberalität glüklich zu machen, und hat sich und die ganze Welt unglüklich gemacht. Millionen blutige Opfer fielen für den Altar der Freiheit; und dennoch entstand nichts als die höchste Erbärmlichkeit! Schon Homer sagt durch Jupiter: „Denn elender ist nirgend ein Wesen, als es der Mensch ist.“ Wer kann dieses widersprechen, das es noch so ist! — Also, wohin will ferners unser Streben nach dem in Sumpf und Morast führenden Phantom, genannt Liberalität oder Freiheit? Sind uns die Lektionen von den Menschen, welche keine Hosen anzulegen hatten, oder von den unzeitigen Handlungen verführter Buben, verführt von Männern, welche im Trüben zu fischen suchten, noch nicht genug? Wollen wir die Arche Noes noch 50 Jahre lang bauen sehen, ohne uns zu bekehren und nur etwas vernünftig zu werden: obwohl Vernunft auch nicht viel besser ist, als Liberalität; denn welcher Mensch, der liederlich, ohne Glauben und Religion in den Tag dahin lebt, bildet sich nicht ein, daß er Vernunft habe, obwohl seine Vernunft nur die schlechteste Brutalität ist!

Also, also, es braucht wenig Beweis, um auszusprechen: recht liberal seyn, ist so viel, als ein recht schlechter Mensch seyn; denn seht einmal die recht liberalen Menschen. Wo und wie seht ihr sie? In den elenden Kneipen, besoffen, oder voll Geldhunger und Ehrgeiz! Wer ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf mich.

Wenn nun diese Liberalität der fürchterlichste schädlichste Dämon bisher gewesen ist, der uns in das schreklichste Elend geführt hat, wo finden wir nun einen rettenden Genius, der uns wieder auf die Bahn des allgemeinen Christenthums, der Nächstenliebe, der Religion zurükführt, und den Polter-Geist der Freiheit, Frechheit, des Unglaubens, Mordes, Raubes, Hochmuths in seine verpesteten Sümpfe zurük bannt?

Durch Krieg, dem schreklichsten aller Uebel, durch die Pest der Cholera haben wir das Sodoma gesehen, sollen wir noch nicht genug belehrt worden seyn?

Wenden wir uns zum leichtesten Mittel der Humanität gegen alle diese menschlichen Feinde. Ertragen wir die Schwächen unsers Nebenmenschen mit möglicher Geduld, belehren wir ihn mit christlicher Sanftmuth, lassen wir Jeden seinem eigenen Richter über, besonders wo man durch den Richterspruch Anderer nicht verbessern könne; suchen wir nur durch unsere beständige Veredlung auch auf die fast unverbesserlichen Stolzen, geistigen Rachsüchtigen zu wirken u. s. w., dann wird unser ohnehin nur kurzes Leben auf das Angenehmste, Freieste und Christlichste dahin fließen, wie ein Bach durch blumige Auen, unter kühlendem Schatten der verschönernden Bäume, bis es sich mit dem allgemeinen Meere der Ewigkeit vereiniget, und ein Theil des Ganzen wird. Liebe, nicht Freiheit, ist das allgemeine Gesez der Natur, nicht Frechheit. Alles, was noch in die Sinne gefallen ist, hängt an bestimmten Gesezen, und der Mensch, ein Produkt des allerhöchsten Gesezes, sollte es nicht? „Nein, nein, denk' a bisl nach!“ Nosse, velle, posse!

Bitte um lesbarere Handschriften.

Das Manupropria ist treun kein Ueberfluß,
Sonst meinte Jedermann, er schrieb es mit dem Fuß.

Mein lieber Herr Bauernzeitungsschreiber!

Es ist in Dir wahrscheinlich auch schon oft der Wunsch entstanden, daß die Zuschriften leserlicher seyn möchten. Mich ärgert es aber so oft, wenn ich als Vertheidiger in Kriminalsachen Akten lesen muß, wie man nur gar so schlechte Schriften leiden mag! Es ist eine wahre Schande! Wer nicht leserlich, deutlich schreiben kann, soll als Schreiber nicht geduldet werden. Ich will gar nichts vom Schönschreiben sagen — nur leserlich, daß jeder Buchstabe seinen Charakter hat. Es ist ja doch nur die Faulheit des hohen gnädigen Schreiberpersonals; warum geduldet man es?!

Mache doch auf eine Maschine aufmerksam, welche deutlich schreiben lehrt. Ich weiß schon, daß es sonst hieß: die großen Herren schreiben unleserlich und ihre Namensunterschriften so, als wenn es darauf abgesehen wäre, dieselben abläugnen zu wollen; allein, da jezt so Alles den unrechten Ton annimmt, so muß es auch hier ver-

kehrt gehen, und ich möchte aus der Schrift immer auch, wie jener Naturkundige, prophezeien, wer einen guten, oder schlechten Charakter habe. Wenn Du aber keine solche Maschine hervorrufen kannst, welche die Schriften verbessert, so rathe ich übrigens, daß man nur jene schlechten Schriften zurükgeben, und nochmal auf Kosten der Herren Herren Vorstände, welche solche Schriften bei ihrem aufgenommenen Personale dulden, abgeschrieben werden.

Diese schlechten Schriften sind gegen die Vorschriften, und höchst schädlich, da sie zu Mißverständnissen Anlaß geben, wobei oft Hauptsachen sogar übersehen werden. Warum duldet man Etwas, was nur Nachläßigkeit und Unordnung nachweiset? Wer einen Schreiber machen will, muß auch schreiben können.

Zugleich warne ich aber auch vor den sogenannten Schönschreibern, welche so viele Krixkrax machen, und diese untereinander bringen, daß es noch härter, als eine andere schlechte Schrift, zu lesen ist.

Vergesse nicht, diese Angelegenheit in unserer schreib-lustigen Welt zur Sprache zu bringen, und Manchem wird die Schreiberprofession vergehen!

Sausbichel, den 8. d. Ms. in diesem Jahre.
Adv. Merks.

London in der Vorzeit und in der Gegenwart.

Im Jahre 1234 bestanden in London die königlichen Betten aus Stroh. 1300 hatte man in London noch keine Kamine, die Häuser waren alle von Holz, und in der Mitte der raucherfüllten Stube war ein Feuerbehälter. Der Wein wurde nur in Apotheken zur Herzstärkung verkauft, noch lange hatte man keine Rüben, keinen Kohl, Salat u. s. w., und es galt für große Pracht, auf einem zweirädrigen Karren zu fahren. — Das ist jezt Alles anders geworden. Die Engländer bauen die kostbarsten Bauwerke, wissen so gut, und fast noch besser, als andere Leute, wie man bequem und behaglich schlafen, essen, trinken, fahren kann.

1351 waren vier und zwei Pfennigstüke die größten Silbermünzen in England. Jezt verstehen es die Engländer so gut, mit großen und kleinen Münzsorten von jedem Metall und Werthe umzugehen, daß sie bekanntlich die reichsten Leute sind, und die meisten Staatsschulden haben.

Reisebilder.

Der Dom in Regensburg

wird durch den hohen Kunstsinn des Königs wieder zu seiner ursprünglichen Einfachheit, Würde und Schönheit geführt, wie solcher auch schon durch mehrere Fenstergemälde von der neuen Münchner Kunsterfindung von Sr. k. Majestät verherrlichet worden.

Alles, was nicht zum würdevollen Kultus gehört, wird auf persönliche eigene Anordnung unsers eben so religiösen mit hohem Kunstsinn begabten Königs beseitiget. Doch bleibt das schöne Monument, über das ich so eben das treffliche Sonett von Joh. Greger lese.

Philipp Wilhelm,

Herzog von Bayern, Kardinal und Fürstbisch. *)

Philipp Wilhelm, hoher Absproß edler Schyren!
Fürst der Kirche! Gott willst du gehorsam dienen,
Denn das Heil, in Jesus Worte dir erschienen,
Dränget dich, dein Volk in's Himmelreich zu führen.

Knieend, betend vor dem Kreuz, dieß muß uns rühren.
Voll Beseligung im Herz und hehren Mienen
Schwebest du verklärt im Chor von Seraphinen.
Heil dem Lande, welches solche Herrscher zieren!

Wenn selbst Fürsten fromme Herzensdemuth lehren,
Sie, vom Strahlenglanz der Herrschermacht umgeben;
Frecher Spötter, muß es nicht auch dich bekehren?

Ja, nur im Gebet erblüht ein höh'res Leben.
Das Gefühl der Pflicht, die Gottheit zu verehren,
Muß uns über allen Erdentand erheben!

Alte Prophezeiung.

Wer im Jahr 1836 nicht verdirbt,
Wer im Jahr 1837 nicht stirbt,
Wer im Jahr 1838 nicht wird todt geschlagen:
Der hat im Jahr 1839 von Glük zu sagen.

*) Bei dem Monumente, welches ihm zu Regensburg in dem berühmten Dom errichtet ist.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Der Franzose auf dem Kosakenpferd.

In dem Vortreffen der Leipziger Schlacht nahm bei Wachau ein Kosak einen französischen Schüzen gefangen und führte ihn in's russische Lager. Der Kosak war zu Pferde, der Franzose wandelte, mißmuthig über sein Schiksal, zu Fuße neben her, immer und immer wurde er müder. Das erbarmte den Kosaken; er stieg vom Pferde und ließ den Gefangenen aufsizen. — Bald gewahrte man das russische Lager; aber ein Bach durchschnitt den Weg dahin. Der Bach war ziemlich tief und schlammig, und nirgends war ein Steg darüber zu sehen. Wie nun den Gefangenen hinüber zu bringen? Doch der Kosak wußte Rath. Er deutete dem Gefährten abzusteigen, und zu verweilen, schwang sich nun in den Sattel, ritt durch das Wasser, stieg jenseits ab, und jagte mit Worten und Hieben den Gaul wieder zurük, um dem Gefangenen einen gleichen Dienst zu erweisen. Nicht zweimal ließ sich der Franzose zum Aufsizen winken, nachdem er sich klüglich vom nahen Strauch eine tüchtige Gerte gebrochen; aber anstatt durch den Bach zu sezen, tummelte er das Kosakenpferd erglitig zurük, woher er gekommen, und hieb waker darauf los, um schleunig das Weite zu gewinnen. Lächelnd sah der Kosak nach dem enteilenden Flüchtling, plözlich stieß er ein Paar weitschallende Pfiffe in die Luft, und wie vom Kantschuh getroffen, erkannte der Gaul den Ruf seines Herrn. Blizschnell riß er mit dem Reiter herum, jagte zum Bache zurük, sezte darüber weg, und lieferte dem Kosaken seinen treulosen Gefangenen wieder aus. Der Willkommen war höchst unartig auf Kosakenart.

Als Jemand einem bekannten Schuldenmacher seine Verwunderung äußerte, wie er so dreist bei fremden Leuten um ein Darlehn anhalten könne, antwortete dieser: „Leute, die mich kennen, leihen mir ohnehin nichts."

Robert und Belinde.
(Romanze.)

Unter einer grünen Linde
  Stand im Abendschein'
Einst die schmachtende Belinde
Schneidend in des Baumes Rinde
  Einen Namen ein.

Wessen Namen? kannst du fragen!
  Robert heißt der Mann,
Dem des Herzens Pulse schlagen,
Der allein der Sehnsucht Klagen
  In ihr stillen kann.

Ach! auf dunklen Meereswogen
  War er fortgeeilt —
„Hat der Treue mich belogen?
Kommt nicht wieder er gezogen
  Da so lang' er weilt?!"

„Nein! er hat den Schwur gehalten,
  Den er einst mir gab;
Aber in des Meeres kalten
Fluthen gab des Unglüks Walten
  Ihm vielleicht sein Grab."

„Doch kehrt er auch nimmer wieder
  In der Liebe Arm;
Schau' sein Geist vom Himmel nieder
Und vernehm' die Trauerlieder
  Meiner Brust, so warm!"

Also seufzte bang Belinde
  Um den fernen Freund,
Dessen Namen nun die Rinde
In der grünbelaubten Linde
  Mit dem ihren eint'.

Doch als sie im Morgenglanze
  Nach dem Namen blikt,
Ach! da ist so schön der ganze
Baum mit einem Weilchenkranze
  Blühend ausgeschmükt.

Und Belindens Auge traute
  Kaum Dem, was sie sah —
Doch der frohe Blik erschaute
Schön'res noch, denn auch der Traute
  Stand holdlächelnd da.

„Aus der Ferne über Wogen
  Nehrt' ich heut zurük,
Komm an deine Brust geflogen,
Habe niemals dich belogen,
  Find' in dir mein Glük!"

An ihr Herz drükt ihn Belinde,
  Und der Schmerz wird Lust —
Wie die Namen in der Rinde
Sich umschlingen an der Linde,
  Eint sich Brust an Brust.

Dr. Porsch.

In der Jos. Lindauer'schen Buchhandlung in München ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Eigenschaften, die, aller Heilpflanzen,

nebst ausführlichem Unterricht, sie in Gärten zu ziehen, zu pflegen, zu warten, und als Heilmittel zu gebrauchen. Die Anfertigung aller Kräutersäfte, Kräuterbiere und Kräuter-Weine. Nach den vorzüglichsten Quellen, und nach untrüglichen Erfahrungen. Neue Ausgabe. 8. in Umschl. geh. 36 kr. oder 8 ggr.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. C. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

III. Jahrgang. Nro. 24. 12. Juni 1836.

Inhalt: Vorurtheile gegen das frische Wasser als Waschmittel. — Die Natur hat ihre Krankheiten. — Die herrschaftlichen Oekonomie-Verwalter. — Einige landwirthschaftliche und so andere Verlegenheiten. — Einige Fragen zum Frommen der Landwirthschaft. — Worauf möchte allenfalls bei einem dereinst zu begründenden Aktien-Verein für die Zwecke der amerikanischen Mahlmühlen zu sehen seyn? — Reim und Leim. — Sonderbare Ankündung. — Zerlegung eines Maikäfers. — Vermehrung des Menschengeschlechts.

Vorurtheile gegen das frische Wasser als Waschmittel.

1. „Hände und Füsse oft, den Leib selten, den Kopf niemals."

Als ich im Jahre 1817 zu studiren begann, trug uns unter andern Lehren der damalige Rektor und Professor W—r zu P. auf, früh aufzustehen, und uns recht sehr mit Brunnenwasser zu waschen, etwa gar den Kopf einzutauchen oder unterzuhalten. Ich war ein so folgsamer Schüler, daß ich diesen Gebrauch selbst in den Ferien nicht unterließ. Das sah mein Vater kaum, als er mir eine Strafpredigt hielt, mir wahrsagte, ich zöge mir dadurch Rothlauf zu, und obigen Spruch anführte. Ich kenne dessen Ursprung nicht, weiß aber dessen Ausbreitung und Gefahr für die Herren Wasserdoktoren. — Sie werden Sich dagegen wehren, meine Herren!

2. „Der feuchte Kopf verdrängt die Haare."

Wenn Niemand an Glazen Freude hat, wenn Jedermann die Touren scheut — wer möchte dagegen seyn? Höchstens der Friseur und der Pabst. Und wenn das frühe Ausfallen der Haare auch durch vieles Waschen mit frischem Wasser bewirkt werden könnte — wer sollte noch Wasser und Baden empfehlen? Der Spruch wenigstens kursirt noch in manchem Munde und Gehirne. Man zog schwarzhaarige Frauen an, deren Haarboden viel feuchter seyn soll. Was ist davon zu halten? Ich glaube, nicht viel.

3. „Wasser zehrt, kann also nicht stärken."

So sprechen Viele, denen man gewisse Bildung nicht absprechen kann. Sie berufen sich gewöhnlich bei ihrer Defension

a) auf das Baden, welches Hunger verursache (obwohl hier der Grund anderswo liegt),

b) auf die Mattigkeit der Schwimmer,

c) auf den Krampf.

Wenn diese Gründe auch scheinbar richtig sind, und der Schluß keinen Fehler enthält, so glaube ich doch Beides nicht. Denn es macht das Baden heiter, und die Stärkung tritt schon ein, wenn auch nur der Schwächung (durch Schmuz und Erhizung) entgegen gearbeitet wird.

Mir sind zwar keine solchen gefährlichen oder widerstrebenden Sprüche und Ansichten eben mehr in Erinnerung; ich zweiffe jedoch keineswegs an größerem Vorrathe von solchen.

Möge man sie bekannt machen. Es ist dieß für Jene nothwendig, welche ein Ganzes und außer Beispielen auch Grundsäze aufstellen wollen, wodurch diese höchst wichtige Erscheinung unsers gewiß merkwürdigen Schöpfungszeitalters gänzlich gerechtfertigt werden kann. Dixi.

Die Natur hat ihre Krankheiten,

wie der Mensch und wie das Thier. Aus den Abnormitäten der Natur entspringen aber oft noch weit bedenklichere Folgen, die nicht immer der Schuldige, sondern meistens der Unschuldige büssen muß. Daher sind jene Staatsmänner, wie einst der egyptische Joseph, wohl die edelsten und ehrwürdigsten zugleich, die der Zukunft — vorbeugen. Colbert in Frankreich machte einst auch ähnliche Mißgriffe, wie der egyptische Joseph, d. h., er nahm mit der einen Hand, was er mit der andern gegeben hatte; und doch verdankt ihm Frankreich, diesem Colbert, sehr Vieles, besonders die Emporbringung der Seidenzucht u. s. a., und der egyptische Joseph war der für ewige Bei-

ten geltende große Lehrmeister der „Vorsicht.“ Wann werden wir einmal ein bleibendes Prinzip und Radikal-Mittel gegen Theurung und Noth erleben? Diese Frage, eigentlich derselben Beantwortung, wäre das erquikendste Sterbekissen eines umsichtigen Staatsmannes, der dabei nicht vergessen darf, daß die Kinder der Welt in der Art weit klüger sind, als die Kinder des Lichtes, und daß der sogenannte Kornkipper, oder Kornjude keine Verlust-Gefahr bei seinen Getreide-Aufspeicherungen scheuet, auch nicht zur Unzeit mit seinem Getreidevorrathe losschlägt, sondern Zeit und Umstände abwartet, und gewiß in den Tagen der Bedrängnisse billiger wäre, wenn man seine wesentlichen Dienste von Oben herab vor-, und besonders in den Tagen der Gefahr beehrender aufnehmen würde. Doch da fällt mir so eben Matth. 13, Vers 57 ein, und ich schweige für Immer.

Man wundert sich immer, daß mit der Vermehrung der Futterkräuter, mit dem Anbaue ausländischer Färbestoffe u. dgl. nicht allenthalben in unserm Vaterlande gleiche Vorschritte geschehen. Aber man errichte einmal eine Zentralgartenbau-Schule, man unterstüze die praktische Gartenbau-Gesellschaft in Frauendorf eben so, wie unsere landwirthschaftlichen Vereine, man verbinde leztere, wie einmal, aber ohne fremder Feder, im Münchner-Tagblatte gemeint war, mit der erstern Sozietät, und dann sehe man, ob es in allerlängstens 15 Jahren um unsere Landwirthschaft und um unsere Viehzucht nicht weit besser aussehe, als es ohne diesem in 30 Jahren gedeihen kann. Der Einsichtsvollere, der zugleich helfen kann, bedarf hierüber keines literarischen Kommentars, und für den Geringern helfen nur Thaten und Beispiele.

(Wer übrigens den asiatischen Tabakbau näher kennen lernen will, der schlage Christs Unterricht von der Landwirthschaft nach, und meine Meinung wird sich aus diesem einzigen Belege rechtfertigen.) Und gibt es nicht viele ähnliche Fälle, wo besonders ausländische Pflanzen, Kräuter und Gewächse vorerst der Garten-Pflege anvertraut werden müssen, ehe sie auf den Aker übergetragen werden können? — Zur Emporbringung unserer Industrie wird aber nicht nur allein die Regulirung des Münzfußes, sondern auch jene des Maßes und Gewichtes in und für alle dem allgemeinen Zollvereine einverleibten deutschen Staaten und zur Beförderung ihres gegenseitigen Handels und Verkehres dringendes Bedürfniß; denn ohne Einheit gibt es Zerwürfnisse, wie einst beim babylonischen Thurmbaue; und nichts wäre schlimmer, als die Scheiterung des politisches Schiffes, dem die Flaggen künftigen Glükes bereits entgegen wehen, gleichsam am Stappelplaze. Auch die Beförderung und Bestellung entsprechender Handelsschulen ist in unsern Tagen ein von allen deutschen Regirungen wohl zu beachtender Gegenstand geworden, eben so eine Handels-Assekuranz-Zentral-Anstalt Deutschlands, eine Dampfschifffahrts-Assekuranz und eine „orientalische Kompagnie“ der Vorzeit.

Wie einst Unger mit der Ordnung der Fruchtpreise manipulirte, eben so lassen sich auch Wein- und andere Waarenpreise berechnen; ja, man könnte sogar, wenigstens muthmaßliche und beiläufige Witterungs-Vorherbestimmungen ausmitteln, wenn man nach dem Münchner-Abendblatte v. J. 1830 verfahren und die gewöhnlichen Witterungs-Aufschreibungen und sonstigen derlei Beobachtungen mit einem, Vor- und Mitzeit vergleichenden, die Naturereignisse des In- und Auslandes scharf ins Auge fassenden und tiefsinnigen Beobachtungs- und Vergleichungs-Geiste ꝛc. verweben, und daher in Zukunft nicht blos ref. Erzählungen und Aufzählungen, sondern vielmehr rein und ächt gelehrt scharfsinnige und wirklich nüzende Mittheilungen der Art machen wollte. Ich habe über dreißig Jahre derlei Sammlungen gemacht, und nie habe ich meine Erwartungen getäuscht gefunden. Während meiner heurigen Brustkrankheit und da ich den Tod mehr, als Genesung erwartete, habe ich alle hieher bezüglichen Papiere u. s. a. vernichtet, weil sie so Niemand, als ich, lesen konnte.

Und nun bin ich zu schwach, um weiters in der Sache selbst wirken, oder nur dienen zu können; sed sapienti sat.

Die herrschaftlichen Oekonomie-Verwalter.

Unsere Landwirthschaft, und derselben Aufschwung, wie man meint, hätte auch ohne landwirthschaftliche Vereine, ohne Kultur-Kongresse ꝛc. schon längst bedeutend gewonnen, wenn von Seite der Staats-Regirung den Eingangs bezeichneten Herren Verwaltern mehr Aufmerksamkeit bisher geschenkt worden wäre. Es mag nun diese Meinung übertrieben, oder mehr oder minder gespannt erscheinen, so bleibt doch immer so viel Wahrheit in der Sache übrig, daß diese Verwalter alle Würdigung, alles Zutrauen und alle Theilnahme von Seite der Regirungs-Behörden und Stellen vorerst verdienen. Der Privatmann, dessen Rechte und Vortheile diese Verwalter repräsentiren, hat besonders auf den geringern Landmann weit mehr und stärkeres Zutrauen erwirkenden Einfluß, als die Worte und Mahnungen von 20 und 30 Regirungs-Kollegial-Räthen, die ohne That, ohne Muster und anmahnendem Beispiele blos rathen und befehlen. Wenn diese Verwalter, worunter es so viele einsichtsvolle, wahrhaft verdiente und gründliche Oekonomen gibt, einmal auch den Weg finden könnten, vom Privat- in Staatsdienste überzutreten und zur lohnenden Würdigung ihrer um die Landwirthschaft, und hiedurch, und sehr natürlich, um den Staat selbst erworbenen Verdienste, wie sehr würden sich alsdann und in Zukunft diese Herren bestreben und bemühen, ihren einflußreichen Einfluß auch über ihr Gebiet hinaus zu erstreken und auszudehnen, besonders wenn es ihnen von Seite der Regirung erlaubt würde, unter bescheidener Maßnahme ihre neuen Entdekungen, Versuche ꝛc. durch praktisch anleitende Belehrungen auch auf andere, dem herrschaftlichen Gerichtssprengel, oder Landgerichtsbezirke nicht einverleibten Unterthanen von Zeit zu Zeit auf einem von der Regirung selbst zu bezeichnenden Weg zu verbreiten, und dadurch ferne und nahe Unterthanen theils zur thätigen Nachahmung, theils, und doch wenigstens, zur sukzessiven Bildung praktisch einflußfähiger Kulturkongresse zu veranlassen und zu vermögen. Unsere adelichen, oder sonst vermöglichen und so verehrlichen Herren Gutsbesizer, die in dieser ihnen am Ende nur selbst ersprießlich werdenden neuen Gelegenheit, ihre Verwalter als Mittelorgane zu schäzen wissen werden, können durch diesen Zuwachs zur Erweiterung gemeinnüzlicher Zweke nur auch die Bestimmung und die Sehnsucht fühlen, in höhern Bildungs-Kräften beizuwirken, und vielleicht der Zoologie, Botanik in jeder Beziehung u. s. w., durch Vermehrung anatomischer, physiologischer, therapeutischer ꝛc. Zusäze und durch Bildung von dießfallsigen Separat-Vereinen einen ersprießlichen, der Garten-, Wein- und Obstbau-Kunde, der Viehzucht und Landwirthschaft gedeihlichen Aufschwung zu geben. — Auch für die Landwirthschaft wäre ein Frankfurter-Verein für die Erdkunde äußerst wichtig und nicht blos für den Handel.

Wenn nun Gutsbesizer und ihre Verwalter und derselben benachbarte adeliche u. dgl. höhere Grundeigenthümer in schön zusammenwirkender Harmonie nur den erhabenen Zwek vor Augen behalten, der Landwirthschaft so viel nur immer möglichen und in all ihren Verzweigungen ersprießlich werden könnenden Aufschwung zu verschaffen, dann wird sich unsere Hagel-Assekuranz, vielleicht selbst einmal auch mit einer Viehsterbe-Assekuranz gleichsam verschwistert, und mit einem Mit-Vereine für die Entschädigungen an dem Getreide auf andern Wegen zukommenden Verlusten jener Segnungen erfreuen, die ein akerbauendes Land vollkommen beruhigen und beglüken können. Nicht nur allein dieses wird in Folge der Zeit gelingen, sondern man wird auch durch diese günstigen Umstände veranlaßt, die erwünschliche Gelegenheit ergreifen, sich mit den königl. Staats-Güter-Verwaltungen und deren Administratoren näher zu verbinden, um zu sich allmählig entwikelnden Bezirks- und Kreis-Mehl-Bewahr-Magazinen an der Seite zwekmäßig eingerichteter Getreide-Kästen oder Silos, und amerikanischer Mahlmühlen mit vereinter Kraft den Grund zu legen. — Noch weiters steht alsdann zu erwarten, daß, Hand an Hand freundlich geschlossen, die schon so lange vermißten Unterstüzungs-Vereine für geringere Landwirthe sich aber nur sukzessive und mit den Kräften des armen Landmannes selbst, übereinstimmend, bildend, einst

jene Hilfe spenden werden, welche die Sehnsucht und der Wunsch aller Guten ist.

Durch diese neuen, so wichtig gemeinnüzlichen Verbindungen wird auch die Idee einer innigern Vereinigung zwischen landwirthschaftlichen, Garten- und selbst auch politechnischen Sozietäten zur Blüte, zur Reife und endlich zur nur heilsam wirkenden That selbst, als Frucht patriotischer Aussaaten und als Grundlage künftiger Gartenbau-Schulen in lebendes und lebendig wirkendes Werk übertreten, was man alsdann um so zuversichtlicher gewärtigen darf, wenn die neuen Verbindungen zwischen adelichen und höhern Gutsbesizern, und deren Verwalter mit den königlichen Staats-Güter-Administrationen ꝛc., der Obhut und Aufsicht unserer bayerischen landwirthschaftlichen Vereine eben so, wie die gegenwärtigen landwirthschaftlichen und künftigen Gartenbauschulen untergestellt, und dabei vor Allem dahin gesehen wird, das Vaterland vorerst und vor jeglicher Gefahr, durch Wuchergeist und wucherische Handlungen drohend und ausführbar, besonders aber nach Genesis 41, 34 im Voraus schon, und für jegliche Zukunft zu beschüzen und zu bewahren. Das Weitere wird Gott, die Zeit und die Theilnahme einsichtsvoller Patrioten entwikeln, aber Alles nur zum wahren Segen unsers Vaterlandes, was die Zukunft erst beweisen und dankbar, ja! dankbar fühlen wird. Es versteht sich übrigens von selbst, daß bei all diesem die künftigen herrschaftlichen Verwalter nach jenen Vorbedingungen, und zwar die höchste Klasse unserer landwirthschaftlichen Lehranstalt in Schleißheim vorerst besucht und absolvirt haben müssen, welche für die Ausbildung rationeller Landwirthe gesezlich in Bayern vorgeschrieben sind, und ehe sie, diese Verwalter, irgend eine Oekonomie-Administration selbst übernehmen und antreten dürfen, um sie allenfalls späterhin für ein, oder den andern der anno 1834 in Nro. 19 dieser Zeitschrift unmaßgeblichst bezeichneten Zweke und noch weiters benüzen zu können.

Einige landwirthschaftliche und so andere Verlegenheiten.

Wirke für das Gemeinbeste mit solch eilendem Eifer und Anstrengung, — als müßtest du heute noch sterben; und lebe, als könntest du ewiglich wirken. —
(Mein Selbstzuspruch.) —

Verlegen wird man zuweilen bei ernsterer und verbreitet werden wollender Ausdehnung von Handels-Industrie-, oder Gewerbs-Betriebsamkeiten, wenn man in das Ausland hin so viel baares Geld, und nicht selten ohne Verlust, mit und bei sich herumschleppen solle; und man gibt oft den besten Zwek, wo nicht ganz, doch wenigstens zu einem sehr großen Theile und oft mit empfindlichem Schaden auf, weil wir Bayern der bekannten preußischen Thaler-Kassa-Scheine, immer fast und überall al pari geltend, entbehren. Doch hiefür wird unsere National- und Hypotheken-Bank seiner Zeit auch schon noch sorgen; und dann um so leichter, wenn Deutschlands Münz-Fuß auf eine der Tendenz des allgemeinen Zoll-Verbandes entsprechende Art einmal regulirt seyn wird.

Der Landmann hat abwechselnd zwei große Verlegenheiten bisher zu bekämpfen gehabt, nemlich den zu hohen, oder den zu geringen Preis des Getreides. Dafür wird ihm in der Zukunft ein beruhigendes Aequiliber werden, wenn unsere amerikanischen Mahlmühlen an der Seite zwekmäßig organisirter Getreide-Magazine einmal im ausgebreiteten Gange sich befinden, und von einem Unterstüzungs-Vereine der Art, wie ich ihn schon öfters in dieser Zeitschrift, besonders aber unterm 13. Juli 1834 meinte, werden begleitet werden.

Eltern und Jünglinge kommen in unsern Tagen über die Aussichten der Zukunft in Verlegenheit; gelingt es aber einmal, eine Zentralgartenbauschule, in welcher auch der Weinbau, die Bienen-, und Seidenzucht für sich allein, oder je nach dem Wunsche und den Absichten der Eleven, mit dem Gartenfache zugleich gelehrt wird, in unserm Vaterlande zu etabliren, und gelingt es fernes der naturforschenden Gesellschaft in Bamberg, durch Ertheilung von Prämien ihren Wirkungskreis in der Art zu erweitern, daß sie auch später junge talentvolle Männer für ihre Zweke

unterbringen und einst für diese Tendenz auf Reisen abordnen kann, dann wäre doch wieder ein Trost für die Zukunft eröffnet, und zwar alsdann um so zuversichtlicher, wenn künftighin nur auf landwirthschaftlichen Schulen gewesene Männer als Oekonomie-Verwalter rc. angestellt werden. Verlegenheit von eben nicht geringer Art ist es auch für den Landmann, wenn seine Kühe ihre Milch selbst aussaufen. Doch darüber findet man Rath in Christs Unterricht von der Landwirthschaft Seite 368. Aber darüber ist sich noch mehr fast zu verwundern, daß, besonders in meinen Umgebungen, der Landwirth seine troknen Wiesen vor Winden und daraus entspringender Dürre, dadurch nicht verwahren will, indem er diese Wiesen mit zwekmäßigen Baumpflanzungen und bescheidentlich entsprechend umgürtet. Aber unter allen Verlegenheiten ist vielleicht nebst dem Mangel einer Viehsterbe-Assekuranz, wozu ich früher mehrmalen Scherfleins lieferte, keine größer, als wenn ein Bauers-Sohn ein mit Schulden belastetes Gut, auf dem Wege der Uebergabe, oder wenn sonst Jemand ein solches mitels Erbschaft übernehmen muß. Möchten doch einsichtsvolle Männer diesen für Landwirthschaft so wichtigen leztern Gegenstand recht beherzigen, und in landwirthschaftlichen Blättern geeigneten Rath ertheilen; wie einst Dr. Hirzel zu Zürch in seinem philosophischen Bauer!

Befürchtet man deßwegen und mit Grund für die Zukunft eine Verlegenheit, daß die Schädlichkeit der faulenden Ausdünstungen aus neuen, oder alten Kanälen für die Umgebungen bedenklich werden könnte; dann begleite man den Lauf dieser Kanäle mit Baum-Pflanzungen, worüber Cook, der unvergeßliche Weltumschiffer und zweite Kolumbus, versichert, „daß man in Batavia wegen der Hize und des Gestankes am Meere und den häufig aufsteigenden faulenden Ausdünstungen aus den Kanälen gar nicht leben könnte, wenn man nicht so viele Bäume auf den Strassen, und Blumentöpfe vor den Fenstern hätte.“ Es scheint, als hätte die Natur den Pflanzen den Auftrag gegeben, die vielen Feuertheilchen, welche von der Sonne in der Atmosphäre erregt, oder der Erde unmittelbar zugesendet werden, gleichsam aufzufangen, sie mit ihren Bestandtheilen zu vereinigen, und dadurch ihre Wirksamkeit zu moderiren; dagegen aber durch ihre wäßerige Ausdünstungen, zumalen wenn sie, wie die Bäume, uns beschatten können, eine kühle und reine Luft athmen zu lassen.

Nicht blos der Staatsmann, nicht allein der rationelle Landwirth, sondern selbst Gerichts-Stellen kommen zuweilen in eine Verlegenheit, wenn sie über die Fruchtpreise keine gründlichen Nachweisungen gesammelt haben und besizen, ich sage, keine gründlichen Nachweisungen; denn was helfen Folianten von bloßen Ziffern, z. B. à la Frohn und A., wenn kein scharfsinniger Beobachtungsgeist über den Getreidehandel selbst u. s. w., solche Nachweisungen zugleich begleitet. Daher bleiben die Verdienste Ungers in seinem Werke „von der Ordnung der Fruchtpreise“ (4. Göttingen 1752 1. Theil rc.) wahrhaft unvergleichlich werthvoll; denn Unger war es, welcher zur Ehre seiner Zeit und zum Ruhme Deutschlands diese hochwichtige Sache zuerst, und zugleich wissenschaftlich behandelt, ins Licht gesezt hatte.

Wie in Irrenhäusern, eben so kömmt auch zuweilen in Krankenhäusern eine Verlegenheit über die Zerstreuung und Beschäftigung der dortigen Patienten und besonders der Rekonvaleszenten, in Vorschein. Könnte doch dießfalls auch einmal menschenfreundlicher und zwekmäßiger Rath geschafft werden!

Nach Colerus kann der Weinbauer weit eher als der Akerbauer mancher Verlegenheit ausweichen; allein Vorsicht, Vorsicht, ist zu Allem gut, und ich glaube auch heuer, wie anno 1834 zur gemeinnten Vorsicht, zeug dieser Zeitschrift vom 2. April d. Js. nicht vergeblich ermahnet, sohin die Landwirthschaft nicht zum Besten gehalten zu haben.

Einige Fragen zum Frommen der Landwirthschaft.

1. Kutscher und Stallknechte sind es ganz vorzüglich, von welchen besonders das Emporbrin-

gen einer bessern Pferdezucht abzuhängen scheint; und vor Alters gab ein Joachismus Camerarius für junge Stall- und Reiters-Knaben dießfalls ein eigenes belehrendes Büchlein heraus. Warum versehen wir die erstern nicht, wenn auch nicht mit gedrukten, doch wenigstens mit geschriebenen, diesen Männern verständlichen und anpassenden Instruktionen über Wart und Pflege, Fütterung rc. der Pferde in und außer den Stallungen, und über die Erkenntniß der Pferdekrankheiten u. s. f.?

2. Warum wird es den in größern Städten eingeführten, so betitelten Stadt-Bereitern, deren Nothwendigkeit schon einst Xenophon in seiner Abhandlung de re equestri anerkannte, nicht auch zur ihre Aufnahme und Anstellung bedingenden Pflicht gemacht, die thierärztlichen Schulen vorerst wenigstens zu besuchen; und warum wird diesen Stadtbereitern nicht auch eine Art Befugniß zur zeitweise zu unternehmenden Pferde-Stallungen-Visitationen ihrer Distrikte eingeräumt?

3. Fürsten-Personen, Kaiser und Könige halten eigene Hofstallungen, und in selben sind nebst Bereitern, Leib- und Hofkutschern auch Stallknechte und Stallknaben angestellt; aber aus welcher Ursache gebricht und mangelt es gerade dort, und bei dem Vorhandenseyn geschikter Bereiter an einer gar leicht damit zu verbindenden theoretisch-praktischen Unterrichts-Anstalt für die Pferdezucht u. s. w. selbst? Die fürstlichen Herren Bereiter könnten dagegen Remunerationen einen leicht faßlichen Vortrag und Unterricht ertheilen, und den geringer Angestellten sollten Lehrbücher und nöthige Schreib-Materialien unentgeltlich verabreicht und die Lehr-Anstalt selbst auch andern Liebhabern der Pferde-Zucht gegen monatliche Bezahlung zum Besuche frei gestellt werden. Das Ganze stünde unter Oberaufsicht und Leitung des fürstlichen, oder königlichen rc. Oberstallmeisterstabes, und würde gewiß in Folge der Zeit über ein ganzes Land wesentlichen Nuzen verbreiten. (Vielleicht ließe sich auch einmal und später bei den Militär- oder Staats-Fohlen-Höfen was etabliren und versuchen.)

4. Unsere landwirthschaftlichen Vereine sind unermüdet bestrebt, bei irgend einer der Landwirthschaft bedenklich erscheinenden Witterung, oder sonst Gefahr drohenden Begebenheit, in Zeiten, nüzliche Belehrungen zu ertheilen. Wann wird es ihnen auch einmal gelingen, ein bleibendes, alle Zukunft sicherndes Prinzip gegen die Gefahren allenfalls drohender, oder wirklich hereinbrechender Theurung und Noth auf- und festzustellen?

5. Ließe sich durch eine 20, oder 30jährige Berechnung der Getreidepreise kein sicherer Maßstab ausmitteln, die Löhnungen der ländlichen Dienstboten und Taglöhner, besonders bei zu geringen Getreidepreisen, zu reguliren?

Worauf möchte allenfalls bei einem dereinst zu begründenden Aktien-Verein für die Zweke der amerikanischen Mahlmühlen zu sehen seyn?

Beantwortet als unmaßgeblichster Versuch in angewohnter Punktir-Manier.

---

1. Dieser Verein ist eine Privat-Sozietät, an welchem sich auch der Staat und Kommunen, aber nur wie andere Privaten anschließen können, und welcher Verein sich den hieher bezüglichen Assekuranzen des Landes seiner eigenen Sicherheit willen anschließt.
2. Fraglicher Verein steht jedoch unter Oberaufsicht und polizeilicher Aufmerksamkeit der betheiligten Regirung, welche vorzüglich auch dahin trachtet, mit diesem Vereine zwekmäßige Mehl-Bewahr-Magazine zu verbinden.
3. Die amerikanischen Mahlmühlen sind den landeüblichen Mühl-Visitationen u. dgl. nicht unterworfen, daher auch von dießfallsigen Strafen befreit.
4. In eben bezeichneten Mühlen wird kein Muß-Getreid, sondern das Mahllohn im Gelde bezahlt.
5. Wenn irgend eine gesezwidrige Handlung, und gegen Verlezung der eingeräumten Wohlthat und Freiheit ad Artikel 3. von den Mahlgästen gerichtlich eingedungen und beschwerend vorgebracht wird, dann bezahlt der Inhaber einer solchen Mühle den dreifachen Betrag der für solche Fälle auf gewöhnlichen Mühlen gesezlich bedungenen Strafe.
6. Da die neuen amerikanischen Mahlmühlen auf

keine Art und Weise irgend einem Wucher-Geiste Hang, Neigung und Gelegenheit geben dürfen, sondern vielmehr dazu eingeführt werden, und mitunter eine Basis zur Verwahrung jeder künftigen Theurung und Noth mitbilden zu helfen, so ist bei der Begründung derselben schon dahin zu sehen, daß die Aktionäre größtentheils wenigstens aus der Klasse der getreidebauenden, oder der redlich mit Getreide handelnden Unterthanen erwählt, auch Natural-Beiträge angenommen, und, wenn schon gegen Prämien für jeden Theil geltend, doch nur von solchen Männern Geldbeiträge angenommen werden, denen der und ihrer Versicherung sich mit mäßigem Gewinne zu begnügen, Glauben und Vertrauen im Voraus schon eingeräumt werden kann.

7. Königliche Kommissäre überzeugen sich von Zeit zu Zeit von dem technischen Betriebe durch den wohlgeordneten Bau-Bestand etc. dieser Mühlen, ohne Verlezung des Artikels 3., sondern nur zur Sicherheit der Aktionäre und zur Bewahrung der alljährlich öffentlich abzulegenden Rechnung. Uebrigens sind diese Mahl-Mühlen dem gewöhnlichen Aufschlage ebenmäßig unterworfen, und der Mehlhandel unterliegt mit vorerstiger Rechnung des Vaterlandes den Gesezen über Getreidehandel.

8. Eben bezeichnete Jahresrechnung muß auch mit einem technischen Berichte alljährlich begleitet werden.

9. Die bürgerlichen und übrigen Müller sind gegen jegliche Gewerbsbeeinträchtigung von der Seite zu schüzen.

10. Einsichtsvollere werden diese Punktirungen zum Segen des Vaterlandes zu erweitern, oder zu beschränken wissen, und vor Allem dahin sehen, daß die primitiven Bauten und Anlagen dieser Mühlen unter Regirungs-Aufsicht und Leitung geschehen, wie auch wesentliche Reparaturen.

Hiemit Punktum. Salvo meliori!

Reim und Leim.

Wie es der Herr Bürgermeister von Dessau zu seiner Zeit mit dem Dichter **Gleim** sonst in der Freundschaft gehalten hat, ist uns nicht näher bekannt, aber einen extrafeinen Reim hat er einmal auf ihn gemacht, und war ihm selbiger so lieb, daß er deßwegen den Dichter eigens zu Tische lud, um sein Kunstwerk bei guter Gelegenheit anzubringen.

Nemlich indem er mit dem Gaste freundlich anstieß, sprach er:

„Mein lieber Herr Gleim,
Sie sind der Freundschaft Leim!“

Darauf hat sich der Dichter nicht lange besonnen und erwiedert:

„Und Sie, Herr Bürgermeister,
Sie sind der Freundschaft Kleister.“

Sonderbare Aukündung.

In einem Städtchen in — ward folgender Zettel an dem Thore angeheftet:

„Beim unterzeichneter gibt es spizfindige Ruben, weiße Kartoffeln, ein frisches und Geschnitteneß Sauerkrauth. Man kann auch alle arten von Zwifeln und Kerndl, habn. Ich stehe vor ein gute Bedünnung und kann man die Bäume zu 6 kr. haben. Ganz gehorsamster Diner

am 9. Aprliel 1834. Peter N.
Gunstgartner, in der — Gaß.

Zerlegung eines Maikäfers.

Cuvier zu Paris theilt Angaben über die bewunderungswürdige Zerlegung des Maikäfers mit. In diesem, kaum einen Zoll langen Insekte, zählt man 494 Muskeln, welche mit 494 Nerven- und 40,000 Luftröhren-Paaren in Verbindung stehen.

Vermehrung des Menschengeschlechts.

Im Durchschnitt nimmt man 4 bis 5 Kinder auf eine Ehe an. Euler hat berechnet: Aus ein Paar Menschen werden in 100 Jahren 436, in 200 Jahren 46,280, in 300 Jahren 3 Millionen 993,954, in 400 Jahren 3,000 Millionen, d. h., mit allen bis dahin Gestorbenen und noch Lebenden.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Der Schiffer.
(Ballade.)

Die Segel eingezogen,
Saß an des Meeres Strand
Ein Schiffer, nach den Wogen
War starr sein Blik gewandt,
Und ach! sein Blik war trübe
Ihn quält' getäuschte Liebe. —

Ein Jahr war schon verschwunden,
Doch immer neu sein Schmerz,
Denn, die sich ihm verbunden,
Im Schwur mit Hand und Herz,
Sie ging zum Traualtare
Nun schon seit einem Jahre.

So war's des Vaters Wille,
Unänderlich und hart,
Und sie gehorchte stille,
Obschon es schwer ihr ward;
Doch konnt' sie nie vergessen,
Den, der ihr Herz besessen. —

Des Meeres Wellen wanken,
Der Schiffer macht sich auf,
Vertieft in den Gedanken
An sie, will er den Lauf
Des Schiffleins lenkend richten
Und kühn die Anker lichten.

Er steht im Schiff, vertrauend,
Läßt schon die Flagge weh'n,
Da sieht er, um sich schauend,
Ein Weib am Ufer steh'n,
Im Arm ein Kind — und schnelle
Hält er auf flücht'ger Welle.

Erkennend die Bekannte,
Verhüllt er sein Gesicht,
Springt aus dem Schiff zum Strande,
Neigt sich vor ihr und spricht:
„Wollt Ihr nicht zum Vergnügen
Auf stiller See Euch wiegen?"

Sie nimmt es an — er ziehet
Sein Schifflein an das Land,
Sie steigt hinein — da fliehet
Das schnelle Schiff vom Strand;
Der Schiffer löset weise
Die Segel all' zur Reise. —

„„Halt Schiffer! halte inne!
Die Abendsonne scheint,
Mir schwindeln alle Sinne,
Und sieh, mein Kindlein weint.
Das Ufer schwand dem Blike,
Laß ab, fahr' mich zurüke!""

„O nein, sprach er, ich steure
Mit Dir in fernes Land!
Sieh mich nur an, o Theure!
Hast du mich nicht erkannt?
Laß deine Heimath hinten,
Die beß're wird sich finden!"

Ha! schrekliches Erkennen
Der Mutter mit dem Kind'! —
Im Herzen Liebesbrennen
Zu ihm! — und pfeilgeschwind
Des Schiffes Lauf — Wer kündet,
Was ihre Brust empfindet? —

Heiß fließen ihre Thränen —
Der Schiffer kniet vor ihr:
„Erhör' mein innig Sehnen,
Geliebte! folge mir!
Vergib, daß ich dich trügte!
Glük, daß es so sich fügte!

„Gezwungen zu dem Bunde,
Der dich mir schnöd' entriß,
Heilt Liebe jezt die Wunde,
Scheucht jede Kümmerniß;
Dort, dort auf fernen Auen
Woll'n unser Glük wir bauen!"

„„Du, den ich einst erwählte,
Das Schiksal wollt' es nicht,
Laß mich! ich bin Vermählte
Und mich ruft heil'ge Pflicht;
Mein Kind! der Ehe Bande!
Laß mich! bedenk' der Schande!""

„Nicht Schiksal, Menschen-Grille
Trennt uns, jezt bist du mein!
Dein Kind? O Wonnefülle!
Ich will ihm Vater seyn!
Wir werden glüklich leben!
Die Sünd' wird Gott vergeben!"

Glük auf! es ist gelungen,
Ob auch die Gute weint —
Er hält sie fest umschlungen,
Die Gott ihm selbst vereint;
Und beider Thränen fließen
Vereint in heißen Küssen.

Schon winkt in blauer Ferne
Das froh ersehnte Land;
Der Hoffnung goldne Sterne
Beschimmern licht das Band
Der Liebe — Seligkeiten
Bringt auch der Liebe Leiden. —

Dr. Porsch.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. C. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

III. Jahrgang. Nro. 25. 19. Juni 1836.

Inhalt: Vereine. — Glauben und Wissen. — Adel und Pöbel. — Haumärchen. — Verschiedene Ideen, Einfälle, Vorschläge, Bemerkungen und Fragen. — Einige philantropische Fragen. — Eine neue Entdekung, oder die Nüzlichkeit des Getreideschneidens vor der Reife. — Kalk, als Dung-Verbesserungsmittel. — Choleropräservativ. — Brennesselthee für Wassersüchtige.

Vereine.

„Wenn ihr etwas gelernt habt, so gehet hin und thuet deßgleichen, sprach der hochherzige König Max zu den Offizieren, welche einen andern wegen Privatunterricht verfolgen wollten.“

Man hat verschiedene Vereine, z. B. Gartenvereine für Kultur des Pflanzenreichs, aber für Vereine für Kultur der Sitten, besonders der Jugend, legt man keine Hand an. Man sezt Preise auf Erziehung eines Kalbes, eines Schweins, aber des Knabens, des Mädchens Bildung wird gestraft: denn die Erziehung der Kinder kostet erschreklich viel Geld, und geht doch wieder im allgemeinen Strome der Rohheit zu Grunde. Nie wären aber Sittenvereine nöthiger gewesen, als jezt, denn die Jugend ist unleidendlich kek, absprechend, vorlaut, einbilderisch, rechthabend, ausgeartet, wie man es in der Vorzeit nie gesehen hat! — In öffentlichen Zeitungen wagt man es sogar, Werth darauf zu legen, weil die Julius-Tage sich nicht schämen, ihre Revolution auf die Schüler oder Buben zu wälzen. Auch die neuen Schriftsteller führen einen solchen Ton, welcher den unschuldigen Keim der jugendlichen Blume erstikt, welcher den Samen der Tugend nicht vom Unkraut des Leichtsinnes, der Anmassung ꝛc. reiniget.

Daher Etwas geschaffen werden muß, was die Jugend geistig für das Höhere, Reinere begeistert, als zu Duellen und Reformiren!

Denn was der Barde aus dem Herzen singet,
Das hohe Bild, das seiner Harf entklinget,
Das ist's, was wieder euch zum Herzen dringet,
Wodurch der Geist sich auf zum Himmel schwinget.

Glauben und Wissen.

Es gibt keinen Menschen ohne Religion: keine Religion ohne Geheimnisse, also ohne Glauben an Unbegreifliches. Der Zwek unseres irdischen Lebens ist ein Geheimniß. Daher irren Jene am Meisten, welche so erleuchtet zu seyn glauben, daß sie Nichts glauben, was sie nicht mit Händen fassen können.

Ich will Dir, lieber Freund! in einer Beziehung meinen Glauben bekennen, den ich ohne alle auswärtige Wahrnehmung, d. h., ohne Lesen oder Hörensagen schon lange mir eigen gemacht hatte, und nun auf Einmal in den philosophischen Abhandlungen unsers berühmten Hrn. Professors Rixner Thl. I. pag. 134 Nro. 5 resp. bei einem griechischen Philosophen Empedokles dem Agrigentiner lese, wo es heißt:

„Die vom Gott gefallene Seele wird auf die Erde verwiesen, wo sie durch verschiedene Körpergestalten wandeln muß, bis sie endlich wieder von ihren Sünden gereiniget, in das göttliche Wesen (zur Gemeinschaft mit Gott) zurükkehrt.“ Ich möchte daher zum Beweise dieser Meinung beifügen, daß es daher komme, daß in jedem Menschen so viel Heiliges und Unheiliges, so viel Göttliches und Teufelisches und der beständige Kampf zwischen beiden sich wahrnehmen lasse, daß aber das Gute mit Hilfe der unendlichen Gnade Gottes am Ende immer siege, besonders wenn wir die uns deutlich ins Herz geschriebenen Mittel unserer Religion und des frommen Glaubens zu Hilfe rufen. C. G. R.

Adel und Pöbel.

Nicht nur der Pöbel, sondern auch Manche, die auf Bildung Anspruch machen, denken und reden oft von Königen und obrigkeitlichen Personen sehr herabwürdigend, kurz, pöbelhaft! Aber

sie handeln widerrechtlich, indem sie Gott und seinen Anordnungen widerstreben. Merkwürdig ist deßhalb, was man von Maximilian I. erzählt. Da ihm Jemand spöttelnd vorwarf:

„Als Adam klob und Eva spann,
Wer war damals ein Edelmann?"

gab er zur Antwort:

„Ich bin ein Mensch, wie Jedermann,
Gott aber mir die Ehre gann."

Wer die Erde verloren, schaue gen Himmel; wer sie gewonnen, schaue wieder gen Himmel; er heilt das verblutete wie das blutende und das pochende Herz. Jean Paul.

—

Wer kann den Gemeingeist in einer Monarchie weken, und stahlen, und befestigen? — Nur Einer, welcher, so weit auch physische Vielmacht reiche, doch noch über eine größere moralische gebietet, der Fürst selber.

Hausmärchen.

Der gute Handel.

Ein Bauer, der hatte seine Kuh auf den Markt getrieben, und für sieben Thaler verkauft. Auf dem Heimweg mußte er an einem Teich vorbei, und da hörte er schon von Weitem, wie die Frösche riefen: ak, ak! ak, ak! „Ja," sprach er für sich, „die schreien auch ins Haberfeld hinein, sieben Thaler sinds, die ich gelöst habe, keine acht." Als er an das Wasser heran kam, rief er ihnen zu: „dummes Vieh, das ihr seyd! wißt ihrs nicht besser? sieben Thaler sinds und keine acht!" Die Frösche blieben aber bei ihrem ak, ak! ak, ak! „Nun, wenn ihrs nicht glauben wollt, ich kanns euch vorzählen;" holte das Geld aus der Tasche und zählte die sieben Thaler ab, immer vierundzwanzig Groschen auf einen. Die Frösche kehrten sich aber nicht an sein Rechnen, und riefen abermals: „ak, ak! ak, ak!" „Ei," rief der Bauer ganz bös, „wollt ihrs besser wissen, als ich, so zählt selber! und warf das Geld mit einander ins Wasser hinein. Er blieb stehen und wollte warten, bis sie fertig wären, und ihm das Seinige wieder brächten; aber die Frösche beharrten auf ihrem Sinn, schrieen immerfort, ak, ak! ak, ak! und warfen auch das Geld nicht wieder heraus. Er wartete noch eine gute Weile, bis der Abend einbrach und er nach Hause mußte; da schimpfte er die Frösche aus und rief: „ihr Wasserpatscher, ein groß Maul habt ihr und könnt schreien, daß einem die Ohren weh thun, aber sieben Thaler könnt ihr nicht zählen! meint ihr, ich wollte da stehen, bis ihr fertig wär't!" Damit ging er fort; aber die Frösche riefen ihm noch nach: „ak, ak! ak, ak!" daß er ganz verdrießlich heim kam.

Ueber eine Zeit erhandelte er sich wieder eine Kuh, die schlachtete er und machte die Rechnung, wenn er das Fleisch gut verkaufe, könnte er so viel lösen, als die beiden Kühe werth wären, und das Fell hätte er obendrein. Als er nun mit dem Fleisch zu der Stadt kam, war vor dem Thore ein ganzes Rudel Hunde zusammengelaufen, voran ein großer Windhund; dieser sprang um das Fleisch, schnupperte und bellte: was, was! was, was! Als er gar nicht aufhören wollte, sprach der Bauer zu ihm: „ja, ich merk' wohl, du sagst was, was! weil du etwas von dem Fleisch verlangst; da sollt' ich aber schön ankommen, wenn ich dirs geben wollte." Der Hund antwortete nichts als was, was! „Willst du's auch nicht wegfressen, und du für deine Kameraden da gut stehen?" „Was, was"! sprach der Hund. „Nun, wenn du dabei bleibst, so will ich dirs lassen, ich kenne dich wohl, und weiß, bei wem du dienst; aber das sag ich dir, in drei Tagen muß ich mein Geld haben, du kannst mirs hinausbringen." Darauf lud er das Fleisch ab und kehrte wieder um; die Hunde machten sich darüber her und bellten laut: was, was! der Bauer, der es von Weitem hörte, sprach zu sich: „horch, jezt verlangen sie alle was, aber der große muß mir einstehen."

Als drei Tage herum waren, dachte der Bauer vergnügt: heute Abend hast du dein Geld in der Tasche; aber es wollte Niemand kommen und auszahlen. „Es ist kein Verlaß mehr auf Jemand," sprach er, und endlich riß ihm die Geduld, daß er in die Stadt zu dem Fleischer ging, und sein Geld forderte. Der Fleischer meinte, es

wäre ein Spaß; als aber der Bauer sagte: „Spaß beiseite, ich will mein Geld; hat der große Hund Euch nicht die ganze geschlachtete Kuh vor drei Tagen heimgebracht?“ da ward der Fleischer zornig, griff nach einem Besenstiel und jagte ihn hinaus. „Wart,“ sprach der Bauer, „es gibt noch Gerechtigkeit auf der Welt!“ und ging in das königliche Schloß und bat sich Gehör aus. Er ward vor den König geführt, der da saß mit seiner Tochter und fragte: „was ihm für ein Leid widerfahren wäre?“ „Ach,“ sagte er, „die Frösche und Hunde haben mir das Meinige genommen, und der Mezger hat mich dafür mit dem Stok bezahlt,“ und erzählte weitläufig, wie es zugegangen war. Darüber fing die Königstochter laut an zu lachen, und der König sprach zu ihm: „Recht kann ich dir hier nicht geben, aber dafür sollst du meine Tochter zur Frau haben; ihr Lebtag hat sie noch nicht gelacht, als eben über dich, und ich habe sie Dem versprochen, der sie zum Lachen brächte. Du kannst Gott für dein Glük danken.“ „O,“ antwortete der Bauer, „ich will sie gar nicht; ich hab' daheim nur eine einzige Frau, und wenn ich nach Hause komme, so ist mir doch, als ob in jedem Winkel eine stände.“ Da ward der König zornig und sprach: „bist du so ein Grobian, so mußt du einen andern Lohn haben; jezt pak' dich fort, aber in drei Tagen komm' wieder, so sollen dir fünfhundert vollgezählt werden.“

Wie der Bauer hinaus vor die Thüre kam, sprach die Schildwache, „du hast die Königstochter zum Lachen gebracht, da wirst du was Rechtes bekommen haben.“ „Ja, das mein' ich!“ antwortete der Bauer, „fünfhundert werden mir ausbezahlt.“ „Hör',“ sprach der Soldat, „gib mir etwas davon, was willst du mit all dem Geld anfangen?“ „Nun,“ sprach der Bauer, weil du's bist, so sollst du zweihundert haben, in drei Tagen meld' ich dich beim König und laß dirs aufzählen.“ Ein Jude hatte in der Nähe gestanden, und das Gespräch mit angehört, der lief dem Bauer nach, hielt ihn beim Rok und sprach: „Gotteswunder, was seyd Ihr ein Glükskind! ich wills Euch wechseln, ich wills Euch umsezen in Scheidemünz, was wollt Ihr mit den harten Thalern!“ „Mauschel,“ sagte der Bauer, „dreihundert kannst du noch haben, gib mirs nur gleich in Münze, heut über drei Tage wirst du dafür beim König bezahlt werden.“ Der Jude war froh über das Profitchen, und brachte die Summe in schlechten Groschen, wo drei so viel werth sind, als zwei gute. Nach Verlauf der drei Tage ging der Bauer, dem Befehl gemäß, vor den König. „Zieh den Rok aus,“ sprach dieser, „du sollst deine fünfhundert haben.“ „Ach,“ sagte der Bauer, „sie gehören nicht mehr mein, zweihundert habe ich an die Schildwache verschenkt, und dreihundert hat mir der Jude eingewechselt, von Rechtswegen gebührt mir nicht ein einziges.“ Indem kam der Soldat und der Jude herein, verlangten das Ihrige, das sie dem Bauer abgewonnen hätten, und erhielten die Schläge richtig zugemessen. Der Soldat ertrugs geduldig, und wußte schon, wies schmekte; der Jude aber that jämmerlich: „au waih geschrien! sind das die harten Thaler!“ Der König mußte über den Bauer lachen, und weil aller Zorn verschwunden war, sprach er: „hast du den Lohn schon verloren, eh du ihn empfangen, so will ich dir einen Ersaz geben; geh in meine Schazkammer und hol dir Geld, so viel du willst.“ Der Bauer ließ sich das nicht zweimal gesagt seyn, und füllte in seine Taschen, was nur hinein wollte. Darnach ging er ins Wirthshaus und überzählte sein Geld; der Jude war ihm nachgegangen und hörte, wie er mit sich allein brummte: „nun hat mich der Spizbube von König doch hinters Licht geführt! hätte er mir nicht selbst das Geld geben können, so wüßte ich, was ich hätte; wie kann ich nun wissen, ob das richtig ist, was ich so eingestekt habe!“ — „Gott bewahre,“ sprach der Jude für sich, „der spricht despektirlich von unserm Herrn; ich lauf' gleich und gebs an, so krieg ich eine Belohnung, und er wird noch obendrein bestraft.“ Als der König die Reden des Bauern erfuhr, ward er zornig, und hieß den Juden hingehen und den Sünder herbeiholen. Der Jude lief zum Bauer: „Ihr sollt gleich zum Herrn König kommen, wie Ihr geht und steht.“ „Ich weiß besser, was sich schikt,“ antwortete der Bauer,

„erst laß ich mir einen neuen Rok machen; meinst du, ich wollte in dem alten Lumpenrok hingehen, wenn ich so viel Geld habe?" Der Jude sah, daß der Bauer ohne einen andern Rok nicht wegzubringen war, und weil er fürchtete, wenn der König seinen Zorn verliere, so verliere er seine Belohnung und der Bauer die Strafe, so sprach er: „ich will Euch so lang einen Rok leihen aus bloßer Freundschaft; mein! was thut der Mensch nicht aus Liebe!" Der Bauer ließ sich das gefallen, zog einen Rok vom Juden an, und ging mit ihm fort. Der König hielt ihm die bösen Reden vor, die ihm der Jude hinterbracht hatte. „Ach!" sprach der Bauer, „was ein Jude sagt, ist immer gelogen, denen geht kein wahres Wort aus dem Munde; der Kerl da ist im Stand und behauptet, ich hätte seinen Rok an!" „Was soll mir das," schrie der Jude, „ist der Rok nicht mein, hab ich ihn nicht aus Freundschaft geborgt, damit Ihr vor den Herrn König treten konntet!" Wie der König das hörte, sprach er: „einen hat der Jude gewiß betrogen, mich oder den Bauer!" und ließ ihm noch etwas in harten Thalern nachzahlen; der Bauer aber in dem guten Rok ging mit dem guten Geld in der Tasche heim, und sprach: dießmal hab ichs getroffen.

Verschiedene Ideen, Einfälle, Vorschläge, Bemerkungen und Fragen, wenn auch vermischten, doch immer gemeinnüzlichen Betreffes.

Schon vor meiner kürzlich überstandenen Krankheit, Folge zu patriotischer Regsamkeit, hörte ich von einem Gärtner-Lexikon, ehemals von einem gewissen Miller herausgegeben, und zwar mit dem Beisaze reden, daß dieses Buch seiner Zeit das allervollständigste gewesen sey, das noch jemals über Gärtnerei erschienen ist. Die Umstände gestatteten mir aber nicht, die nähern Verhältnisse über dieses Werk, über den Autor und über das Jahr der Edition zu erforschen, was ich sehr bedauere. Aber eine Idee, nach einer Erinnerung aus dem Terentius: nisi utile est quod facis, stulta est gloria, in mir entstanden, bemeisterte sich alsobald meiner an Phantasieen reichen Seele, nemlich die Idee, ob es für unsere heutigen Tage nicht sehr werthvoll wäre, einen solchen Gärtner-Lexikon, und zwar unter Mitwirkung der hochschäzbaren praktischen Garten-Gesellschaft in Frauendorf, und mit Rüksichtnahme damit zu verwendender landwirthschaftlicher Zweke, sohin auch unter Theilnahme der landwirthschaftlichen Vereine in anpassender Form herauszugeben, wozu uns die Garten-Zeitung aus Frauendorf, der dort erscheinende Obstbaum-Freund, unsere hieländischen und die auswärtigen landwirthschaftlichen, Gartenzeitschriften, ja, vielleicht selbst auch mitunter polytechnische Journale, förmliche kleine, oder größere Werke gemeinten Betreffes u. dgl. reichhaltigen Beitrags-Stoff anbieten möchten; tantum enim sumus, quantum prosumus.

Um der akademischen Freiheit der Studenten an den Hochschulen eine vorbauende Regelung, auf wahres Ehr- und Sittengefühl gestüzt, und zur praktischen Uebung der ächten Tugend aneifernd, zu geben, hat Johann Jakob Reinhard, markgräflich Baden-Durlachischer geheimer Rath, in seinen vermischten Schriften (zweite Auflage, Frankfurt und Leipzig bei Macklot rc.) 1766 Blatt 373 durch seinen Entwurf zu einer akademischen Mittelschule Fingerzeige und Winke hinterlassen, die auch in unsern Tagen noch manche Beherzigung und selbst Würdigung verdienen dürften. Diese vermischten Schriften, aus mehrern Theilen bestehend, verbreiten sich über landwirthschaftliche, pomologische, polytechnische u. s. a. Gegenstände, auch über Forstwirthschaft, z. B. S. 281 mit einer solchen Gründlichkeit, Präzision und praktischen Wahrheit, daß dieselben, gleich den erst kürzlich von mir in dieser Zeitschrift empfohlen wordenen Werken eines Justi, und eben so wie die vortrefflichen Bücher eines Bielefeld, eines Philippi, wie die Leipziger-Sammlungen überhaupt, und die Carlsruher nüzlichen Sammlungen u. dgl., auch nachdrüklichst für unsere Zeit noch empfohlen werden können. (Man sehe z. B. erwähnten Reichards vermischte Schriften von Seite 149—166, besonders aber die so gemeinnüzliche, für unsere dermaligen Gewerbe-Schulen interessante Anmerkung Seite 165 gefälligst nach, und vergleiche damit gütigst den wich-

tigen Artikel in unserm lieben Landboten Nro. 137 S. 886 unter dem Titel: „Unterrichs-Anstalt.“ (Sollte sich nicht einmal ein förmlicher literarischer Verein bilden, bestehend aus Privat-Gelehrten, aus wissenschaftlich gebildeten Staats-Pensionisten u. s. w., der es sich zur angenehmen Pflicht machet, uns auf gemeinnüzliche Forschungen und Mittheilungen der Vor- und Mitzeit, und selbst durch Mittheilungen anpassender Exzerpte, von Zeit zu Zeit in öffentlichen Blättern, oder durch eigene Sammlungen veranstaltet aufmerksam zu machen, und in aufmerksam mitwirkender Thätigkeit zu erhalten? Würde dadurch für Landwirthschaft, für Industrie u. s. f. nicht ein bleibender Gewinn, und voll Bedeutung errungen werden?!

Tritt man zuweilen in die Werkstätten unserer Handwerker und Gewerbetreibenden, so ist nicht selten dort Alles voll der Gesellen gleichsam angepfropfet und überfüllet; und man möchte, hiedurch irre geführt, meinen, wie glüklich und wie reich Meister und Gesellen zugleich, auf diese Art, werden müßten. Allein schaut man der Sache näher auf den Grund, dann ist es nicht immer demalso; denn von diesen 20, oder 30 beschäftigt scheinenden Gesellen hat oft kaum die Hälfte, und nur die halbe Woche wirkliche Arbeit und Verdienst; und sie müssen, wie die militärischen Wacheposten vielmehr gleichsam, gegenseitig ablösen, und erhalten nur vom „Stuk“ Zahlung und Löhnung, während es vielleicht in vielseitiger, und besonders in moralisch wirkender Beziehung bei den Gesellen vorzüglich weit nüzlicher wäre, weniger Gesellen, und diese hübsch im gemeinschaftlichen Familien-Verbande stets in häuslicher Nähe und Aufsicht, und gegen Kost und Wochenlohn bei und um sich zu behalten. Doch, hierüber wollen Einsichtsvollere absprechen.

Ist in dem Werke des J. v. Kaknitz über die v. Kaknitzis. Kolonie im mexikanischen Freistaate Tamaulipas gar nichts enthalten, was für inländische Kolonieen-Einrichtungs-Zweke allenfalls auch anpassen möchte?

(Fortsezung folgt.)

Einige philantropische Fragen.

Wenn es gelingen sollte, daß wir in Bayern auch einmal einen Adelslexikon erhalten, wovon in Nro. 55 der bayerischen Dorfzeitung submisse Erwähnung geschah, wäre dadurch nicht auch dazu und zugleich Gelegenheit gegeben, wenigstens einen kleinen Grund zur sukzessiven Bildung einer „Studien- und Reise-Stipendien-Privat-Kasse“ für die Herren Söhne unbemittelten Adels, und der Privat-Gelehrten, zu legen?

Nicht ohne Rührung wird man es aus den Münchner-Blättern vernommen haben, wie würdig und edel die dortigen hochsinnigen Bewohner, der vortreffliche Bürger, Herr Schnetter &c. daselbst, als Veranlasser an ihrer Spize, dadurch die Erinnerung an die glükliche Heimkehr Sr. Majestät des Königs aus Griechenland, am 14. April 1836, wahrhaft verewigen wollen, indem sie vereint dahin streben, der v. Kurzischen Lehranstalt für krüppelhafte Kinder, einer National-Anstalt voll der wohlthätigsten Tendenz, wenigstens einigermassen aufhelfend beizuspringen. Möchte dieses rührende und erhebend voranleuchtende Beispiel, dieser schöne Bürge wahren Edelsinnes, nicht in allen Gauen unsers Vaterlandes theilnehmende und werkthätige Nachahmung verdienen, um besonders auch einmal und vorzüglich künftige Landschullehrer in der gemeinten Anstalt auch für bezügliche Erziehungs-Zweke technisch einzuüben und vorzubilden befähiget zu werden?!

Worin mag der Grund und die Ursache liegen, daß blindgeborne, oder taubstumme Kinder, auch krüppelhafte mitunter, nicht selten, wenn dieselben den dießfallsigen öffentlichen Erziehungs-Instituten später, und bei dem eingetretenen gesezlichen Alter zur eigentlichen Bildung übergeben und anvertrauet werden, in einem größtentheils, und in jeder Beziehung verwahrlosten, und so zu sagen verwildertem Zustande befunden werden? Und wie wäre diesem Uebelstande in Zukunft vorzubeugen und abzuhelfen, da eigene Kleinkinderbewahr-Anstalten der Art nicht wohl hergestellt werden können, am Wenigsten auf dem Lande?

Schon anno 1830 habe ich in dem Münch-

ner-Abendblatte das traurige Loos entlassener Sträflinge in Anregung gebracht, und schon mehrere, diese Unglüklichen in Schuz nehmende Vereine Deutschlands, stehen bereits segnend und ermunternd vor unsern Augen seit Jahren da. Wo mag es nun in Bayern fehlen, daß in der Sache bis daher nichts erzweket werden konnte? Vielleicht, so dachte ich seither schon oft bei mir selbst, vielleicht muß der Staat selbst gegen diese Unglüklichen vorerst, und mildere Grundsäze, z. B. gegen solche entlassen werdende Sträflinge, die früher dem nemlichen Staate oder im Zivil- oder Militär-Verbande, selbst dienten, eintreten lassen? Oder gibt uns das Werk (wenn ich nicht irre, anno 1795 erschienen) des Julius Grafen von Soden über den Geist der peinlichen Gesezgebung Deutschlands in dieser und in manch anderer Hinsicht, vielleicht selbst auch der nächsten Stände-Versammlung empfehlbar beruhigende und wenigstens einige Aufschlüße und Winke?

Eine neue Entdekung oder die Nüzlichkeit des Getreideschneidens vor der Reife.

Wird das Getreide 8 Tage vor der gewöhnlichen Zeit geschnitten, so ist dasselbe erstlich vor der Gefahr der um diese Zeit häufigen Wetter-Schäden ꝛc. gesichert. Dieß ist indessen nur zufällig. Aber der direkte Nuzen besteht darin, daß das Getreide nahrungsreicher, voller und schöner und niemals vom Brand ergriffen wird. Diese Beobachtungen sind mit großer Genauigkeit bekannt gemacht worden. Ein Stük Feld wurde zur Hälfte früher geschnitten, als das andere, welches man zur gewöhnlichen Zeit mähete. Das erste gab auf eine halbe Hektar ein Hektoliter Getreide mehr. Endlich ließ man Brod von dem früher und später geschnittenen Korn baken. Das Brod vom früh geschnittenen Getreide gab auf 6 Dekalitres 7 Pfund Brod mehr. Endlich wurde das ganze reife Getreide vom Brande ergriffen, das frühere aber nicht. — Der Zeitpunkt zum Einernten ist derjenige, wo das Getreide, zwischen den Fingern zerdrükt, ein teigigtes Ansehen hat, wie Brodteig, wenn man ihn drükt, indem er aus dem Ofen kommt. — Die Erfahrung bestätigt, daß es zwei Perioden der Reife gibt: die Reife der Vegetation, und die der Zeit, die eine Ergänzung der erstern ist. Man kann eine Birne (bon chrétien) zum Beispiel nehmen. Sie fällt vom Baum, wenn sie Alles vom Baum erhalten hat, was sie davon ziehen konnte, indessen ist sie doch erst eßbar, wenn die Zeit ihren Zukerstoff ganz entwikelt hat. Etwas Aehnliches geschieht mit dem früher abgeschnittenen Getreide. In diesem Zeitpunkte ist das Mehl substanzieller und gesunder, als wenn man es länger auf dem Halm läßt, wo dieß nur auf Kosten seiner Substanz und seiner Güte geschieht.

Die französischen Blätter tragen zu dieser Entdekung noch Folgendes nach, daß M. Koke, berühmter Landwirth in der Grafschaft von Norfolk, schon lange dieses mit bestem Erfolge treibt. Er läßt nicht nur sein Getreid lange vor der Reife, sondern auch die Gräser und übriges Kräuterwerk so abschneiden, und die Vorzüge alles dessen gegen das Reifgewordene seiner Nachbarn übersteigt allen Glauben.

Kalk, als Dung-Verbesserungsmittel.

Die Bestandtheile des Kalkes sind bekanntlich dreierlei Art, nemlich: salzige, hizige und erdige. Der salzige Bestandtheil ist eigentlich das wahre Vehikel zum Vegetations-Bildungsprozesse. Die hizigen Stoffe, welche im Allgemeinen dem Pflanzen-Organismus höchst schädlich sind, unterliegen, als Dung-Surrogat, einer vorsichtigen Behandlung; dagegen die erdigen Bestandtheile im Kalke ohne Werth sind. Es kömmt also vorzüglich darauf an, dem Kalke seine schädliche Hizkraft zu nehmen, um ihn als Dungmittel ohne Gefahr verwenden zu können.

Hierin scheinen die französischen Landwirthe sehr gut zu verfahren. In den meisten Gegenden Frankreichs, besonders aber in den Umgebungen der großen Hauptstadt, wo sich bekanntlich bedeutende Oekonomieen in Menge befinden, wird der Kalk, als Dungverbesserungsmittel, wie folgt, verwendet.

Man legt in der Nähe der Stallungen eine

etwa ½ Pariser Schuh hohe Terrasse an, wozu die Erde aus einer Grube genommen wird, deren Umfang und Tiefe der Menge Mistes, der sich erzeugt, entsprechen müssen. Diese Grube wird nun mit Thon oder Letten ausgeschlagen, damit sich die Flüßigkeit des auf der Terrasse aufgehäuften Mistes in der wenigstens 1½ Schuh breiten und eben so viel tiefen Grube gehörig sammeln könne. Auf diese Art geht bei dem Abfluße des Mistwassers nichts verloren, indem die Terrasse einer mit einem Graben umzogenen Insel ähnlich ist, zu welcher nur ein einziger Ein- und Ausgang, nemlich der zur Stallung, führt.

Sobald der aufgeführte Mist 1 Schuh hoch ist, läßt man 1½ Zoll hoch ungelöschten Kalk darauf werfen. Diese abwechselnde Vermischung wird nun täglich ein-, oder besser zweimal wiederholt, und der Misthaufen zugleich mit Wasser, das man aus der Grube schöpft, begossen.

Dieses Mistwasser — vereinigt mit Regenwasser — tödtet die den Feldern nachtheilige Hiz-Kraft des Kalkes, und mit ihr zugleich alle im Dunge sich erzeugenden Insekten; gleichwie es auch die Reproduktion der sich etwa noch darin befindlichen grasartigen Pflanzen verhindert. Man kann bestimmt annehmen, daß dieses abwechselnde Amalgamiren des Kalkes und des Mistes den besten Dünger erzeuge, so zwar, daß 3 Fuhren dieses Düngers mit 20 Fuhren gewöhnlichen Mistes gleichen Werth haben. Es ist auch hiebei ganz richtig berechnet worden, daß 3 Fuhren solchen Düngers, der etwa mit 3 Zentner Kalk amalgamirt war, eben so viele salzige Bestandtheile enthalten, als 20 Fuhren gemeinen Düngers.

Zur Düngung eines Morgen Akerfeldes von 100 Quadratruthen sind 3, höchstens 4 Fuhren obigen Düngers hinreichend, dagegen man mit 20 Fuhren gewöhnlichen Mistes hiezu oft nicht auslangt. Jene 4 Fuhren enthalten aber auch um den 4ten Theil mehr salzige Nahrungsstoffe, als die 20 Fuhren kaum enthalten dürften. Zudem ist man bei diesem Kalkmiste überzeugt, daß derselbe nicht die mindesten dem Wachsthume schädlichen Bestandtheile mehr enthalten könne, welches freilich bei dem gemeinen Dünger nie der Fall ist.

Man kann zur Herstellung eines richtigen Verhältnisses annehmen, daß man mit diesem amalgamirten Kalkdünger 5 Morgen Feld dünge, oder vielmehr verbessere, wo man gewöhnlich mit dem gemeinen Miste nur 1 Morgen düngt.

Ich kann hier zum Schlusse versichern, daß in einigen Gegenden Frankens diese Kalkdüngung schon seit längerer Zeit von ein und dem andern Gutsbesizer nachgeahmt wird. Die ersten Versuche fielen nicht am Besten aus, indem die Quantität ungelöschten Kalkes, den man auf den Mist, auch nicht täglich, sondern unbestimmt, und vielleicht auch zu unvorsichtig geschüttet hatte, der Masse des erzeugenden Düngers nicht entsprach.

Späterhin fiel das Resultat besser aus, und es wurde dabei die wichtige Beobachtung gemacht, daß Felder gleicher Erdart, die man mit gemeinem Miste gedüngt hatte, häufiges Unkraut trugen, wogegen auf andern, die mit diesem Kalk-Dünger bestellt wurden, kein Unkraut gewachsen war. Dieß scheint mir auch der wesentlichste Vortheil bei dieser Kalkdüngung zu seyn, welcher allerdings wichtig ist; denn je mehr Unkraut, desto weniger Korn. v. S.....

Cholerapräservativ.

Ein Landmann in Danzig heilte mit nachstehenden Tropfen Viele. Beim neuen Ausbruche dieser schreklichen Krankheit in Osteuropa machen wir darauf aufmerksam.

Angelika, Galgant, Pimpernellwurzeln, Ingber, Zimmt, Kassia, Raute, Salbei und Münze, welche mit starkem Branntwein übergossen und in einem verschlossenen Gefässe gekocht werden. Man nehme sie zu ½ Eßlöffel voll, sobald man die Krankheit spürt.

Brennesselthee für Wassersüchtige.

Ein Mann, welcher in seinen Vierzigerjahren von einer gefährlichen Wassersucht befallen und von den Aerzten schon aufgegeben ward, sott sich gewöhnliche Brennessel und trank den Abguß davon.

Er war nach einigen Monaten hergestellt.

Beschäftigungen für die Jugend aller Stände zur Belehrung und Unterhaltung,

insbesondere zur Anregung des Kunst- und Gewerbsinnes, von einer Gesellschaft Gelehrter und Erzieher. Stuttgart, 1834 K. Balz'sche Buchhandlung. gr. 8. Heft 1 — 6.





Nichts ist tödtender, nichts verderblicher für das Völkchen der Kinder, als Langeweile und ungeschikte Leitung ihres ersten Unterrichts, ihrer Spiele und überhaupt ihrer Vergnügungen. Diesen, den ersten Elementarunterricht den Fähigkeiten der Kleinen anpassend zu machen, diese gleichsam spielend in das ernstere Gebiet der Wissenschaften einzuführen; ihnen so Geschmak, Lust und Liebe zum Lernen einzuflößen, muß das erste Trachten, der vorherrschende Zwek der Lenker und Erzieher seyn. Zu wichtig ist die Leitung der Kinder in den ersten Jahren; fast unaustilgbar sind die Eindrüke, die gute oder schlechte Erziehung während der Jahre der Kindheit hinterläßt. Alles scheint davon abzuhängen. Verständig aufgefaßte religiöse Bildung, in der Kindheit eingeflößt, bleibt nachherrschend für das ganze Leben; der Geschmak in Sprachen, Wissenschaften sorgfältig erforscht, gepflegt, ermuntert, bildet Geist, Herz und Phantasie, und einmal in das jugendliche Gemüth gepflanzt, hält er dasselbe ab von allen gefährlichen Eindrüken, welchen dieses Alter so gern offen steht, und das ohne Leitung gelassen, lieber die Hand zum Schlechten bietet, als zum Guten. Und wie leicht ist es, bei einer nach dieser Grundbasis geleiteten Phantasie die oft schon in den Kinderjahren so überraschend sich zeigenden Talente und Neigungen zu erkennen, zu fördern, und so der Welt zu erhalten; während sie bei schlechter Leitung sicher zu Grunde gegangen wären! — Die gerechten Anforderungen, welche jeder Staat an seine Diener, fast jeder Stand an seine einzelnen Mitglieder, kurz die jezige Zeit mit Recht macht, sezen eine gute Erziehung, eine Menge von Kenntnissen, eine Allseitigkeit mit Gründlichkeit verbunden, voraus, welche bei dem gewöhnlichen Schlendrian, welchem die Leitung der Kinder, und besonders die der bürgerlichen Klasse, unterliegt, fast unerreichbar ist. Nur bedeutende Talente vermögen es, sich aus diesem herauszuarbeiten! Dennoch aber ist dieses eben angedeutete Ziel bei sorgsamerer Leitung durchaus nicht unmöglich, Referent möchte behaupten, nicht einmal sehr schwierig zu erreichen. Nur den Anfang gemacht, tüchtig, mit Lust und Liebe zum Werke geschritten, so werden die nachfolgenden Generationen die Segnungen empfinden! — Das vorliegende Werk bietet dazu die Hand. Es ist verständig geleitet, und entspricht durchaus den so eben angedeuteten Anforderungen, welche die Leitung der Kinderjahre nothwendig erheischt. Ganz besonders erfreut es den Ref., daß eine Wissenschaft, welche so bedeutend auf die Entwikelung der Verstandeskräfte einwirkt, welche aber, wie keine andere fast stets ausgeschlossen, oder als Nebensache und unbedeutend betrachtet wird, die Arithmetik und Geometrie, auf verständige und faßliche Weise aufgenommen und behandelt ist. Dasselbe gilt von dem Elementarunterricht der Physik, der Geographie, der Pflanzenkunde, der Mineralogie und ähnlicher Wissenschaften, bei welchen es nur der Leitung bedarf, um den Kindern Geschmak und Liebe für dieselben einzuflößen, ohne sie zu ermüden. Vor allem sey ums Himmelswillen Pedanterie entfernt. Trokener, gelehrter, förmlich wissenschaftlicher Vortrag, wie auf einem Katheder, würde das Gegentheil hervorbringen. Rein gleichsam spielend muß dem kleinen Völkchen dieß beigebracht werden. — Diese Ansicht haben die Verfasser der Beschäftigungen für die Jugend vor Augen gehabt, und trefflich ausgeführt. Beides, Spiel und nüzliche Beschäftigung des Geistes haben sie in Einklang zu bringen gewußt; und darum sollte die Schrift in keinem Hause fehlen, wenn es dem Vater, der Mutter, oder dem Erzieher Ernst, und darum zu thun ist, nüzliche Bürger der Welt zu ziehen. — Der Styl ist fließend, faßlich; die beigegebenen Abbildungen sind richtig gezeichnet, und tragen ohne Zweifel dazu bei, die einzelnen Zweige anschaulicher zu machen, und den Kindern Lust einzuflößen. Es sollten in jeder Familie, die es vermag, Sammlungen von Karten, Abbildungen aus dem Reiche der Ornithologie, der Mineralogie, Globuße u. dgl. nie fehlen; wenigstens sollte jede öffentliche Schule dergleichen besizen. — Der Verlagshandlung gebührt für die Ausstattung des Werkes Lob. Druk, Papier und Abbildungen sind gut, und Drukfehler sind dem Referenten nicht vorgekommen. Eine baldige Fortsezung ist zu wünschen. H.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
III. Jahrgang. Nro. 26. 27. Juni 1836.

Inhalt: Nachrichten über die Fruchtbarmachung der Berge an den Cevennen. — Eine bewunderungswürdige Anstalt zur Entwässerung und Bewässerung eines Moores in England. — Die Geisterbeschwörung — Die Kornernte einträglicher zu machen.

Nachrichten über die Fruchtbarmachung der Berge an den Cevennen.

Betriebsamkeit ist die Tochter der Dürftigkeit. Die Wahrheit dieses Sazes hat sich zu allen Zeiten, in allen Ländern durch Erfahrungen bewährt gefunden, und nur in jenen Orten, welche von der Natur fast zur gänzlichen Unfruchtbarkeit geschaffen zu seyn scheinen, muß man Wunder des fleißigen Akerbaues suchen und finden.

Nirgends findet man diese Wahrheit so vollkommen gerechtfertiget, als in jener von der Natur aus unfruchtbaren Kette von Bergen, die man Cevennen nennt: ursprünglich bestand allda das Ganze fast aus nichts als schroffen, wilden Felsen; aber Menschenhände haben sie nach und nach in fruchtbringenden Boden umgeschaffen; der Boden, welcher einst nicht Eine Familie ganz wilder Menschen würde genähret haben, gibt jezt an zwei- bis dreihunderttausend Menschen Nahrung; hier hat Alles Kunst hervorgebracht, und man lernt hier um so besser kennen, was Betriebsamkeit vermag, weil sie hier Alles schuff.

Die Art und Weise zu erklären, wie solches zu Stande gebracht worden ist, ist die Absicht dieses Aufsazes. Ich werde mich hier nur auf zwei Verfahrungsarten beschränken, deren man sich dort noch jezt bedienet, und deren Anwendung auch für manche andere Gebirgsgegenden vortheilbringend seyn könnte.

Bekannt ist es, daß die Gewässer, welche vom Abhange eines Berges herabfließen, das Erdreich hinwegschwemmen, und nach Maß der Härte des wenigen Erdreichs am Felsen und dem gähen Abhange mehr oder minder tiefe Furchen auswühlen; durch dieses fortwährende Wegspülen auch der härtesten Erdtheile erscheinen mit der Zeit ganz kahle Felsen, es entstehen Bergrisse (Risen), welche je mehr und mehr sich so austiefen, daß der Berg von keiner Seite dem Akerbaue irgend eine Hilfe darbietet.

Der Bewohner der Cevennen hat das Mittel gefunden, diesen doppelt schädlichen Wirkungen der Gewässer abzuhelfen, und dem Akerbaue das verlorne Erdreich durch eine eben so einfache als sinnreiche Verfahrungsart zu erstatten.

Für's Erste wird hier erklärt, auf welche Art derselbe die Bergrisse ausfüllt und hiedurch fruchtbaren Boden gewinnet; und für's Zweite, durch welche Mittel er die magern felsigen Berg-Seiten mit fruchtbringender Erde bedekt.

Erste Verfahrungsart.

Um die Bergrisse auszufüllen, fängt der Bewohner der Cevennen damit an, daß er am Fuße des Berges eine Art Trokenmauer (eine Mauer ohne Mörtel, aus blossen übereinander gelegten Steinen) aufführet; diese Mauer wird so lange, als der Riß breit ist, und erhält in der Mitte nach Maß der Tiefe des Risses eine Höhe von 6 bis 12 Fuß. Diese Mauer bildet eine Art Damm, welcher mit seiner Seite sich dem Laufe der Gewässer entgegen sezt und nur ihren klaren Theil quer durch sich durchseigen läßt; nach einem Gewitter oder sonst starkem Regen, wo die Gewässer durch die mit sich geführten Erdtheile oder Steintrümmer trübe sind, lassen selbe an dieser Mauer jene Erdtheile und Steintrümmer zurük, entschlüpfen fast ganz rein quer durch die Fugen der Steinmauer, und auf solche Art füllt sich nach und nach dieser leere dreiekige Raum, dessen vordere Seite die Steinmauer bildet.

An der Spize dieses dreiekigen Raumes, das heißt, an dem Vordertheile des noch nicht ausgefüllten Grabens, wird in gleicher Richtung mit ersterer eine zweite solche Steinmauer errichtet, diese, welche wie die erstere, die von den Gewässern mitgeführten Stoffe zurükhält und die Gewässer durchseigen läßt, schließt nun einen zweiten Anwachs ein, und auf die nemliche Art wird nach und nach fortgefahren, bis der Gipfel des Berges erreicht ist. Durch die Folge dieser sinnreichen Verfahrungsart bilden und erheben sich Erdanwüchse, welche den Graben in verschiedene durch die stufenweisen Höhlungen des Grabens selbst hervorgebrachte Schichten guten Erdreichs verwandeln. Auf diese Art fließen nunmehr die Gewässer über dichte Flächen, sie stürzen nicht mehr schreklich verheerend vom Gipfel des Berges hernieder, sie seigen sich ganz friedlich durch die Erde, welche sie an die stüzende Mauer angelegt hatten, und der Berg, welcher noch vor Kurzem nichts als Bild der Verwüstung vorstellte, bietet nun die herrlichsten Pläze eines fruchtbringenden Bodens dar, worauf der einträglichste Feldbau gepflogen werden kann.

Hat nun der Landmann auf solche Art wider die wilde Natur gekämpft und sie bezwungen, so beschäftiget er sich mit den Mitteln, auch etwas hervorzubringen; nachdem er unsere Bewunderung verdient hat, will er sich auch unsers Dankes würdig machen: er pflanzet den Weinstok ganz nahe an den höhern Theil der Mauer, und läßt ihn über die äußere Fläche derselben herabhängen, damit er nicht unnöthig einen Plaz einnehme, welcher noch zu etwas Anderm verwendet werden kann. Auf jede dieser Erhöhungen sezt er einige Maulbeerbäume, säet Türkenkorn, leget Erdäpfel ein, pflanzet Gemüse, bauet allerlei Sorten von Getreide und vervielfachet den Anbau mit desto grössere Vortheile, weil diese Erde ein Neubruch, wohl befeuchtet, und überhaupt von Natur aus sehr fruchtbar ist; diese Weinreben, diese Bäume, dieses Getreide, diese Pflanzen machen durch ihre Wurzeln das Erdreich so fest, und es widersteht in der Zukunft der Gewalt des Wassers dergestalt, daß äußerst selten an diesen herrlichen Werken des Erfindungsgeistes auch bei den ärgsten Gewittern etwas zerstöret wird.

Zweite Verfahrungsart.

Die Betriebsamkeit des Bewohners der Cevennen ist wenigstens nicht minder bewundernswürdig, wenn er sich mit Fruchtbarmachung eines Kalk-Berges beschäftiget: diese Berge sind fast überall mit Steinschichten $1\frac{1}{2}$ Fuß dik belegt. Diese verschiedenen Schichten bilden nach Gestalt der Abstufung des Berges, aufeinanderanliegende Absäze, aber der Landmann gibt allen diesen Abstufungen durch Wegbrechen der Steine eine gleiche Fläche und Weite; die gebrochenen Steintrümmer verwendet er zu Aufführung einer kleinen Mauer am Rande der Abstufung, und füllet diesen steinernen Kasten mit fruchtbringender Erde, welche er aus den Felsenklüften heraussuchet, oder vom Fuße des Berges, wohin sie durch das Wasser nach und nach geführt worden ist, geschwemmt wurde; auf solche Art wird durch anhaltende Bemühung die Berg-Seite mit kleinen gleichlaufenden Gemäuern, welche fruchtbringende Erdbetten zu 8, auch 9 Fuß breit einschließen, unterbrochen.

Es ereignet sich wohl oft, daß diese Erde-Betten durch einen starken Regen weggespület oder die Gemäuer durch anhaltende Sturmwinde eingestürzt werden; allein, alsdann sieht man den Landman das Zerstörte mit muthiger Beharrlichkeit wieder ordentlich herstellen. Die Lebensdauer des Bewohners der Cevennen ist gleichsam ein fortwährender Kampf zwischen ihm und den Elementen, welche wider dessen Bemühungen sich verschworen zu haben scheinen.

Zu St. Johann von Gardoncque lebte Herr Pestre, ein sehr geschikter Arzt und fleißiger Landmann, welcher, auf dem Kopfe einen mittels Riemen an seinem Körper befestigten großen Hut von Blech aufhabend, angethan mit einem langen Kleide von Wachsleinwand, sogleich, wie nur ein Gewitter drohte, auf seine Gründe sich begab, da, ganz allein, einen Pikel (Spaten) in der Hand, das Wasser gegen seine Bäume leitete, das überflüßige in Wasserbehälter sammelte, welche in dem Felsen angebracht waren, durch dieses mühsame Benehmen immer den Ueberschwemmungen zuvorkam und sich dadurch verräthiges Wasser verschaffte, um, wenn große Hize und Trokenheit es er-

forderte, hiemit begießen zu können. Seine Nachbarn lachten Anfangs (was gewöhnlich geschieht) über seine Sorgfalt, aber am Ende bewunderten sie seine Betriebsamkeit, und beneideten ihn seiner guten Ernte wegen; sie gestanden alle, daß durch diese Bemühungen, deren Wenige unter ihnen fähig waren, Herr Pestre um viermal mehr als den gewöhnlichen Ertrag von seinen Gründen bekäme.

Beispiele von solchen wunderbaren Bemühungen im Akerbaue sind in den Cevennen nicht selten, man könnte mehrere dergleichen anführen, allein es genüget, die sinnreichen Verfahrungsarten angeführt zu haben, wodurch man dort einen Berg fruchtbar macht. Man kann sich nicht enthalten, in ein gewisses Gefühl des Staunens versezt zu werden, wenn man betrachtet, daß auf diesen Bergen durch Menschenhände Verwüstung und Unfruchtbarket verbannet, sie vom Fuße bis zu ihrem Scheitel mit Fruchtbäumen, mit Getreide aller Art, mit andern nüzlichen Gewächsen bepflanzet seyn, und so blos Menschenhände, durch betriebsamen Geist geleitet, eine vorher schaudervolle Gegend in ein lachendes Bild der Natur umgeschaffen haben.

Wenn es je möglich wäre, daß irgend Einer noch zweifeln könnte an Dem, was für außerordentliche Werke durch Arbeit und Betriebsamkeit im Akerbaue und in der Landwirthschaft überhaupt hervorgebracht werden können, so führe man ihn hin zu den Bewohnern der Cevennen, ein Blik nur auf die dortigen Berge wird den Ungläubigen belehren.

Eine bewunderungswürdige Anstalt zur Entwässerung und Bewässerung eines Moores in England.

Was wir heute berichten, könnte mancher Leser brauchen, wenn er's hätte. Wir geben gerne zu, daß eine ähnliche Vorrichtung sich Keiner herstellen kann. Aber vielleicht im Kleinen doch eine Nachahmung auf andere Art. Die Hauptsache bleibt immer die Gewinnung von Wasser zur Bewässerung dürrer Wiesen. Was wir heute zur Nachricht geben, entnehmen wir aus einem Berichte des Herrn Baron v. Ruffin. Von London, schrieb er, ging ich über Cambridge nach Holkam zu dem berühmten Landwirth Herrn Cook. Vorerst muß ich jedoch noch der Entwässerung und Bewässerung eines Moores von 800 Tagwerken durch eine Dampfmaschine erwähnen, die den Unternehmer zum reichen Mann gemacht, aber, wie ich glaube, auch ein ansehnliches Kapital in Anspruch genommen hat.

Die Dampfmaschine und das kleine Gebäude sollen zwar nur 150 Pfund Sterling oder ungefähr 1800 fl. gekostet haben. Aber für Herstellung der an manchen Punkten 8 Schuh tiefen Gräben des Weihers im Mittelpunkt, für Nivellirung, Einebnung und Erhöhung in der Mitte muß eine weit größere Summe erlaufen seyn. Theils durch Natur, theils durch Kunst ist der Boden in der Mitte dieser Fläche 6 Schuh über die umliegende Gegend erhöht. Dort ist ein Weiher von ungefähr 5 Tagwerken ausgegraben, in dessen Mitte die Dampfmaschine steht, und auf die in 8 Schläge eingetheilte Wiese das Wasser ausgießt. Rings um die Grenzen dieser 800 Tagwerke geht ein Graben, welcher das abfließende Wasser aufnimmt, und durch die 8 Hauptgräben wieder in den Weiher zurük führt. Das Häuschen im Weiher, worin die Dampfmaschine steht, ist auf Bürsten gebaut. Am Ende des Umgebungsgrabens ist eine Schleuße angebracht, welche das Wasser, wenn man es nicht haben will, in den nahen Bach abführt.

Auf dieser Wiese sollen jährlich gegen 20,000 Zentner Heu verkauft werden, der Zentner zu 2 Schilling 6 Pence oder ungefähr 1 fl. 12 kr. unsers Geldes. Das Heu wird jährlich versteigert, und die Käufer müssen es mähen und sogleich abführen. Vier Wochen nach der Heuernte wird das Tagwerk um 10 Schilling oder ungefähr 5 fl. 20 kr. als Mastweide für Rindvieh und Schafe verpachtet, welche sodann im November als ganz gemästet zur Stadt getrieben werden. Der Besizer hat daher für Heu eine jährliche Einnahme von 24,000 fl., und für Weidepacht von 4235 fl., im Ganzen also von 28,233 fl. Rechnet man die Erhaltungs- und Feuerungskosten auf 1000 fl., und drei Menschen jeden ebenfalls auf 1000 fl. jährlich, so bleiben doch zur reinen Einnahme noch über 24,000 fl., oder über 30 fl. auf das Tagwerk.

Die Geisterbeschwörung.

Als Philipp II., König von Spanien, in Granada werben ließ, um die Stadt Alcair zu belagern, bekam jeder Neuangeworbener eine geschriebene Anweisung auf ein gewisses bestimmtes Bürgerhaus, wo er sein Quartier nehmen konnte. Unter den neuangeworbenen Soldaten befand sich auch ein hübscher, schlanker Kerl, der ebenfalls seine Anweisung bekam, wo er sein Nachtquartier haben sollte.

Er klopft an die Thüre des auf dem Zettel bezeichneten Hauses, die Magd öffnet die Hausthüre, und fragt nach seinem Begehren.

Soldat. Auf Befehl des Königs soll ich in diesem Hause, laut dieses Zettels, ein Nachtquartier bekommen.

Magd. Ich kann Ihn auf meine Verantwortung allein nicht hereinlassen, da muß ich erst meine Frau rufen.

Frau. Das wäre noch besser, daß man gar Soldaten in die Häuser junger Weiber legte, deren Männer verreiset sind. Mein lieber Mann, das geht nicht an. Ich bin mit meiner Magd allein zu Hause, mein Mann ist nicht da, und wird auch diesen Abend nicht zu Hause kommen, das weiß ich gewiß. Die ganze Nachbarschaft würde mich bereden, wenn ich einen jungen Kerl ins Haus nähme. Nein, das geht nicht an.

Soldat. Es thut mir sehr leid, liebe Frau, daß das Alles so kommen muß, doch ich gehe einmal nach meiner Anweisung, und die lautet, daß ich in diesem Hause mein Nachtquartier finden soll. Blos darnach gehe ich. Meine Kameraden sind alle untergekommen, und es wäre schön, wenn ich allein auf der Strasse schlafen müßte.

Man ließ ihn jezt ein, und er bekam auf der Oberstube sein Quartier angewiesen. Der arme Soldat hatte nicht das beste Lager, er wartete, die Wirthin würde ihm ein Bischen Essen schiken, allein er wartete umsonst, und mußte sich hungrig auf sein Lager werfen. Indessen bemerkte er durch die Rize des Bodens in der Unterstube ein Licht. Er stund im blanken Hemde auf, legte sich längelang auf die Erde nieder, und — was sah er nun?

Er sah herunter in eine schöne Stube, mit Tapeten und schönem Hausrath niedlich verziert. Im Kamin brannte ein großes Feuer, dabei gingen zwei Spieße mit doppelten Wildbraten. Er sah auch die junge Frau, aber worüber er noch mehr erstaunte, als über Alles: sie saß im Schooß eines jungen Advokaten, oder wenigstens eines jungen Schlisters, der einen Advokatenrok anhatte, und die Magd, die Vertraute ihrer Frau, drehte den Spieß um.

Ha! dachte der Soldat, das ist also die keusche, junge, züchtige Frau, die in Abwesenheit ihres Mannes keine Mannsperson in's Haus läßt? du wärest meine Frau!

Mehr sagte er jezt nicht bei sich, denn er dachte bei sich, vielleicht wird wohl noch die Zeit kommen, daß ich werde reden können. Der Hunger plagte ihn dergestalt, daß er mit einer ordentlichen Wollust die Speisen ansah, die am Spieß gebraten wurden. Das Maul lief ihm voll Wasser, und er aß schon wirklich in Gedanken. An das wirkliche Mitessen konnte er nun wohl nicht denken, so etwas konnte ihm nicht einmal einfallen. Er sah die Speisen kochen und braten und zurichten, und sättigte sich wenigstens von dem Geruch dieser vielen und mancherlei Gerichte. Er sah den Tisch deken, die Flaschen mit Wein bringen, die vorher in Eis abgekühlt waren, wie es dort zu Lande der Gebrauch ist. Die Speisen waren bereits aufgetragen, und man wollte sich zu Tische sezen, als heftig an der Hausthüre geklopft wurde.

Die Magd sah zum Fenster heraus, fragte, wer noch so spät da wäre, und erkannte in dem Augenblike die Stimme ihres Herrn.

Jesus Maria! — rief sie — der Herr! was fangen wir an? —

Die Frau war in tausend Aengsten, sie wußte nicht, was sie zuerst wegsteken sollte, den Advokaten, oder die Speisen. Beides durfte der Mann nicht sehen. Nach vielem Deliberiren mußte der Advokat sich hinter das Bette versteken, und die Speisen nebst dem Desert und Zubehör an Messer und Gabel und Tischzeug wurden in ei-

nen großen Schrank verschlossen. Der gewöhnliche Teppich blieb allein auf dem Tische liegen, und die Frau sezte sich neben das Feuer.

Der Mann konnte endlich nicht länger warten, und klopfte noch stärker. Endlich ward ihm die Hausthüre aufgemacht, er ging ins Haus, die Treppe herauf, geradezu in die Stube. Seine Frau fand er beim Feuer sizen, die sogleich aufsprang, ihm um den Hals fiel, und sagte:

Die Frau. Lieber, bester Mann, wie froh bin ich, daß du wieder da bist, ich dachte, du würdest so bald nicht nach Hause kommen.

Der Mann. Meine Geschäfte, liebes Kind, wurden eher geendigt, als ich glaubte, und da machte ich denn, daß ich bald zurükkam, weil ich nirgends lieber, als bei meiner lieben Frau bin. Heute habe ich neun Meilen gemacht, mein Pferd recht angestrengt, um nur noch bei guter Zeit, wenn es auch etwas spät seyn sollte, nach Hause zu kommen. Ich mag nicht gern in den liederlichen Wirthshäusern unterwegs einkehren, wo man in allen Stüken so übel traktirt wird. — Aber, mein Kind, was soll das große Feuer vorstellen?

Die Frau. Stelle dir nur einmal vor, mein Schaz, ich habe ein so großes Bauchschneiden und Grimmen, daß ich dieß Feuer anmachen ließ, um Tücher zu wärmen, und sie mir auf den Bauch zu legen. Ich muß es vom Schreken bekommen haben, den ich erst diesen Abend gehabt. Es klopfte ein Soldat ans Haus, der bei mir auf Befehl des Königs ein Quartier verlangte, und mir auch die dazu nöthige schriftliche Anweisung vorzeigte. Das ärgerte mich, daß ich sollte und mußte eine Mannsperson einnehmen, gerade zu einer Zeit, da du nicht anwesend warst. — Und von Stund an bekam ich das Grimmen im Leibe. Ich habe ihn in die Oberstube tranportirt.

Der Soldat hörte oben jedes Wort, was unten die Eheleute mit einander sprachen, und dachte, da du mit ins Spiel kommst, mußt du dich doch auch wohl zeigen.

Der Mann. Liebe Frau, weißt du was? — Ich habe großen Hunger. Hast du nichts zu essen?

Die Frau. Liebes Kind! wo sollte ich etwas herbringen, da ich dich nicht erwartete, und an nichts weniger dachte, als daß du noch heute Abend mich überraschen würdest. Denkst du denn, daß — wenn du verreist bist, ich gewöhnlich warmes Essen mache? Ich nehme vorlieb mit einem gebratenen Apfel, und die Magd ist auch damit zufrieden.

Der Mann. Nun, so ist es wohl das beste Mittel, ohne Essen ins Bette zu gehen, denn wenn ich auch in einen Garküch etwas wollte holen lassen, so wäre noch immer die Frage, ob ich um diese Zeit noch etwas bekommen würde.

Indessen war der Soldat heruntergegangen, klopfte an die Thüre des Wirths, und man ließ ihn ein. Er grüßte höflich den Hausherrn, und bat um Verzeihung, daß er seiner Frau noch hätte Ungelegenheit machen müssen. Ich that weiter nichts, als was meine schriftliche Anweisung besagte. Und dann, mein Herr, wird sich die junge Frau gewiß nicht über mich beklagen, daß ich ihr Beschwerden verursacht.

Die Frau. Ich werde mich auch nicht über Ihn beklagen.

Der Soldat. Sie haben, mein Herr, wie ich wohl merken kann, noch nicht gegessen, ich auch nicht. Es hängt daher blos von Ihnen ab, ob ich für Sie und Ihre junge Frau ein Abendessen bereiten soll, womit sie gewiß zufrieden seyn werden.

Der Herr. Wie ist das möglich, da doch um diese Zeit nichts in der Stadt zu bekommen ist?

Der Soldat. Seyen Sie unbekümmert, das Essen soll in dem Augenblik aufgetragen, gut gekocht, und mit Geschmak zubereitet seyn. Ich muß Ihnen nur sagen, weil ich überzeugt bin, daß Sie mich nicht verrathen werden, daß ich etwas von der schwarzen Kunst verstehe, mit den Geistern einen vertrauten Umgang habe, daß sie mir sogleich auf meinen Befehl Alles bringen müssen, was ich nur verlange.

Er machte jezt mit einem Stabe einen Kreis auf der Diele, murmelte etliche unverständliche Worte her, die er selbst nicht verstand, sondern die er erst in den Augenblik sich erdacht hatte. Hierauf machte er allerhand seltsame und aben-

theuerliche Geberden, dadurch er einen Furchtsamen und Abergläubischen leicht Schreken hätte einjagen können. Nachdem er dieß Wesen lange genug getrieben, rief er mit lauter Stimme:

Ich befehle dir, Asmodeus und deinen Gehilfen, daß du sogleich in dieser gegenwärtigen Stunde für meinen Wirth, dessen Frau und für mich selbst ein Abendessen herbringst. Allein nimm dich in Acht, daß du uns nicht schlecht traktirst.

Der Soldat (zum Wirth). Was befehlen Sie nun zu essen, mein Herr?

Der Wirth (erschroken). Alles, was Er selbst will.

Der Soldat. Nun, so bring her: eine gute Suppe mit etwas Grünem, einen gesottenen Kapaunen, einen gut gebratenen Hammelbraten, ein Paar Rebhühner, einen Hasen und zwei Schnepfen, (das war gerade das Essen, das er die Frau hatte zubereiten sehen). Ist das genug, Herr Wirth?

Der Wirth. Es ist wohl dreimal mehr, als wir brauchen.

Der Soldat. Geist! ich befehle es dir, gib noch eine Mandel Lerchen her, die Zähne damit auszustören. Ferner im Eis abgekühlten Wein; zum Nachtisch Confekt und Obst, Alles von den besten Sorten. Doch, das sage ich dir, es muß Alles wohl zubereitet seyn, wie es sich gebührt, aber nimm dich wohl in Acht, daß du nicht in sichtbarer Gestalt erscheinest, und diesen meinen lieben Wirthsleuten ein Schreken verursachst. Eins, zwei, drei, und es muß Alles bereitet seyn. Ich fordere es in diesem gegenwärtigen Augenblike von dir, daß es in diesem großen Schrank Alles steht, wie ich es dir befohlen habe.

(Zum Wirth.) Nun, mein Herr, lassen Sie einmal den Schrank aufschließen, und Sie werden darin Alles in der besten Ordnung finden, wie ich es dem Geist befohlen habe.

Die Frau merkte nun wohl, daß der listige Soldat von ihrem ganzen Liebeshandel wissen mußte, und weigerte sich nicht im Mindesten, den Schrank aufzuschließen, bewunderte im Gegentheil die große Verschlagenheit des verschmitzten Junker, und sah es leicht ein, daß Niemand anders, als er, sie aus dem schlimmen Handel herausbringen würde.

Der Schrank ward aufgeschlossen, und die verlangten gekochten und warmen Gerichte nebst Zubehör standen alle, wie das Alles so seyn mußte, in der schönsten Ordnung da. Der Mann stand bei dieser Erscheinung — denn bis dahin hatte er immer geglaubt, der Soldat scherze nur — wie versteinert da, und wußte kein Wort zu reden. Die Frau stellte sich bestürzt, und hatte wirklich Ursache, es zu seyn, doch freilich aus einem ganz andern Grunde.

Der Soldat machte nun den Wirth; denn er wollte das Ansehen haben, als wenn er seine Hausleute traktire. Er befahl, der Tisch sollte gedekt, und die Speisen aufgetragen werden, weil sie noch warm wären. Aus Heißhunger riß er dem Kapaunen einen Fuß ab, und verzehrte ihn, indem er zum Wirth sagte, er sollte nur auch einmal die Speisen versuchen, sie wären delikat.

Man sezte sich förmlich zu Tische. Der Soldat fing nun die Suppe zu probiren an, und versicherte, daß sie gut sey. Er bat den Wirth, er möchte nur einmal versuchen, und dann finden, daß sie gut wäre. Der Wirth wagte es, und fand sie von vortrefflichem Geschmak, und lobte sie seiner Frau so vor, daß sie sich endlich erbitten ließ, auch davon zu essen.

Am Besten hatte es unter allen Vieren der Soldat, der unter Allen am Vergnügtesten war und es zeigte, daß er den besten Appetit habe, indem er gern statt vier Mann aß, und er, der kurz vorher beinahe vor Hunger gestorben wäre, konnte nun seinen Hunger mit lauter delikaten Gerichten stillen.

Endlich mußte der Mann selbst gestehen, daß die Speisen überaus gut zubereitet wären, und daß es doch wohl in der Hölle eben so gute Köche geben müßte, als zu Granada. Der Wein war gut, von vortrefflichem Geschmak, und noch überdieß in Eis abgekühlt. Das Obst war zierlich nach der Ordnung in Fruchtkörbe gelegt, und es war Alles so anlokend, daß man es mit Lust und Vergnügen aß.

Der Wirth, die Wirthin und der Soldat hatten nun eine gute Mahlzeit gehalten, der Leztere war aber sehr für den armen Advokaten besorgt, der nicht nur eine fette Mahlzeit hatte, ent-

behren müssen, sondern auch sehr leicht von dem Mann entdekt werden konnte, daher erdachte er sich etwas, ihn aus dieser Verlegenheit zu reißen.

Der Soldat. Herr Wirth! beklagen werden Sie Sich nun gewiß nicht über mich, denn Ihren Hunger müssen Sie doch nun wohl gestillt haben, und auf eine Art, daß Sie damit vollkommen zufrieden seyn werden.

Der Wirth. Das wäre undankbar, wenn ich mich über Ihn beklagen wollte, vielmehr lobe ich seinen Eifer, mir zu dienen.

Der Soldat. Damit ist es noch nicht genug, Herr Wirth, Sie müssen auch Denjenigen sehen, der uns diese Mahlzeit verehrt hat.

Die Wirthin (welche besorgte, es möchte nun Alles entdekt werden, was sie doch so geheim halten wollte.) Ach! ich bitte den Herrn recht sehr, daß er das gar nicht thue.

Der Soldat. Ach, liebe junge Frau! ich weiß recht sehr gut, was Sie denken; allein Sie sollen gar keinen Schreken davon haben.

Der Wirth. Ich verlange ihn auch nicht zu sehen, ich würde mich nur zu sehr fürchten.

Der Soldat. Sie sollen gar nichts Schrekliches zu sehen bekommen, dafür stehe ich. Das Einzige sage ich, und darum bitte ich inständig, daß man alle Thüren, selbst die Hausthüre — nun verstand erst die Wirthin, wo es hin wollte, und war herzlich froh darüber — aufmache, weil sonst der Geist leicht Alles zerbrechen könnte.

Die Wirthin. Ach Gott! (zur Magd) lauf gleich hin, und mache alle Thüren auf.

Der Soldat. Und du — sagte er mit lauter Stimme zum Geist, oder eigentlich zum Advokaten — der du hier zugegen bist, der du uns siehst und hörst, gehe geschwind von hier hinaus, durch die eröffneten Thüren, damit du nichts zerbrechest, und zeige dich der Gesellschaft nicht in der gewöhnlichen Gestalt, damit du keinen erschrekest. (Zum Wirth.) Wie soll er erscheinen?

Der Wirth. Mir ist es einerlei, wie ihr wollt.

Der Soldat. So gehe denn als Advokat gekleidet heraus.

Der hinter dem Bette verstekte Advokat konnte sich keine bessere Gelegenheit wünschen, zu entwischen. Er sezte sich den Hut tief in die Augen, und so ging er geschwind durch die Stube, durch das Haus und immer zur Thüre heraus.

Der Mann glaubte vor Schreken vom Stuhle zu fallen, die Frau mußte sich wenigstens erschroken anstellen, und konnte die Ohnmächtige sehr gut machen. Man trug sie aufs Bette; sobald sie aus den Kleidern war, erholte sie sich wieder. Der Mann konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun. Der Soldat schlief am Ruhigsten. Durch ihn ist diese Geschichte weiter verbreitet worden, und endlich bis auf uns gekommen.

Die Kornernte einträglicher zu machen.

Ein verständiger Landmann in Frankreich hatte seit mehreren Jahren wahrgenommen, daß sich unter dem Getreide immer einige Aehren befanden, welche röthlich aussahen, d. h., ihr Stroh ging von der gewöhnlichen gelben Strohfarbe in das röthliche über. Er sammelte diese Aehren, die sich von den übrigen leicht unterscheiden ließen, las sie heraus, und säete die Körner von diesen Aehren besonders aus. Die Ernte von diesen Körnern übertraf die Erwartung des Landmannes; er sezte also die wenig mühsame Auswahl fort, bis er diese Körner im Großen bauen konnte. Der Erfolg war auch hier, daß er von diesem Getreide zwölf tausend Garben erhielt, während eine gleiche Menge ausgesäetes gewöhnliches Getreide auf gleichem Boden, nur neun Tausend Garben gab. Für diesen Weizen von der rothen Art erhielt er auf dem Markte bei dem Verkauf um drei Franken mehr, als für den gewöhnlichen. Indessen wechselte gedachter Landmann doch alle sieben Jahre mit dergleichen Rothweizen ab, und es scheint, daß das rothe Korn das ursprüngliche Weizenkorn, und das Uebrige nur eine langjährige Ausartung des Himmelsstriches und des Bodens sey. Verständigen Landwirthen ist es ohnehin bekannt, daß wiederholtes Umwechseln des Saatkorns von besserm Boden die Ernten ergiebiger mache.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Naturcharakter des Luzerner-Sees.

Kein See in der ganzen Schweiz ist mit diesem zu vergleichen. Sein Bild fesselt unwiderstehlich und bleibt unauslöschlich. Ohne allem Flitterstaat der schwachen Menschenkunst und Arbeit thront hier die Natur in ihrer ganzen Hoheit und sezt durch die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit ihrer Bilder und ihres Ausdruks vom furchtbar schauerlichen bis zum romantisch-lieblichen Charakter in Erstaunen. Die außerordentliche Felsenwelt, welche diesen See umgibt und von 2000 bis 10,000 Fuß über seine Fläche emporgethürmt ist, wechselt fast bei jedem Ruderschlage in ihren Formen und die An- und Aussichten in dem bald reizend-anmuthigen, bald erhabenen, bald melancholischen, bald schauerlichen Busen von Küßnacht, Luzern, Winkel, Alpnacht, Buochs und Flueten sowohl, als von der Mitte des Sees (von dem sogenannten Trichter) sind nach den verschiedenen Licht- und Schattenwürfen, besonders bei Morgen- und Abendbeleuchtung, unerschöpflich. Von welchem Standpunkte man auch diesen See betrachtet, so herrscht in jedem Bilde Größe, Erhabenheit und etwas Außerordentliches, welches nur Erstaunen empfinden läßt. An keinem See sieht man solche tiefe Schlagschatten, so dunkle Tinten, solche wundebaren Wirkungen der Lichter als hier.

Margret's Geist.

(Nach dem Englischen des Maleb.)

Es war zur stillen Feierstund
Beim Nacht- und Morgenkuß,
Da nahte Margrets grimm'ger Geist
Und stand an Williams-Fuß.

Ihr Antliz war gleich dem April
In Schneegewölk gehüllt,
Und erkkalt war die Lilienhand,
Die 's schwarze Grabtuch hielt.

So wird das schönste Antliz seyn,
Ist Jugendlenz entflohn —
Solch Kleid hat selbst der König an,
Raubt' ihm der Tod die Kron'.

Ihr Blüh'n war gleich der Frühlingsblum
Die nippt vom Silberthau;
Die Rose knospt' auf ihrer Wang',
Just öffnend sich zur Schau.

Doch Liebe fraß, gleich einem Wurm,
Die frische Herrlichkeit,
Die Rose, bleich, fällt von der Wang';
So sterb sie vor der Zeit. —

„Wach auf! schreit sie, Treuliebchen ruft.
Kommt her aus Grabes Nacht,
Nun laß dein Mitleid hören mich,
Dein Lieb hast du verlacht.

Dieß ist die dunkle Grausen — Stund'
Wo Schemen harmvoll ziehn,
Wo Grabes-Gähnen treibt den Geist
Zum falschen Schäfer hin.

Bedenk, o William, deine Schuld,
Dein Pfand, den falschen Eid,
Gib meine Unschuld mir zurük,
Mein' Treue, die geweiht!

Warum versprachst du Liebe mir
Und hieltst nicht das Gelübd'?
Warum schwurst du, mein Aug' sey schön.
Und hast es so betrübt,

Warum nannt'st du mein Antliz hold
Vergaßt es bald hernach?
Was tragst du mein jungfräulich Herz,
Und liest es, daß es brach?

Was nannt'st du meine Lippen süß,
Und triebst die Rosen fort?
Und warum glaubt' ich junge Maid
Unklug dem Flatter-Wort? —

Dieß Antliz, ach! ist nicht mehr schön,
Die Lippen nicht mehr roth:
Trüb ist mein Aug', der Reiz entflohn
Und Alles birgt der Tod! —

Der Hunger-Wurm mein' Schwester ist,
Und luft'gen Flor ich trag'
Und kalt und schwer drükt uns die Nacht,
Bis an den jüngsten Tag.

Doch horch! der Hahn ruft mich von hier
Leb wohl auf ewig mir!
Komm, falscher Mann! sieh, wo sie liegt,
Die starb aus Lieb zu dir!

Die Lerche girlt, der Morgen lacht,
Sein glänzend Haupt erblinkt;
Blaß William bebt an jedem Glied —
Wild aus dem Bett' er springt.

Hin eilt er an den Unglüks-Ort,
Der Margrets Leiche barg,
Und warf sich hin aufs grüne Gras,
Das dekt' den düstern Sarg.

Und dreimal rief er Margret's Nam',
Dreimal voll Schmerz weint' er;
Da lag sein Mund auf kalter Erd',
Sprach nie ein Wörtchen mehr.

Dr. Porsch.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. G. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

III. Jahrgang. Nro. 27. 6. Juli 1836.

Inhalt: Ueber das Verhältniß des Wiesenbaues zum Feuchtbaue. — Fortsezung der Ideen rc. in Nro. 25 d. Js. — Etwas über den Gebrauch der Luftsäure in ökonomischer Hinsicht. — Einfluß des Mondes auf Bauholz. — Purpurfarbe auf Holz. —

Ueber das Verhältniß des Wiesenbaues zum Fruchtbaue.

Die Bemerkung, daß ein unrichtiges Verhältniß des Wiesenbaues zum Akerbaue, wo nicht die einzige, doch gewiß eine der Hauptursachen sey, warum die Landwirthschaft den Gipfel noch nicht erreicht hat, welchen sie hätte erreichen können, ist zwar nicht neu, aber wichtig genug, um immer wieder in Anregung gebracht zu werden. Man erwarte eben deßhalb hier keine neuen Aufschlüsse, sondern nur Erfahrungen und wohlgemeinte Erinnerungen, welche in weitere Ueberlegung gezogen zu werden verdienen, weil sie für den Landbau äußerst wichtig sind.

Wenn man die meisten Landgüter, sie mögen groß oder klein seyn; sie mögen herrschaftliche Domänen, adeliche Güter, oder Bauerhöfe genannt werden, näher betrachtet und untersuchet, so ist das Resultat einer solchen Untersuchung oft dieses: „Dieses Gut könnte mehr liefern, und also auch mehr einbringen, wenn es besser bewirthschaftet würde.“ Und dieses bessere Bewirthschaften besteht oft allein in der Wiederherstellung oder Hervorbringung des richtigen Verhältnisses des Wiesenbaues zum Fruchtbaue. Bei dem Bauer sowohl, als bei dem Pachter ist es gewöhnlich immer der erste Grundsaz: „Ich muß auf meinem Gute so viele Körner zu erzeugen suchen, als nur immer möglich ist, damit ich meine Familie ernähren, und die Onera oder das Pachtgeld abgeben kann.“ Es wird weiter geschlossen: „daher muß ich so viele Aeker bebauen, beakern und mit Früchten besäen, als ich nur immer kann.“ Das Erste ist richtig, das Andere aber falsch. Körner muß ein guter Landwirth allerdings so viel hervorzubringen suchen, als ohne Nachtheil für die folgende Zeit nur immer möglich ist. Dieß ist eine Pflicht, welche er nicht allein sich und seiner Familie, sondern auch dem Staate schuldig ist. Denn nur auf diese Art kann er in dem einmal von ihm erwählten Berufe und Stande gemeinnüzig werden. Aber die Mittel, zu diesem Zweke zu gelangen, sind nicht alle ächt. Der Oekonom soll dem Staate Roggen, Weizen, Gerste rc. liefern; aber dieß allein? Nicht auch andere Nahrungsmittel? Nicht Ochsen, Kühe, Kälber, Schweine und Hammel auf den Fleischmarkt? Nicht Wolle für die Fabriken? Wenn er nun diese beiden Endzweke mit einander verbinden und mit einerlei Mittel erreichen könnte, so wäre es ja unstreitig für ihn selbst sowohl, als für den Staat vortheilhafter, als wenn er nur den einen Endzwek, und gewöhnlich nur kümmerlich erreicht, Körner-Vorräthe hervorzubringen.

Dieses Mittel hat man, Dank den vortrefflichen Männern im Grabe, die zuerst Hand an das Werk legten, in den neuern Zeiten zum wahren Segen für die Oekonomie und für die Welt überhaupt erfunden. Es besteht in der Wiederherstellung des richtigen Verhältnisses des Wiesen- und Akerbaues.

Wenn die alten nomadischen Völker, selbst unsere ältesten uns bekannten Vorfahren, mehr auf Viehzucht, als auf Akerbau hielten, so hatte das seinen Grund darin: theils, weil es viel bequemer war, eine Heerde Vieh zu weiden, als den Aker zu pflügen und fruchtbar zu machen; und bekanntlich liebten dieselben, wenn sie nicht Jagd und Krieg in Thätigkeit sezten, die Bequemlichkeit, weil es zum Theil an Städten mangelte, in welchen und an welche sie ihren Ueberfluß durch

Tausch oder Verkauf umsezen konnten. Je nachdem sich aber die Menschen und Städte vermehrten, stieg auch der Werth des Getreides und mit ihm der Eifer der Landleute, dasselbe durch Fleiß und Aufmerksamkeit auf den Akerbau herbei zu schaffen. Nun wurden nicht allein sehr viele Weide-Pläze umgerissen und zum Akerbau urbar gemacht, sondern auch selbst viele Theile von Wäldern und Holzungen ausgerottet, so daß jezt da grüne Saat-Felder prangen, wo ehedem öde Haiden oder dike Waldungen waren. Dieß Alles wäre recht gut, wenn man nur nicht auf der andern Seite wieder zu weit gegangen wäre, und das so äußerst nothwendige Verhältniß der Wiesen, Weiden und des Viehstandes zum Fruchtbaue dadurch aufgehoben hätte. Hierdurch ist nicht allein der Werth des Fleisches, der Butter, des Käses, des Leders u. dgl. außerordentlich gestiegen, sondern auch selbst der Körner-Ertrag ist nicht so ergiebig geworden, als man wünschte und sich einbildete. Denn anstatt daß die Vermehrung der Aeker auch die Vermehrung der Früchte und Körner verhältnißmäßig hätte bewirken sollen, vermehrte sie zwar die Arbeit des Landmanns, nöthigte ihn, immer mehr Pferde zur Betreibung des Akerbaues zu halten, welche sein geerntetes Stroh verzehrten und dagegen weniger Dünger lieferten, und verringerte seine Frucht-Vorräthe noch überdieß durch eine viel stärkere Aussaat.

Eine natürliche Folge hiervon war nun, die von den alten Vorfahren schon erlernte Methode wieder hervor zu suchen, die Felder wechselsweise zu bestellen und wieder unbestellt zur Viehweide und Ruhe liegen zu lassen. Man glaubte, es sey genug, wenn dieß Liegenlassen nur immer im dritten Jahre geschehe, und so entstand aus Noth, weil man nicht hinreichenden Dünger zur Erquikung und Befruchtung der Felder anschaffen konnte — die leidige Brache. Diese sollte nun auf Einmal dem Viehe die entzogene Weide und dem Felde den entzogenen Dünger wiedergeben. Wie weit diese Absichten erreicht worden sind, lehrt uns die Erfahrung. Denn nachdem man lange genug manchen schönen Aker im dritten Jahre ungenüzt liegen gelassen hat, fängt man an, die Schädlichkeit der Brache einzusehen, und besäet auch die Brachfelder mit allerlei Sömmerung, d. h., mit Bohnen, Erbsen, Wiken, Lein, Kohl u. dgl. Dieß bemerkt man besonders seit den Jahren, in welchen der Werth der Körner beträchtlich gestiegen war. Aber wird dieß nicht in Zukunft für den Akerbau gefährliche und nachtheilige Folgen haben? Wenn wir den Akerbau mit den Gärten in Vergleichung sezen, so scheint es nicht, als wenn dieß dem Fruchtbau gefährlich werden könnte. Denn welcher vernünftige Gärtner läßt wohl den dritten oder vierten Theil seines Gartens alle Jahre brache liegen? Durch fleißiges Graben und Düngen, so wie durch die Veränderung und Abwechselung der Gemüse-Arten in den Gärten weiß er es dahin zu bringen, daß seine Garten-Früchte immer schön stehen und daß seine Beete immer reichlich tragen. Ja, ein fleissiger und wirthschaftlicher Gärtner ist noch nicht einmal damit zufrieden, daß sein Garten alle Jahre einmal reichlich trage, sondern er fordert von ihm oft in Einem Jahre eine doppelte Ernte, oder doch wenigstens, daß er ihm in zwei Jahren dreimal reichliche Früchte bringe. Eben dasselbe würden wir gewiß auch von vielen unserer Aeker erwarten dürfen, wenn wir sie eben so behandeln könnten, wie der Gärtner sein Gartenland behandelt. Fleißigeres und tieferes Pflügen, öftere Düngung der Aeker und immerwährende Abwechselung der Fruchtarten würde unstreitig zu diesem erwünschten Zweke führen. Ist das Land in guter Besserung und ist es in Absicht der Hut-Gerechtigkeit einem Jeden, wie es billig seyn sollte, erlaubt, sein Eigenthum so oft und so gut zu benüzen, als er kann, so werden sich Gelegenheiten und Mittel genug finden, wie er ebenfalls gleich dem Gärtner manche seiner Aeker zum Theil entweder zweimal in einem Jahre, oder dreimal in zwei Jahren abernten könne. Ist es nicht schon z. B. in manchen Gegenden gebräuchlich, dasselbe Land, welches Roggen getragen hat, noch um und nach Jakobi, je nachdem die Ernte früher oder später ihren Anfang nimmt, mit Späträben zu besäen? Wenn man dieß nur mit einigen Aekern thäte, und wegen der Viehweide immer thun könnte, so würde man sich einen reichlichen Vorrath von Winter-

Beifutter für Melk-Kühe verschaffen, welches durch vermehrten Dünger und Milch die Mühe belohnen und den Dünger ersezen würde, welchen die Rüben vielleicht noch aus dem Lande gezogen hätten. Kann man nicht ferner im Frühjahre die Roggensaat-Felder zum Theil mit spanischem Klee besäen und im Herbst noch eine mittelmäßige Ernte zum Winterfutter daran haben? So hat man abermals eine doppelte Ernte in einem Jahre. In einigen Gegenden besäet man gleichfalls einen Theil des mit Gerste bestellten Sommerfeldes mit Mohr-Rüben oder Möhren. Diese bleiben zwar ganz klein und niedrig, so lange die Gerste auf dem Lande steht, sobald sie aber abgehauen ist, fangen sie an, freudig herbei zu wachsen und liefern ebenfalls noch Winterfutter für allerlei Thiere; ja, sie können auch zur Speise für Menschen gebraucht werden. Man hat noch den Vortheil, daß sie sich besser und länger im Winter halten, als die früher gesäeten Möhren. Dieß wären demnach einige Beispiele von doppelter Benüzung der Winter- und Sommer-Felder.

Auch im Brachfelde ist dieses keineswegs unmöglich. Da man in einer wohleingerichteten Oekonomie seine Aufmerksamkeit nicht allein auf den Fruchtbau zu richten, sondern auch für vieles und gutes Sommer- und Winter-Futter für das mancherlei Vieh zu sorgen hat, welches man reichlich ernähren will, um guten Nuzen und vielen Dünger von demselben zu bekommen, und da hiezu vorzüglich ein Theil des Brachfeldes bestimmt werden muß, so muß man frühzeitig Mengfutter aussäen. Dieses besteht aus Wiken, Erbsen, Hafer u. dgl. und wird entweder um Johanni grün abgefüttert oder auch, wenn es noch nicht reif ist, abgehauen und getroknet. Ist der Aker in gutem Stande, so säet man es ungedüngt und düngt ihn dann, wenn es abgebracht worden ist. Ist er nicht in sonderlich gutem Stande, so düngt man ihn vor der Bestellung. Durch diesen Gebrauch des Mengfutters wird dem Lande sehr wenig Dünger entzogen. Es ist hierin dem spanischen Klee ähnlich, welcher, wenn er grün abgefüttert wird, dem Lande mehr Nahrungstheile zuführt, als ihm entzieht. Will man diese so benüzten Aeker den Nachsommer hindurch ungebraucht liegen lassen; will man sie noch einige Mal pflügen und eggen, so wird gewiß auf diesen Aekern eben so schöner und vortrefflicher Roggen oder Weizen wachsen, als auf Brachlande. Will man aber von diesen schon einmal benüzten Aekern zum zweiten Male in demselben Sommer ernten, so bestellt man sie noch mit Sommer-Rübsamen. Ist die Witterung nicht ganz ungünstig, so kann man sich immer noch eine gute Ernte davon versprechen. Jedoch ist dieß Alles größtentheils nur dann anwendbar, wenn man seine Felder bereits in gute Besserung gesezt und sich reichlichen Dünger verschafft hat.

Nun noch ein Wort von der dreimaligen Benüzung der Felder in zwei Jahren. Hievon will ich nur ein Beispiel anführen. Dreimal kann ich meinen Aker mit Vortheil in zwei Jahren ernten, wenn ich es auf folgende Art anfange. Im Winter fahre ich auf den im vergangenen Herbste gestürzten, sonst schon vom Unkraute reinen und in einem guten Besserungs-Stande sich befindenden Aker etwas über die Hälfte von dem Dünger, welchen ich ihm bestimmt haben würde, wenn ich Sömmerungs-Früchte auf demselben hätte bauen wollen. Auf einen Aker von 160 □ Ruthen, auf welchen 8 vierspännige Fuder Mist gefahren worden seyn würden, bringe ich jezt 5 bis 6 Fuder. Sobald das Frühjahr herbei kommt und die Witterung es erlaubt, bestelle ich ihn mit Mengfutter, wie es oben beschrieben worden ist, oder wenn es blos für die Pferde grün abzufüttern bestimmt seyn sollte, blos Wiken, mit Sommer-Hafer vermischt. Dieses Mengfutter wird ohngefähr gegen oder kurz nach Johannis brauchbar seyn. Und nun wird nicht gesäumt, es grün abzufüttern oder abzuhauen und troken zu machen. Jezt habe ich noch bis zur Winter-Rübsamen-Bestellung hinlängliche Zeit, den Aker 2, auch 3 Mal zu pflügen und zu eggen. Vor dem Pflügen zur Saat, oder wenn es sich thun läßt, gleich in die Stoppel, wird nun die zweite Hälfte des Düngers, wieder 5 bis 6 Fuder, aufgefahren, und untergeakert, und vom 16. bis zum 24. August mit Winter-Rübsamen bestellt. Tritt nun das künftige Frühjahr nicht allzu spät ein, und

ist der Sommer nicht allzu kühl, so wird der Winter-Rübsame noch zur rechten Zeit seine Reife erhalten, daß man noch in diesem Sommer dasselbe Land mit Sommer-Rübsamen wird bestellen können. Doch ist dieses nur dann anzurathen, wenn bei geschlossenen Feldern der Winter-Rübsame eine Veränderung der Fruchtarten hervorgebracht hätte, welche wegen der Hutweide uns selbst nachtheilig werden könnte. Ist dieser Nachtheil nicht zu befürchten, so wäre es doch wohl immer wirthschaftlicher, man ließe sich mit zwei Ernten in zwei Jahren begnügen und erwartete dagegen den schönsten Weizen oder Roggen auf diesem so behandelten Winter-Rübsamen-Lande.

So wäre es denn also unrathsam und zugleich unwirthschaftlich, wenn man den dritten oder auch nur vierten Theil seines Akerlandes als Brache unbestellt und unbenüzt liegen lassen wollte. Höchstens dürfte nach diesen Gründsäzen nur zuweilen der eine oder der andere Aker im Brachfelde unbestellt bleiben, wenn er von Queken oder andern hartnäkigen Unkräutern so überzogen würde, daß er auf keine andere Art als durch reine Brache davon gereinigt werden könnte.

Aber, sagt hier der Freund der Brache, gerade dieses beständige Besäen des Brachlandes wird den Untergang des Akerbaues befördern. Das Land wird nach und nach so ausgesogen werden und das Unkraut wird so sehr Ueberhand nehmen, daß es am Ende sehr kärgliche Früchte tragen wird. Diese Einwendungen sind meines Erachtens eben nicht schwer zu widerlegen, besonders da die Erfahrung, die beste Lehrmeisterin in der Oekonomie, selbst dagegen spricht. Das Unkraut, welches durch die beständige Benüzung des Feldes leicht Ueberhand nehmen könnte, weiß ein aufmerksamer und fleißiger Landwirth wohl zu tilgen. Er beobachte nur immer die eine Regel, dieses zum Unkraut geneigte Feld oder einzelne Stük immer im Troknen pflügen und bestellen zu lassen, so wird sich das Unkraut bald verlieren. Alle übrigen Mittel zur Vertilgung des Unkrautes übergehe ich hier, weil sie mich zu weit von meinem Zweke führen würden. Und was die andere Einwendung betrifft, daß das Land durch immerwährendes jährliches Tragen der Früchte so mager werden würde, daß zulezt nur schlechte Ernten erwartet werden könnten: so habe ich schon vorhin darauf geantwortet, daß nemlich diese Procedur durchaus unter keinen andern Bedingungen vorgenommen werden kann und darf, als wenn hinlänglicher Vorrath von Dünger da ist. In Ermangelung dieses allernöthigsten Bedürfnisses in der Landwirthschaft ist aller guter Rath vergebens, und muß Alles beim Alten bleiben, wenn der Landwirth nicht in Gefahr gerathen will, zu Grunde zu gehen.

Daher entsteht nun die große und für den Oekonomen allerwichtigste Frage, welche er nie aus den Augen verlieren muß: wie verschaffe ich mir einen solchen Vorrath von Dünger, daß ich mein Land zu meinem großen Vortheile nach jenen aufgestellten Grundsäzen bewirthschaften kann? — Es würde sehr überflüßig seyn, hier die mannigfaltigen Arten von Dünger wieder aufs Neue aufzuzählen, da man sie in hundert ökonomischen Schriften immer wiederholt lesen kann. Es gehört auch nicht in meinen Plan, von den Wirkungen der Asche, des Gypses, des Mergels, des Auskehrigs, der Raspelspäne, und wie die Dinge alle heißen mögen, die man dem Landwirthe zur Verbesserung seiner Aeker und Wiesen anräth, zu reden. Auch lasse ich allen diesen Dingen ihren Werth, da für eine Gegend Etwas nüzlich seyn kann, was in der andern ohne Nuzen bleibt, und erinnere nur, daß die meisten von diesen Düngungs-Mitteln für den Landwirth bald zu kostbar, bald zu weitläufig, bald gar nicht zu haben sind. Die Antwort, welche ich hier auf jene Frage zu geben habe, besteht darin: man beobachte immer ein richtiges Verhältniß zwischen Wiesen- und Akerbau, so wird sich der Dünger schon von selbst finden.

Es ist leicht zu erachten, daß nicht Alles, was zur Beantwortung dieser wichtigen Frage gesagt werden kann und muß, bei der so sehr verschiedenen Güte des Bodens, auf jedes Gut und auf jede Gegend angewendet werden kann. Fast mit allen ökonomischen Vorschriften ist es der Fall, daß bisweilen Alles, bisweilen nur Etwas, oft unter einer andern Gestalt, bisweilen gar Nichts ohne Schaden und Nachtheil seine Anwendbarkeit findet.

Der kluge Landwirth prüfet Alles, aber nur das Beste davon behält er.

(Schluß folgt.)

Fortsezung der Ideen ꝛc. in Nro. 25 h. Js.

Schon seit beinahe unfürdenklichen Jahren wurde darüber sehr viel geschrieben, und wenigstens gewunschen, daß auf dem Lande eigene Dorf-Gärtner auf- und angestellt werden möchten. So gemeinnüzlich auch diese Anträge und Wünsche jedem Freunde und Beförderer der Landwirthschaft, und jedem Gönner des Gartenfaches anfänglich erschienen, eben so schwierig ist aber auf der andern Seite die wirkliche Realisirung derselben; denn es ist ganz etwas Anderes um die Auf- und Anstellung eines Stadt- oder Markt-Gärtners im Gegenhalte zu der eines Dorfgärtners, worin mir umsichtige Männer gewiß beistimmen werden. Vorerst dringt sich uns die Frage auf: woher sollen die Landgemeinden die Unterhaltungsfonds für solche Gärtner, und woher die Gärtner selbst, da wir noch immer Gartenbau-Schulen vermissen, hernehmen? Was hilft ein Dorf-Gärtner, ohne höherer Vorbildung, ohne tiefer Intelligenz, und ohne den Quellen der eigenen Subsistenz? Für jedes einzelne Dorf einen eigenen Gärtner bestellen zu wollen, diese Idee gehört wahrhaftig in das Reich der Unmöglichkeiten; mehrere Dörfer aber, mehrere Gemeinden zugleich zusammen genommen, könnten allerdings einen gemeinschaftlichen Gärtner anstellen; aber gewiß nur gegen die Verbindlichkeit, ihn mit Einräumung von Dienstesgründen einzig und allein, und höchstens — zu unterstüzen. Wo nimmt nun dieser Mann die Wohnung und seine weitern Subsistenz-Mittel her, wenn er nicht zugleich der Bienen- und Seidenzucht, der Maulbeer-Pflanzung u. dgl. verständig, und hiezu die ihm angewiesene Umgebung geeignet ist? Es ist allerdings richtig, daß, wenn ein solcher Landgärtner der Obstbaumzucht und Pflege kundig ist, und damit seinen Gemeinden in Folge der Zeit und sich selbst nüzet, mit vollem Rechte auf eine Art Zehent-Antheil von den eingesezt werdenden Früchten, oder aus den Erträgnissen des Weinbaues seiner Gemeinden gegründeten Anspruch hat; aber woron lebt dieser Gärtner bis zu dem Zeitpunkte dieser Erträgnisse, und wer enschädiget ihn später bei eintretenden Mißjahren u. s. a. Unfällen, die seine Gemeinden, und ihn selbst betreffen können? Ein Landgärtner findet übrigens, wenn er sich der Wart eines Gemüse-Gartens überlassen will, keinen solchen Absaz für derlei Artikel, wie z. B. ein Stadt- oder Markt-Gärtner, und dieser Punkt darf daher auch nicht übersehen werden. — In einer Zeit, wo für die heranwachsende männliche Jugend die Aussichten ihrer zukünftigen Versorgung so beschränkt und beenget sind, sollte man daher vorerst daran denken, diese Grenzen zu erweitern, und die Zukunft dadurch tröstlicher zu machen, z. B. durch Errichtung einer Zentral-Gartenbauschule, in welcher auch zugleich Wein-, Bienen- und Seidenzucht umständlich gelehret wird. Hat nun ein solcher Zögling, besonders aus der Bauern- und Bürgerklasse gewählt, diese Schule, ausgerüstet mit all nöthigen theoretischen und praktischen Kenntnissen, Fertigkeiten und Manipulationen verlassen, dann kann derselbe bei einem bürgerlichen, oder königlichen Gärtner und in so lange sein weiteres Fortkommen suchen, bis sich eine solche Gelegenheit zur selbstigen, ihn aber hinlänglich sichernden und seine Familie seiner Zeit auch genüglich bewahrenden Unterkunft als Landgemeinden-Gärtner, und ohne, wie immer namenhabenden Beschwerung der Kommunen selbst ergibt, und in so ferne ergleich den genügsamen Eremiten der Vorzeit hiezu Neigung und Lust fühlet. Nur so, glaube ich, nach meinem zwar sehr schwachen Ermessen, nur so könnte sich einstens das immerhin wichtige und schon längst nothwendig gewesene Institut der so betitelten Dorfgärtner allmählig entwikeln; cadit enim arbor non uno ab ictu. Damit aber dieses seiner Zeit wirklich geschehe, so scheint ein diesfälliges Mitwirken, jedoch ohne neuer Belästigung mittels Kreis-, oder Staats-Abgaben ꝛc. von Seite unserer Herren Landräthe und unserer Herren Landstände, gleichsam in ihrer Kompetenz und Pflicht, zu liegen; und indem diese Herren es ehrfurchtsvollst vertrauend wagen, unsere allerhöchste Regirung

bei ihrer anerkannten Milde, Huld und Weisheit auf Benüzung allenfallsiger Staats-Haushaltungs-Ersparnisse für diesen gemeinnüzlichen künftigen Zwek aufmerksam zu machen, wird zugleich den nemlichen, so hochschäzbaren Herren die Gelegenheit nicht benommen seyn, die Liebe und Theilnahme menschenfreundlicher Patrioten auch für diese Tendenz und würdig segnend und verehrend die Ankunft und Gegenwart Sr. Majestät des Königs Otto I. aus Griechenland — anno 1836 — für ewige Zeiten hin erfreuend und erfreulich bewahrend in zarten Anspruch zu nehmen! Gewiß! das wäre der Bayern würdigste Rükerinnerung, das schönste Vergißmeinnicht! (S. f.)

Etwas über den Gebrauch der Luftsäure in ökonomischer Hinsicht.

Obwohl bis jezt auf die Benüzung dieser Luftgattung in der Oekonomie wenig oder gar keine Rüksicht genommen worden ist, man müßte denn die Bereitung verschiedener Mineralwässer hieher rechnen, so bin ich doch überzeugt, daß die vortheilhafte Anwendung derselben mannigfaltigen Nuzen gewähren könne.

Obwohl die Luftsäure nicht wirklich vermögend ist, die bereits schon angegangene Fäulniß des Fleisches völlig rükgängig zu machen, so ist sie durch die gehörige Anwendung dennoch vermögend, der fortgehenden Fäulniß völlig Einhalt zu thun und den schon Statt findenden unangenehmen Geruch desselben zu vernichten. Frisches Fleisch schüzt sie, wenn die Temperatur nicht zu hoch ist, völlig vor der Fäulniß, auch verändert sie die schon bläuliche Farbe des faulenden Fleisches in die ihm eigenthümliche rothe. Wollte man nun jene wohlthätige Eigenschaften der Luftsäure in ökonomischer Hinsicht benüzen, so würde man dabei folgendergestalt zu Werke gehen können.

Man nehme ein völlig luftdichtes gut ausgepichtes Faß, dessen Dekel abgenommen werden kann. In dieses Faß bringe man kurz vorher, ehe das Fleisch hineingethan werden soll, ein Beken mit glühenden Kohlen, welches so lange darin stehen gelassen wird, als man noch ein Glühen an den Kohlen bemerkt, welche nach und nach völlig darin verlöschen werden, worauf dann das Kohlenbeken herausgenommen werden muß. Die jezt im Faße befindliche Luft ist von der äußern es umgebenden schon merklich verschieden, ein auf dem Boden des Faßes gebrachtes brennendes Licht oder Holzspan wird augenbliklich verlöschen, folglich ist schon ein ziemlicher Antheil Luftsäure darin vorhanden. Jezt hänge man entweder vermittelst an den Seiten des Faßes angebrachter Nägel, oder quer gelegter Hölzer das aufzubewahrende Fleisch hinein, und verschließe den obern mit zwei Löchern versehenen Dekel an der Seite genau, so daß nur noch beide Löcher offen sind.

Jezt ist es nöthig, auf die wohlfeilste und vortheilhafteste Bereitung der Luftsäure bedacht zu seyn; am Besten würde die Geräthschaft zur Entbindung derselben, in einem steinernen an der Seite mit einem Halse versehenen Kruge, von ungefähr 2 Quart Größe geschehen. In diesen Krug bringe man, nach Verhältniß der Größe des Faßes, ein halbes bis ganzes Pfund gestossene Kreide, welche mit Wasser zu einem dünnen Brei gebracht ist. Hierauf wird die obere Oeffnung des Kruges vermittelst eines Stöpsels und Uebergießen mit Pech so genau verschlossen, daß sich der Krug durch die Seitenöffnung des Halses völlig ansaugen läßt. In die obere Deke des Kruges wird, ehe dieselbe aufgepicht wird, ein blechernes Rohr in Gestalt eines Hebers mit einem langen und kurzen Knie gebracht, so daß das kurze ohngefähr einen Zoll tief durch den Stöpsel geht, welches schon vorher, ehe der Stöpsel auf dem Krug befestigt wird, luftdicht angekittet werden muß, das andere Knie der Röhre muß von der Länge seyn, daß dasselbe wenigstens einen halben Fuß tief in die eine Oeffnung des Faßes geht.

Ist nun die Vorrichtung so weit fertig, so vermische man Vitriolöl mit Wasser, wobei sehr behutsam verfahren werden muß. Man nimmt nemlich auf ein halbes Pfund Kreide ohngefähr ein Viertelpfund Vitriolöl, bringt in ein anderes steinernes oder gläsernes Gefäß, das doppelte Gewicht des Vitriolöls, Wasser, und träufelt jezt behutsam von dem Vitriolöl kleine Portionen hinzu, wobei

jedesmal das am Ende stark erhizte Gefäß gerüttelt werden muß, bis die Mischung völlig fertig ist. Besonders ist hier zu erinnern, daß das Vitriolöl in das Wasser, und ja nicht das Wasser in das Vitriolöl geträufelt werden darf, welches sehr leicht die Zerspringung des Gefässes nach sich ziehen könnte. Jezt bringe man die längere Röhre in eine Oeffnung des Fasses, und gieße durch den Seitenhals des Kruges, von der mit Wasser vermischten Vitriolsäure in kleinen Portionen, auf die Kreide, wobei jedesmal der Hals durch einen gut passenden Stöpsel verschlossen werden muß. Mit dieser Arbeit fahre man so lange fort, bis ein an die andere Oeffnung des Fasses gebrachter brennender Holzspann verlöscht.

Ist jezt das Faß völlig mit Luftsäure angefüllt, so werden beide Oeffnungen des Dekels mit gut passenden Stöpseln verschlossen, welche allenfalls noch mit Pech übergossen werden können, und jezt wird das Faß an einem so viel als möglich kühlen Orte zur Aufbewahrung hingestellt. Schalgewordenes Bier wird durch diese Luftgattung merklich verbessert, man kann sich hierzu obenbeschriebener Geräthschaft bedienen, man hat nur nöthig, die lange Röhre desselben in das mit schalem Bier gefüllte Faß zu bringen, jedoch ist es nothwendig, daß diese Röhre bis an den Boden des Faßes reicht, ist jezt eine ziemliche Portion Luftsäure mit dem Bier in Verbindung gebracht worden, so wird dasselbe vor dem Zugang der äußern Luft so viel als möglich verwahrt, um der Verderbniß nicht von Neuem ausgesezt zu seyn. F.

Einfluß des Mondes auf Bauholz.

Herr Edmonstone, der dreißig Jahre lang die Verwaltung der Wälder von Demerari besorgte, und sich viel mit dem Einfluße des Mondes auf die Bäume beschäftigte, fand diesen so sichtbar und so groß, daß es ganz unmöglich seyn soll, ihn nicht zu bemerken. Wenn man einen Baum während dem Vollmond fällt, so zerspaltet er sogleich, wie wenn er von zwei ungeheuren Keilen auf jeder Seite von einander getrieben worden wäre. Deßhalb sind solche Bäume beinahe nicht vom geringsten Nuzen. Kurze Zeit nach ihrer Fällung werden sie von einem Wurme befallen, der dem im amerikanischen Mehle befindlichen ähnlich ist. Sie verfaulen bei Weitem schneller, als wenn man sie zu einer andern Zeit fällt. Diese Bemerkung ist auf alle Bäume anwendbar, die in Ostindien und in allen englischen Kolonieen Süd-Amerika's wachsen, und die von verschiedenen Gattungen, so wie immer grün sind. Darum fällt man sie auch nur immer im ersten, oder lezten Mondesviertel, wenn man sie zu Bauholz verwenden will. Der Saft steigt während dem Vollmond immer bis in den Gipfel des Baumes, und sinkt wieder, sobald dieser Planet verschwindet. — Es ist bekannt, daß der Mond einen großen Einfluß auf die Vegetation ausübt, und viele unserer Zimmerleute beobachten die alte Regel: nur beim Abnehmen des Mondes Bauholz zu fällen; aber im Reinen ist man in dieser Hinsicht durchaus noch nicht. Sollten demnach nicht über diesen Gegenstand genaue Beobachtungen angestellt und hierüber alles Das gesammelt werden, was zur Klarheit führt?

Purpurfarbe auf Holz.

Ein Tischler gab seinen Lehrlingen mehrere Vorschriften, worunter auch diese:

Nehmt Kalkwasser, kocht darin deutschen, in Wasser eingeweichten Lakmuß, wozu etwas Brasilientinktur zu gießen ist; darauf Firniß und Politur.

Die Regel ist uns klar und einfach genug.

Vertreibung der Maulwürfe.

Ein Mittel, dessen Geruch schon Maulwürfe und Erdmäuse vertreibt, ist folgendes:

8 Loth türk. Bohnenmehl,
1 — Grünspan,
6 — ungel. Kalk,
12 — Krebse,
8 — Spiköl,

mit welch lezterm die früher zerstossenen Spezies angemacht werden; dazu auch etwas Wasser, dann kleine Kugeln, Haselnuß groß, geformt und in die neuen Aufwürfe nach weggehobener Erde gerollt, dann die Erde wieder darauf. Der Geruch verstärkt sich täglich.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Menschenliebe und Wohlthätigkeit.

Im September 1815 lag ein Kosak in einem Dorfe in der Nähe bei Straßburg in Elsaß bei armen Bauersleuten im Quartier. Die Gegend rund herum war von den befreundeten und feindlichen Truppen, die wechselsweise durchzogen oder dort lagerten, so ausgesaugt, daß man schon an dem Nothwendigsten Mangel litt. Die Truppen mußten größtentheils aus den Magazinen verpflegt werden.

Der gutmüthige Kosak, welcher die Dürftigkeit seines Hauswirthes sah, forderte nicht das Geringste von ihm, sondern er theilte sein Brod, Fleisch und Branntwein, welches er aus dem Magazine zu seiner Verpflegung erhielt, treulich mit der armen Familie. Ja, er sorgte noch weiter. Wo er Lebensmittel auftreiben konnte, brachte er sie ins Haus, und verschaffte dadurch oft seinen Quartier-Gebern ein reichliches Mahl. Zufrieden und vergnügt streichelte er dann seinen krausen Bart, wenn er sah, daß Vater, Mutter und Kinder waker zugriffen, und sichs gut schmeken ließen. — Die Bäuerin kam ins Wochenbett, und dadurch wurde die Noth im Hause vermehrt. Es war um ein Kind mehr zu ernähren, und es brauchte Wäsche und andere Bedürfnisse. — Der Kosak sah, daß die Freude über das neu geborne Kind durch neue Sorgen getrübt wurde, und schaffte in seiner Einfalt des Herzens auf eine sonderbare Art Rath.

Als die Mutter eines Tages fest schlief, und der Kosak allein mit ihr im Zimmer war, nahm er ihr, ohne daß sie es merkte, das Kind weg, und ging ungesehen mit demselben fort. — Man stelle sich den Schreken und die Angst der Mutter vor, als sie erwachte, und ihr geliebtes Kind vermißte. Niemand wußte, wohin es gekommen war. Als aber der Kosak des Abends nicht nach Hause kam, schöpfte man Verdacht, daß er das Kind entwendet habe; besonders da er es öfters an den vorhergehenden Tagen zärtlich liebkoset hatte. — Man suchte ihn auf, aber vergebens; er war nirgends zu finden. Die guten Leute wußten sich nicht zu rathen noch zu helfen.

Wie angenehm wurden sie aber überrascht, als der Kosak am Morgen des andern Tages auf seinem flinken Rosse mit dem Kinde daher sprengte, sich schnell aus dem Sattel schwang, und in der einen Hand mit dem Kinde, in der andern mit einem Beutel Geld ins Zimmer trat.

Mit freundlicher Miene ging er auf die Mutter zu, und übergab ihr den Säugling. Dann wendete er sich zu dem Vater, und drükte ihm den Beutel Geld in die Hand.

Wo war nun der Kosak mit dem Kinde gewesen? Er hatte es zu seinen Kameraden, die in der Gegend herum im freiem Felde lagerten, gebracht, ihnen die traurige Lage der Eltern dieses Kindes geschildert, und sie um Unterstüzung gebeten. Die Kosaken, durch Beute in diesem Kriege bereichert, legten hundert Thaler zusammen, welche der Kosak mit dem Kinde den bekümmerten Eltern überbrachte. — Man denke sich das Erstaunen und die Freude dieser armen Bauersleute, als sie so viel Menschenliebe und Wohlthätigkeit an Kriegern wahrnahmen, die man für die rohesten in allen verbündeten Armeen gehalten hatte. Thränen des Dankes rollten über ihre Wangen, und der bärtige Kosak troknete sich das naße Auge, als er die Rührung dieser guten Leute sah.

Der Liebesthurm.

(Romanze.)

In düstrer Nacht, durchheult vom Sturm
Saß Kunz am Felsen Rand —
Und auf dem Fels stand hoch ein Thurm,
Nach dem sein Blik sich wand.

Denn von dem Thurme glänzt' ein Licht
Hell, wie ein Sonnenstrahl,
Wenn er durch Wetterwolken bricht,
Herab ins finstere Thal.

Kunz stand und sah hinan, hinauf,
Um ihm waes wild und graus —
Da ging das Licht in Flammen auf
Und schlug zum Dach hinaus.

Und eine Stimm' um Hilfe rief
Im Thurme bang und laut,
Die schreklich sein Gefühl ergriff —
Es war die Stimm der Braut.

Denn Ida war's — Kunz liebte sie,
Sie liebt' ihn treu und rein,
Ihn wollt' zum Schwäh'r der Vater nie,
Drum sperrt' er Ida ein. —

Und Kunz, von Liebespein gequält,
Die seine Ruhe stört',
Irrt' unstät durch die weite Welt
Und sucht' — die er verehrt.

Da zeigt in sturmbewegter Nacht
Den Weg der Flammen Schein —
Kunz stürzt, geführt von Göttermacht,
Durchs glühende Gestein.

Und über ihm kracht's laut und heiß,
Der Thurm in Trümmer fällt,
Als Kunz, des kühnen Wagens Preis,
Die Braut im Arme hält.

Die Hochzeits-Fakel hell und klar
Färbt rings den Himmel roth —
Und als die Gluth erloschen war,
Da fand man beide todt. —

Des Thurmes Trümmer siehet man
Noch heute, schwarz geglüht,
Dort auf dem Fels, der Himmelan
Den Blik des Wandrers zieht.

Und bei dem Volk die Sage geht,
Daß dort in düstrer Nacht
Mit Flammenschrift geschrieben steht:
„Lieb, zwingt nicht Erdenmacht!"

Dr. Persch.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. C. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
III. Jahrgang. Nro. 28. 13. Juli 1830.

Inhalt: Ueber das Verhältniß des Wiesenbaues zum Fruchtbaue. — Schluß der Ideen ꝛc im vorigen Nro. — Das Schloß B*** — Kresse-Essig. — Hollunder-Essig zu bereiten. — Versilberung.

Ueber das Verhältniß des Wiesenbaues zum Fruchtbaue.
(Schluß.)

Zur nähern Erörterung der aufgeworfenen Frage wird es hinreichend seyn, alle Landgüter, sie mögen groß oder klein seyn, in vier Klassen einzutheilen.

In die erste Klasse gehören diejenigen, bei welchen das Verhältniß der Wiesen zum Akerbau zu groß ist. Doch möchte die Zahl dieser Güter nur sehr klein seyn, gegen diejenigen, welche sich im entgegengesezten Falle befinden. Solche Güter befinden sich in der glüklichsten Lage. Wenn ihre Besizer oder Bewirthschafter gute Oekonomen sind; wenn sie Theorie mit Praxis zu verbinden verstehen: so können sie hier die Oekonomie bis zum höchsten Gipfel treiben, den sie nur erreichen kann. Diese Güter sind oft Wohlthäter für ganze Gegenden, wenn sie den Ueberfluß an Heu- und Grummet-Fütterung ihren Mangel leidenden Nachbarn um billige Preise überlassen. Wollen oder können sie dieses nicht, so können sie auf andere Art nüzlich werden. Sie haben dann die besten Mittel in Händen, viel junges Vieh allerlei Art aufzuziehen, welches bei der jezigen Art, die Oekonomie zu betreiben, Vielen unmöglich ist, und können daher den Mangel an Pferden, Kühen und Schafen ersezen, welcher in mageren Gegenden oft entstehen muß. Doch wozu sollte man für solche unschäzbare Güter Vorschriften und Regeln geben, da die Natur und ein klein wenig Verstand Fingerzeige genug geben werden, dieselben auf die beste Art zu bewirthschaften und zu benüzen.

Wir wenden uns daher zur zweiten Klasse, welche aber auch nur selten gefunden werden möchte, wo nemlich durchweg ein guter Boden angetroffen wird. Einen guten Boden nennen wir, ohne uns in chemische Untersuchungen über die verschiedenen Erdarten einzulassen, denjenigen, auf welchem alle möglichen Produkte erzeugt werden können. Ein solches Gut ist nun entweder mit so viel natürlichen Wiesen versehen, als hinreichend sind, die Anzahl vom Viehe reichlich zu ernähren, welche zur Hervorbringung des Düngers, den der Akerbau erfordert, nothwendig ist. In diesem Falle wäre es wieder überflüßig, noch ein Wort zu sagen. Oder aber es mangelt an Wiesen. Wie leicht wird es dann seyn, durch künstliche Wiesen so viel Futter herbeizuschaffen, als es bedarf. Der gute Boden bringt bei wenigerm Dünger mehr ein, als schlechter Boden bei vielem Dünger. Daher kann in diesem Falle ein Landwirth es leicht berechnen, wie viel Vieh er nöthig habe, um seine Felder in solchen Besserungs-Stand zu sezen, als zum höchsten Ertrage derselben nöthig ist. Denn durch allzu vielen Dünger wird er sich selbst nicht schaden wollen, indem er dann bei solcher Beschaffenheit des Erdreichs, besonders in guten Jahren, leicht mehr Stroh als Körner erhalten würde. Es wird ihm daher leicht seyn, den Ueberschlag zu machen, wie viele Aeker er zu künstlichen Wiesen, zu Kohlarten, Turnips, Rüben, Kartoffeln u. dgl. zu bestimmen habe, um sein Vieh im Sommer und Winter reichlich damit zu ernähren. Aber auch solcher glüklicher Gegenden möchte es nur wenige geben.

Häufiger treffen wir schon diejenigen Güter an, welche in die dritte Klasse gestellt werden müssen. Güter, deren Felder theils aus gutem, theils aus Mittel-Boden bestehen. Hier würde nun wieder meine erste Frage seyn, welche ich aufzuwerfen

hätte, wie viel Wiesen befinden sich bei diesem Gute? Und von welcher Beschaffenheit sind sie? Sind sie ein- oder zweischürig? Ist das Gewächs, welches sie liefern, gut, d. h., für alle Arten von Vieh, besonders für Kühe zu gebrauchen? Oder ist es schlecht, daß nur Pferde, oder höchstens auch Schafe damit gefüttert werden können? Je nachdem die Beantwortung dieser Fragen ausfällt, muß auch der Oekonom auf mehr oder weniger Sommer- und Winterfutter durch Anbau des Kopfklees, der Luzerne und der Esparsette bedacht seyn. Doch ich habe mich noch nicht erklärt, was ich unter Mittel-Boden verstehe. Aus Mittel-Boden bestehen alle diejenigen Aeker, auf welchen man noch ziemlich guten Roggen, und auch wohl Weizen, Gerste, wenn sie in gutem Stande, oder so eben mit Hordelager gedüngt worden sind, auf jeden Fall aber guten Sommerhafer, Erbsen, Wiken, Linsen, Sommerrübsamen und Kartoffeln erwarten kann. Dagegen würde man in einem mässig trokenen Sommer eine Mißernte befürchten müssen, wenn man dieselben mit Bohnen, Kopfklee, Lein, Kohl, Rüben u. dgl. bestellen wollte. Bei dem Besize eines so beschaffenen Landgutes ist der Landwirth dennoch so übel nicht dran. Denn gerade dieser Mittel-Boden ist, wenn er reichlich gedüngt wird, fast möchte ich sagen, am Geschiktesten zum Anbau der Luzerne, weil sie hier von ihren beiden Hauptfeinden, der Näße und dem Rasen, gewöhnlich befreiet ist. Der Besizer kann daher seine schlechtesten Aeker ausheben und sie mit diesem vortrefflichen Futterkraute bebauen; darf nur wenige Aeker zum Kopfkleebau anwenden; kann dagegen seine guten Aeker immer zum Frucht-Bau benüzen, und sich daher reichliche Ernten von Früchten und vom Futter für das Vieh verschaffen. Bedürfen die guten Aeker oder Breiten einmal der Ruhe, wie die Vertheidiger der Brache oft vorzugeben belieben: so erzeige er ihnen den Gefallen und gebe seinem Lande einmal Ruhe, aber nicht dadurch, daß er es unbenüzt liegen läßt, sondern er säe unter die Gerste Kopfklee und ernte denselben im Brachfelde zwei-, dreimal ab, so hat sein Land eine bessere Ruhe gehabt, als er ihm durch die reine Brache geben konnte. Dabei hat er noch den Vortheil, daß er es nicht im Sommer mehrere Male pflügen darf; er hat nicht nöthig, es zu düngen und erhält doch, wenn er es im Herbste, nach Beschaffenheit des Bodens und der Witterung, ein- oder zweimal pflüget, den schönsten Weizen. — Welches würde nun wohl, wenn das Gut zur Hälfte aus gutem und zur Hälfte aus Mittel-Boden bestünde, das richtige Verhältniß seyn, Länderei und Wiesen stets im besten Zustande zu erhalten? Im Allgemeinen könnte man hier wohl annehmen, daß der vierte Theil des Gutes hinreichend wäre. Jedoch rechne ich hiezu nicht allein die natürlichen und künstlichen Wiesen oder die sogenannten Futterkräuter, sondern auch alles Uebrige, was außer dem Stroh zur Nahrung des Viehes gebauet wird, als: Kohlarten, Rübenarten, Kartoffeln und dergleichen, die Consumtion für die Menschen abgerechnet.

Endlich kommen wir zu der vierten Klasse, oder zu denjenigen Gütern, deren Ländereien aus gutem, mittlern und schlechten Boden bestehen. Nachdem ich mich über Das erklärt habe, was ich unter gutem und Mittel-Boden verstehe, muß ich nun auch eine nähere Bestimmung des schlechten Bodens geben. Es thut hier nichts zur Sache, aus welchen Erdarten er bestehet, ob aus einer Art von Sand, oder aus Kies, oder aus ganz leichter Erde, oder aus Grand, kurz, er verdient ein schlechter Boden genannt zu werden, wenn er auch bei der besten Kultur nicht jene Früchte trägt, welche auf gutem, oder auch Mittel-Boden wachsen und gut fortkommen. Ein Aker, der auch in den besten Jahren nur eine kärgliche, oder höchstens mittelmäßige Roggen-Ernte verspricht, und auf welchem das Stroh auch nicht die Höhe erreicht, die man von gutem Boden erwartet; dem man statt der Gerste nur Hafer anvertrauen kann; den man im Brachfelde höchstens mit Linsen, oder bei guter Düngung mit Sommerrübsamen besäen darf, verdient gewiß keinen andern Namen, als den eines schlechten Bodens. Nur in den unfruchtbarsten Sandgegenden möchten Güter anzutreffen seyn, welche ganz aus solchem unfruchtbaren Boden bestünden, und doch hat auch jener Sandboden noch seine Vorzüge, wenn der Sand

noch einigermassen mit Erde vermischt ist, vor unserm Grand- und Kiesboden, welcher sich oft mitten zwischen den besten fruchtbarsten Thälern und Auen findet. Doch ich rede hier nur von solchen Gütern, welche, ob sie gleich zum Theil mit unfruchtbarem Boden heimgesucht sind, doch auch eben so viel gutes und Mittel-Land in sich fassen.

Hier müssen wir wieder zuerst einen Blik auf die natürlichen Wiesen und ihre Beschaffenheit werfen. Selten ist hier der Fall, daß diese Art von Gütern mit hinreichenden Wiesen versehen ist. Denn es würde eine sehr große Menge von Wiesen-Futter erfordert werden, solche Güter hiedurch allein in Stand zu sezen, oder in guter Besserung zu erhalten. Ueberdieß würde es voraussezen, daß für Kühe und Schafe reichliche Weiden vorhanden wären, so daß man blos auf Winter-Futter Rüksicht zu nehmen hätte. Und dessen ungeachtet würde der Besizer, wenn er sich blos mit dem Winter-Dünger begnügen wollte, wohl schwerlich im Stande seyn, so viel Dünger anzuschaffen, als der Aker- und Wiesen-Bau erforderte, um stets in einem blühenden Zustande zu bleiben. Branntweinbrennereien und andere günstige Umstände, welche aber meistens nur bei großen Gütern möglich sind, könnten zwar wohl etwas beitragen, den Dünger zu vermehren; aber die Sommer-Stallfütterung, und die daraus entspringende Menge und Güte des Mistes werden alle jene günstige Nebenumstände nie ersezen können.

Wie aber, wenn es nun gar an hinreichenden natürlichen Wiesen fehlet? Soll hier das Heu für schweres Geld angekauft werden? Ein Oekonom, dieß ist ja eine der ersten Regeln der Landwirthschaft, muß sich vor allen baaren Geldausgaben, die nicht unvermeidlich nothwendig sind, sorgfältig hüten. Kann er sich daher selbst Fütterung verschaffen, so würde er seinen eigenen Vortheil verkennen, wenn er sich zu dieser schweren Ausgabe verstehen wollte. Und da uns in unsern Tagen der Weg deutlich genug bezeichnet, und die Mittel leicht genug gemacht worden sind, uns nicht allein hinlängliches, sondern reichliches Futter für das Vieh im Sommer und im Winter zu verschaffen: so müßte man verblendet seyn, wenn man noch den alten krummen beschwerlichen Weg verfolgen und die neue gebahnte Heerstrasse verachten wollte. Den Mangel an natürlichen Wiesen muß also ein guter und verständiger Wirth durch Anlegung künstlicher Wiesen ersezen, er muß so viel Klee von den bekannten dreierlei Arten bauen, als nöthig ist, seinen Aker-Bau in den blühenden Zustand zu versezen und darin zu erhalten. Im Allgemeinen könnte man hier sagen, er muß den dritten Theil seines ganzen Gutes, wenn es nöthig ist, zur Fütterung für sein Vieh bestimmen. Da die meisten Güter in diese 4te Klasse gehören, so wird es nicht unnüz seyn, hier etwas mehr in das Detail zu gehen, und die Sache näher zu bestimmen. Schon oben habe ich gesagt, daß ich zu demjenigen Theil der Länderei und Wiesen, der zur Nahrung für das Vieh bestimmt ist, nicht blos natürliche und künstliche Wiesen rechne, sondern auch jede Art von Produkten, welche allein zur Erhaltung des Viehes angewendet werden. Zur Erläuterung und zum Beispiele wollen wir ein kleines Gut von 150 Akern annehmen. Von diesen sollen demnach 100 Aker zum Fruchtbau und 50 Aker zur Fütterung für das Vieh bestimmt werden. Von diesen 50 Akern sollen 20 natürliche Wiesen seyn, welche der Käufer schon findet. Nun soll er noch 30 Aker dem Frucht-Baue entziehen und sie zur Nahrung für das Vieh bestimmen. Hier entstehen zwei Schwierigkeiten. Erstlich: wird er nicht dadurch dem Frucht-Baue zu viel entziehen? Wird er nicht viel weniger Schoke und Scheffel einernten, als er vorher erhielt? Ich antworte, dieß wird vielleicht in dem ersten und zweiten Jahre der Fall seyn, aber gewiß schon nicht im dritten. Denn diejenigen Aeker, welche er mit Klee besäete, hatte er ja nun nicht mehr nöthig zu düngen. Er kann also die für den Fruchtbau bestimmten Felder nun desto besser abwarten, ein Drittheil, wohl gar die Hälfte Dünger mehr auf dieselben fahren. Das reichliche Winter- und Sommer-Futter sezt ihn in den Stand, nicht allein mehr Vieh zu halten, sondern es auch besser zu warten, ihm mehr und besseres Futter zu geben. Das Stroh, welches ehedem seine Pferde und Kühe verzehrten, kann er jezt

unterstreuen, und so wird er in kurzer Zeit, in wenigen Jahren seinen Dünger um die Hälfte vermehren. Wenn er nun auf der einen Seite die Anzahl der Aeker, welche er zu düngen hatte, beträchtlich verminderte und dagegen die Anzahl der Fuder Mist um die Hälfte vermehrte, so wird es einem verständigen Oekonomen von selbst einleuchten, daß er auf den 100 zum Fruchtbau bestimmten Aekern gewiß so viele Schoke und Scheffel bei wenigerer Arbeit und Aussaat erntet, als er vorher von 130 Aekern kaum mit vieler Mühe und Arbeit erhielt. Dabei ziehe ich den Nuzen, welcher aus dem Verkauf und der gewonnenen Milch des Viehes entspringt, nicht einmal in Erwägung. Und daß dieß eben Gesagte keine unausführbare Theorie, keine ungegründete Hypothese sey, bedarf für einen Landwirth keines Beweises, der, wenn er auch noch selbst diesen Weg nicht eingeschlagen hätte, doch gewiß allenthalben Beispiele um und neben sich antreffen wird, die ihm dieß Alles augenscheinlich beweisen werden. Jezt darf uns nicht mehr ein Schubart von Kleefeld, nicht ein Graf v. Herzberg mit ihren Gütern als Muster aufgestellt werden; allenthalben treffen wir solche Muster auch schon im Kleinen an, welche für die meisten Landwirthe lehrreicher sind. In meiner Nachbarschaft findet sich z. B. ein Gut von 12 Hufen Landes, welches vor 10 Jahren außer den nöthigen Pferden und Schafen 20 Stük Kühe nährte, die im Sommer mit der Heerde auf die Weide gingen. An Dünger wurden jährlich ohngefähr 500 Fuder ausgefahren. Die Pächter befanden sich dabei wohl, weil der Pacht mäßig und der Luxus unbeträchtlich war. Jezt, da es nach den neuern Grundsäzen der Landwirthschaft betrieben wird, ernährt es im Winter 36 Stük Kühe, von welchen wenigstens 20 Stük im Sommer im Stalle gefüttert werden, eben so viel, wo nicht noch mehr Schafe als sonst, und liefert 1000 Fuder Mist. Ob nun die Ernten jezt geringer oder einträglicher seyn werden, als ehemals, will ich einem Jeden zur Entscheidung überlassen.

Die zweite Schwierigkeit ist diese: wenn nur der dritte Theil des Gutes aus gutem, die beiden übrigen Theile aber aus Mittel- und schlechtem Boden bestehen, woher soll ich denn das Land zum Kleebau nehmen? Soll ich das gute Land nur allein dazu, und das schlechtere zum Fruchtbau bestimmen? Und wie oft werde ich es denn mit Klee bestellen müssen? Es würde bald müde werden, guten Klee zu tragen. Diese Schwierigkeit ist allerdings nicht ganz unbeträchtlich. Doch läßt sie sich auch heben. Besteht ein Gut aus 150 Akern, unter welchen 20 Aker Wiesen begriffen wären, so kommen nach der gewöhnlichen Eintheilung in 3 Felder, 43 Aker Land in ein Feld. Hiervon sollen 30 Aker abgenommen werden, so bleiben freilich im Brachfelde nur 13 Aker, und dieß würde zu wenig seyn, um die nöthigsten Bedürfnisse für den Haushalt anzuschaffen, wenn Winter- und Sommerfeld blos zum Fruchtbau bestimmt bleiben sollen. Allein dieß ist auch nicht die Meinung, sondern man muß von der ganzen Summe z. B. 10 Aker, gewöhnlich des schlechtesten Bodens, wenn er nur zum Esparsettenbau schiklich ist, abnehmen für dieses Futterkraut; 10 Aker vom Mittel-Boden zum Anbau der Luzerne, und nun die übrigen 110 Aker in 3 Felder eintheilen, so kommt auf 1 Feld die Anzahl von 36 Akern. Hiervon ist nun schon mehr als ein Drittheil guter Boden, so daß man leicht 5 bis 6 Aker zum Kopfkleebau ausheben kann. Wäre dieß noch nicht hinreichend, so kann man einige Aeker vom Mittel-Boden zu Futterwiken, mit Hafer und Erbsen vermischt, zum Gebrauch im Sommer anwenden und dadurch die Kleearten zum Troknen ersparen. Auf diese Art wird der Landwirth reichliches Futter, schönes Vieh, reichlichen Dünger und reichliche Ernten erhalten.

Nach diesen Grundsäzen darf nun ein guter Hauswirth nicht fragen: wie stark muß nun mein Viehstand seyn, wenn ich mein Gut in den blühendsten Zustand versezen will? Sondern er muß erst fragen: wie viel Fuder Heu, Grummet und Kleearten ernte ich ein? Und nach diesen Vorräthen von Futter muß er erst die Stärke seines Viehstandes bestimmen. Es ist eine bekannte Sache, daß ein Fuder Klee bei Weitem nicht so weit hinreicht, als ein Fuder Heu, oder gar Grummet.

Daher muß man sich wohl vorsehen, daß man sich nicht verrechne. Denn nichts ist nachtheiliger, als das Vieh im Frühjahre, ehe der Klee herbei wächst, kümmerlich erhalten zu müssen. Es ist daher immer eine sehr nöthige und wichtige Sache, zu berechnen, wie viel Fuder Winterfutter unentbehrlich nothwendig sind, um seine Kühe und Schafe im guten Wohlstande zu erhalten. Soll z. B. den Kühen, wie es bei dieser beschriebenen Bewirthschaftung eines Gutes seyn muß, des Tages dreimal kurzes, auf der Häkselbank geschnittenes Futter gereicht werden: so muß außer der dazu erforderlichen Spreu, Erbsen- und Linsenstroh gewiß auf jede Kuh ein gutes vierspänniges Fuder Klee und wenigstens ein halbes Fuder Grummet gerechnet werden. Des Abends wird dann blos Stroh vorgeworfen, welches meistens in den Mist getreten wird, und mehr zur Streu als zur Nahrung dient. Winter und Sommer wird immer reichlich eingestreut, und der Erfolg wird bald die Wahrheit und den Nuzen dieser Methode bestätigen. J. F. A. B.

Schluß der Ideen 2c. im vorigen Nro.

Freunde der Pomologie freuen sich mit Herrn Fürst und Herrn Doktor Porsch, und zwar um so mehr mit herzlicher Theilnahme auf die Erscheinung und Herausgabe der Früchtesammlungen aus Papier maché dieser allverehrten Herren, da dadurch vielleicht für unsere Bildungs-Anstalt der krüppelhaften Kinder des Königreiches Bayerns ein neuer Erweiterungs- und selbst künftiger Erwerbszweig, wenigstens durchzuschimmern, scheint. Möge leztere Anstalt sich bald so recht kräftig heben!

Frage. Würde wohl unter Rükbeziehung auf den im b. Landboten vom vorigen Jahre, und in dieser vorjährigen Zeitschrift sub Nro. 31 enthaltenem Aufsaze über Abwendung des Mißwachses, durch Dürre veranlaßt, ein Privat-Aktien-Verein seiner Zeit wieder zu seiner Rechnung, und mit erlaubtem Gewinne kommen, wenn er es unter technischer Leitung und Obhut der Regirung unternehmen wollte, alles Das in unserm Vaterlande Bayern durchzusezen, was im erwähnten Aufsaze für diesen Zwek bestimmt wurde; und was hält man wohl bei dieser Gelegenheit von jenen horizontalen Windmühlen, welche in den Abhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften Th. II. Bl. 165 et conseq. für Wasser-Hebungen angegeben sind? — Wir schwache Sterbliche, und besonders diejenigen unter uns, welchen die Führung der übrigen anvertraut ist, müssen daher gleichsam so handeln und wirken, als wäre kein Gott und keine Vorsehung, d. h., wir müssen all unser irdisches Wohlergehen von unserer eigenen Vorsicht und von unsern verständigen Einleitungen hiezu fordern, um auf dieser Erde miteinander wohl, so viel möglich gemächlich und glüklich zu leben; haben wir aber dießfalls all unsere Vernunft und von unserer Möglichkeit erschöpft, alsdann müssen wir gleichwohl in demüthiger Erkenntniß unserer Schwachheit und Unvollkommenheit uns an den Vater der Lichter wenden und denselben in kindlicher Zuversicht anrufen: Herr, unser tägliches Brod gib uns heute! Dieses, und nur dieses ist die wahre Gestalt eines vernünftigen Christen, der für seine und für seines Nebenmenschen Nahrung und Wohlstand besorgt ist, des Christen, der sich von dem frömmelnden, unthätigen Geistreiber unterscheidet, welcher seine Faulheit ein Vertrauen auf die göttliche Vorsehung nennet, und von dieser unbedingt und allein Alles von seinen schuldigen Ueberlegungen, von seinen pflichtigen Einrichtungen, und von seinem verbindlichen Fleiße aber nichts erwartet. Oder müssen wir nicht Alle mit der Gnade Gottes vertrauend mitwirken?!

Unterm 3. April 1754 erließ der damalige Markgr., zu Baden und Hochberg, Carl Friedrich, ein Reskript, worin einem jeden seiner Unterthanen, der Marmor, Alabaster u. dgl. Steine auffindet, schin einen dergleichen Steinbruch entdeket, eine Belohnung von 150 fl., und dem Befinden nach, wie auch und besonders, wenn ein solcher viele eigene Kosten auf diese Entdekungen selbst verwenden mußte, auch noch ein Mehreres zugesichert ward. Verdiente dieses in unserer Zeit, und vorzüglich in Beziehung auf die Auffindung von Steinkohlen-Lagern, nicht wenigstens einige Nachahmung; oder was wäre überhaupt zwekdienlich einzuleiten, um dem Bergwesen, das mit land-

wirthschaftlichen und polytechnischen Zweken in vielseitiger Berührung steht, mehr Aufschwung zu geben?

Hier zu Lande kann man es nicht selten antreffen, daß Bäuerinnen und ihre Mägde, so zu sagen, wahre Lasten Heues u. dgl. zur Zeit dieser Ernte auf ihren Köpfen tragend, mühselig heimschleppen. Wäre es nicht besser, sich hiezu, wenn auch nicht desjenigen chinesischen Schubkarrens, welchen ich in dieser vorjährigen Zeitschrift S. 83 Nro. 11 beschrieben habe, doch wenigstens des Schubkarrens, zu bedienen, dessen Riß in dem adelichen Landleben des sel. v. Hochberg I. Th. Buch V. Kap. 18, und zwar mit drei Rädern findig ist?

Nicht blos anhaltende Dürre und Trokenheit, auch anhaltende Nässe und Feuchtigkeit kann Mißwachs und dadurch Viehfutter-Mangel erzeugen; und auch dieser Gegenstand verdient unsere volle Aufmerksamkeit. Der Landmann meint bei solchen Gelegenheiten, wenn sie nicht durch Regen, durch schnell aufgethauten Schnee u. dgl., sondern zuweilen durch eine nicht gleich für ihm erklärbare Ursache entstehen, der eben zunächst liegende Fluß, Strom, oder Bach habe nicht blos durch sein zufälliges Austreten ꝛc. diese Nässe und Feuchtigkeit, sondern auch zugleich durch Bildung und übergegangener unterirdischer Quellen hervorgebracht. Allein hierüber belehret uns eines Bessern: Kühnens Abhandlung von dem Ursprunge der Quellen. Wie aber solche durchnäßte Wiesen, Aeker ꝛc. bald und sicher vom Wasser befreit werden können, darüber wollen einsichtsvollere Männer absprechen, die es wohl am Besten beurtheilen werden können, ob zur Auspumpung des Wassers auch Windmühlen anwentbar seyen?

Oft werden in öffentlichen Blättern gemeinnützliche Vorschläge, selbst mitunter von praktischen Männern für das Gebiet der Landwirthschaft, der Polytechnik u. dgl. gemacht; und man würde gerne kleine Versuche in der Sache zuweilen wagen, wenn man die Namen und Wohnorte der Herren Mittheiler solcher Vorschläge erfragen könnte, um sich vorerst noch diese, oder jene, eben sachdienlich, oder doch erwünschliche Erörterung verschaffen zu können. Wäre die Beobachtung dieses meines Winkes keiner Beachtung würdig?

Ein wissenschaftlich vor- und ausgebildeter Mann, der gar niemals in seinem Leben die Feder zum politischen Wohle des Vaterlandes, des Kosmopolitismus, oder der leidenden Menschheit in die Hand nahm, kommt mir vor, wie ein Geizhals, der niemals, und nur eines einzigen Armen werkthätig gedachte. — Die Talente des Geistes gehören auch zu den Talenten des heil. Evangeliums, und sie sind dargeliehene Kapitalien des Himmels, wovon einst die Interessen werden gefordert werden.

Für einen wohlwollenden, menschenfreundlichen Staatsmann, der Gegenwart und Vergangenheit gerne, und zum Segen der Zukunft, zu vergleichen wünschet, hat M. Balthasar Sprenger ꝛc. in seinen vollständigen Anfangsgründen des Feldbaues ꝛc. (2 Theile, Stuttgart, bei Mezler 1772) manch nützlichen Wink von Seite 232—467, vorzüglich aber Seite 310, 329, 331, 333, 338, 344, 345—376 inclus. hinterlassen; und ich wünsche, mit dieser Mittheilung genüget zu haben, da das ganze Werk unsers sel. Sprengers die Aufmerksamkeit unserer landwirthschaftlichen Vereine, und als Leitfaden zu Vorlesungen an landwirthschaftlichen Lehranstalten, versteht sich, unter Modifikationen für unsere Zeit, auch die Theilnahme dieser Institute noch immer verdienen dürfte, besonders um das landwirthschaftliche Rechnungs-Wesen auch auf dem Lande mehr bekannt und ausführbar zu machen.

Das Schloß B***.

In einem Lande, das — wir versichern es auf Manneswort — wirklich auf der Landkarte zu finden, hat sich vor Kurzem folgender Betrug begeben, der vielleicht durch Originalität ausgezeichnet ist; wir sagen vielleicht! denn es wird nach gerade nirgends schwerer, einer Originalität zu begegnen, als bei dem Betruge, der von der Kultur am Meisten bevorzugt scheint. Doch ohne Anzüglichkeit weiter! Es liegt eine fast gänzlich verfallene Ruine in jenem Lande, die noch bis heute den prunkenden Namen: Schloß B***" hat; dazu

gehören 1½ Morgen des steinigsten Akers, den die Erde aufbringen kann; dieß wenige Alles gehörte einem armen Bauer, der sich an die Ruine eine Hütte angeklebt hatte, die nur deßhalb nicht bei dem ersten besten Windstosse zusammenfiel, wie sie von jeglichem Windstosse als zu geringschäzig angesehen wurde. Zu dem niedergeschlagenen Herrn dieses unglüklichen Besitzthums trat nun ein wohlgekleideter Mann, dessen Wagen unten am Berge hielt, und fragte: „Ist dieß Schloß B***?" — Ja, mein Herr! — „Sind Sie der Eigenthümer?" — Ja mein Herr! —„Wollen Sie es verkaufen?" — Nach einer kurzen Pause: Ja, mein Herr! Aber einen Käufer zu finden, ist ein Kunststük! — „Nun, ich will's kaufen!" — Eine Pause, die mit der Pantomime des Unglaubens ausgefüllt ward. „Ganz gewiß! bestätigte Jener; ich biete 2000 Thaler." — Für die Ruine und das Bischen steinigten Akers? — „Für die Stelle, welche Schloß B*** heißt." Der Bauer fällt vor Verwunderung aus den Wolken in den Himmel hinein; genug aber, das Geschäft kommt zu Stande und am nächsten Tage wird bei einem Notar das Kauf-Instrument aufgesezt, wobei die 2000 Thaler wohlgezählt dem nächsten Tische anvertraut sind. Eine Bedingung nur habe ich, spricht der Käufer jezt zu dem Bauer: empfangen Sie Ihr Geld, kann es Ihnen ganz gleich seyn, wenn wir in den Kaufkontrakt sezen, 200,000 statt 2000 Thaler. Der Bauer schüttelte zwar sein Haupt, indeß der Notar seine Gebühren für die große Summe erhalten soll, spielt er den Indifferenten; die Nullen mehr kommen in das Instrument und der vergnügte Bauer trägt seine 2000 Thaler zu dem Verkäufer eines sehr anmuthigen Bauerngehöfts, welches jezt das seine ist. Der Käufer des Schlosses B*** aber geht vierzehn Meilen weiter nach der Hauptstadt des nächsten Landes, und sucht, zur Verbesserung seines für 200,000 Thaler gekauften bis dahin schuldenfreien Schlosses ein Kapital von 40,000 Thaler zur ersten Hypothek mit fünf Prozent, welche Zinssumme bekanntlich jezt eine hohe und schon schwer zu haben ist. Er findet einen Reichen, der die Summe gibt und der Besizer des Schlosses B*** reist eiligst nach Amerika. Jener Reiche bekommt nach dem ersten Vierteljahr keine Zinsen, er fragt bedenklich den Unterhändler; der schreibt — und erfährt, daß Schloß B*** bis dato noch gar nicht in Besiz genommen sey. „Dem Mann muß ein Unglük begegnet seyn, in dem Falle habe ich die ersten Rechte an Schloß B***, spricht freudig jener Creditor, eilt, an Ort und Stelle zu kommen und findet den winzigen Steinhaufen, auch die 1½ Morgen steinigten Bodens sind noch vorhanden; Raum genugs, um, wenn Einen der Schlag trifft, gleich da begraben zu werden. Der Creditor belebte die Luft mit einigen Flüchen, düngte die Erde mit einigen Thränen des Aergers, machte den Boden noch etwas härter mit den Fußtritten der Wuth und fuhr dann heim, um sein Lebenlang an diese Prellerei zu denken!

Reise-Essig.

Für Reisende, welche zur Mischung des Wassers u. s. w. auf dem platten Lande oft nicht das Nöthigste haben können, rathe ich folgendes Mittel:

Weinstein, 10 Tage in scharfen Essig gelegt, getroknet an der Sonne — dieß 2—3 Mal, dann zerstossen und einen Theil eingeschoben.

Beim Gebrauche zu Salat rc. kann man dieses Mehl in Wasser auflösen, die Stärke richtet sich nach der Dosis.

Hollunder-Essig zu bereiten.

Man muß, um diesen eben so gesunden, als angenehmen und vor anstekenden Krankheiten schüzenden Essig zu bereiten, die erst sich entwikelnde Blüte des Hollunderstrauches ohne Stiele zu gewinnen suchen und sie halb dörren. Darauf lege man sie in Essig, verstopfe den Krug, oder das Glas wohl und stelle dieses an einen der Sonne ausgesezten Ort, 18—20 Tage lang. Darnach gieße man ihn klar ab und filtrire das Uebrige.

Versilberung.

1 Thl. Höllenstein, 1 Thl. präp. Weinstein, mit feuchtem Korkstöpsel aufgetragen, gibt eine sehr täuschende Versilberung.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Kugelform.

Die Kugel ist unter allen regulären und irregulären Körpern der vollkommenste. Wo zeigt sich nur eine so in sich selbst geschlossene Harmonie als in der Kugel? Wo sonst finden wir eine solche Einheit in der Mannigfaltigkeit? Wenn ich all Kügelchen und Kugeln von der kleinsten bis zur größten die Musterung passiren lasse, so finde ich in jeder einen herrlichen Vorzug. Ich nehme zuerst die zugleich gewichtigste und geringste von allen — die Kegelbahnkugel, und frage: Können alle neun Kegel zusammen eine Kugel umwerfen? und doch vermag eine Kugel alle neun Kegel umzuwerfen! — Gehen wir zu den nobilisirten Kegelbahn Kugeln — zu den Billardkugeln über, welche planmäßige Kunstbewegung voll Scharfsinn, Kraft und Mannigfaltigkeit! — Wer kann den Flinten- und Kanonenkugeln die mächtigste, freudigste und leidigste Wirksamkeit und Entscheidung von Krieg und Sieg absprechen? — Und gehen wir nun von diesen wirksamsten zu den unschädlichsten über: zu den Seifenblasen, geben sie uns nicht das treffendste Ebenbild von dem Glanz und der Vergänglichkeit unsers schimmernden und flüchtigen Lebens? — Ihnen gleicht das Rad und die Kugel, auf welchen sizend die Glüksgöttin abgebildet wird, die, wie alles Irdische und Zeitliche, rastlos und unstät dahin gleitet. — Lieblich glänzend schwebt die Leuchtkugel empor; man sollte glauben, die Ehrgeizige würde gewiß den höchsten Himmel erreichen. Aber ach! sie zerplazt, und der zertrümmerte Hochmuth fällt in verlöschenden Funken zur Erde hinab! — Die schönen farbigen Glaskugeln rufen uns mit all ihrer Lustbarkeit die Warnung zu, wie kurz die Freude der Täuschung währt. Blik hin auf die Myriaden von Würmer-, Insekten- und Vögeleiern! Aus der Kugelform entwikeln sich unzählige Heere von Leben. Die Kugelgestalt des kleinsten Thautropfens ist ein lebendiger Spiegel des Farbenprisma, und die Kugel des Augensterns, deines edelsten und geistigsten Sinnes, o Mensch, nimmt die Kugel der Thau-Perle und die Weltkugel in sich auf. Selbst die herrlichsten der Himmelskörper, die Sonne, die dich zum Leben erwekt, und der Mond, der dich zur Ruhe des Schlummers einlullt, sie erscheinen dir in Kugelform. Das wichtigste in der Natur hüllt sich in diese Gestalt. Darum kannst du es nicht tadeln, daß manche Weise der Vorwelt das Uebersinnliche, ja die Gottheit selbst versinnlicht sich in kreisförmiger Gestalt dachten, und die kreisförmig gewundene Schlange noch jezt für ein Sinnbild der Ewigkeit gilt, als welches Zeichen sie den Liebenden als Ring am Hochzeittage gab.

Und weil nun das Blut im Körper, und die Säfte in allen Pflanzen, und die ganze Natur ihren ewigen Kreislauf hält, so erinnern wir uns, was die Gestalt der Kugel als Sinnbild der in sich selbst geschlossenen harmonischen Rundung andeutet, und gleich wie wir in ihr alle Punkte vom Mittelpunkt gleich weit entfernt erbliken, damit auch unser inneres Leben von dem festen Mittelpunkte des Wahren, Rechten und Schönen symmetrisch und harmonisch nach außen strebe, und eben so wieder in sich zurükkehre!

Die Sänger der Liebe.

Der Lerche lehrt' ich Liebeslieder,
Und alle Morgen sang
Sie die gelernten Töne wieder,
Daß es im Thal erklang.

Ich lehrte sie an's Fenster fliegen,
Hin, wo das Liebchen schlief,
Auf daß sie durch des Sanges Wiegen
Sie aus dem Schlummer rief.

Und wenn der Lerche Lied verstummte,
Sandt' ich die Schwalb' zu ihr;
Die schnelle Liebesbötin brachte
Den Morgengruß von mir.

Und in des schwülen Mittags Stille
Sandt' ich, auf daß ihr Ohr
Es höre, eine Wiesengrille,
Die zirpt' ihr Liebe vor.

Und in des Abends sanfter Kühle,
Beim Vesperglökchens Schall,
Sandt' ich mit himmlischem Gefühle
Zu ihr die Nachtigall.

Die sang der Sehnsucht Zaubertöne
Von Minnekampf und Sieg —
Den Tönen lauschte ernst die Schöne
Und seufzte dann und schwieg.

Da nahm ich selbst die treue Laute,
Schon war es Mitternacht,
Schlich an ihr Fenster hin und schaute,
Ob sie vielleicht noch wacht'.

Und als ich sanft die Saiten pflükte,
Da schlang ein Lilienarm
Sich schnell um meinen Hals und drükte
Mich an die Brust so warm.

Das Liebchen war's, vom Rosenmunde
Mein Kuß den ihren bricht —
Und hell erglüht in nächt'ger Stunde
Der Liebe Morgenlicht. —

Dr. Persch.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
III. Jahrgang. Nro. 29. 20. Juli 1836.

Inhalt: Der honette Bürger, wie ich mir ihn denke. — Maximen eines praktischen Landwirths. — Rede eines Zimmermanns bei Errichtung eines Hauses. — Vergleichende Versuche zur Ausmittelung der Keimkraft der Getreidesamen in verschiedenen Tiefen des Bodens. — Eigene Art, Kälber groß zu ziehen und fett zu machen — Brunnen von Stikluft zu reinigen. — Mauerkitt von Algier. — Schuzmittel gegen Frost.

Der honette Bürger, wie ich mir ihn denke.

Unter einem honetten Bürger, dessen Bild ich jezt entwerfen will, denke ich mir den Bewohner einer Stadt oder eines Städtchens, den man nicht in die Klasse der sogenannten Honoratioren zählt; also einen Handwerksmann, Professionisten, Fabrikanten, Künstler, einen ehrlichen Bürgersmann.

Der honette Bürger ist von alter deutscher Biederkeit. Ihm gilt noch Religion und Bibel etwas. Sein Vater sprach auf seinem Todesbette zu ihm: Sohn! halte dich immer an Gott und an sein Wort: ich bin in mancher Noth gewesen, aber stets hab' ich Trost und Ruhe in der Bibel gefunden. Fleuch du den Spötter und Wizling, der über dieses ehrwürdige Buch spottet; und wer dir die Religion verdächtig machen will, gegen den hege Mißtrauen. Lies und höre du Gottes Wort. Bis jezt hat er seines Vaters Ermahnung befolgt, und diese Hochachtung prägt er auch seinen Kindern ein, als ein Erbstük von seinem Vater. Er geht des Sonntags unausgesezt in seine Kirche und sein Sohn begleitet ihn. Seine Untergebenen, Gesellen, Lehrbursche, Gesinde werden zur Gottesfurcht angehalten, und der Liederliche, der Gottesverrächter wird in seinem Hause nicht geduldet. Sein Gesinde muß abwechselnd die Kirche besuchen. Beim Mittagsessen ist scharfes Examen. Lehrbursche und Magd muß einen Spruch aus der Predigt gemerkt, der Sohn muß das Thema der Predigt in seiner Pergamenttafel aufgezeichnet haben. Er hats beim Vater sel. auch thun müssen.

Nach dem Essen wird das Schreibe- und Rechenbuch vom Sohne vorgezeigt, und die in der Woche gelernten Sprüche werden wiederholt. Trifft meinen Bürger die Reihe des Kirchengehens Nachmittags nicht, so liest er seine Predigt. Sohn und Lehrbursche müssen in der Kinderlehre bleiben.

Ihm ist der Sonntag heilig, weder in der Heu- noch Kornernte läßt er auf Feld und Wiesen arbeiten. Ist gutes Wetter, so weiß er, daß ihm nichts verdirbt, ist üble Witterung, so ist er überzeugt, daß der Sonntag allein ihm auch nichts verderben werde: er ist am Sonnabend desto fleissiger, um auf den Sonntag nichts übrig zu lassen. Des Sonntags Nachmittags geht er mit Frau und Kind ins Freie, besieht sein Feld und trinket bisweilen auch auf einem benachbarten Dorfe seinen Krug Bier bei froher und ehrbarer Gesellschaft. Er ist kein Vielwisser; aber auch kein Unwissender. Alte löbliche Gewohnheiten sind ihm heilig: doch er ist auch überzeugt, daß man in Allem immer vorwärts gehen **kann** und **soll**. Gewohnt zum Denken und Urtheilen, nimmt er Das, was er durch Nachdenken und Erfahrung Anderer als gut erkannnt hat, an, macht eigene Versuche und sucht auf seinem Felde und in seiner Profession es immer besser zu machen. Eben weil er weiß, daß man stets fortschreiten könne, daß man eine Sache mit der Zeit immer besser einsehen lernt, belegt er neue Vorschläge nicht mit dem verhaßten Namen der Neuerung, und widersezt sich neuen Anordnungen zu Schulverbesserungen nicht: er reicht hilfreiche Hand aus Einsicht und Liebe zum Guten. Er hat in seiner Schule Schreiben und Rechnen gelernt. Er kann auch sogar seinen richtigen Terminum sezen. Er versteht etwas Geographie, daß er Jerusalem und Europa nicht in Eine Klasse sezt: auch weiß er so viel Naturlehre, daß er Den nicht für einen Kezer hält, der ihm sagt, daß sich die Erde um die Sonne bewege,

oder daß die Planeten Körper wie unsere Erde und höchst wahrscheinlich auch bewohnt sind. Auch weiß er, was Irrlicht sey, und erschrekt nicht mehr vor fliegenden Drachen und Nordscheine. Mit Hexen und Gespenstern ist er auch aufs Reine.

Zwar verdirbt er seine Zeit nicht mit vielem Lesen: aber er studirt Gellerts Fabeln, Salzmanns und Beckers Schriften, den Thüringer Boten und die Nationalzeitung. Er liebt besonders Reise-Beschreibungen, denn er will gern fremde Sitten und Völker kennen lernen. Seinen Sohn hält er gleichfalls zu diesen Wissenschaften an, und er muß ihm vorlesen.

Der honette Bürger ist gesezt im Umgange. Höflichkeit ist seine Zierde und mit Vornehmern umzugehen wissen, sein Stolz. Seinem Sohne würde es übel bekommen, wenn er vor einem Alten oder Vornehmern sein Haupt nicht entblößt hätte. Er ehrt seine Vorgesezten mit gebührender Achtung; er würde sichs zur Schande anrechnen, sie mit unhöflichen Worten und unanständigem Betragen zu beleidigen. Galanterie und schulgerechte Komplimente kann man nicht von ihm verlangen, doch, dieß ist ja auch nicht die ächte Höflichkeit.

Auch weiß er sich stets innerhalb den Schranken der Mäßigung zu erhalten; nie hört man ihn wild aufschreien und lärmen; und sich mit Jemand zu schlagen, hält er ganz unter seiner Würde. Er bemüht sich immer, sein gegebenes Wort zu halten, und betrübt sich, wenn er durch unzurüktreibliche Umstände sich gezwungen sieht, Das, was er versprochen hatte, aufzuschieben. Niemand wird durch ihn betrogen; stets ists seine Freude, seinen Mitbürgern, wo er kann, zu helfen. Seinem Freunde dient er oft ohne Interessen.

Kleid und Hut ist nicht noch von der Schweden Zeit. Er trägt sich seinen Zeiten und seinem Stande gemäß. Seine Art zu sprechen ist das Mittel zwischen bäurischer Aussprache und der sogenannten feinern Welt. Von jener sucht er sich mehr zu entfernen, dieser sich mehr zu nähern. Er hält auf seine und seiner Stadt Ehre und es ärgert ihn innig, wenn seine Mitbürger sich so betragen, daß sie die Stadt in den Ruf bringen, als fehle es ihr an höflichen Bürgern. Er hat eine Profession gelernt, die ihn nährt. Glüks-Umstände haben ihn gehoben; er hat Versendungen. Ein Anderer plazt vor Hochmuth, hält jeden seiner Mitbürger gerine und prahlt mit seinen Geschäften. Der Bürger, wie ich mir ihn denke, ist still und sich selbst genug; ohne Geräusch macht er die schönsten Geschäfte, und in aller Stille hat er einen Theil des erwerbenen Segens für Haus-Arme und arme Schulkinder ausgesezt. Dabei genießt er sein Leben mit Weib und Kindern froh. Er hält auf einen Nothpfennig und thut sich an festlichen Tagen bene; er kanns ja haben; doch besser schmekt es ihm, wenn ein Freund mit ihm etwas genießen kann.

Mein Bürgersmann kam neulich in ein öffentliches Haus. Hier war eine Gesellschaft Spieler; Einer von der Gesellschaft verlor 50 schreibe fünfzig Thaler. Traurig und sich ärgernd über den Spieler schlich mein Bürger sich davon, und dachte: dich werd' ich doch auch wohl noch sehen, daß du einsiehst, wie viel fünfzig Thaler sind.

Ich ging neulich auf meiner Rükkehr von einer Reise durch die Vorstadt bis in mein Haus. Ich mußte vor einem Branntweinhause vorbei; ein wildes Toben und Lärmen betäubte mein Ohr; es war der Janhagel von Leuten, die Bürger seyn wollten: wer wollte sie aber für honette Bürger halten? Ich ging weiter, und kam vor ein Bier-Haus: ich hörte stark reden und blieb stehen. Nach einigen Augenbliken ward ein Betrunkener zur Thüre herausgeführt, der sich an Jedermann reiben wollte und auf Obrigkeit und Pfarrer geschimpft hatte. Die Gesellschaft hatte sichs zur Pflicht gemacht, keinen Betrunkenen, keinen Räsonneur und keinen Grobian unter sich zu dulden. Es war eine Gesellschaft honetter Bürger.

Ich ging durch eine andere Gasse: auch hier schenkte man Bier. Als ich näher kam, hörte ich einen anmuthigen Gesang junger Bürgerbursche. Sie übten sich beim Glase Bier im Singen, und hatten das Claudiussische Lied angestimmt: Im Anfang wars auf Erden rc. Ich hätte mich gern in ihre Gesellschaft gemischt, wenn sichs für mein Alter und meinen Stand geschikt hätte. Es waren honette Söhne honetter Bürger.

Ist in einer Stadt die größere Menge so gesinnt, wie mein ehrlicher Bürgersmann mit seines Gleichen, so lebt sich's wahrlich daselbst mit Lust.

Maximen eines praktischen Landwirths.

§. 1.

Das landwirthschaftliche Gewerbe ist kein so leichtes Ding, wie Viele wähnen. Die Erfahrungen, wie sie Jahrhunderte gemacht haben, zu wissen, zu ordnen, zu sichten, und seinem Lokale und Verhältnissen anzupassen, fordert Kopf, Muth und unverdrossene Ausdauer.

§. 2.

Wer beim ersten Anblike einer Wirthschaft, ohne in das Detail und in die speziellen Verhältnisse eingedrungen zu seyn, Rathschläge zu Verbesserungen zu geben sich erlaubt, verräth eben schon dadurch den Mangel an rationellen ökonomischen Kenntnissen.

§. 3.

Die Vorzüglichkeit einer Landwirthschaft aus Gebäuden, aus der Schönheit des Viehes oder aus den Saaten an den Kanten der Felder abziehen zu wollen, heißt eben so viel, als den Mann nach dem Kleide beurtheilen.

§. 4.

Wer ein Landgut zu kaufen gedenkt, muß mit seiner Kasse gute Rechnung halten; er muß sehen, daß er über den Ankaufspreis noch ein bedeutendes Sümmchen als Betriebskapital in Handen behalte, da bei gleichen Kenntnissen und Verhältnissen der reine Ertrag des Gutes mit diesem immer in gleichem Verhältnisse steht.

§. 5.

Hieraus ergibt sich die Folge, daß die Landwirthschaft eines Landes da am Blühendsten ist, wo die meisten Kapitalien dem Grund und Boden angehören; wo sie aber durch was immer für Eingriffe dem Boden entzogen werden, geht die Landwirthschaft ihrem Verfalle zu.

§. 6.

Es liegt in den Grundsäzen einer weisen Staatswirthschaft, zu sorgen, daß durch Trennung der Grund- von den Betriebskapitalien diese so viel möglich dem produzirenden Landwirthe erhalten werden; denn die größtmögliche Masse des Betriebskapitals sichert bei gleichem Betriebe die möglich höchste reine Rente der Landwirthschaft.

§. 7.

Die möglich höchste Produktion auf einem gegebenen Stüke ist nicht immer Beweis der zwekmäßigst betriebenen Landwirthschaft, weil diese durch großen und sich nie rentirenden Aufwand allein kann bezwekt worden seyn.

§. 8.

Wirthschaften, welche durch großen Aufwand allein ohne Aussicht auf reelen Ersaz und Verzinsung ihr Ansehen begründen, und zum Muster sich erheben wollen, verdienen keine Würdigung. Sie führen ab vom Zweke der Landwirthschaft, und bringen Verderben.

§. 9.

Jene Landwirthschaft, welche ohne außerordentliche Hilfsmittel sich hebt, und einen für ihre Verhältnisse vortheilhaften, und durch die angebrachten inneren Verbesserungen für Immer begründeten reinen Ertrag sich sichert, verdient zur Nachahmung empfohlen zu werden, und wird vor jenen Prunkwirthschaften in sich selbst den Vorzug finden.

§. 10.

Der zum Erkaufe eines Gutes geneigte Landwirth wird dasjenige Gut zu erkaufen haben, welches ihm nach Verhältniß seiner Kenntnisse und Kräfte den möglich höchsten reinen und nachhaltenden Ertrag verspricht.

§. 11.

Zum Erkaufe eines Gutes muß nicht Vorliebe zu einer gewissen Wirthschaftsweise bestimmen, was man gewöhnlich nur zu theuer zu bezahlen hat, sondern der rationelle Landwirth bestimme erst nach dem Erkaufe die Weise, nach welcher er zu wirthschaften gedenkt.

§. 12.

Es gibt keine bestimmt vorzügliche Wirthschafts-Weise — keinen Leisten für Landwirthe. Was an einem Orte vom Ziele führt, das führt bei veränderten Verhältnissen am andern zum höchsten Zweke.

§. 13.

Die für jede Verhältnisse passendste Wirthschaftsweise aufzufinden, bezeichnet den rationellen Landwirth.

§. 14.

Arbeit ist das Getriebe des landwirthschaftlichen Gewerbes; daß dabei Alles in einander passe, und mit der geringsten Kraft in Bewegung erhalten werde, ist nach der Begründung der Wirthschaftsweise die Hauptbeschäftigung des Landwirths.

§. 15.

Ersparniß der arbeitenden Hände durch neue ungebräuchliche Werkzeuge wird nur dann mit Gewißheit zu erwarten seyn, wenn die Ausführung durch Männer geschieht, welche die Manipulation und richtige Anwendung dieser Werkzeuge unter allen Verhältnissen genau kennen. Jeder kleine Mißgriff bestärkt das dagegen gewöhnlich bestehende Vorurtheil in der Ausübung nur zu leicht, und man wird dann die Ehre, anderswo mit Recht gerühmte Instrumente zu besizen, nur allzutheuer für das Gewerbe, bezahlen müssen.

§. 16.

Bei jeder landwirthschaftlichen Operation ist Häuslichkeit der Aufschwung, Geiz die Mine des landwirthschaftlichen Zwekes.

§. 17.

Ein Kapital in demselben Zeitraume zu geringen Zinsen mehrmal und mit Sicherheit angelegt, bringt größere Rente, als dasselbe Kapital in demselben Zeitraume nur einmal zu hohen Zinsen. Hier geht oft sehr leicht Kapital mit Zinsen verloren.

§. 18.

Nichts ist der Landwirthschaft schädlicher, als Tändelei; denn man übersieht über das Angenehme nur zu leicht das Nüzliche. S . . . r.

Rede eines Zimmermanns bei der Errichtung eines Hauses.

Hoch- und werthgeschäzte Anwesende!

Auch dieses Gebäude, auf dessen Gipfel mein Fuß ruht und das mit Blumen bekränzt in der Reihe der übrigen seinen Plaz nimmt, gibt einen sprechenden Beweis, daß die vereinten Kräfte der Bauleute nicht gespart wurden, um es recht bald zur Vollendung zu bringen. Gerade heute vor 10 Wochen war es, als der Grundstein dazu gelegt ward, und heute schon steht es, wenigstens in seinem rohen Umrisse vollendet, da, um dem verehrten Bauherrn mit unserm Glükwunsche übergeben zu werden. Würde es wohl in so kurzer Zeit zu Stande gekommen seyn, wenn wir bei Erbauung desselben saumselig und träge gewesen wären? Ja, würde wohl überhaupt unser ganzer Erdboden mit so vielen schönen, großen und prachtvollen Gebäuden prangen, wenn unsere Profession nicht wäre? Wir sind es, die den Menschen und auch so vielen Thieren Obdach und Wohnung bereiten; wir sind es, die den Wohnungen der Menschen die möglichste Bequemlichkeit geben. Unsere Kunst ist es, welche die Bewohner der Erde vor den Beschwerden und Unannehmlichkeiten jeder Jahrs-Zeit schüzt. Und sollten wir deßhalb nicht die gerechtesten Ansprüche auf Achtung und Erkenntlichkeit machen dürfen? Ohne uns und unsere Arbeit wäre der Erdboden noch eine wüste Einöde, ein unwirthbarer Aufenthalt. Ohne unsern Beistand würde man noch in den sumpfigten Felsenhöhlen, oder wie die wilden Völker, in elenden Hütten, die weder vor Kälte noch Hize schirmen, sich aufhalten. Im Winter würde man ohne uns vor Frost, im Sommer vor Hize, umkommen. Ja, ohne uns gäbe es keine Bequemlichkeiten des Lebens, keine andern Handwerke, keine Künstler, keine Fabriken, keine Handlung, keine Gemeinschaft der Menschen, ja, selbst keine Wissenschaft und Gelehrsamkeit; denn die Herren Gelehrten können doch wahrhaftig nicht zu jeder Jahreszeit unter freiem Himmel studiren.

Gäbe es keine Baukunst, so irrten die menschlichen Bewohner der Erde noch heutigen Tags, gleich unsern deutschen Vorfahren, in Wäldern umher, jagten Tag für Tag wilde Thiere, legten sich auf eine Bärenhaut, bekleideten sich mit derselben, und Feld und Akerbau wären für sie böhmische Dorfer. Doch, was sage ich böhmische Dörfer? Auch diese gäbe es ohne uns nicht. Zwei Welttheile sogar, Amerika und Australien, wären noch unentdekt, wenn unsere Hände nicht Fahr-

Zeuge gezimmert hätten, durch deren Hilfe man es wagen könnte, sich dem Toben der wilden Meeresfluten Preis zu geben. Und wie sollte nicht auch unsere Kunst, auf welcher sich, wie auf einer Achse, das Glük des Menschengeschlechts herumdreht, ein wenig stolz seyn? Wir sollten unsern Stand nicht für einen der ersten und unentbehrlichsten Stände auf dem ganzen Erdkreis zu halten berechtigt seyn? Verzeihen Sie mir, werthgeschäzte Anwesende! daß ich nach löblichem Handwerksgebrauche von diesem Dache herab es laut sagen muß: wenn irgend ein Handwerstand sich auf seine Nuzbarkeit und Unentbehrlichkeit etwas zu Gute thun darf, so sind wir es, das löbliche Gewerk der Zimmerleute, — bei jedem einzelnen großen oder kleinern Gebäude sind wir die Ersten und die Lezten.

Es gibt aber noch einen Anstand, den Sie mir als Beweis für die Wichtigkeit unsers Geschäfts hier anzuführen gütigst erlauben werden. Je mehr ein Geschäft mit Gefahren verbunden ist, desto ehrenvoller ist es. Wir dürfen uns rühmen, auf einem der gefährlichsten Posten in der Welt zu stehen; und wir bestehen diese Gefahren ohne Furcht und Grauen, oft mit mehr Herzhaftigket, als ein Held im Kriege, beständig schweben wir in Lebensgefahr. Arbeiten wir in den untern Theilen der Gebäude, so sind wir gewärtig, von einem herunterfallenden Gemäuer oder von einem Balken getödtet zu werden, und ruft uns unser Beruf in die obere Gegend, wie leicht ist es da nicht möglich, herabzustürzen! Selbst den Rednerstuhl, den ich nach Handwerksgebrauch heute besteigen mußte, wenn ich die Ehre haben wollte, Ihnen hochgeehrte Umstehende! das Lob unseres Handwerks zu verkündigen, unterscheidet sich durch seine gefahrvolle Höhe von den gewöhnlichen Rednerstühlen.

Sollte uns dieses Alles nicht die gerechten Ansprüche auf die Schäzung unserer Mitbürger, ja, sogar auf die Dankbarkeit der Nachwelt geben? Denn wir arbeiten nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft, nicht blos für den Bauherrn, sondern für seine Kinder und Enkel, für Bekannte und Unbekannte. Wer weiß, wie viele Geschlechter sowohl dieses Haus, als auch viele andere von uns aufgeführte Häuser noch in künftigen Jahrhunderten, wenn von uns Allen kein Stäubchen mehr übrig ist, bewohnen werden? Darum ist mein Wahlspruch:

„Unter allen Handwerken von Osten bis Westen,
Bleibt doch das Zimmergeschäft eines der besten,
Es nährt seinen Mann, zwar nicht reichlich, doch gut,
Es stärkt die Gesundheit und gibt frohen Muth.

Bisher ist Alles, wofür wir dem Geber alles Guten und dem Beschüzer der Menschen herzlich danken, ohne Schaden und Unglük abgelaufen, welches sowohl unserm guten Bauherrn, als auch uns selbst zur innigsten Freude gereichen muß. Der Kranz der Freude besiegle die Vollendung unserer Arbeit, und die Zufriedenheit des Herrn Hausbesizers sey ein Theil unserer Belohnung! Genießen Sie, verehrungswürdiger Bauherr! nun bald in diesem Gebäude alle die Ruhe und Bequemlichkeit, die sie darin zu finden hoffen. Schöne Häuser zieren eine Stadt, ehren den menschlichen Kunstfleiß, der nicht blos Nothdurft, sondern auch Bequemlichkeit und Schönheit verlangt und gefallen Einheimischen und Fremden. Von dieser Seite betrachtet, haben Sie ein großes Verdienst um Ihre Mitbürger und um unsere Stadt dadurch erworben, daß Sie keine Kosten scheuten, ein Gebäude aufzuführen, das auch als Kunstwerk dem Geschmak Ehre macht. Gebe der große Bauherr des Welt-Alls, daß Sie es lange und zu Ihrer Freude und Zufriedenheit bewohnen! Auf Ihr Wohl demnach, auf das Wohl Ihrer werthen Gattin und Familie; und auf das Wohl meiner Mitgesellen leere ich diesen Becher.

So segne denn Gott dieses Haus mit seinem schönsten Segen und beschüze es vor Feuer und andern Gefahren! Er schenke allen jezigen und künftigen Bewohnern desselben Gesundheit und langes Leben, glüklichen Fortgang ihrer Geschäfte, und lasse Sie die dauerhaftesten und schönsten Lebens-Freuden im reichsten Maße in demselben genießen!

Die Menschheit lebe hoch!
Es lebe jeder Stand!
Es leb' und blühe stets
Das theure Vaterland!

Vergleichende Versuche zur Ausmittelung der Keimkraft der Getreidesamen in verschiedenen Tiefen des Bodens.

Herr Ugazy hat ein Büchlein herausgegeben über den Anbau der Getreidesamen, worin er zuerst seine Versuche über die Tiefe, in welche der Same gebracht werden muß, um gut zu keimen, mitgetheilt hat. Wir theilen sie im Auszuge mit, weil sie uns zur Berichtigung einiger Theorieen dienen können.

1. Die Samen verschiedener Fruchtarten wurden breitwürfig ausgesäet und mit dem Pfluge 4—5 Zoll tief untergeakert. Von den hervorgekommenen Pflanzen wurden von jeder Art 1000 Stük herausgehoben, und es fand sich, daß ungeachtet des tiefen Unterpflügens die meisten Wurzelstöke nur 1 bis 1½ Zoll tief in der Erde standen. Daraus schließt Hr. U., daß der Wurzel-Keim der 3 Zoll tief liegenden Körner, wenn sie nicht erstiken, der Pflanze nur so lange Nahrung gibt, bis sie den ersten Schub vollendet und sich aus der Tiefe emporgearbeitet hat, und daß alsdann aus dem Pflanzenkeim neue Wurzeltriebe hervortreten, welche sich der Atmosphäre näher entwikeln und sich in einer mindern Erdtiefe ausbreiten.

2. Um die zuträgliche Tiefe für die gewöhnlichsten Getreidesamen bestimmter auszumitteln, wurden einige kleine Pläze besonders abgetheilt und die obere Erdschicht zu 1 bis 5 Zoll abgegraben und weggeräumt. Der Untergrund wurde geebnet und mit Körnern verschiedener Getreidearten 2 Zoll weit belegt. Die ausgegrabene Erde wurde sodann nach vorigen Verhältnissen von 1 bis 5 Zoll hoch sanft wieder darauf gebracht; ein sechster Raum dieser Art wurde gleichmäßig mit 300 Körnern obenauf belegt und der Vögel wegen mit Dornen bedekt.

3. Ein dritter Versuch nemlicher Art und auf gleiche Weise wurde gemacht. Aus den Resultaten dieser leztern Versuche 2 und 3 (die wir hier nicht speziell aufführen können, weil sie zu weitläufig sind) geht hervor: daß sich die Keimkraft der Körner in der Tiefe bis 1 Zoll, welche ihnen die Natur selbst angewiesen zu haben scheint, in der möglichst kürzesten Zeit entwikelt, daß in dieser Tiefe Wurzeln und Pflanzen zugleich aus dem Korne austreiben, und durch den Einfluß der Atmosphäre mehr gewinnen, folglich eine nach Verhältniß der Bodenkraft und des erforderlichen Raums größtmögliche Ausbildung erlangen, bei dieser den reichsten Ertrag geben und in jeder Hinsicht der wenigsten Gefahr eines Verderbens ausgesezt sind. Ferner ergibt sich aus diesen Versuchen:

a) daß von den Körnern, die oben auf das Land gelegt und nicht mit Erde bedekt werden, nur 3 von 10 zur Vegetation gelangen, 7 aber verwesen;
b) daß von den 1 Zoll tief bedekten Körnern nur diejenigen zurükbleiben, welche nicht keimfähig sind, oder während des Keimens von Insekten zerstört werden;
c) daß von den bis 2 Zoll tief gepflanzten 44 Prozent, von den 3 Zoll tiefen 71, von den 4 Zoll tief gelegten 95 Prozent, von den 5 Zoll tiefen sogar 994 von 1000 in der Erde erstiken.

Hieraus folgt denn, daß das Unterakern des Getreidesamens durchaus vermieden werden sollte, 1) weil bei dem 5 Zoll tiefen Akern von den breitwürfig ausgesäeten Samen nach dem Ergebniß dieser Versuche $\frac{4}{5}$ zu tief in die Erde kommen, wodurch im Durchschnitt 62 Prozent verloren gehen, und 2) weil der Same durch den Pflug in zu sehr gedrängten Reihen über einander geworfen wird, wovon der größte Theil einen zu kleinen Raum zu seiner Ausbildung und folglich zu wenig Nahrung erhält, daher zum Theil verkümmert oder als Schwächling schlechte Früchte bringt; eben so große Feldräume aber beinahe pflanzenleer bleiben, und unbenüzt von guten Früchten nur das Unkraut begünstigen.

Wir fügen diesen Versuchen des Hrn. Ugazy die Resultate des Herrn Petri in Theresienfeld hinzu. Von einer $\frac{1}{2}$ Zoll tiefen Besamung kamen am 11ten Tage $\frac{7}{8}$ der Pflanzen; die 1 Zoll tief gelegten Körner erschienen am 12ten Tage sämmtlich; von den 2 Zoll tiefen kamen nach 3 Tagen $\frac{7}{8}$; von den 3 Zoll tiefen am 20ten Tage $\frac{6}{8}$; von den 4 Zoll tiefen am 21 Tage $\frac{4}{8}$; von

den 5zölligen nach 22 Tagen $\frac{3}{8}$, und von den 6 Zoll tief gelegten am 23sten Tage nur $\frac{1}{8}$. Daraus ergibt sich, daß $\frac{1}{2}$ bis 1 Zoll tiefes Unterbringen des Roggens (denn nur mit Roggen wurden diese Versuche gemacht) die vortheilhafteste Tiefe sey, und daß die Saat, die nur so viel Bedekung hat, um vor der Luft geschüzt zu werden und keimen zu können, Vorzüge vor der tiefer liegenden habe und ein kräftigeres Wachsthum äußere.

Die Versuche, die Herr Dr. Burger mit 11 Maiskörnern, die er in einer Tiefe von 1 bis 6 Zoll, jedes um $\frac{1}{2}$ Zoll tiefer pflanzte, anstellte, gaben fast gleiche Resultate. Nro. 8 und 9, das eine $4\frac{1}{2}$, das andere 5 Zoll tief gelegt, waren nach 22 Tagen nicht erschienen und wurden ausgegraben. Nro. 8 hatte noch 1 Zoll hoch zu treiben, um aus der Erde zu kommen; Nro. 9 und 11 hatten zwar nach dieser Zeit gekeimt, standen aber noch 3 Zoll tief unter der Erde; Nro. 10 ($5\frac{1}{2}$ Zoll tief) war zwar nach 17 Tagen hervorgekommen, allein die Spize des junges Blatts blieb nur 6 Tage grün und verdorrte alsdann. Nro. 1 bis 4, von 1 bis $2\frac{1}{2}$ Zoll tiefer Pflanzung, waren in 8 bis 12 Tagen verhältnißmäßig hervorgebrochen, und wuchsen trefflich.

Eigene Art, Kälber groß zu ziehen und fett zu machen.

Nach dem Landwirthschafts-Journal von Moskwa nahm ein russischer Landwirth ein Kalb von der kleinen Race, so wie es geboren war, von seiner Mutter, und ließ es mit der frischen Milch derselben tränken. Als nach 7 Wochen diese Milch nicht mehr zu seiner Sättigung hinreichte, gab man ihm die Milch von zwei, bald darauf von drei und endlich von vier Kühen. Das Kalb wuchs außerordentlich, und war in vier Monaten höher und länger als seine Mutter. Als gegen den Herbst die Milch von vier Kühen nicht mehr zu seiner Sättigung hinreichen wollte, ward etwas Bier unter die Milch gegossen und das Kalb genoß diesen Trank gern. Mit dem Zusezen des Biers wurde bis dahin fortgefahren, wo das Kalb gleichviel Milch und Bier erhielt. In der lezten Zeit trank es täglich einen Eimer voll Milch und eben so viel Bier. Während dieser Zeit wurde es an einem Orte gehalten, wo es sich drehen und hüpfen konnte, aber am Laufen gehindert war.

Als dieses Kalb in einem Alter von $7\frac{1}{2}$ Monaten geschlachtet wurde, gab es, ohne den Kopf, folgenden Ertrag in russischen Pfunden (wovon 40 Pfund gleich sind 35 Berl. Pfd.):

Fleisch 303; Talg $21\frac{1}{4}$; Geschlinge (Lungen und Leber) 36; Füße und Maul 20; Zunge 4; Gekröse oder Eingeweide 16; Haut 57; zusamm $449\frac{1}{4}$ russische oder 393 Berliner Pfunde.

Brunnen von Stikluft zu reinigen.

Ein vortreffliches Mittel, verschlossene Orte von der gefährlichen Stikluft zu reinigen, macht die Breslauer Regirung bekannt. Ein Brunnen, der ausgebessert werden sollte, war vierzig Fuß hoch so dik mit Stikluft gefüllt, daß weder Licht, noch Pulver darin brannten. Man goß gegen 180 Quart siedendes Wasser hinein und in einer Viertelstunde war die Luft durch den davon entstehenden Dampf gereinigt. Ueberhaupt kommen die Dämpfe immer mehr in Aufnahme.

Mauerkitt von Algier.

Durch die lezte Eroberung Algiers von den Franzosen, ward ein bei den Gebäuden dieser Stadt gebrauchter Kitt bekannt. Er besteht aus zwei Theilen Asche, drei Theilen Thon und einem Theil Sand. Wird diese von den Mauern „Fabi" genannte Komposition (Zusammensezung) noch mit Oel gemischt, so widersteht sie den schädlichen Einwirkungen des Wetters besser als selbst der Marmor.

Schuzmittel gegen Frost.

Nimm:

Gänseschmalz, schmiere die Nase, Ohren rc., und sie ertragen die strengste Kälte, ohne zu erfrieren.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Welche Zeiten, welche Sitten!

Die Londoner Gesellschaft der Alterthums-Forscher hat kürzlich eine merkwürdige Handschrift erhalten, welche mehrere Vorschriften für die zur Hofhaltung Heinrichs VIII. gehörigen Leute enthält. — Es wird unter Anderm darin gesagt: Keiner von Sr. Hoheit Leuten soll irgend Schlösser, Schlüssel, Tische, Bänke, Schenktische oder andere Meubeln in den Häusern der Edelleute oder Leute vom Stande entwenden, bei welchen der König einen Besuch abstattet. Kein Herold, Sänger, Falkonier oder Anderer soll irgend einen Burschen oder unnüzen Menschen an Hof bringen, noch am Hofe irgend Burschen und Schelme halten, um seine Geschäfte durch sie verrichten zu lassen. Die Köche sollen keine Küchenjungen haben, die nakt umher gehen, oder die Nacht hindurch auf der Erde vor dem Feuer liegen. Das Mittagsessen soll um 10 Uhr, und das Abendessen um 4 Uhr aufgetragen werden. Der Obermarschall soll Sorge tragen, daß alle die unnüzen und gemeinen Frauen, welche dem Hofe folgen, verbannt werden. Die gehörigen Beamten sollen jeden Morgen zwischen 6 und 7 Uhr im Zimmer Sr. Hoheit Feuer anzünden, und sie (mit Reisern) bestreuen. (Eine damals allgemein übliche Sitte, indem man sich der Reiser, wie des Sandes in Deutschland, bediente.) Die Hausbeamten Sr. Hoheit sollen Alles, was gesagt oder gethan wird, geheim halten, und nicht immer horchen oder sich darnach erkundigen, wo der König sich befindet, oder wohin er geht, oder über des Königs Zeitvertreib, über sein früh oder spät zu Bette gehen, oder über andere Dinge schmollen, brummen oder reden. Kohlen sind nur in dem Zimmer des Königs, der Königin und der Prinzessin Maria erlaubt. Die Hofdamen der Königin sollen ein groberes und ein feineres Weizenbrod, ein Gallon (4 Quart) Ale und ein Rinderrükstük zum Frühstük haben. Zu den Fischen für des Königs Tafel gehört auch das Meerschwein porpoise, und wenn ein solches zu schwer ist, um es auf ein Pferd zu laden, so soll der Lieferant außerdem bezahlt werden. — Die Handschrift schließt mit mehreren Bekanntmachungen. Unter diesen auch folgende: starke und gewaltige Bettler, Schelme und Landstreicher, welche sich am Hofe herumtreiben, aufgreifen und bestrafen zu lassen.

Das goldene Zeitalter der Alpenhirten.

Selbst dieses einfache genügsame Völkchen, welches mit einer kleinen Hütte auf dem höchsten Gipfel der Alpen zufrieden ist, dort sich mit der Sorge für die Heerden beschäftiget, Butter und Käse macht, und keine höhern Wünsche kennt, als die Heerden zu vermehren, hatte einst ein besseres, ein goldenes Zeitalter, welches wahrscheinlich nie wiederkehren wird. Die Beschreibung, welche sie davon machen, ist analog mit ihrem Hirtenleben, und beweiset ihre gläubige Einfalt; sie sagen: damals seyen die Kühe von ungeheurer Größe gewesen, und hätten eine so erstaunliche Menge Milch gegeben, daß man sie in Teiche habe melken müssen, welche bald voll waren. In Schiffen sey man sodann darauf herumgefahren, und habe die Sahne abgeschöpft. Bei dieser Gelegenheit sey einst ein Hirt in der Milch ertrunken, das ganze Thal habe um ihn getrauert, und lange Zeit seinen Leichnam gesucht, um ihn zu begraben; allein man fand ihn erst viele Wochen nachher, Butter rührend, in der Mitte von schäumenden Sahnenfluten, die zu einer Butterhose so hoch wie ein Thurm aufgeschwollen war.

Die Brieftaube.

O hätt' ich ein Brieftäubchen!
Ein Brieschen gäb ich ihr.
Und durch die Lüfte fliegend
Brächt' sie das Brieschen dir!

Dann gäbst auch du ein Brieschen
Ihr in das Schnäbelein,
O! wenn sie mir es reichte —
Wie sollte mich das freu'n!

Dann gäb ich ihr ein Küßchen,
Das Küßchen brächt' sie dir;
Du gäbst ihr eins dagegen,
Und dieses brächt' sie mir.

Nun gäb ich ihr ein Bändchen
Von Seide, roth und grün,
Das müßt' sie um dich winden,
Und hir zu mir dich ziehn! —

Dr. Porsch.

An einen Heuchler.

Ei, übertünchter Böserwicht
Von Farben aller Art,
Mit Engelmiene im Gesicht,
Und Wolfsgefühl im Bart,

Mich täuschest nicht, verblümter Feind,
Der Gift im Gaumen hegt,
Und, daß sein Wort intim erscheint,
Das Herz auf Händen trägt.

Du hauchest manche Wunde an
Mit äußerm Mitleids-Schein,
Eröffnet, geiferst du alsdann,
Dein Rachgift schlau hinein.

Du, aller Wichte Meisterwicht,
Mit Freundes-Glanz und dreist,
Kühn sag' ich dir: Mich täuschet nicht
Dein schlau verkappter Geist.

Bonrath.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
III. Jahrgang. Nro. 30. 27. Juli 1836.

Inhalt: Ueber die Thorheit der künstlichen Bedürfnisse. — Hausmärchen.

Ueber die Thorheit der künstlichen Bedürfnisse.

Sokrates, jener große Weise Griechenlands, ertheilte einsmals auf die Frage: Wer dem Glüke der Götter am Nächsten käme? die Antwort: „daß es Derjenige wäre, der die wenigsten Bedürfnisse hätte."

Diese Antwort des Sokrates läßt zwar dem ersten Anblike nach immer noch unentschieden, ob man durch diese Befreiung von Bedürfnissen, worein er das wahre Glük sezte, entweder die Anzahl und Verschiedenheit der Güter, oder die Einschränkung der Begierden verstehen müsse. Allein man wird doch bei genauerer Untersuchung finden, daß unter diesen beiden Dingen der Unterschied so gering ist, daß sogar Alexander der Große gleich unter dem Herrn der Welt Denjenigen sezte, der nur ein großes Faß zu seiner Wohnung hatte, und dadurch deutlich zu verstehen gab, daß, wenn er nicht Alexander gewesen wäre, er gern Diogenes hätte seyn wollen.

Jedoch so ähnlich auch diese beiden Zustände in ihren Wirkungen sind, so ist doch unter ihnen ein großer Unterschied in der leichten Art dazu zu gelangen; und wie wenige Leute sind im Stande, große Güter und Besizungen zu erwerben. Die Ungewißheit der menschlichen Dinge ist so groß, daß sehr viele alle ihre Bemühungen anwenden, ohne die Früchte ihrer Arbeit einzusammeln, und oft Dasjenige verlieren, was sie bereits durch ihr Bestreben nach Reichthum gewonnen haben; oder oder daß andere aus Mangel der Geschiklichkeit oder günstigen Gelegenheit niemals zur Vermehrung ihrer Güter gelangen können. Daher haben wir auch Ursache, es der Natur zu danken, daß sie uns einen andern Weg zur Erlangung des Ueberflußes gezeigt hat, indem ein Jeder, so wie er seine Begierden einschränkt, und sich Dessen bedient, was ihm zur Ersezung seines Mangels gewährt ist, auch reich werden kann.

Demungeachtet sind die Menschen von dem thörichten Wahne so geblendet, daß sie das Bestreben nach Macht für das einzige Mittel halten, sich der Glükseligkeit der Götter zu nähern, und das wichtigste Geschäft des Lebens darein sezen, daß sie sich unaufhörlich neue Bedürfnisse erzeugen. Die Sittenlehrer haben schon längst bemerkt, daß ein jeder Mensch einen großen Theil dieses Lebens, deren Kürze er doch kennt und beklagt, zu verschwenden und zu verlieren pflegt. Allein man kann dabei zu gleicher Zeit auch diese Bemerkung hinzusezen, daß bei allen Klagen der Menschen über ihr Unvermögen, sich glüklich zu machen, und über die Menge ihrer Bedürfnisse, doch ein Jeder seine Abhängigkeit vermehrt, indem er durch seinen Eigensinn seine Sorgen vervielfältiget, und sich eine erkünstelte Armuth macht, und sich über den Mangel gewisser Dinge, deren Besiz kein Vergnügen erwekt, wohl gar zu grämen pflegt.

Die unmerkliche Geschwindigkeit, womit die Zeit verstreicht, ist unstreitig eine von den Ursachen des großen Verlurstes, den wir dabei haben. Es vergeht uns oft eine Stunde, ohne daß wir daran denken, daß sie vergangen ist. Es ist beinahe eben so mit unserm Geschmake; die Begierden, welche unserer Seele nicht natürlich sind, schleichen sich darin heimlich ein, und wir werden ihren Fortgang nicht eher gewahr, als bis sie uns durch ihre unangenehmen Eindrüke wieder aufweken. Wir opfern einen guten Theil unserer Zeit der Gewohnheit auf. Wir bringen sie mit unbedeutenden Kleinigkeiten zu, weil wir sehen, daß es Andere auch so machen. Diese üble Nachahmung hat selbst einen Einfluß auf unsere Begierden.

Wir fangen an bei dem Anblike so vieler Leute, die eingebildeten und erdichteten Gütern nachjagen, ihnen ebenfalls nachzulaufen, damit sie uns nicht durch ihre Emsigkeit zuvorkommen mögen.

Es ist wahr, der Mensch, als ein Mitglied der Gesellschaft, braucht verschiedene Dinge, die er im Stande der Natur nicht nöthig hätte, und unter diesen Bedürfnissen sind viele so bequem und so angenehm, daß er sie nunmehr schwerlich entrathen kann. Ja, in wohleingerichteten Staaten und Regierungen haben die verschiedenen Aemter und die Vorzüge, welche damit verbunden sind, so verführerische Reize, daß kaum große und erhabene Seelen ihnen widerstehen können.

Das Ansehen und Beispiel des ganzen menschlichen Geschlechtes dient auch einem Menschen zu seiner Vertheidigung, wenn er nach solchen Gütern strebet, wobei er alle andere zu seinen Nebenbuhlern bekömmt. Und in diesem Falle würde es unbillig seyn, wenn man verlangen wollte, daß ein Mensch durch rechtmäßige Mittel und Wege sein Vermögen nicht vermehren, oder wohl gar allen Ehrenstellen entsagen sollte. Man kann daher Alles, was einen Menschen in den Stand sezt, andern Gutes zu thun, aus tugendhaften Gründen begehren, und man muß sich wohl hüten, daß man nicht sogleich einen Verdacht von allen Menschen fasse, als ob sie auf nichts weiter denken, als nur ihr Glük für sich zu suchen. Betrachtet man aber die Menschen genauer, so wird man freilich unter Denen, welchen das Glük die Freiheit läßt, ihrem eigenen Geschmake zu folgen, Wenige finden, die sich nicht quälen sollten, solche Gegenstände zu erlangen, bei denen gleich im ersten Augenblike ihres Besizes alle Annehmlichkeit und Nuzbarkeit verschwindet. Der Eine bringt seine Kinder an den Bettelstab, um nur ein Haus zu bauen, welches er nach seiner Vollendung doch niemals bewohnen wird. Ein Anderer läßt einen Berg abtragen, um sich eine Aussicht zu verschaffen, welche sein Auge vielleicht nur einmal ergözen wird; und ein Dritter verschwendet seinen Reichthum in reichen Tapeten, prächtigen Meublen und kostbaren Gemälden, um nicht mit Verdruß zu sehen, daß ihn sein Nachbar an Pracht übertreffen möge.

Es läßt sich zwar nach dem Glanze der äußerlichen Pracht überhaupt nicht sagen, daß sie gar keine Aufmerksamkeit verdiene; allein wenn man sich bemüht, die wahre Ursache zu entdeken, welche die Menschen antreibt, diese Vortheile zu suchen, so wird man bald gewahr werden, daß es deßwegen geschieht, weil man diese Dinge als einen Beweis des Reichthums und Ueberflusses ansieht. Ist es aber nicht eine Schande für den menschlichen Verstand, wenn er an der Pralerei eines eiteln Scheines ein Vergnügen findet; und kann wohl eine größere Ausschweifung seyn, als wenn man sich deßwegen in Armuth stürzt, um nur auf einige Zeit bei Fremden das Ansehen zu haben, daß man reich sey.

Jedoch, so lächerlich auch diese Schwachheiten sind, so lassen sie sich doch in Vergleichung mit andern noch eher entschuldigen. Man sieht Menschen, die um viel geringere Gegenstände, als die erwähnten, bekümmert sind. Dahin gehören unter andern Diejenigen, welche vor Ungeduld nicht schlafen können, weil ihnen in ihrem Kabinete eine besondere Art von Muscheln fehlt; die ihr ganzes Leben hindurch darnach trachten, ein Buch in einer Sprache zu bekommen, die sie nicht verstehen; oder die bei dem Anblike einer Blume in dem Garten eines Andern vor Verlangen ganz außer sich sind, sie zu besizen.

Man müßte in der That gar keinen Umgang mit dergleichen Personen gehabt haben, wenn man glauben wollte, daß diese Vorstellung von ihren Liebhabereien übertrieben wäre. Eine geringe Kenntniß von ihren Studien, und einige wenige Besuche, die man ihnen nur machen darf, sind hinreichend, einen Jeden zu überzeugen, daß nichts so verächtlich und geringe zu seyn scheint, dem das Vorurtheil und der Eigensinn nicht einen Werth ertheilen können, und daß ein Mensch, der sich seinen thörichten Begierden oder seiner lächerlichen Eitelkeit überläßt, die Dinge von sehr geringem Nuzen unter die Bedürfnisse des Lebens zu sezen pfleget.

Allein solche Personen haben wohl Ursache, zu bedenken, daß eine jede heftige Begierde, deren Gegenstand auch seyn mag, wie er will, allezeit unsere Ruhe störet. Es geschieht aber dieses nicht

nach dem wirklichen Werthe Dessen, was uns unserer Meinung nach fehlt, sondern nach dem vermeinten Werthe, den unsere Einbildung damit verbindet. Es gibt Krankheiten, wobei man sieht, daß ein Mensch nach einer Speise ein Verlangen hat, welche er in gesunden Tagen, bei dem größten Hunger, nicht einmal genießen würde. In diesem Falle gibt ihm die Veränderung in seinen Organen einen solchen unwiderstehlichen und dringenden Appetit, den er nicht anders, als mit der Befriedigung desselben, stillen kann. Die Seele ist, wie der Körper, einem so ausgearteten und unordentlichen Appetite unterworfen. So kindisch auch oft die Gegenstände seyn mögen, die ihn erweken, so sind sie doch nicht weniger beunruhigend, als die wirklichen Bedürfnisse.

Jedoch, eine Betrachtung von einer höhern Klasse erfordert es, daß wir unsere unordentlichen Begierden unterdrüken. Wir müssen sie nicht allein als die Feinde unsers Glüks, sondern auch als die Verderber unserer Tugend ansehen. Es gibt Leute unter denen, die man gemeiniglich mit dem Namen der Klugen belegt, die keine Mühe sparen, ihre Begierden auf Unkosten der Tugend und Rechtschaffenheit zu befriedigen, und sich zur Erlangung ihres Endzwekes allerhand lügenhafter Vorstellungen zu bedienen. Diese Leute betrachten ihre Vergehungen blos als sinnreiche Wendungen, welche ihrer Meinung nach die Heftigkeit der Versuchung hinlänglich entschuldiget. Allein ein jeder rechtschaffene Mann wird einen solchen Menschen, der in kleinen Dingen betrügen kann, auch bei großen Vorfällen in Verdacht haben, und ihm sein Vertrauen gänzlich entziehen. „Derjenige, welcher abgehärtet genug ist, die Thiere zu tödten, sagt Pythagoras, wird auch nicht viel Widerstand zu überwinden haben, um Menschenblut zu vergießen.

Es ist einem vernünftigen Wesen nichts anständiger, als eine jede Sache nach ihrem wirklichen Nuzen zu schäzen. Es gibt hier in der Welt wenig Gegenstände, die zum wahren Glüke etwas beitragen können, und folglich verdienen auch wenige Dinge, daß man darnach strebet. Ein Jeder, der den Lärm und das Geräusch dieser Welt mit eben dem philosophischen Auge ansieht, womit Sokrates einen Jahrmarkt zu Athen betrachtete, wird sich gewiß davon entfernen, und dabei denken: „Wie viele Sachen sieht man daselbst nicht, die ich alle nicht nöthig habe?“

Hausmärchen.

Der Hirtenknabe am Kandel.

„Junge, sagte mir meine gute selige Großmutter oft, laß dich nicht bethören, der Böse mag dir bieten, so viel er will, er narrt dich nur, und führt dich und Andere in das Unglük. Nicht Jeder kommt so gut weg, wie der Hirtenknabe am Kandel.“ Nun, so erzählt, wie dieser weggekommen? fragte ich oft neugierig; aber meine Großmutter war nicht immer aufgelegt, zu erzählen, sie behielt immer gerne etwas für sich, wie ein Stükchen Zukerbrod, um es uns durch lange Versagung um so angenehmer zu machen. Endlich bekam ich doch das Geschichtchen weg, denn ich war bekanntlich ihr Liebling; und nun sollt ihr es wieder so haben, wie sie es mir bei guter Laune erzählte.

„Du weißt doch, wo der Kandel ist?“ examinirte sie mich vorher, wie ein rechter Schulmeister. Ich nahm geschwind unsre neuste Schulgeographie vor mich, aber da stand nur Seite 4, daß der Kandel 3903 Schuh hoch ist, und so viel hatte ich mir bis auf den lezten Dreier richtig gemerkt; aber wo der Kandel steht, davon weiß das Büchlein kein Wort, und darum wird man es mir wohl verzeihen, wenn ich es auch nicht wußte. Damit war aber meine Großmutter gar nicht zufrieden, sondern sie meinte, man müßte vorerst wissen, wo ein Berg sey, dann möge man wohl auch behalten, wie hoch er sey. Nicht einmal auf die lezten drei Schuh wollte sie etwas geben, denn sie versicherte, so eine Kleinigkeit gäbe man bei einem großen Berge drein, ich sollte mir künftig 3900 Schuh merken, und es stünde dann bei mir, noch ein Mehres zu thun, auch etwas Ordentliches, 6, 10 oder gar 12 Schuh. Ich machte natürlich über diese neue Lehre große Augen, aber die gute alte Frau erinnerte mich, wie oft mir die Kaufleute Rosinen oder etwas Süßes drein gegeben hätten, wenn ich mit

ihr Zuker und Kaffee gekauft; bald mehr bald weniger, wie sie gerade bei Laune waren.

Und nun ging das Examiniren fort, über alle Berge von Basel herunter; ich hätte nicht geglaubt, daß meine Großmutter in der Geographie so gut bewandert und noch eine so rüstige Spazirgängerin wäre. Aber da gings über den Blauen und Belchen, über den Schönberg und Schau ins Land, mit einem tüchtigen Schritte über Freiburg hinweg auf den Roßkopf, und sich da ganz unerwartet auf den hohen und spizigen Kandel. Natürlich ruhten wir da aus und sahen das Städtchen Waldkirch, und seitwärts das Dörfchen Siensbach zu unsern Füßen. Nun zeigte meine gute Großmutter auf einen gewaltigen Felsen, aus welchem mitten eine ganz klare Quelle lustig hervorsprudelt; und rief aus: „jezt sind wir am Kandel und sizen auf der Stelle, wo der Hirtenknabe saß, als eben der grüne Jäger zu ihm kam. Aber vorerst lege dein Ohr noch auf den Boden und lausche recht aufmerksam, was hörst Du?“ Ich hörte in der That nichts als ein Paar Heuschreken, und sagte dieß voll Freude, weil ich meinte, die Großmutter habe an diese gedacht. Allein sie wurde fast ärgerlich und erwiederte mir: „wie bist du so einfältig, man hört hier etwas ganz Anderes, aber nicht oben, sondern tief unten im Berge.“ Und was denn? rief ich voll Erwartung aus. „Einen Strom, der im Innern dieses Berges sein Wesen treibt und hier einen großen See bildet, der, wenn er auslaufen würde, das ganze Land unter Wasser sezte.“ Voll Schreken sprang ich auf, weil ich es hier nicht mehr für sicher genug hielt; aber ich faßte mich bald wieder, weil ich dachte, daß es hier oben doch sicherer wäre als unten, wo man natürlicherweise zuerst ertrinken müßte. Meine Großmutter beruhigte mich auch überdieß noch dadurch, daß sie auf den großen Felsen unter uns zeigte und versicherte: „sey nur getrost, dieser verschließt das Thor, denn nur dadurch kann das Wasser ausströmen, und wir könnten noch Jahre lang hier oben sizen, bis der Felsen weggebrochen ist.“ Da würde uns, meinte ich, die Zeit doch lang werden. „Das ist sie auch, versezte meine Großmutter, Einem geworden, der sonst hier oben saß, aber mit andern Gedanken, denn er hätte das Wasser lieber losgelassen.“ Ach Gott, erwiederte ich, da wäre ja das ganze Breisgau überschwemmt worden. „Das eben war sein Plan, fuhr die Großmutter fort, denn da hätte es ein unendliches Unglük und einen reichen Fischzug von armen Seelen gegeben. Kurz, mit einem Worte, er, der hier oben saß, war der Böse selbst, höchst ungeduldig wieder einen Haupt-, d. h., einen rechten Teufelsstreich auszuführen. Gerne hätte er den Felsen selbst weggerükt, aber dazu reichte seine Macht nicht hin; denn der Felsen war von einem alten Einsiedler gebannt, und es gehörte ein unschuldiger Knabe dazu, den Bann zu lösen. Du siehst hieraus, Junge, was die Unschuld vermag, merke es wohl.“ Recht gerne, erwiederte ich, mit großem Selbstgefühle, und wurde unmerklich um ein Paar Zoll größer; ich hätte es kaum geglaubt, daß wir es so leicht mit dem Bösen selbst aufnehmen könnten. Die Großmutter, welche bemerkte, was jezt in mir vorging, und daß ich wirklich Lust hätte, einen solchen unterirdischen Goliath im Stillen herauszufordern, um mit dem nächsten besten Steine an ihm zum David zu werden, lächelte vor sich hin, und fuhr fort: „der Einsiedler hatte einen Hirtenknaben gemeint, denn auf dem Lande sind immer noch die lieben Engel zu Hause; bei uns in den Städten aber hat der Böse schon unter euch kleinem Volke seine Vettern und Bäschen.“ Ich schwieg natürlich still, wie von kaltem Wasser übergossen, und die gute alte Frau sezte ihre Erzählung weiter fort: „Nun führte wirklich ein recht unschuldiger Hirtenknabe hier in der Gegend das Vieh seines strengen Herrn täglich auf die Weide, und wenn er dann so von oben herab auf die Stadt Waldkirch und die schöngepuzten Bürger, ihre Frauen und Kinder sah, wurde ihm oft recht wunderlich zu Muthe. Er dachte in solchen Fällen bei sich selbst: warum habe ich doch nicht auch einen reichen Mann zum Vater, ich hätte dann nicht nöthig, mich in Lumpen zu kleiden, mich mit den schlechtesten Bissen zu begnügen, und den ganzen Tag auf dem Berge umherzuklettern, um das Vieh zusammenzutreiben. Wie bin ich doch so elend gegen die Stadtkinder, die in ihrem Uebermuthe

nicht einmal wissen, was sie haben, und oft wegwerfen, was mich ganz glüklich machen würde. Meine Eltern waren Bettelleute und sind gestorben, mein Herr schilt und schlägt mich unaufhörlich, und wenn ich den Tag hindurch müde geworden bin, muß ich des Nachts mit der Streu im Stalle vorlieb nehmen. Ich bin doch recht unglüklich.

So dachte der Knabe und weinte still vor sich hin. Der Böse mußte es gemerkt haben, denn er verkleidete sich schnell in einen Jäger, und ging, einen schwarzen zottigen Hund an der Seite, mit starken Schritten auf den Knaben zu. Dieser wischte sich alsbald die Thränen aus den Augen und wollte fröhlich aussehen; aber es gelang ihm nicht. „Was hängst du den Kopf, junger Bursche?“ fing nun der Jäger an; „siehst du nicht, wie die Buben da unten so fröhlich sind und sich ihres Lebens freuen?“ Da schlug der arme Knabe seine Augen auf, und ein neuer Stich fuhr in sein Herz; denn er sah auf einer Wiese eine Menge wohlgekleidete Kinder Ball spielen, und hörte sie singen und jauchzen. Aber die kleinen Pferdefüße sah er nicht, sonst hätte er nicht wieder und noch stärker zu weinen angefangen. Da der Jäger sah, daß schon der erste Versuch so gut ausgefallen, wurde er noch zutraulicher, sezte sich neben den Knaben nieder und ermunterte ihn, ihm anzuvertrauen, was er doch auf dem Herzen habe. Da antwortete der Knabe nach einer Weile, noch immerfort schluchzend: „ach, ich bin gar so arm und habe weder Vater noch Mutter!“ „Ist nur dieß, nahm jezt der Jäger das Wort, so ist dir gar bald geholfen. Es steht bei mir, dich reich zu machen, und als meinen Sohn anzunehmen.“ „Ei könntet und wolltet Ihr das,“ rief jezt der Knabe voll Ueberraschung und Freude aus, sprang auf und hob seine blauen Augen recht bittend und zutraulich zu dem grünen Manne empor. Aber dieser bekam jezt plözlich heftiges Zuken im Gesichte, wie man es gewöhnlich bekommt, wenn man unerwartet in die helle Sonne hineinblikt; denn hinter dem Knaben stand im vollsten Lichtglanze sein Schuzengel und drohte dem Bösen mit dem Finger. Der Knabe sah aber den Schuzgeist nicht, sondern nur das verzerrte Gesicht des Jägers; darum fuhr er voll Schreken zurük und wußte sich kaum zu helfen. Der Jäger aber, in dergleichen Vorfällen schon geübt, drehte geschwind den Kopf und rief dem Knaben zu: „seze dich nur wieder neben mich, es ist mir eine Schnake in das rechte Auge geflogen, ich muß es nur einige Augenblike zuhalten.“ So macht es nemlich der Böse immer; wenn er etwas Gutes oder gar einen Engel sieht, so drükt er geschwind die Augen zu, und dann hindert ihn nichts mehr in seinem argen Wesen fortzufahren. Daher wußte nun der grüne Mann den armen Knaben nach und nach ganz zu bethören, daß er nichts als Geld und kostbare Kleider vor sich sah. „Das Mittel, dich reich zu machen, sagte er ihm unter Anderm, jedoch immer mit abgewendetem Gesichte, ist ganz einfach. In dem Berge befinden sich nemlich ungeheure Schäze, welche von einem alten Ritter dahin verborgen wurden, und welche du leicht erheben kannst. Du darfst nur morgen in aller Frühe mit einem Zug Ochsen vor den Felsen da unten kommen, so wirst du mich antreffen, wir werden den Felsen wegführen, uns schnell der Schäze bemächtigen, ich nehme dich als meinen Sohn an, und dann sagst du deinem Herrn Lebewohl auf immer, und wirst ein schmuker Junge, wie nur einer in der Stadt ist. Aber versprechen mußt du mir, Niemanden etwas zu sagen, und morgen früh an gar nichts Anderes zu denken, als an unsere Schäze.“ Gern gab der Knabe sein Wort, und sprang wie außer sich vor Freuden herum, als der Jäger im Stillen seinem Hunde einen Wink gab, und dieser unter das weidende Vieh hineinfuhr und es auseinander trieb. Während der Knabe forteilte, es wieder zusammenzubringen, waren Jäger und Hund verschwunden. Auch die spielenden Kinder auf der Wiese verloren sich, man könnte freilich denken, die Eltern hätten sie wieder mit sich nach Hause genommen; aber dem Aufmerksamern wäre es doch unmöglich entgangen, wie eines hier das andere dort in eine Spalte des Berges hinabschlüpfte.

Voll Ungeduld trieb der Knabe seine Heerde nach Hause, ehe es recht Abend wurde, weßhalb ihn sein Herr neuerdings mit Schlägen empfing.

Aber der Geplagte, der sonst augenbliklich weinte, machte sich jezt nichts daraus, sondern lachte vielmehr im Stillen, da er den Wechsel seines Schiksals so nahe wußte. Auch beim Nachtessen war er so sehr zerstreut und geistesabwesend, daß ihn eine alte Kindswärterin bei Seite nahm, und ihm zusprach, ihr doch mitzutheilen, was mit ihm vorgegangen sey. Der Knabe aber blieb verschwiegen und eilte dießmal auf sein hartes Strohlager, um nur ungestört seinen Gedanken nachhängen zu können. Auch während des Schlafes ließen ihn diese nicht ruhen, denn nun träumte er unaufhörlich von seiner künftigen Herrlichkeit. Alles, was er nur je von Märchen gehört hatte, kam ihm wieder vor und fand seine Anwendung auf ihn. Er sah im Innern des Berges bereits einen Palast von funkelnden Edelsteinen, von der lieblichsten Fee, seiner künftigen Mutter, und dem Jäger, seinem künftigen Vater bewohnt. Sie waren von Zauberern verwünscht, er brachte sie wieder zusammen und wurde nun als ihr Sohn angenommen. Ei, ei, wie glänzten jezt seine neuen Kleider, wie sangen die Vögel so lustig, spielten die Fische in den krystallenen Teichen, wie stand eine Menge von Dienern bereit, seine Befehle zu empfangen und ihm auf goldenen Schüsseln die köstlichsten Speisen darzureichen. Jezt nahte sich ihm sein alter Herr, und bat ihn um Verzeihung und um ein freundliches Wort aus seinem Munde. Der gute Träumer wollte eben antworten, und dem strengen Manne eine nachträgliche Strafrede halten, da erwachte er an seiner eigenen Stimme, und der anbrechende Tag ermahnte ihn, nicht länger zu zögern. Das bisher nie versäumte Morgengebet wurde zum ersten Mal vergessen, und der Schuzengel des verblendeten Kleinen wendete sich betrübt von ihm ab. Was aber wundersam ist, die Pferde und Stiere, die sonst dem Knaben auf seinen Wink willig waren, wollten ihm jezt durchaus nicht gehorchen, und er brachte sie erst mit vieler Mühe in das Joch und aus dem Stalle. Jezt hätte er doch zu sich kommen sollen, aber er war zu sehr verblendet, und recht froh, daß auf dem Hofe noch Alles in tiefem Schlafe lag. So kam er denn zur rechten Zeit, ganz wie es der Jäger gewünscht hatte, an den Felsen, und der Böse lachte schon im Stillen, daß ihm sein Vorhaben so ganz nach Wunsch gelinge."

Hier konnte ich mich nicht enthalten, meine Großmutter dahin aufmerksam zu machen, daß es doch sehr schwer fallen müßte, einen Zug Vieh an den Felsen zu bringen, da kein Weg dahin gehe, der Berg gar steil und abschüssig sey. Hiermit hatte ich aber sehr unrecht gethan, denn die gute alte Frau meinte, ich wollte gar in die Geschichte selbst einen Zweifel ziehen, und fuhr mir mit so viel vorwizigen und naseweisen Jungen, die Alles besser wissen wollten, als alte erfahrene Leute, entgegen, daß ich Gott dankte, als sie wieder zufrieden wurde und mir nicht gar den lezten und besten Theil der Geschichte vorenthielt. „Ich hätte gute Lust dazu, sagte sie mir im Unwillen, dich gerade hier sizen und den Felsen anschauen zu lassen, aber es wird doch allmählig Abend, und wir müssen nach Hause, deßhalb einzig und allein sollst du noch das Ende erfahren." Ich hörte natürlich jezt mit neuer Aufmerksamkeit zu, und athmete nicht einmal kräftig, aus Furcht, sie möchte es für eine neue Unterbrechung halten. Sie fuhr also fort:

„Kaum stand der unbesonnene Knabe mit seinem Zuge vor dem Felsen, so strekte auch schon der Jäger aus dem Gebüsche den Kopf hervor. Aber unglüklicher oder vielmehr glüklicher Weise war ihm diesesmal der Hut in den Aesten zurükgeblieben, und die zwei Hörnchen auf dem Kopfe, welche der Böse nie ganz ablegen kann, blieben dem Knaben nicht unbemerkt. Dieser, dadurch erschrekt, fühlte unwillkürlich an seinem eigenen Kopfe, ob nicht auch etwas dergleichen hervorbräche; und der Jäger war zu klug, um dieses stumme Zeichen nicht deutlich zu verstehen. Er entschuldigte sich also damit, er habe vor einigen Augenbliken den Kopf gewaltig angestossen, und dadurch große Beulen bekommen, und trieb nun den Knaben an, seinen Zug an den Ring anzuspannen, welchen er bereits in den Felsen getrieben hatte. Allein dem Knaben war, vom plözlichen Schrek her, nicht mehr ganz gut zu Muthe, er glaubte auch in dem Gesichte seines künf-

tigen Nährvaters etwas ungemein Wildes und Boshaftes wahrzunehmen. Indessen wer einmal A gesagt hat, muß auch B sagen, und so spannte er denn mit schwerem Herzen sein Vieh an, schwang seine Geißel und rief nach alter Gewohnheit: „in Gottes Namen denn voran!" Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so verdunkelte sich plözlich der Himmel, der Donner rollte, Blize schlugen vor den Thieren nieder, die Erde zitterte, und im Innern des Berges rauschte und tobte es, wie wenn der Sturm ein ganzes Meer aufwühlt, und dieses durch eine enge Schlucht hervorstürzen möchte, aber von dieser wieder zurükgetrieben wird. Und was noch das Aergste war, plözlich verschwand der Jäger, und aus dem Gebüsche drang ein schwarzer mit Zähnen besezter Schlund eines Ungeheuers hervor, welches mit einem Gebrülle, schreklicher als das Toben im Berge, auf den Knaben zuzufahren drohte. Da sank dieser völlig außer sich bewußtlos nieder, die Thiere gingen durch, und noch lange vernahm man in allen Thälern umher das Brausen und Toben, Donnern und Blizen, ohne es erklären oder ihm auf den Grund kommen zu können.

Der arme Knabe mochte ungefähr eine halbe Stunde wie leblos da gelegen haben, als er allmählig wieder zu sich kam, und mit ängstlichem Blike umherschaute, wo er sich befinde, und ob er noch auf der Erde, und nicht gar von dem bösen Feinde verschlungen sey. Aber es war jezt um ihn wieder ruhig, die Morgensonne warf ihre Strahlen durch die Zweige, die verschüchterten Vögel kehrten wieder zu ihren Nestern zurük, und ließen sogar bisweilen ihre Stimmen hören. Was aber das Sonderbarste war, ein helles Bächlein rieselte durch die Steine dahin, die doch nie zuvor von einem andern Wasser, als von dem Thau oder dem Regen benezt worden waren. Der Knabe wußte nicht, ob er wache oder träume, und rieb sich die Augen, um auch richtig und deutlich zu sehen. Nur schüchtern und verstohlen schielte er zur Seite hinüber, wo das schrekliche Unthier an der Stelle des Jägers auf ihn zugefahren war; aber jezt regte sich dort auch nicht ein Blättchen, nur wehte ein starker Schwefelgeruch herüber. Wie erstaunte er aber, als er endlich zum Felsen selbst hinaufsah, und dort aus der nakten verbrannten Wand eine Quelle hervorsprudelte, so stark, als wenn zwanzig bis dreißig Brunnenröhren zusammen ihr Wasser hervortrieben. Er merkte jezt die ganze Gefahr, in welche ihn der Böse geführt hatte, und fiel auf die Kniee nieder, um Gott und seinem Schuzengel für seine Rettung zu danken. Wie wurde er aber bald noch mehr erfreut, als der Vogt des Dorfes Siensbach herauskam, vor Freude die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, und ihm um den Hals fiel, weil jezt das Dorf hatte, was es längst wünschte, nemlich eine gesunde frische Quelle, sowohl zum Trinken, als zur Bewässerung der Wiesen.

Der alte Mann wußte vor Freude nicht, was er dem Knaben für liebe und süße Namen geben wollte; er versprach ihm endlich geradezu, ihn als Sohn anzunehmen, und stellte ihn als solchen den Bewohnern des Dorfes vor, welche jezt einer nach dem andern herbeikamen und vor Verwunderung außer sich waren. Sie führten den Knaben im Triumphe in das Dorf hinab und söhnten ihn mit seinem Herrn aus, nachdem sich auch das Vieh mit dem Ringe und einem schweren abgerissenen Felsenstüke gefunden hatte. Der Vogt nahm, seinem Versprechen getreu, den Knaben zu sich, erzog ihn zu einem braven Manne, und gab ihm seine einzige Tochter zur Ehe. Den diken Ring aber, welcher von einem besondern Metalle war, das Niemand kannte, hängte man zum Andenken in die Kirche auf, wo ihn alte Leute noch oft sahen, und sich dabei der Geschichte erinnerten."

So erzählte mir meine gute Großmutter auf dem Kandelberge, gegenüber von dem Felsen mit der Quelle. Es war inzwischen schon dunkel und kühl geworden, und ich bat die liebe alte Frau, sich auf mich zu stüzen, um bald nach Hause zu kommen. Das durfte ich nicht zwei Mal sagen, denn wir hatten heute einen tüchtigen Spazirgang über so manche Berge gemacht.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Ich und Du.

Ich. — Aller guten Dinge sind drei! Das Wörtlein Ich ist also auch ein gutes Ding, denn es enthält nicht mehr, als drei Buchstaben.

Jeder Mensch unter der Sonne und auch unter dem Monde hat sein eigenes Ich; es ist sein Alpha und Omega.

In seiner zarten Jugend beschäftigt ihn das Ich am Allerwenigsten, wenn er nur Spielzeug genug hat; im Jünglingsalter macht es dafür schon grössere Ansprüche, und bis der Jüngling zum Manne herangewachsen ist, wächst ihm auch sein Ich schon über den Kopf, und die ganze liebe Welt hat alle Hände voll zu thun, um dieses Ich zu befriedigen.

Hat er Ansehen und ist er reich, so tritt er mit seinem Ich kühn unter den Haufen, und hält es ihm wie eine Standarte vor.

Das schöne Geschlecht, so lang es jung und schön ist, spielt unter allen Geschöpfen dieses Erdbodens mit seinem Ich die bedeutendste Rolle. Es mag sein Ich rauh oder sanft verkünden, so ist es beinahe so viel, als wäre ein Tagsbefehl an das Universum erlassen werden.

Jedermann leiht mit Vergnügen zu einem Geschäfte, das Ruhm oder Nuzen bringt, sein Ich her. So mancher läßt es sich sogar ein Stük Geld kosten, damit sein Ich bei einem Meisterwerke glänzen darf, das ein Anderer gemacht hat.

Es gibt Erdensöhne, die ihre sehr kleine Person in großem Werthe halten; sie glauben viel gethan zu haben, wenn sie ihr Ich mit Nachdruk proklamiren; es soll nach ihrer Meinung eben so viel heißen, als wollten sie sagen: was brauchst du einen Schuldschein, wenn Ich es bin, dem du das Geld geliehen hast? Ist mein Wort nicht eben so viel werth, als eine Schrift? Oder wenn ich Dich protegiee, wie kann es dir fehlen? Oder wer kann diese gefährliche Entrepreise wagen, als Ich? u. s. w.

Unter Gatten, die einig leben, vertragen die beiden Ich sich auch gütlich und keines schlägt vor; man hört weder das zänkische Ich der fistulirenden Weiberstimme, noch das Ich im Donnerbasse des gestrengen Herrn Gemahls, der mit diesem par force beweisen will, es habe seine Richtigkeit, daß er der Herr der Schöpfung sey.

In der ModeErziehung unsers Zeitalters pflegen auch schon die noch sehr zarten Sprößlinge ihr quitscherndes Ich den lieben Eltern entgegen zu schreien, und mit diesem Getöse die Tonleiter herabzusteigen, wenn sie älter werden.

Ich möchte wohl wissen, was Vater Adam mit seinem Ich gemacht hat, als er ganz allein lebte. Als Frau Eva herbeikam, ging es dem Einsiedler schon besser, da entstand die erste Firma: Ich et Compagnie.

Selbst unter den Thieren, sie mögen brüllen, singen, oder auf was immer für eine Art ihre Laute hervorbringen, oder auch nur figuriren, drükt sich ein Ich deutlich aus. Was gibt der Pfau, wenn er ein Rad schlägt, nicht für ein Schauspiel? Ist nicht auf jeder Feder sein stolzes Ich gemalt?

Der Hahn: ist seine Rednerbühne gleich nur ein Düngerhaufen, was kräht er nicht für ein renomistisches Ich herab? Das Schoßhündchen der Dame auf dem Flaumenpolster, wie kläfft es arrogant dem krachdürren Jagdhunde des gnädigen Herrn die Worte entgegen: „Du frißt für deine saure Arbeit die Prügelsuppe und höchstens noch ein abgenagtes Bein — Ich hingegen speise Hühnchen und fahre nur, wenn schönes Wetter ist, mit meiner Gebieterin spaziren."

So brüsten sich die zwei- und vierfüßigen Thiere gegen einander, und vielleicht die Fische und Insekten auch, nur verstehen wir die Sprache der beiden leztern zu wenig.

Die Wilden in den zu heißen und zu kalten Zonen, die ihre wenige Lebens-Mechanik nur von den Thieren gelernt haben, und mit ihren Geisteskräften vielleicht nicht einmal die Thiere erreichen, drehen sich gewiß nicht minder um ein Ich herum, das aber höchst armselig seyn muß, wenn es zu dem Ganzen ihres Wesens und Treibens harmoniren soll.

Auch die Pflanzen scheinen ihr eigenes Ich zu verkündigen. Sizt nicht in der Rose, die schöner blüht, und lieblicher duftet, als ihre Schwestern, ein kleines Ich in der Blätterlaube, das sanft lispelt: Ich bin es, die eure Augen und Nasen erquikt?

Der große Diamant im Solitärringe sagt uns: Ich bins allein, der hier schimmert, und ich bin mehr werth, als zwölf Steine, wenn sie alle zusammen nur so groß sind als Ich.

Auf dem Grabstein steht kein Ich mehr, und wenn auch der Künstler und der Autor in seinen Werken über die Spann Zeit des gewöhnlichen Menschenalters hinauslebt, so macht doch bald darauf die Flamme, der Bücher-Wurm, oder ein anderes beliebiges Vertilgungswesen der ganzen Geschichte ein Ende.

Du. — Sey mir gegrüßt, trautes Wörtlein der Freundschaft und Liebe, herzliches Du!

Wenn ich deinem Ursprunge nachforsche, dann träum' ich mich in die glüklichen Zeiten der Schöpfung zurük, wo der Reichthum der Natur dem Menschen genügte, und er jene Künste noch nicht kannte, die ihn späterhin zum Bettler machten.

Wärest du auch wirklich in schimmernden Palästen nicht zu finden, wie gerne sucht' ich Dich in dunklen Hütten auf; doch überall erklingest Du; im Marmorsaale wie in der Köhlerhütte, im englischen Park des deutschen Krösus, wie im engen Gemüsegärtchen des dürftigen Kleinhäuslers.

Aber wie verschieden ist dein Sinn, und wer enthüllet es mir, ob ein treuer Mund dich ausspricht, oder nur falsche Vertraulichkeit dich heuchelt?

Wo seyd ihr hingekommen, ihr Du alle, mit denen ich in meinen Schuljahren in so inniger Freundschaft lebte? Viele von euch hat Freund Hain, und die andern hat das Erdenglük mir entrissen.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.

Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. C. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

III. Jahrgang. Nro. 31. 4. August 1836.

Inhalt: Literarisches Flikwerk. — Ueber Aufbewahrung des Getreides durch Troknen mittelst erwärmter Luft. — Oekonomische Notiz. — Kartoffeln im Monate Juni zu vermehren. — Kartoffeln aus Samen gleich im ersten Sommer so groß wie große Borsdorfer-Aepfel zu erzielen. — Reisebilder. — Anekdoten. — Der Grenadier. — Wallfahrt.

Literarisches Flikwerk

eines stets Kränkelnden, oder verschiedene Einfälle theils zur Unterhaltung, theils zum Frommen der Landwirthschaft, der Industrie ꝛc., oder der sukzessive Abschied vom Leben und vom Vaterlande eines Vergessenen.

Die Einsamkeit ist die Säugamme der Künste und Wissenschaften; aber es ist ein großer Unterschied zwischen einem müssiggehenden Anachoreten, und zwischen einem aus Liebe zu den Künsten und Wissenschaften die Einsamkeit erwählenden Gelehrten, oder Künstler. Denn erstere muß man zur Beschäftigung für allgemeines Wohl anleiten; die leztern geben uns Anleitung, die Zeit weise und zum Heile der Menschheit anzuwenden.

Nichts vergißt man schneller, besonders wenn man einmal zu einem Ruhms-Kleide des politischen Ansehens und Rangs in der weltbürgerlichen Ordnungs-Staffel des höhern, oder gar — höchsten Ansehens kömmt, als den Katechismus, und den Dank. Von Jugend auf schreit man Einem in die Ohren: sey dankbar, ehre Verdienste, vergiß empfangene Wohlthaten nicht u. dgl. Aber wie das Hof-Glökchen tönt, und eine Hof- oder Staats-Charge uns vor der gemeinen Welt verbirgt, dann heißt es nicht selten, selbst bei der Anerkennung der größten Verdienste: „Er hat seine Pflicht gethan," das heißt mit andern Worten: Man lasse ihn erhungern. — Die besten Schriftausleger sind nach Matth. 10, 7 doch die großen Herren „Umsonst ꝛc.," und die größten Patrioten sind diejenigen, die nach dem nemlichen Matth. 10, V. 39 Gut und Blut, Leib und Leben für Gott, Vaterland, König und die Menschheit hinopfern, und keinen Dank wünschen, und daher auch keinen Dank erwarten.

Heute Morgens bewundert Alles deine Talente, deine Verdienste, deine neue Erfindung ꝛc., und im Nachmittage des nemlichen Tages würdest du vergeblich um eine Unterstüzung flehen; denn es ist schon wieder etwas Anderes zum Tages-Gespräch geworden. — So sind die Menschen einmal beschaffen, und wer ändert sie. Seit mehr als 6000 Jahren leidet die Menschheit an den nemlichen Uebeln und Beschwerden unserer und der künftigen Zeit, und Moses konnte nichts dagegen ausrichten, selbst Jesus Christus keine Radikal-Kur erwirken. Man schaut seine Lehre an, bewundert sie, heißt sie göttlich, handelt aber — menschlich.

Wer mit Leidenschaft, oder Leidenschäftlichkeit, oder mit wenigstens heimlicher Selbstsucht Andere tadelt, der findet vorerst in sich selbst einen beschämend strafenden Richter, und außer sich nach der Fügung und Allwissenheit Gottes verdiente Verachtung.

Langeweile ist eine Art Noth, und Armuth des Geistes eine Art Heimweh der Seele.

Wer keinen Dank und keinen Lohn gibt, und wer nur des Lohnes und Dankes willen dient, beide haben wenig, oder lieber gar nicht im himmlischen Gesezbuche des neuen Testamentes, im heil. Evangelium herumgeblättert. — Was können wir wieder, und gleichsam zurükgeben, was wir nicht vorerst aus der Hand Gottes, von dem Vater der Lichter, dem Spender aller guten Gaben empfangen haben?! — Lesen wir nur recht aufmerksam Sturms Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur und der Vorsehung, und ein ganz anderer Geist der Demuth, der kindlichen Ergebung in den Willen Gottes, fern von allem Stolze, fern von allem Eigendünkel, fern von al-

ler Selbstsucht, wird in unserm Innern angefacht werden.

Aber immer kann man nicht ernsthaft seyn; daher erfolgt nun auch zur Abwechslung etwas Launigtes, oder eine Lüge, die gewiß kein Mensch glaubt. Im Dorfe Loosdquen in Süd-Holland sollen noch vor etlich 80 Jahren in der dortigen Kirche, nebst einer lateinischen Inskription, jene 2 Taufbeken vorgezeigt worden seyn, in welchen die von einer holländischen Gräfin, Margaretha aus Henneberg, auf Einmal (!) geboren wordenen 365 Kinder getauft wurden. Ei, so lüg' wie ein Holländer!

Und nun eine Wahrheit, die jeder gute Mensch mit herzvoller Freude vernehmen wird: München glich am 14. April 1836 einer mit Freudenflaggen ꝛc. übersäeten Seestadt; aber es schwamm auch im Freudenmeere über die glükliche Zurükkunft Sr. Majestät des Königs Ludwig aus Griechenland. Ei, so lieb' wie ein Bayer!

Nun wieder zu etwas Anderm.

Dadurch, daß Herr geheime Rath v. Utzschneider auch nach Schleißheim eine Runkelrüben-Zuker-Fabrik versezt, eröffnet sich in der Nähe der dortigen landwirthschaftlichen Lehranstalt ein neuer grosser Gewinn und Vortheil für Bayerns Landwirthschaft und Industrie, was gewiß alle Patrioten mit grossem und geziemendem Danke anerkennen werden. — Auch hört man zuweilen davon sprechen, daß viele der Herren Landstände den Zwischenraum von einer Ständeversammlung zur andern dazu benüzen, Alles heimlich aufzuzeichnen, was in den öffentlichen Blättern von Zeit zu Zeit als wahrhaft gemeinnützlich mitgetheilt wird, um seiner Zeit damit öffentlich wirksam und zum Wohle des Vaterlandes auftreten zu können. Bei solchen Ideen-Austauschen und Erzählungen wünscht man noch immer unsern Hagel-Assekuranz-Vereinen die Zentralisirung, und eine Sektion für solche Unglüks-Fälle des Landmanns, wovon anno 1834 unterm 13. Juli in dieser Zeitschrift die Rede war. Doch Gott und die Zeit werden unter dem milden und weisen Szepter Ludwigs noch Manches entwikeln! Uebrigens entschlüpft oft dem edelsten Manne eine Art Lobes und Belobung eines Andern, worüber der Belobte mehr erschrikt, als sich erfreut; wenigstens erging es mir anno 1830 so, als man mir das Tagsblatt aus München Nro. 322 produzirte; denn so weit reichen meine Kenntnisse und Erfahrungen nicht.

(Schluß folgt.)

Ueber Aufbewahrung des Getreides durch Troknen mittelst erwärmter Luft.

Da schon Vieles und Tüchtiges über das längere Aufbewahren des Getreides geschrieben und projektirt worden, noch nie aber zum allgemeinen Besten in Bayern Anwendung gefunden hat, so fühle ich mich bewogen, hier meine Ansichten, zum Theil auch Erfahrungen, die ich mir durch angestellte Versuche eigen machte, dem Publikum mit der Ueberzeugung vorzulegen, daß nur durch zwekmäßiges Troknen das Getreide von den schädlichen Einflüßen, als dem Wurm und dem Dumpfigwerden, durch eine einfache Vorrichtung und mit geringen Kosten befreit, und ohne Nachtheil für das Getreide selbst, zur längern Aufbewahrung geeignet gemacht werden kann.

Im Frühjahr 1834 sah ich mich veranlaßt, bei einem Vorrath von etwa 300 Schäffel Gerste der warmen Witterung halber das Malzmachen einzustellen, und diesen Vorrath zur Aufbewahrung auf meiner Malzdörre bei gelinder Wärme zu troknen. Im folgenden Herbste wurde wieder Malz daraus bereitet, und ich fand, daß jedes Körnchen noch dieselbe Keimkraft besaß wie neue Gerste, während wie bekannt von der Gerste, die im gewöhnlichen Zustand dasselbe Alter erreicht, sehr viele Körnchen gar nicht mehr, und die andern höchst ungleich keimen. Es wurde mir also klar, daß durch die in der Gerste enthaltene Feuchtigkeit das Erstiken des Keimstoffes verursacht wird. Dasselbe wird auch bei andern Getreidegattungen der Fall seyn. Das Troknen wird aber nicht nur den Keimstoff und alle zum Brodbaken gehörigen Eigenschaften eines guten Getreides bewahren, sondern auch den dumpfigen Geruch verhindern, und den so schädlichen Kornwurm vom Getreide abhalten, dem es, so lange es noch in einem gewis-

sen Grade zäh und feucht, leichter zugänglich ist, als wenn es durch das Troknen eine fast hornartige Härte erlangt, die schwerlich das Insekt anzugreifen noch im Stand ist. Den Beweis davon haben wir beim Malze, das, aller Feuchtigkeit beraubt, nie vom Wurme angegriffen wird, mit Ausnahme der äußersten Schichten eines Haufens, die aus der Luft Feuchtigkeit anziehen, zähe, und so für den Wurm zugangsfähig gemacht werden. Dasselbe mag auch bei jeder andern getrokneten Getreideart durch längeres Liegen vorkommen, jedoch, wie gesagt, nur an den äußersten Schichten, kaum $\frac{1}{4}$ Zoll tief hinein, zu den innern hat schon die Luft, also auch die Feuchtigkeit nicht mehr Zutritt. Bei einer solchen Erscheinung muß dasselbe ganz ruhig, ohne es umzuwenden, liegen bleiben, damit nicht das Zähe unter das Trokne gemischt, und eine andere Schicht der Luft ausgesezt wird. Das Troknen wird immer Grundbedingung zur Aufbewahrung des Getreides bleiben, denn wir wissen aus Erfahrung, daß alle Vegetabilien durch gänzliche Entfernung der Feuchtigkeit am Längsten dem Zahn der Zeit und ihren Einflüssen widerstehen, und gerade im fraglichen Punkte gibt uns wieder die Erfahrung den trefflichsten Fingerzeig, denn Getreide, bei nasser Witterung eingeerntet, ist dem Verderben mehr ausgesezt als jenes, das bei gutem Wetter geerntet, schon trokner in die Scheune gebracht wird. Wenn wir also durch künstliche Mittel auch noch die Feuchtigkeit im troknen Getreide (und selbst im vermeintlich troknen bleibt davon, wie wir später sehen werden, noch eine bedeutende Quantität) entfernen können, muß es nicht die Aufbewahrungsfähigkeit desselben noch erhöhen? Dergleichen Ideen und Vorschläge fand ich beim Nachlesen von frühern Wochenblättern des landwirthschaftlichen Vereins, von Dinglers Journal, und sie feuerten mich an, auch Versuche über diesen Gegenstand anzustellen. Die Beschreibung der Vorrichtung auf weiter unten sparend, bemerke ich hier nur, daß das Troknen mittelst erwärmter Luft heuer im Frühjahr geschah; die dabei angewendete Wärme überstieg nie 30—36° R., welcher Temperatur das Getreide an heißen Tagen schon auf dem Felde durch die Sommerhize ausgesezt war, so daß sie unmöglich nachtheilig auf die Bestandthile des Getreides einwirken konnte, was auch die spätere Anwendung desselben zum Brodbaken und Malzmachen bewies. Jede Getreideart, Weizen, Korn (Roggen) und Gerste von der Ernte 1835, wurde immer 24 Stunden in obiger Temperatur erhalten, und verlor, nachdem sie gehörig abgekühlt war, im Durchschnitt den 12ten Theil, sowohl ihres Gewichtes als als ihres Volumens, also im Schäffel $\frac{1}{2}$ Mezen. Herr Bäkermeister Dallmayr von hier, der die Gefälligkeit hatte, sowohl aus 1 Schäffel Weizen als aus 1 Schäffel Korn, beide auf diese Art getroknet, Brod zu baken, erklärte, daß es durch das Troknen nicht im Mindesten ungeeigneter zum Brodbaken werde, jedoch müsse es vor dem Mahlen mehr als gewöhnlich genezt werden. Alle drei Sorten Getreide keimten nach dem Troknen, nachdem sie wieder bis zu einem gewissen Punkt in Wasser geweicht waren, ganz gleichmäßig, nicht mehr aber das nachbeschriebene 17 Jahre alte Korn. Ich hatte nemlich Gelegenheit, von einem Vorrath von mehreren hundert Schäffeln Korn, das schon 17 Jahre durch außerordentlichen Fleiß und geschikte Entfernung des Wurms sehr rein erhalten worden, einen Schäffel zu bekommen. Diesen unterwarf ich der Troknung auf oben erwähnte Art, und es ergab sich, daß in 283 Pfd. Korn noch 16 Pfd. Feuchtigkeit enthalten waren, aber zu meinem Erstaunen verlor es an Volumen im Verhältniß mehr als an Gewicht, nemlich $\frac{1}{2}$ Mezen. Im Verhältniß zu neuem Korn hatte es $\frac{1}{3}$ weniger Feuchtigkeit in sich, ein Zeichen, daß es durch das lange Aufbewahren und Bearbeiten schon so weit von der Luft ausgetroknet worden. — Ein anderes neues, aber zähes Korn verlor durch das Troknen mehr als den 12ten Theil seines Gewichtes und Volumens, und erhielt dasselbe gute und gesunde Aussehen wie eines der besten Qualität; woraus hervorgeht, daß Getreide, bei nassem Wetter geerntet, durch gehöriges Troknen eben so zur Aufbewahrung tauglich und vor Verderben geschüzt wird. Ein weiterer Beweis dafür ist der: Ein Freund von mir hatte voriges zu seiner Gersten-

Ernte nasses Wetter, die Gerste bekam im Stoke durch die Nässe nach 4wöchentlichem Liegen einen üblen dumpfigen Geruch, und war so zäh, daß sie zum Bierbrauen, ja vielleicht zum Viehfutter ganz ungeeignet erschien. Auf mein Anrathen troknete er es auf seiner Malzdörre, wodurch es allen üblen dumpfigen Geruch verlor. Hierauf wurde es wieder durch Einweichen und Keimen zu Malz gemacht, wobei es durchaus nichts zu wünschen übrig ließ. Auffallender Weise zeigte sich bei nachherigem Dörren mit Entweichung der Feuchtigkeit noch viel dumpfiger Geruch, aber gedörrt war keine Spur mehr davon vorhanden, und das Malz zum Bierbrauen tauglich. Von 41 Schäffeln solcher zähen Gerste erhielt er 86 Schäffel Malz. Die Heizung mit erwärmter Luft verdanken wir dem verdienstvollen Hrn. P. J. Meißner, Professor der technischen Chemie am k. k. polytechnischen Institut in Wien; von ihm erschien die 3te Auflage einer Schrift über diesen Gegenstand 1827. Erst seitdem Meißner uns lehrte, die Luft viel oder wenig zu erwärmen, und in jeden Theil des Hauses nach Belieben hinzuleiten, ist jeder Oekonom im Stande, Getreide auf das Einfachste und Wohlfeilste zu troknen. Jeder Ofen wird dazu brauchbar; man umgibt ihn mit einem gemauerten Mantel 8—10 Zoll vom Ofen entfernt, der unten eine Oeffnung von einem Quadratfuß hat, durch welche die kalte Luft einströmt, sich um den Ofen herum erwärmt, und so durch einen Kanal nach oben an das auf einem groben Tuche oder durchlöcherten metallenen Platte ausgebreitete Getreide geführt wird. Der Rauch wird durch eigene Röhren in den Kamin abgeführt, kommt also nie mit dem Getreide in Berührung. Auf solche Art ist auch meine Vorrichtung: der Ofen ist zu ebener Erde, die erwärmte Luft wird durch einen Kanal in einem im 1ten Stoke des Gebäudes gemauerten 4ekigen Kasten 3 Fuß hoch und 6 Fuß im Quadrat geführt, auf diesem ist ein hölzerner Aufsaz, aber nur einen Fuß hoch, darin befinden sich von 3 zu 3 Zoll Latten, und über diese ist ein grobes Tuch ausgebreitet, worauf das Getreide zu liegen kömmt. Bei dieser Größe läßt sich 1 Schäffel bequem auf Einmal troknen. Wollte man die Vorrichtung so viel vergrößern, daß 10 oder 20 Schäffel auf Einmal getroknet würden, so müßte die Feuerung anders eingerichtet seyn. So würden zwei Oefen statt eines gute Dienste leisten, damit einer nicht zu sehr überfeuert, und die Wärme gleicher vertheilt wird. Da ich bei meinen Proben nicht Holzersparniß oder die zwekmässigste Art der Feuerung im Auge hatte, sondern nur das Resultat der Eintroknung, so mögen allerdings in der Konstruktion des Ofens Verbesserungen angebracht werden, aber von dem Prinzip der Lufterwärmung darf man niemals abweichen. Die erwärmte Luft muß durch das zu troknende Getreide gleich einem Luftstrome streichen, durch die Wärme die Feuchtigkeit entwikeln und durch den Zug dieselbe fortführen. Wärme und Luft müssen nothwendig zusammenwirken, wenn eine zwekmäßige Troknung vor sich gehen soll; denn wirkte die Wärme allein, ohne ein Mittel die entwikelte Feuchtigkeit hinwegzuschaffen, so wird nicht nur die Troknung erschwert, sondern es hat auch nachtheilige Folgen für das Getreide selbst, wie wir den deutlichsten Beweis bei schlechten Malzdörren haben. Da die neueren Malzdörren in den Brauereien zu München, und auch einige auf dem Lande, nach denselben Grundsäzen konstruirt sind, also kein Rauch mehr durch das zu dörrende Malz, sondern nur Wärme und Luft strömen, und sie also ihren Zwek vollkommen erfüllen, so können dieselben füglich zum Troknen des Getreides auch verwendet werden. Da in den Sommermonaten immer eine Pause im Malzmachen eintritt, so könnten mittelst derselben in dieser Zeit viele Tausend Schäffel in München allein getroknet werden. Diese Vortheile, die durch die Möglichkeit, das Getreide im guten Zustand auf längere Zeit, und auf eine für Jeden leicht ausführbare, nicht kostspielige Art, aufzubewahren, der Menschheit und dem Vaterland erwachsen werden, sind schon zu sehr erkannt und zu vielseitig besprochen, als daß sie hier noch einer ferner Auseinandersezung bedürften; nur glaube ich noch auf die speziellen Vortheile bei Aufbewahrung des Getreides im getrokneten Zustande aufmerksam machen zu müssen. 1) Daß jeder trokene Raum zu dessen Lagerung benüzt werden

kann, auf Speichern, Getreidekästen in grossen Haufen aufgeschüttet, oder in Säken, Kisten, Fässern oder Gruben, in grossen oder kleinen Quantitäten; nur die Mäuse und Ratten als die noch einzigen Feinde müßte man durch alle bisher bekannten Mittel zu entfernen trachten. 2) Daß man keine Mühe mehr mit Umarbeiten hat, und die Kosten dafür und der Schwand sich im Voraus ergeben. 3) Daß es jedem Privatmann leicht wird, sich einen beliebigen Vorrath von Getreide anzuschaffen, indem er sich bei irgend einem Oekonomen oder Brauer, oder vielleicht später bei eigens darauf spekulirenden Personen, Getreide troknen läßt, oder solches zur Aufbewahrung getroknetes Getreide kauft. 4) Daß eben durch die Leichtigkeit und Sicherheit der Aufbewahrung Viele, die jezt nicht daran denken, bestimmt werden, sich zur wohlfeilen Zeit Vorräthe anzuschaffen, und so für Mißjahre ein grosses Magazin durch das ganze Land entsteht. — Zwar liesse sich noch viel über diesen Gegenstand sagen, allein zur Anregung wird dieß hinreichen. Ich bedaure nur, nicht in mehr wissenschaftlicher Gestalt meine innige Ueberzeugung von der Vorzüglichkeit dieser Methode, die sich gewiß durch 50 und 100jährige Erfahrung bewähren wird, darlegen zu können, glaube mich aber dennoch schon jezt durch die niedrigen Preise und die Güte des Getreides der lezten, und die erfreulichen Aussichten auf die künftige Ernte dazu aufgefordert, damit noch Andere darauf aufmerksam gemacht werden und Versuche anstellen. Es würde für mich die höchste Belohnung seyn, wenn durch das Zusammenwirken von Personen, die sachverständiger sind, als ich, die wohlthätigen Folgen, die daraus für das Vaterland entspringen müssen, befördert und beschleunigt würden.

München, im Juni 1836. Gabriel Sedlmayr, Bierbrauer.

Oekonomische Notiz.

Man hat hat schon viele Erfahrungen, Entdekungen und Vorschläge in der Landwirthschaft gemacht, und das Vaterland hat sich dabei wohlbefunden. Nun hat aber der Bierbrauer Kees in Konstanz eine Erfahrung gemacht, welche eine gänzliche Reform im Akerbausystem nach sich ziehen kann. Derselbe hat im Jahre 1832 Sommerroggen angebaut, und nun heuer, 1836, bereits die vierte Ernte davon eingeheimst, ohne den Aker, worauf er zuerst ansäete, weder umzupflügen, noch zu bedüngen, oder anzusäen. Dieser Erfolg hat zu einem andern geführt, da nemlich auch bei der Gerste sich ein ähnliches Resultat zeigte. Herr Kees ist bereit, jedem Freunde der Landwirthschaft, der sich in freien Briefen an ihn wendet, oder auf mündliche Anfrage, nähern Aufschluß und Nachricht über das von ihm beobachtete Verfahren zu ertheilen. Auswärtige können die Behandlungsart der Bebauung auch gedrukt, gegen Erlag der Drukkosten, erhalten. (Wozu?)

Kartoffeln im Monate Juni zu vermehren.

Im vorigen Jahre ereignete sich in meinem Garten, daß ich zu Ende Juni mehrere Pläzchen, wo Kraut-, Burgunder- und rothe Rübenpflanzen gestanden, leer hatte, worauf ich weiße Rüben gebaut, die aber von den so häufig überhand genommenen Erdflöhen gleich beim Aufgehen abgefressen wurden. Mehrere Tage ging ich um diese Pläze herum und wußte nicht, was ich darauf sezen sollte, bis es mir einfiel, einen Versuch mit Kartoffeln zu machen, ob sich diese nicht etwa durch Ableger vermehren ließen. Am 1. Juli ging ich zu meinen Kartoffeln und scharrte mit der Hand die Erde von den stärkern Stöken, und fand, daß die schwächern Triebe, wo oft an einem Stoke 5 - 6, auch 8 sich befanden, mit mehreren Wurzeln versehen waren, und leicht den dritten Theil hievon, ohne dem Stoke zu schaden, abgenommen werden könnte, was auch gleich geschah. Diese Triebe waren aber schon an diesen Jakobi-Kartoffeln 12—18 Zoll hoch, die ich über die Hälfte abstuzte. Nun schritt ich zum Einsezen, machte mir mit der Erdäpfelhaue die Gräben, so wie man gewöhnlich dieselben im Frühjahre sezt, ohngefähr einen kleinen Schritt weit die Linien von einander, und sezte diese Steklinge, die sammt den Wurzeln 10—12 Zoll lang waren, eine Spanne

weit so tief in die Erde, daß sie nur 3—4 Zoll aus derselben hervorragten. Als ich mit dem Einsezen fertig war, trat ich solche fest ein und häufelte sie gleich ordentlich an. Nach 14 Tagen waren sie 6—7 Zoll hoch über die Erde gewachsen und mußten zum zweiten Male angehäufelt werden, worauf man sie nicht mehr berührte, bis sie im Spätjahre herausgegraben wurden; da zeigte sich dann, daß 4, 5, 6, auch 8 Stük, von denen die kleinsten 4 Loth und die größten 10 Loth schwer waren, sich unter einem Stoke befanden. Wäre mir dieser Versuch nur um 3 Wochen früher eingefallen, wo noch Winterfeuchte in der Erde war und ehe die Triebe so lang geworden, so könnte die Ernte ergiebiger ausgefallen seyn, um so mehr, da die gar zu große Sommer-Trokne ganz natürlich dem Wachsthume hinderlich war.

Um mich noch besser zu überzeugen und um der ärmern Volksklasse einen noch klärern Fingerzeig geben zu können, werde ich es mir im heurigen Jahre noch mehr angelegen seyn lassen, meine Versuche weiter zu verfolgen. Den hieraus hervorgehenden Vortheil wird Jeder selbst erwägen können, indem auf dem Lande nicht selten der Fall Statt findet, daß ein Stük Land aus verschiedenen Ursachen noch in den Sommermonaten leer steht und bebaut werden soll. **M. Bullmann.**

(Aus der allgemeinen deutschen Garten-Zeitung.)

Kartoffeln aus Samen gleich im ersten Sommer so groß wie große Borsdorfer Aepfel zu erzielen.

Man säe den gut ausgereiften Samen zeitlich im März in eine gute lokere Erde in Töpfe oder Kästchen und stelle es in ein temperirtes Zimmer nahe ans Fenster. Die Pflege ist wie bei andern Sämereien. Wenn die Pflanzen herangewachsen sind, so werden sie in eine gute Garten-Erde versezt und gleich angehäufelt, was noch zweimal wiederholt wird. In meinem Garten zeigte sich beim Ausheben der auf diese Art behandelten Kartoffeln, daß zwei Stöke Nierenkartoffeln dabei waren, wo doch der Same nur allein von der frühen Jakobi-Kartoffel abgenommen und gebaut wurde. Dieses mag wohl da herrühren, da in dem Garten, während die Jakobi-Kartoffel geblüht, auch Nieren-Kartoffel blühten.

Obiger.

(Eben daher.)

Reisebilder.

Das königliche Werk, das Riesengebäude **Walhalla**, schreitet wirklich auch riesenmäßig seiner Vollendung rastlos näher. Solches wird täglich von Reisenden besucht und angestaunt, und täglich gewinnt es an Interesse.

Ich kann daher nicht umhin, die schönen Sonetten von Johannes **Neubig** aus **Gregers** Sonettensammlung mitzutheilen:

An König Ludwig von Bayern. *)

1.

Walhalla! Welch ein Anblik! Welch Entzüken,
Erhab'ner, größer, als mein Geist gedacht!
So majestätisch ganz wie Sonnenpracht
Entstrahlst du von des hohen Staufen **) Rüken!

Im ganzen Umkreis Berg und Wald sich büken
Vor deiner Himmelshöhe Herrschermacht
Ob Donner dumpfherrollend dich umkracht:
Du, feste, wirst den Drachen Bliz zerdrüken.

Zu den Füßen wälzet unterthon
Die Donau mächt'ge Wasserfluth heran
Und woget dir ein tosend Feierlied.

Zum Weltenwunder bist du ja ersehen,
Da **Ludwig, der Große**, deinen Höhen
Den Thron der **deutschen Größe** herbeschied!

2.

Wie, hat mein Auge, hat mein Ohr gelogen?
Wahrhaftig nimmer! Vater Ister hebt
Sein graues Götterhaupt ja lustdurbebt
Und sangumrauscht aus tiefgespalt'nen Wogen.

„Ja, **Ludwig's** Name hat mich nicht betrogen.
Ein Zauber, der, mit Ahnungen umwebt,
Geheimnißvoll mir längst im Geiste lebt,
Er hat mich aus der dunkeln Fluth gezogen.

Im Werk erschau' ich hier, dem göttervollen
Und **Seinem** Geist' im Zauberbild entquollen,
Was hohe Kunst je Großes werden sah.

Den Blik auf alles Hohe hingewendet,
Was je der deutsche Genius gespendet:
Ein Göttertempel steht **Er** selber da!"

*) Bei meinem ersten Anblik der Walhalla im Nov. 1834.
**) Der sogenannte Staufenberg.

3.

„Viel Herrliches, was ihren Ruhm gekündet,
Erblikt' ich schon in Ratisbona's Auen.
Von Roma's Heldel prangt, den schlachtenrauhen,
Manch Denkmal noch an meinem Strand gegründet.

Dort steht, wie der Höllenmacht verbündet,
Der Steinkolos *), in stolzem Selbstvertrauen
Starrtrozenz meinen scharfen Wogenklauen.
Doch Ludwig hat mir höher'n Glanz gezündet.

Ihr deutschen Götter alle fern und nah,
Ihr Helden, Barden, Künstler, ziehet ein!
Der Bau wird eurer Hoheit würdig seyn.

Auf einem Punkt steht ganz Germania
Vereint allhier, wie ich bald auch durch Ihn
Mit meinem deutschen Rhein verbunden bin."

4.

„Halt, Woge! Nicht so rasch vorübereilen!
Die Schiffe, so auf mir heruntergleiten,
Die Wand'rer, so des Weges hurtig schreiten,
All steh'n anstaunend hier sie still und weilen.

Zum See möcht' ich um diesen Berg, den steilen,
Die Fluthen, Ludwig's Ruhm hersprudelnd, breiten.
Zum See nur? Nein, in fernste Meeresweiten
Entwog' ich ihn nach allen Welttheilen.

Gern dienstbar will ich Seinem Reich' vasallen,
Mit ew'gem Dank den Scepter Ihm umwallen.
Bei heil'ger Götterurne sey's beschworen!

Soviel ich Perlenthau ihr jezt entgieße;
In vieler Jahre Zahl so glanzvoll fließe
Sein Lebensborn, zum Völkerglük erkoren!"

Anekdoten.

Bei einer Tafel wurde ein kostbarer Nieren-Braten aufgetragen, und Einer der Gäste sollte ihn vorschneiden. „Wo befehlen Sie, sagte dieser zur Frau vom Hause, daß ich ihn anschneiden soll?" „Wo Sie wollen," war die Antwort. „Nun, sagte er hierauf zu seinem Bedienten, so trag' Er mir den Braten nach Hause."

Ein Färber mußte auf dem Rathhause zu X mit aufgehobener Hand schwören. Weil aber seine Finger ganz schwarz waren, sagte ein Raths-Herr zu ihm: „Zieh Er die Handschuhe aus." „Und Euere Weisheit, versezte der Färber, belieben die Brille aufzusezen."

*) Die berühmte Regensburger Donaubrüke.

Ein Weinhändler verkaufte einem Wirthe ein Fuder Wein. Der Wirth fragte, wie viel dieses Fuder Wasser leiden könnte. Der Weinhändler antwortete: „Zwei Eimer." Der Wirth schüttete nun zwei Eimer Wasser unter den Wein. Allein, da wollte ihn Niemand trinken, weil er lauter Wasser war. Der Wirth verklagte nun den Wein-Händler. Ersterer befragte ihn daher vor Allem: wie viel Wasser er zu dem Weine gethan habe. „Zwei Eimer," versezte der Wirth. „Das sind also vier, denn zwei Eimer habe ich schon hineingegossen. Ich sagte ja ausdrüklich, daß es nur zwei Eimer seyn dürfen."

Ein Bauer trug einen jungen Ziegenbok zu Markte. Eine Jungfer hatte Lust, ihn zu kaufen, und fragte den Bauer, warum denn dieser Bok noch keine Hörner habe. „Weil er noch kein Weibchen hat," versezte der Bauer.

Man fragte Einen, warum er unbewaffnet sich zur Nachtszeit auszugehen getraue. Dieser antwortete: „Weil ich mit den Füssen so hurtig zu seyn glaube, als kein Anderer mit den Fäusten."

Der Grenadier.

Ein alter, braver Grenadier,
Der gleich gut focht, und log, fiel einst im Handemenge,
Zwei Freunde trugen ihn zerfleischt aus dem Gedrange,
„Sagt, Kinder, ist er todt?" fragt' sie ein Offizier,
„Ja wohl!" versezt' das Paar mit schweren Athemzügen,
„Ei was, ich lebe noch!" brummt' hier der arme Wicht,
„Ach, rief der eine Freund, Herr Hauptmann, glaubt ihm nicht;
Er that sein Tage nichts als lügen!"

Wallfahrt.

Zwei Pilger wallten einst nach Rom,
Um sich in dem Sankt Peters-Dom
Mit Jubel-Ablaß zu versorgen.
Sie hatten, bettelarm am Geist'
Und Beutel, Welschland halb durchreist,
Als sich an einem schönen Morgen
Die Hauptstadt, wie ein Adlernest,
Von Ferne zeigte. — Welch ein Fest
Für unser Paar! — „Wie viele Meilen
Sind's noch bis Rom?" so fragt Protaß
Ein Weiblein, das am Wege saß.
„Noch acht!" „Auf, Bruder, laß uns eilen"
Rief sein Gefährte Kasimir —
Es sind für Jeden nur noch vier!"

An das gebildete Publikum insbesondere die Studirenden aller Fächer.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.

Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. G. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

III. Jahrgang. Nro. 32. 11. August 1836.

Inhalt: Schluß des literarischen Flikwerks. — Der Felsenpalast. — Ueber amerikanische Mahlmühlen. — Eine mathematische Anfrage. — Nachricht, wie man die Fruchtknoten der Kartoffeln einsalzen und als Oliven gebrauchen kann. — Das Borherr'sche Gebälk.

Schluß des literarischen Flikwerks ꝛc.

Wer sich, wie z. B. die Münchner Obsthändler, gemeinhin Obstler genannt, mit dem Obsthandel ausschließlich alles andern Nebenerwerbes allein befassen, und sich und seine Familie davon erhalten muß, kömmt oft über die Art und Weise der sichern Aufbewahrung des Obstes selbst in eine Verlegenheit. Da habe ich einmal irgendwo Folgendes hierüber gelesen, was ich beiläufig und mit dem Wunsche, dadurch zu nüzen, mittheile. „Wer sein Obst über ein Jahr lang frisch und wohlbehalten aufbewahren will, der nehme von jeder Obstsorte nach ihrer Art, und thue sie also frisch in einen Topf, reihenweise übereinander gelegt, mache den Topf mit festen Stüzen zu, und verschmiere und verkleistere den Topf um und um, oben und unten mit Pech, so daß gar keine Luft, Feuchtigkeit und Wasser hineindringen kann, und hänge diesen Topf hernach, so versichert, bis zum Grund und Boden eines tiefen Brunnen."

Gott hat durch einzige zehn Gebote, gegeben am Berge Sinai, alle Menschen und bis zum Welt-Ende in religiös-sittlicher Ordnung zu erhalten, zu beseligen, und für hier und dort — glüklich zu machen gewußt. Wir schwache Sterbliche aber, nicht erwägend, welche durch unsere Kraft nicht besiegbare Hindernisse unserm stolzen Plane und eitelm Vorhaben entgegen stehen, wollen durch armsdike Bücher und voluminöse Geseze-Gebungen das kaum für ein Monat zu sichernde Wohl der Landwirthschaft und des Akerbaues befestigen. Alles in der sittlichen und physischen Natur des Universums besteht und beruht, und zwar für ewige Zeiten, nur auf wenigen, und nur auf äußerst einfachen Gesezen; und wer dagegen strebt, holt sich Nachrichten und Neuigkeiten, vom Monde herab zitirt. Die Akerbau- oder Kultur-Gesezgebung muß mit der Natur einen gleich geregelten Gang gehen, d. h., sie muß die Natur mit und in Ruhe lassen; wer hier überspannet, wer hier übereilen, oder gleichsam etwas abtrozen will, der hadert vergeblich mit dem Schöpfer. Es ist recht, billig und nüzlich, alle Vortheile zu zeigen, wodurch das Wohl der Landwirthschaft, des Gartenbaues und der damit verwandten Zweige am Sichersten und Schnellsten befördert werden kann; aber gebieten, Zwangs-Geseze u. dgl. anwenden wollen, liegt außer dem Bereiche einer vernünftigen Gesezgebung. Frei nur erschwingt sich die Tugend, frei nur erschwingt sich die Kraft der Natur, die physische Tugend der materiellen Welt, und Niemand kann befehlen, den Aker so, oder die Wiese so zu bebauen. Wir haben daran genug, wenn schädliche Eingriffe in das Eigenthums-Recht des Landmanns, wenn Verlezungen dieses Rechtes durch eine strenge Zivil-, und nöthigen Falls, auch Kriminal-Gesezgebung verhütet, geahndet und bestraft werden; wir haben genug, wenn durch weise Vorsicht, durch gütige, ermunternde und mitunter selbst lohnende Ermahnungen die Hindernisse des Aufschwungs der Landwirthschaft ꝛc. beseitiget und allmählig entfernt werden; wir haben mehr als genug, wenn jegliches verdienstliche Bestreben zur Beförderung der nemlichen Landwirthschaft, des Gartenbaues ꝛc. nach Maß und Verhältniß, nach Größe und Würde anerkannt, beehrt, oder selbst belohnet wird. Es genügt bis zum Ueberfluße, wenn Musterwirthschaften ein belehrender Spiegel, ein praktisch voranleuchtendes Beispiel für die übrigen Landwirthe sind; es ist im Uebermaße genug, wenn wir durch Prämien höher gestellte Oekonomen lohnen und er-

muntern, und durch Geldunterstüzungen, oder Getreide-Vorlehen ꝛc. den geringern Landwirthen auch nachhelfend einmal unter die Arme greifen, und fleißige ländliche Dienstboten belohnend ermuntern. Als Adam aus der Vorschule des Akerbaues, aus dem Hofgarten des Himmels gleichsam vertrieben ward, gab ihm Gott kein einziges Gesez über den Akerbau selbst mit, und es genügten Adam die unsern Bauern noch immer harten Worte: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen!“ Wollen wir nun, gegen Gottes Anordnung und Wille, so zu sagen, durch eine nur lästige Akerbau-Gesezgebung diesen Schweiß gleichsam vermehren?! Trachten wir viel mehr, die Last des Landmanns, ohnehin immer und in jeder Beziehung drükend genug, so viel möglich zu erleichtern; verbinden wir auf eine freundlich annähernde Art den Garten- mit dem Akerbau, wie zu Adams Zeiten geschah, auf eine weise anziehende Art, und lassen wir der Freiheit die Zügel; denn alle Akerbau-Gesezgebung ist und bleibt nur eine negative und provisorische, nie eine positive und definitive Legislation. — Zum Schluße erinnere ich noch an die Worte Virg. Georg. L. 1: Pater ipse colendi etc.“ (Vide diese Zeitschrift v. J. 1834 Nro. 19.)

Der Felsenpalast.

(Eine Parabel.)

In einer der Provinzen eines großen Reichs, weit entfernt von der Residenz des Königs, lag ein herrlicher Palast, dessen Alterthum weit über die Nachrichten hinausreichte, die man von diesem Lande hatte. Er war für die Ewigkeit gebaut, und an wahrem Werthe und innerm Gehalte unübertrefflich. Dieser Palast wurde von einer grossen Anzahl Männer bewohnt, die der König des Landes über die Provinz gesezt hatte. Nun war diesen zwar die Erlaubniß ertheilt worden, manche kleine Abänderung an dem Palaste zu machen, das Außenwerk nach ihrem Geschmake einzurichten, sich auch im Innern manche Bequemlichkeit durch angebrachte Veränderungen zu verschaffen, nachdem sie es für gut befunden würden; aber niederreißen durften sie ihn nicht, auch an der wesentlichen Einrichtung durfte eigentlich nichts geändert werden. Beides war ihnen sehr streng verboten, und der König wußte es durch seine Macht selbst wohl zu verhindern. Er duldete es zwar, wenn die damaligen Bewohner bisweilen zu weit gingen, und sogar im Wesentlichen sich einige kleine Abänderungen erlaubten; es fanden sich aber von Zeit zu Zeit wieder neue Bewohner ein, die der König dahin beorderte, welche bald dieses bald jenes wieder in die vorige Verfassung sezten. Im Uebrigen bekam doch der Palast dann und wann eine andere Gestalt. Bald wurde er von Jenen verändert, die Zimmer erweitert, oder durch gemachte Verschläge verengt. Jezt gefiel es Diesen, die Dekoration derselben sehr glänzend zu machen; nachher kamen Andere, die den ganzen Schmuk hinausschaffen ließen, weil, ihrer Behauptung nach, Einförmigkeit natürlicher, folglich schiklicher für männliche Zimmer sey. Was den äußerlichen Anstrich des Palastes betraf, so war er ebenfalls in verschiedenen Zeiträumen verschieden. Bald gab man ihm einen schlichten Wasserwurf, ohne andere Farbe; bald war man der Meinung, daß ein glatter Puz, mit bunten Farben verherrlicht, zierlicher, folglich anständiger sey; ein anderes Mal ließ man in allerlei sinn- und geistreichen Denksprüchen den Vorübergehenden den Zwek und die innere Beschaffenheit des Palastes lesen: das ward aber zu einer andern Zeit wieder Alles überstrichen, und dafür wurden Blumen- und Laubwerk, auch allerlei Gegenstände aus den drei Reichen der Natur angemahlt. Mit den Geräthschaften in den Zimmern hatte es dieselbe Bewandtniß; auch sie wurden nach dem Geschmake der Herren verändert, bald zierlicher, bald einfacher, bald mehr, bald weniger dauerhaft gemacht.

Man kann leicht denken, daß diese Männer immer unter einander uneins waren. Daher theilten sie sich in mehrere Parteien. Einige blieben in den allerältesten Zimmern ruhig sizen, und duldeten auch die kleinste Veränderung nicht, wenn auch ihre Bequemlichkeit dabei gewonnen hätte. Sie sezten sich auf keinen Stuhl, dessen Alterthum nicht Jahrhunderte zählte, und auch mit ihren übrigen Geräthschaften war dieses der Fall. Sie be-

wohnten einen besondern Flügel, der aber mit dem Ganzen nicht nur zusammen hing, sondern auch, nach den vorgefundenen Urkunden, der älteste und erste in der Anlage war. Dieser hatte auch von Außen ein gar antikes Ansehen, ja, sie erlaubten es den Arbeitern nicht einmal, die durch die Länge der Zeit entstandenen Lüken auszubessern, sondern es mußte Alles beim Alten bleiben, so auffallend auch dieser Flügel von den andern abstach.

Ihnen gerade entgegen stand eine andere Partei. Die Anhänger derselben assen, tranken, schliefen bei offenen Thüren, und versicherten, daß es die Natur ihres Körpers so verlange; denn Luft und Wind nur waren fähig, ihre Lebensorgane in Thätigkeit zu erhalten. Solcher Eigenheiten hatten sie mehrere, z. B. ihre Stühle waren von dünnen Strohhalmen zusammengeflochten, und die Lehnen und Armstüzen von feinem Papier, schön verziert und straff aufgespannt.

Zwischen diesen beiden stand die gemäßigte Partei mitten inne. Ihre Anzahl war bei Weitem die stärkste, und wuchs mit jedem Tage. Sie wollten, daß sich jede Veränderung nur auf das Außerwesentliche einschränken sollte. Das Wesentliche, sagten sie, müsse bleiben, und Alles so eingerichtet werden, daß der König selbst, wenn er jemals ein Haus zur Wohnung bedürfte, sich das ihrige am Liebsten wählen würde, weil es, aller Wahrscheinlichkeit nach, dann seinem Residenzschlosse ganz ähnlich sehen würde. Daher gaben sie sich auch alle Mühe, die Oberhand zu gewinnen, und es dahin einzuleiten, daß man ihnen künftig jede zu machende Veränderung, um die innere und äußere Form des Hauses einzurichten, ganz allein überlassen möchte. Aber das wollten Jene, wie man leicht glauben wird, durchaus nicht eingehen. Jezt suchte eine Partei die andere zu neken, ihr Abbruch zu thun, und den Aufenthalt im gemeinschaftlichen Palaste zu verbittern. Jede wünschte, Oberherr zu bleiben, und die andern zu vertreiben. Die gemäßigte wollte nur, daß sich die anderen mit ihr vereinigen, und das stärkere Gewicht ihrer Gründe möchten einsehen lernen, damit doch endlich einmal dem unseligen Streite ein Ende gemacht würde. Allein es blieb, wie es war, und jede Partei mußte die andere dulden, weil es des Königs ausdrükliches und geschärftes Gebot war, daß sie mit einander leben, und, der Verschiedenheit ihrer Meinungen und Lebensweise ungeachtet, dennoch friedlich leben sollten, so lange, bis er über kürzere oder längere Zeit selbst kommen und persönlich entscheiden würde, wer recht oder unrecht hätte. Unterdeß beunruhigten sie einander doch auf mancherlei Weise. Sie gaben Schriften gegen einander heraus, und streuten, eine Partei wider die andere, Unwahrheiten, mitunter boshafte Erdichtungen, aus. Jede vergrößerte die Eigenheiten der andern, und gab ihr Manches Schuld, woran Niemand je gedacht hatte. Sie suchten einander bei dem König zu verkleinern, und sogar von Majestätsverbrechen, von absichtlicher Verdrehung der königlichen Befehle, vom Niederreißen des ganzen Palastes — war unter ihnen die Rede.

Am Allerschlimmsten waren dabei die Einwohner der Provinz daran, die in jenen Männern ihre Vorsteher und Sittenrichter erkannten. Anfänglich hingen sie fast alle den Alten an, die von keiner Veränderung etwas wissen wollten. Bald trennten sich die Meinungen, und eine jede Partei hatte ihre Anhänger unter dem Haufen. Es bildete sich aus diesen eine eigene Klasse von Verständigen und Gutgesinnten, denen im Ernste daran gelegen war, daß der Wille des guten Königs, den sie hoch achteten und liebten, möchte erfüllt, und die Aufrechthaltung des Palastes befördert werden; denn dieser war ihnen schon darum heilig und ehrwürdig, weil er ihnen allen zur Zeit der Gefahr einen Zufluchtsort gewährte. Dahin eilten sie mit Weibern und Kindern, und Hab und Gut, wenn ein feindliches Heer sich ihrer Grenze nahte. Es war für alle Raum genug, und Lebensbedürfnisse waren zu allen Zeiten auf mehrere Jahre vorhanden. An Vertheidigungsmitteln fehlte es diesem an sich unüberwindlichen Palaste auch nicht, und es konnte von hier aus die ganze umliegende Gegend beschossen werden. Das Wichtigste aber, was dieses wunderbare Gebäude in sich faßte, war ein Brunnen, dessen geheime Kräfte sich in jeder an sich unheilbaren körperlichen Schwachheit besonders

wirksam bewiesen. Wer dieses köstlichen Wassers in namhafter Menge trank, und dabei die vorgeschriebene Zeit genau beobachtete, der spürte augenbliklich eine sonderbare Veränderung an sich. Er wurde auf Einmal leichenblaß, das Licht seiner Augen erlosch, alle äußeren Sinne verschwanden, das Fleisch fiel von seinem Knochengerippe, wie man seinen Rok schnell auszieht. Plözlich war das ausgeschälte Gerippe mit neuem Fleische bekleidet, es kam wieder Leben und Bewegung in alle Theile des verjüngten Körpers, und der Mensch, dem diese glükliche Umwandlung widerfuhr, kannte sich selbst nicht mehr. Alle seine Sinne waren veredelt, und er befand sich nach seinem Erwachen aus der Provinz in den Hof des guten Königs versezt. Hier wurde er unter die Hofleute aufgenommen, und von ihnen fröhlich empfangen. Seine Bekannte und Freunde waren deßwegen nicht sehr verlegen: denn es war ihnen allen bekannt, was das ganze sonderbare Schauspiel, welches gar keine Seltenheit unter ihnen war, eigentlich zu bedeuten hatte. Zu dieser wunderbaren Quelle durfte sich jedoch kein Gesunder und kein Müssiggänger machen, sondern sie stand nur Dem offen, dessen Kräfte durch nüzliche und anhaltende Arbeiten erschöpft und durch kein natürliches Mittel zu ersezen waren.

Man kann nun leicht denken, daß diese Menschen sehr darüber hielten, daß dieser wohlthätige Palast nicht zerstört, nicht jene Quelle verschüttet würde. Zwar trauten sie der Macht und Herzensgüte ihres Königs es zu, daß er solches verhindern würde; aber es gab doch unter ihnen Kleingläubige und Furchtsame, die Gefahr besorgten. Die mancherlei ausgestreuten Nachrichten machten sie irre, und die stäten Veränderungen, die sie mit ihren Augen sahen, erregten in ihnen die Besorgniß: es möchte wohl gar das große herrliche Gebäude endlich doch zusammenstürzen. Einst hatte sich eine beträchtliche Menge solcher Zaghafter um den Palast versammelt. Lange betrachteten sie ihn, lange theilten sie, Einer dem Andern ihre Besorgnisse, ihre Vermuthungen mit. Verschiedene, die sich zu ihnen gesellten, suchten sie zu beruhigen; aber es wollte ihnen nicht ganz gelingen. Plözlich drängte sich ein königlicher Herold in ihre Mitte, und rief mit starker schmetternder Stimme, und mit empor gehobener Rechten: „Euch grüßet der mächtigste König, der unüberwindlichste Beherrscher der Welt, und verkündet euch dieses durch mich: wisset — was bis jezt euch Allen ein Geheimniß war — wisset: Dieser Palast ist nicht von Steinen und Kalk zusammengesezt, wie es scheint — sondern eine durch die Natur selbst gebildete Felsenmasse sind seine Mauern, und überkleidet nur mit Steinen und Kalk sind sie; unerschöpflich ist seine Quelle, die ihr mit Recht so werth haltet — und eine unsichtbare Wache des Königs hält dieses Palastes Bewohner in gewissen Schranken! Seyd ihr nun zufrieden?“ — Wir sind es, rief die freudige Menge! Heil unserm König! Heil uns, unseren Kindern und Enkeln und Urenkeln! Und aus den Wölbungen des Gemäuers riefen mehrere Stimmen: Amen! Amen!

Ueber amerikanische Mahlmühlen.

Der bayerische Landbote, immer würdevoll in seinen Bestrebungen für das Gemeinbeste, macht uns in Nro. 120 sub Dato 29. April d. Js. seiner Blätter auf die Bildung eines Aktienvereines für die Zweke der amerikanischen Mahlmühlen, und des Mehlhandels selbst, u. s. w. aufmerksam. Die dort aufgestellten Ideen und Ansichten verkünden die Feder eines einsichtsvollen Patrioten, dem ich auch so viel gütige Nachsicht zutrauen darf, mein nun ergebenst folgendes Scherflein nicht als einen Einfall, um die Landwirthschaft damit zum Besten halten zu wollen, sondern als einen der vielen seit mehr als 33 Jahren für das Gemeinbeste, und besonders für die Landwirthschaft beabsichtiget gewesenen, wenn auch mitunter „besonderen Einfälle“ mit schonender Nachsicht, und mit einsichtsvollerm, aber edel würdigem Beistande aufzunehmen.

Ich habe schon im vorigen Jahre, in dem bekannten Gukkasten, und in dieser Zeitschrift diesen Gegenstand in ehrfurchtsvolle Anregung gebracht, und dabei die unmaßgebliche Meinung ausgedrükt, daß fragliche Mahlmühlen wohl am Besten durch Hilfe unserer National-Bank zu Stande

gebracht werden könnten. Spricht es sich nun nach dem bessern Wissen des sehr verehrlichen Herrn Antrage-Stellers im bayeris. Landboten von dem gemeinten Aktien-Vereine selbst, so könnte ja gerade und eben diese National-Bank hiezu die alle Sicherheit und alles Vertrauen bietende Hand vorerst wieder darreichen, und die Aktien, ohne zur Agiotage ꝛc. Anlaß zu geben, obwohl mit Prämien garantirend, denn doch zugleich in einem solchen Verhältnisse annehmen, daß selbst der geringere Landmann, wenn auch nicht im Gelde, doch durch Natural-Leistung zu selben beitragen könnte, und ohne Störung der freien Konkurrenz zur Bildung inländischer Staats-Kommunal- oder Privat-Getreide-Magazine, welche Magazine, und deren Beförderung, diesem Vereine sehr wohlthätig zur Seite stünden. Bilden sich nun solche Vereine, als gesonderte Sozietäten, oder als eine Art Nebenzweiges unserer so segnend wirkenden National-Bank, gleichviel, sie werden in jeder Hinsicht die Theilnahme und Aufmerksamkeit der Regirungen Deutschlands, die sich auch diesen Vereinen mit ihren Getreide- und Mehl-Vorräthen, und Geld-Beiträgen ꝛc. anschließen werden, erregen; und durch diese Theilnahme und Aufmerksamkeit zu Staats-Verträgen wohlthätige Veranlassung geben, um sich bei gegenseitigen Gefahren der Theuerung und Noth, bewahrend vor Wuchergeist und Wucherern, zu beschüzen, worauf auch im vorigen Jahre, und bei Gelegenheit einer Hochfeier Bayerns in dieser Zeitschrift submissest aufmerksam gemacht wurde.

Alles, was ich übrigens, wenn auch in meinen mitunter — sonderbaren Einfällen — seit Jahren, und in der wohlmeinendsten Absicht für das Beste meines Vaterlandes, und in Beziehung auf den Getreide-Handel auf Bildung eines Getreide-Unterstüzungs-Vereines (z. B. unterm 13. Juli 1834) u. s. w. mitzutheilen die submisseste Freiheit mir nahm, läßt sich gar leicht auch auf den künftigen Mehlhandel ausdehnen und anwenden; und es würde mich freuen, durch dieses Scherflein die Theilnahme einsichtsvollerer Patrioten veranlaßt zu haben!

Eine mathematische Anfrage

für Menschenfreunde zum Besten alter, oder Dienstes unfähiger männlicher und weiblicher Dienstboten, oder auch für Solche, welche auf irgend eine Art und Weise in diese Kathegorie gerechnet werden können, oder dahin gerechnet werden wollen.

Die Ur-Stiftungs-Kapitalien edler Menschen-Freunde der Vorzeit dahin bestimmt, den sogenannten Spital-Pfründnern und Pfründnerinnen nebst freier Wohnung, Kost, Holz und Licht, auch noch aus den Zinsen dieser Kapitalien ein Wochengeld zur Bestreitung der Bekleidung, der Wäsche-Reinigung, des Trunkes u. s. w. baar alle Wochen auf die Hand zu geben, diese Ur-Stiftungs-Kapitalien und deren Interessen werden im Gegensaze der heutigen, gegen die dortmalige Population, nicht mehr entsprechen, und die Magistraturen werden dießfalls über Kurz oder Lang, wenn schon ganz unschuldig, denn doch in eine unliebsame Verlegenheit gerathen, die Manchem Gelegenheit verschaffen dürfte, in einer ohnehin beweglichen und bewegten Zeit, und weil es diesem Manchen — nichts — kostet, eine Art Strafpredigt über Kränkung der Menschen-Rechte und der Menschenwürde, jedoch nur immer auf anderer Leute Kosten, zu halten. Auf der andern Seite steht aber auch den dießfalls in Zukunft Betheiligten eine wahrhaft sehr bittere Lage bevor!

Man wird mir es daher, besonders bei meinem verbindlichsten Dankgefühle zu dem hochverehrlichen Magistrate meiner mir so werthen Vaterstadt nicht in Ungnade aufnehmen, wenn ich in dieser für die Menschheit gewiß nicht unwichtigen Angelegenheit folgende mathematische Anfrage, und für theilnehmende Sachkenner ehrerbietigst und unmaßgeblichst wage:

Welch ein Fundirungs- und Zuschuß-Kapital muß von einem Dienstboten ein- für allemal, und dann alljährlich bei einer Art Sparkasse gegen 3 pC. Zinsen eingelegt und bezahlt werden, wenn dieser Dienstbote vom Tage seiner Aufnahme in einem Spitale wochentlich 1 fl. 30 kr., oder 1 fl., oder nur 42 kr., aber baar auf die Hand zurük fordert; und wenn Kapital, Zinsen und Zinseszinsen vom Tage ihrer Erlage bis zum Todes-

Tage des Erlegers, oder der Erlegerin, unvergütlich an leztere und deren Erben, und nur disponible für administratirende Magistraturen liegen bleiben?

Ich nehme dabei an, der Dienstbote beginne sei..., jedoch nur freiwillige, — und nach dem Verhältnisse seines jährlichen Geldliedlohnes berechenbare Zahlung, von dem 18ten Jahre seines Lebens, und schließe dieselbe mit dem vollendeten 60sten Jahre seines Alters; und die Magistraturen bestimmen zugleich dabei, daß jeglicher, wie immer Namen habender Rüklaß des in einem Spitale Verstorbenen, unbedingt in Zukunft an die rechtmäßigen Erben desselben, und ohne allem Abzug, hinausgegeben werde, — was Vertrauen erweket. —

Nachricht, wie man die Fruchtknoten der Kartoffeln einsalzen und als Oliven gebrauchen kann.

Die Kartoffeln bringen, besonders wenn man sie im Frühjahr in einem warmen Zimmer ꝛc. etwas keimen läßt, ehe man sie verpflanzt, und wann ein warmer Sommer einfällt, gegen den Herbst Fruchtknollen hervor. Diese wachsen zu oberst auf den Wurzeistengeln an verschiedenen kleinern Stengeln, wo die Blumenbüschel vorher herausgeschossen sind. Im Anfange findet man diese Fruchtknoten nicht größer als wie große grüne Erbsen; aber nach der Hand wachsen sie in Gestalt der Oliven, so groß wie beinahe eine kugelrunde Haselnuß. Man findet sie so hart, wie halbreife Stachelbeeren und sie behalten diese grüne Farbe einen Monat lang; aber bei zunehmendem Wachsthum werden sie nachher weich und bekommen ein gelbliches Ansehen, wo man in der fleischigten Materie dieser Fruchtknoten kleine zerstreute Kartoffelsamen findet.

Wenn diese Fruchtknoten noch etwas hart und grün sind, so werden sie abgepflükt und zum Einsalzen gesammelt.

Nachdem sie im Wasser wohl abgespült worden, legt man sie in eine zubereitete, abgeseihte, reine und starke Salzlake, und läßt sie darin zweimal 24 Stunden liegen, damit sie wie Salzgurken das nöthige Salz in sich ziehen.

Hiernächst werden die Kartoffelknoten aus der salzigen Lake herausgenommen, in einen Durchschlag gelegt, damit in einem halben Tage alle Lake davon abziehe.

Wenn dieses geschehen, nimmt man Wein- oder andern guten Essig, und kocht sie darin bei einem mäßigen Kochfeuer, daß die Knoten beinahe halb durchscheinend, aber doch so, daß sie durch das Kochen nicht zu weich werden.

In den Essig, worin die Fruchtknoten gekocht werden, legt man vorher Kräuter nach Gefallen, besonders Kräuterpfeffer, oder etwas Nelken und einige Muskatblumen. Kocht man sie in Dragonessig mit wenig Muskatblumen, so bekommen sie davon einen sehr angenehmen Geschmak, und sind dann besonders nicht weniger, als im erstern Falle, sehr magenstärkend und für Personen, die an der Kolik leiden, sehr dienlich.

So lange der Essig noch etwas warm ist, wird er nebst den eingemengten Kräutern abgeklärt, diese Fruchtknoten in einen gläsernen Hafen gethan, welcher mit Papier wohl überdekt und zugebunden wird, um sie zum Gebrauch aufzuheben, wo diese Kartoffelknoten, welche das Ansehen von Oliven haben, beständig mit Nuzen, als gesunder und schmakhafter wie Gurken, gebraucht werden können. B.

Das Vorherr'sche Gebälk.

Balken mit Strohlehm umwikelt.

Die Kunst, wohlfeil und zugleich feuersicher zu bauen, bleibt immerhin ein Gegenstand der höchsten Wichtigkeit für alle Bauunternehmer. Aber so reich unsere Erfahrungen über feuersichere Bau-Art sind, so arm erschienen sie bisher hinsichtlich der Gebälke, unerachtet das höchst einfache Mittel so nahe lag. Wie diese einen mächtigen Schirm gegen Feuer erhalten können, ist nun gefunden und bereits dergleichen gesicherten Gebälken der Name des Erfinders beigelegt worden. Die Vorherr'schen Balken werden nemlich mit Strohlehm (Lehm mit einigem langen Roggenstroh vermischt) umwikelt,

und so gelegt, daß sie sich mit dem Ueberzuge berühren, der erst dann angebracht wird, wenn das Gebäude unter Dach gestellt worden ist. Müssen die Balken einen verhältnißmäßig weiten Raum überdeken, so daß ein Durchzug angewendet werden muß, so wird auch dieser mit Strohlehm umwikelt. Durch diesen wohlfeilen und überall leicht zu bewerkstelligenden, höchstens 1½ Zoll diken Ueberzug wird das Gebälke, aus gesundem starken Holze bestehend, besonders gut erhalten, und trefflich gegen Feuer gesichert. Nur ein sehr heftiges Feuer, etwa von der Stärke eines Ziegelofens, würde die einzelnen Balken verkohlen. Auf das Gebälke kommt, wenn darüber Wohnpläze angelegt werden sollen, ein gut und freundlich verfertigter Estrich, venezianischer Boden 2c., oder eine Belegung mit gebrannten Plättchen nach italienischer oder französischer Weise, die durch Anstrich geschmakvoll verziert werden können. Der Boden und ein Theil der Seitenwände können auch, wie in Holland und Brabant, mit Platten von Porcellain oder Fayance belegt werden, die man neuerdings in Frankreich zu diesem Zweke besonders geschmakvoll verfertiget hat. Die Deke wird glatt mit Lehm verpuzt, darauf gemalt oder tapezirt, auch läßt sich Stukaturarbeit darauf anbringen.

Dieses feuerfeste Gebälk kann also in den Gebäuden der Reichen, wie in jenen der weniger Vermögenden angewendet werden. In Stallungen widersteht solches besonders den Ausdünstungen des Viehes, die unbeschirmtes Gebälk in wenigen Jahren zerstören. Durch eben dieses Gebälk werden besser, als durch die gewöhnlichen, holzersparenden Gebälke, die beim Feuer den Luftzug befördern, also das Feuer mehren und so manche Brandschäden durch ihre fehlerhafte Construktion vergrößern, die Stokwerke von einander gesondert, und der oft unangenehme Schall von einem Stokwerk zum andern möglichst vermieden. Es ist schwieriger zu durchbrechen, als selbst Gewölbe, und gewährt daher für Niederlagen, selbst für Gefängnisse die möglichst größte Sicherheit. Ueber dem obersten Gebälke im Hause werden noch einige Fuß Mauer auf die Umfassungswände angebracht und der Dachstuhl auf dieselben gesezt. Will man bei diesem Dachstuhle nun den Grundsaz der Feuersicherheit verfolgen, so kann dessen Holzwerk mit einem ¾ Zoll diken Strohlehm-Ueberzug versehen werden, oder besser, man macht den Dachstuhl höchst einfach, flach, möglichst leicht und wohlfeil aus Eisen, und dekt ihn mit italienischen Ziegeln, Hohlziegeln, auch mit gewalztem Eisenblech, Zink, Steinpappe, Mastic in Verbindung mit Eisendraht 2c., welche leztere Art auch anzuwenden wäre, wenn statt eines Daches eine Terrasse zur Bedekung oder zum Schluß des Gebäudes angebracht werden wollte. Eine wohlfeile und feuersichere Bedachung für Land-Gebäude geben besonders die Lehmschindel. Das Dach muß geschlossen seyn, und keine Lüken (Oeffnungen) haben; das Licht zum Dachboden wird durch die erhöhte Mauer gegeben. Die Umfassungswände des Gebäudes sind von natürlichen oder künstlichen Steinen, Ziegelsteinen, getrokneten Lehmsteinen, oder aus gestampfter Erde 2c. zu errichten. Die Zwischenwände aber sollten im Allgemeinen von Ziegelsteinen gemauert, oder bei minder Vermögenden wenigstens von getrokneten Lehmsteinen errichtet werden. Zur vollkommensten Sicherheit könnten Keller und Küche gewölbt, die Treppen in Stein oder Gußeisen, die Fensterstöke von Eisen verfertigt werden. Die Zimmerwände wären ebenfalls mit Lehmpuz zu versehen, und darauf in zierlichen Häusern Tapeten anzubringen, durch welches Verfahren die Zimmer wärmer würden. Die Tapeten, Thüren 2c. könnten mit der neu entdekten glasartigen Masse (mit gesättigtem Kieselkali) überzogen werden.

Schließlich erlauben wir uns das Urtheil an das Vorstehende zu reihen, welches öffentliche Blätter im Allgemeinen über den vorliegenden Gegenstand gefällt haben. „Das Vorherr'sche Gebälk, indem es als Verbindungsring in die vereinzelten Erfahrungen zur feuerfesten Bauart eintritt, vollendet jezt die Kette, und wird eben dadurch von der größten Bedeutenheit. Da es ganz vorzüglich bei der ländlichen Architektur anwendbar ist, so läßt sich durch solches eine zwekmäßige und gänzliche Umänderung derselben hoffen und erwarten.“

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Das Kopfkissen.

Wenn wir in der Stille der Nacht unser Haupt auf das Kissen legen, wenn die Seele in sich selbst hineinschauend nichts entdekt, worüber sie sich Vorwürfe zu machen hätte, o, welch ein köstlicher heilender Balsam verbreitet sich über unser ganzes Wesen! Dieser Augenblik ist es, wo das Gewissen Urtheil spricht. Der Kopf, in dem sich böse Anschläge regen, ist von Dornen umgeben, und der weichste Eiderdun verhärtet sich zu Stein. Um glüklich zu seyn, muß man mit seinem Kopfkissen in Frieden und Einverständniß leben. — Es müßte höchst anziehend seyn, wenn man die Unterhaltungen des Kopfkissens mit dem Welt- und Geschäftsmann, dem Satyriker ꝛc. belauschen könnte. Welche geheime Offenbarungen! Es ist der Augenblik, wo die Wahrheit zu uns spricht; denn unser Gewissen, wenn wir es nur hören wollen, sagt uns immer so ziemlich, was wir sind.

Man ist am Abend glüklich oder unglüklich in der Erinnerung. Unsere Fehler und Vernachlässigungen stehen vor dem Spiegel des Gedächtnisses, sie verscheuchen den Schlummer, oder drängen sich in unsere unruhigen Träume, um uns die Lehre einzuschärfen, „daß es keine Ruhe und kein Glük gibt, als in dem harmonischen Gemüthe des Weisen, der seine Brüder liebt.“

Andere errathen uns, aber wir selbst sehen uns, und wissen, was wir sind. „Kehrt euch nicht an das Urtheil der Menschen,“ sagt Montaigne, „sondern haltet euch blos an euer selbst Eigenes!“

Das Kopfkissen sagt uns, was wir morgen thun sollen, und wer es recht zu befragen versteht, wird bei seinen Antworten wohl fahren. Stößt es dein Haupt zurük, so beherzige die Warnung; aber empfängt es dich sanft in seinen weichen Umrissen, dann kannst du getrost vollbringen, was du beabsichtigest.

Glükselig Derjenige, der sich, den Kopf auf dem Kissen, sagen kann: Niemand hat mir seinen Kummer, sein Unglük vorzuwerfen, ich habe den Leumund keines Menschen verlezt, ich habe das Eigenthum wie die Ruhe der Familien geachtet, und der Lohn des Arbeiters ist nicht in meinen Händen geblieben. Solche Zeugnisse des Gewissens geben süßen Schlaf, und das Erwachen aus dem Schlafe ist noch süßer.

Ein Schriftsteller sollte stets auf seinem nächtlichen Kopfkissen seine Schriften noch einmal durchgehen. Wenn sie den Geist des Friedens, der Eintracht, der Ordnung athmen, werden wir solche auch alsdann gerne und freudig anerkennen.

Die Nacht ist die allgemeine Wohlthäterin aller Wesen. Unter ihrer Herrschaft verbreitet sich die größte Summe von Glükseligkeit über die Erde.

Lachen.

„Der Offene und Freimüthige“ — so sagt in seinem Traktat über das Lachen der Pseudonym Prosper Adrisius — läßt, wenn er lacht, den Selbstlauter a vorhören. Der Phlegmatiker den Laut des e und i. a mit o verbunden, bezeichnet Dreistigkeit und Freigebigkeit. e mit u verbunden, gibt den Geizigen, den Heuchler, den Hämischen zu erkennen. Zwei Personnen, deren eine im Lachen a und o, die andere e und i hören läßt, sympathisiren mit einander, und könnten gute Eheleute werden. Dike Leute lachen mehr und lauter als magere. Man gehe dem Nichtlacher aus dem Wege. Inneres Lachen bezeichnet die innere Bosheit. Das Lachen der Dummheit gibt keinen deutlichen Buchstaben von sich.

Lachen und Weinen.

Ein Weib kann, wenn's ihm einfällt, weinen,
Und wenn es will, es wieder lacht,
Ihr seht es bei der Trauung weinen,
Am andern Morgen dann es lacht,
Es macht ein Ding es plözlich weinen,
Dasselbe Ding macht, daß es lacht,
Mit einem Auge kann es weinen,
Indeß es mit dem andern lacht,
Macht euch nichts draus, wenn Weiber weinen,
Und nichts, wenn eines auf euch lacht.

Feindschaft.

Gräßlich Bild, entfliehe weit
Meinen Bliken, Kind von Neid,
Mit dem Namen dessen Kraft
Nichts als Schmerz und Unheil schafft.

Kazenkrallen sind dein Schwert,
Tigerwuth dein Sattelpferd,
Womit du den Feind erjagst,
Und ihm tiefe Wunden schlagst.

Bosgesinnung fühlt dein Herz,
Dein Gemüth von Stein und Erz,
Kennt kein and'res Glük der Welt,
Als wenn Last auf and're fällt.

Dunkelheit ist deine Lust,
Denn die Natter deiner Brust
Schleicht wie Schlangen, schiel und krumm,
In den Winkeln kek herum.

Klug schonst du die Tageszeit,
Bis die Kraft von Haß und Neid
Dich mit Tigerwuth besiegt,
Wenn dein Raub im Schlummer liegt.

Bonrath.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
III. Jahrgang. Nro. 33. 18. August 1836.

Inhalt: Mistreß Lee's. — Erd- oder Rasendächer. — Versuch, den Blitzstrahl zur Sprengung der Felsen anzuwenden. — Wie das Fleisch vor der Fäulniß, besonders in Sommertagen zu bewahren. — Wie schwimmen die Araber? — Anwendung der Eichenrindenlauge. — Schweinzucht.

Mistreß Lee's.

Aufenthalt bei den Negern von Empoöngwa.

Im Februar 1822 befand ich mich fünfzig (englische Meilen weit landeinwärts auf dem Gaboon, einem fünfzehn (englische) Meilen breiten, rings von Bergen und Wäldern in unabsehbarer Weite eingefaßten Fluße in Afrika. Das Schiff, auf dem ich mich zur Heimfahrt nach England eingeschifft hatte, mußte in diesem Fluße eine Ladung rothes Sandelholz und Ebenholz einnehmen; und da das Verladen einen Zeitraum von neun Wochen wegnahm, so hatte ich überflüßig Muße, mit den Einwohnern von Empoöngwa — so hieß das Duodez-Königreich, bei dem wir angelegt hatten — bekannt zu werden.

Am ersten Morgen nach unserer Ankunft hörte ich die wenigen Kanonen, die wir führten, einen unregelmäßigen Gruß donnern, fuhr erschroken auf, denn ich glaubte schon, es sey ein Gefecht mit einem der Seeräuber, die damals jene Weltgegend unsicher machten, erfuhr aber bald, daß das Ganze nur eine Salve zu Ehren des Negerhäuptlings „Tom Lawson" gewesen sey, der ohne diese Ehrenbezeugung nie an Bord kam; und bei dieser Gelegenheit ruderten ihn dann seine Untergebenen, so rasch sie konnten, so lange rund um das Schiff, bis die Begrüßungsfeierlichkeiten zu Ende waren. Dann kam er zu uns an Bord, bekleidet mit einem langen weiten braunen Ueberroke, einer weißen Weste, schwarzen Beinkleidern, einem unmäßig großen weißen Halstuche und einem ungeheuern aufgekrempten Hute. Sein gutmüthiges fettes Angesicht war mit den landesüblichen Abzeichen seiner Würde geziert — die Loken nemlich an den Schläfen und der Bakenbart waren so angeflochten, daß sie lange steife Hörner bildeten, die, mit den durchgezogenen Glaskügelchen, sehr weit über seine Nase hinaus vorstanden. Als er mich sah, blieb er zögernd stehen, denn ich war das erste weiße Frauenzimmer, das den Gaboon besuchte, wenn gleich die Weißen hier schon viele Jahre lang Handel getrieben hatten. Bald sich indessen wieder fassend — nahm Tom Lawson den Hut höflich ab, und versicherte mich, daß er sich glüklich schäze, mich zu sehen, und daß ich in ihm einen vollkommenen Engländer finden würde, denn „er esse mit Messer und Gabel, und sey ganz wie die Engländer." Was nun das Essen betraf, so that er es hierin, die Quantität ausgenommen, wirklich meinen Landsleuten gleich; allein wenn es ans Trinken ging, so verfiel er ganz wieder in seine angebornen Gewohnheiten, so daß — zu meiner unendlichen Ergözung — in demselben Augenblike, wo er einen langen tiefen Schluk Porterbier oder Grogg hinuntergoß, einer seiner Söhne den ersten besten heb- und tragbaren Gegenstand in die Höhe stellte, um seinen Vater vor jedem beobachtenden Auge zu verbergen, da es ganz wider die Regel lief, daß seine Untergebenen diese Handlung mit ansahen. Wenn er es endlich über sich gewinnen konnte, den Becher abzusezen, was er aber nicht eher that, als bis kein Tropfen mehr darin war, und er mich nun, was häufig geschah, von der andern Seite verstohlen nach ihm herüberguken sah, so pflegte er blos halb lächelnd den Kopf zu schütteln, ohne meine Neugierde sonst übel zu nehmen. Er legte eine sehr ehrerbietige Bewunderung gegen mich an den Tag, und pflegte häufig, mit dem größten Anstand in Wort und Benehmen, zu erklären, daß er sein Leben in meinem Dienste zu lassen bereit sey.

Dieser Häuptling war der vermuthliche Thron-Erbe seines bettlägerigen ältern Bruders, des regirenden „Königs Georg" (King George), und durch seine Hände ging immer, und zwar fast allein, der größere Theil der Handelsgeschäfte, wodurch er sich denn ein sehr bedeutendes Vermögen gesammelt hatte; übrigens war er, bei all seiner Genauigkeit und Gewinnsucht im Handel, ein gar gutmüthiger, wohlgesitteter alter Mann. Die Neckerei und die muthwilligen Streiche, die ich ihm häufig spielte, vergab er mir schnell und gern, und vertrieb mir manche Stunde meines damaligen langweiligen Aufenthalts durch seine wohlangebrachten und verständigen Fragen und Erkundigungen über England.

Wiewohl die Eingebornen in Schaaren herbeikamen, um mich zu sehen, so waren wir doch beiderseits begierig, mehr von einander kennen zu lernen, als das Schiff hierzu Gelegenheit bot; ich nahm deßhalb eine Einladung, ein Paar Tage in der Hauptstadt Naängo zuzubringen, gern an, und brach dahin eines Morgens vor Sonnenaufgang auf. Nach einer Ruderfahrt von etwa sechs (englischen) Meilen in dem Schiffsboote liefen wir in eine romantische kleine Bucht, die ungeheure Wälder ringsum besäumten, ein. Der Eingang war zum Theil mit Mangeln *) versperrt, die mit ihrem schwarzen glänzenden Laubwerk und ihren langen scharlachrothen Beeren, aus denen der Pflanzenkeim bei dem leisesten Winde zitternd in der Luft sich schwenkte, buschartig wie Myrthengesträuch aus dem Wasser aufsteigen oder zu stattlichen Bäumen aufgeschossen waren. Da und dort hing ein abgestorbener Ast oder Baumsproß seine verwelkten Zweige, bedeckt mit kleinen Austern vom köstlichsten Geschmake, weithin über den Strom. Wo nur die Mangeln Raum ließen, erblikten wir den Urwald im Hintergrunde zwischen ihnen heraus; das Laubgewölbe, das uns umdämmerte, die geraden, gewaltigen, fernhin sichtbaren Stämme, weiter zurük die düstere Stille der dunkeln Durchsichten — Alles vereinigte sich, das Bild eines mächtigen hehren Doms zu geben. Ueber uns war jedoch Alles Leben und Glanz: Vögel mit dem seltensten und schimmerndsten Gefieder flatterten von Baum zu Baum; Papogeien kreischten und fochten auf den obersten Zweigen; blizende Insekten schwirrten überall im Kreistanze umher; Affen kletterten, und sprangen, und schwazten; und gelegentlich zog eine Schaar Pelikane oder Störche in feierlicher Reihe an den Uferrändern hinauf, um sich ihr Frühstük aus dem Strome unten herauszufischen, der klar genug war, um uns sehen zu lassen, daß auch er reich an glänzenden Bewohnern sey. Die Bucht etwas weiter hinauf nöthigte uns, ein quer herüber gestürzter Riesenstamm, über ihn weg zu klettern, während unser Boot unter ihm durchging; die Einwohner kümmerten sich indessen so wenig um diesen Uebelstand, daß man eben die Baum-Leiche dort liegen ließ, bis sie mit der Zeit von selbst verwesete.

Der Landungsplaz befand sich am Fuße eines Berges; hier kamen uns mit europäischen Anzügen bekleidete Abgesandte aus der Stadt entgegen. Man erwies mir die ehrfurchtsvollste Aufmerksamkeit, und würde mich, hätte ich nicht vorgezogen, zu Fuße zu gehen, auf den Schultern weiter getragen haben. Unser Weg führte durch den Wald, und bot bei jedem Schritte eine solche Fülle von nie gesehenen Herrlichkeiten, daß ich den ganzen Tag mit ihrer nähern Beschauung hätte zubringen mögen. Als wir auf die Höhe eines ansehnlichen Berges aus dem Waldschatten herauskamen, ergözte ich mich besonders an dem Anblik eines stattlichen, weit hinauf mit den verschiedenfarbigsten Schlingpflanzen umwundenen Baumes. Ich werde ihn mein Leben lang nicht vergessen; denn als ich mich, meine Augen noch voll von seiner Schönheit, zufällig umdrehte, erblikte ich die scheußlichste und ekelhafteste Gestalt, die mir, obgleich ich an manche grausenhafte und abschrekende Erscheinung gewohnt worden bin, noch je vorgekommen war. Es war ein sogenannter weißer Neger, mit allen den seiner Race eignen Zügen — blauen Augen, hellgelbem Haar und einer blaßrothen runzeligen Haut. Meine Begleiter führten mich hurtig an ihm vorbei, und sagten, es sey ein Sklave

*) Rizophora mangle, der Manglebaum, der im wasserreichen Boden so üppig gedeiht, daß einer schon zu einem kleinen Walde sich ausbreitet.

aus dem innern Afrika. Am Ende einer breiten, aus hübschen Bambusreisern bestehenden Strasse schieden sie von mir an der Thüre der Wohnung des Statthalters. Hatte mir schon Tom Lawson gefallen, so war dieß noch mehr mit meinem Wirthe der Fall; sein ganzes Benehmen war äußerst sanft, ich möchte fast sagen das eines fein gebildeten Mannes; ich war von seinem freundlichen, wohlwollenden Betragen gegen sein Volk, seiner grossen Gastfreundschaft, ohne die mindeste Hoffnung auf Vergeltung seiner Bereitwilligkeit, uns über Alles Auskunft zu geben, seinem eifrigen Wunsche, uns Unterhaltung zu verschaffen, und seinem richtigen Verstande wie bezaubert; und ich kann sagen, ich fühlte mich hier in den Wildnissen Afrika's, mit nur zweien oder dreien meiner Landsleute an der Seite, eben so sicher und ruhig, wie nur in einer der Straffen Londons.

Für eine Menge von Erfrischungen war überreichlich gesorgt und sobald es kühl genug wurde, um ausgehen zu können, mußte ich Sr. Majestät meine Aufwartung machen. Schwach an Seele und Leib hatte „König Georg“ immer noch ein gutes Theil Habsucht; er beschenkte mich zwar mit einer schönen Matte, allein das Gegengeschenk, das ich ihm aus Höflichkeit machen mußte, kostete mich dreimal so viel. Ich war übrigens darauf gefaßt gewesen; denn er hatte tagtäglich sein Lieblingsweib zu uns aufs Schiff geschikt, wo sie dann nie mit leeren Händen heimkehrt. Sie trug einen Besaz von Messingschellen unten an ihrem Rökchen, und nie werde ich den Verdruß vergessen, den mir ihr Geklingel während eines Unwohlseyns, das mich befallen hatte, damals bereitete.

Ich kürzte meinen Besuch bei Sr. Majestät so viel als möglich ab, und sah mich dann weiter in der Stadt um, wo man mich überall mit einer Art Begeisterung empfing. Einige streuten einen Regen von Blumen über mich; Andere kamen näher und berührten mein Kleid; ein Paar, noch kühner, reichten mir die Hände, und hielten sie, wenn ich diese annahm, ihren Begleitern hin, um sie von diesen drüken zu lassen. Mehrere schritten rükwärts vor mir hin, sahen mir starr ins Gesicht, und wenn ich ihnen dann zunikte, brachen sie in ein Gelächter aus, in das ich gelegentlich unwillkürlich mit einstimmen mußte. Ich trat in mehrere der Häuser, die sehr reinlich gehalten waren; die Zwischenräume zwischen den Bambusstangen waren mit trokenem Laub ausgefüllt; die Dächer mit Palmblättern gedekt; die Thüren häufig mit plump geschnizten und bemalten Figuren geziert; die Fenster hatten Läden, und die Häuser selbst waren durch verschiedene Verschläge abgetheilt, von denen einer als Wohnzimmer und ein anderer als eine Art Vorrathsmagazin oder Speisekammer zur Aufbewahrung von Früchten und Obst diente. Die Bettstellen waren aus Bambus gemacht, und mit Matten oder Deken von gleichem Stoffe belegt. Es wurden mehrere Feste mir zu Ehren gegeben, und ich durfte bei keinem fehlen. Gewöhnlich wurde ein mit einem großen Stük Tuch belegter Armstuhl für mich hingestellt, und von diesem „Throne“ aus sah ich dann dem Tanze, hörte ich dem unaufhörlich wiederholten Gesange zu, der auf die erste Ankunft der weißen Männer verfertigt worden war, und in welchem dieses wundervolle Ereigniß im Werthe dem Blatte ihres kostbaren Butterbaumes gleich gestellt wurde.

Nach langem Umherstreifen kehrte ich in die Wohnung meines freundlichen Wirthes zurük, wo man mich, nach dem Thee (mit dem wir uns vom Schiff aus versehen hatten), ersuchte, ein wenig Musik anzuhören. Ich schraubte meinen Muth hinauf, so hoch es sich thun ließ, um ja alle Arten von barbarischen Tönen gehörig aushalten zu können; allein zu meinem großen Erstaunen schlug eine schnelle und reine Folgereihe von Akkorden einer lieblich tönenden Harfe an mein Ohr. Ich drehte mich nach dem Spielenden um und erblikte — den weißen Neger. Sein Spiel überraschte und unterhielt mich so angenehm, daß ich darüber meinen Ekel vor dem abschrekenden Künstler bald vergaß. Seine Stimme — denn er begleitete sein Harfenspiel mit Gesang — war melodisch und kraftvoll, wie sein Vortrag, und während des Spielens schien er Alles um sich her gänzlich zu vergessen. Seine Harfe hatte oben einen gut geschnizten Figurenkopf, und ihre Saiten, nur acht an der Zahl, waren aus den Wurzelsprossen eines

Baumes gemacht. Man sagte mir, er habe dieses Instrument aus dem Binnenlande, wo dergleichen häufig im Gebrauch seyen, mitgebracht; man halte ihn übrigens für verrükt und schäze ihn nur wegen seiner musikalischen Talente.

Endlich wurde es Schlafenszeit, und ich zog mich in mein Gemach zurük, dessen erdener Estrich, um mir eine Ehre anzuthun, mit neben einander gelegten schmalen Eisenstangen, wie solche im Handel gebräuchlich sind, überdekt war, die, bei jedem Tritte über sie hin, dermassen zusammen klapten, daß die ganze Stadt darüber hätte in Aufruhr kommen können. Kaum hatte ich mich fertig gemacht, zu Bette zu gehen, als ein Gewitter, das schon lange drohend herumgezogen war, mit einer fast nur in den Tropenländern erhörten Wuth gerade über der Stadt ausbrach. Ich fing mir nachgerade zu überlegen an, daß mein eiserner Stubenboden nicht eben der sicherste Plaz, um darauf zu stehen, sey, denn die elektrische Materie spielte blizschnell schon überall auf und an ihm hin, und ich war deßhalb im Begriffe, das Gemach zu verlassen, als ich einen großen altmodisch mit Seide überzogenen Armstuhl, wahrscheinlich eine Reliquie von einem französischen Schiff, entdekte. In ihm schmiegte ich mich aufs Beste zusammen, und freute mich schon über meinen Gewitterschuz, als sich eine neue und für mich weit furchtbarere Quelle zur Angst aufthat. Ein lautes Rascheln in dem Palmendache verrieth, daß die Regengüsse die Ratten aus ihren Versteken getrieben hatten; und richtig fuhren sie auch in das Zimmer herab, und schossen hin und her, und kletterten pfeilgeschwind die Wände auf und ab. Das Einzige, was mir zur Hand war, und das möglicherweise bei einer solchen Gelegenheit von Nuzen seyn konnte, war ein Schuh, und da saß ich denn, stets schlagfertig mit einer Waffe, bis ich mir weitere Hilfe verschafft und der Gewittersturm sich gelegt haben würde. Dann kroch ich in die Musquito-Ueberdeken von Bambusfasern, schlief aber zum Glük „auf meinen Waffen;" denn in einer halben Stunde etwa wekte mich ein Krazen an der Außenseite meiner Ueberdeken auf. Ich dachte mir gleich die Ursache, sprang hurtig auf und schlug mit meinem Schuh den Schelm zu Boden. Fünf Mal wurde ich auf dieselbe Weise in meiner Nachtruhe gestört, und erst das Tageslicht verschaffte mir wieder den vollen Besiz meiner Kammer.

Man darf übrigens nicht denken, als ob meine Gegenwart überall Freude erregt hätte; denn mehrere neue Sklavinnen aus dem Binnenlande erklärten mich geradezu für einen bösen Geist, und behaupteten, sie müßten auf der Stelle Todes sterben, wenn sie mich anblikten. Ich hatte nicht bedacht, daß sie nie einen Weißen auch nur gesehen hatten, und hielt deßhalb ihre Angst mehr für bloßes Geziere. Ich versuchte, sie durch kleine Geschenke und Liebkosungen zu gewinnen, als aber meine Bemühungen ohne Erfolg blieben, schlich ich mich leise hinter eines der Mädchen, faßte es sachte bei den Ohren und drehte dann seinen Kopf hurtig und ganz nahe an dem meinigen herum. Sie stieß einen furchtbaren Schrei aus und fiel in Ohnmacht; jezt, da ich mich überzeugt hatte, daß ihr Schreken keine Verstellung war, that mir mein muthwilliger Streich recht leid, um so mehr, als das arme Ding den ganzen Tag über fortwährend sehr unwohl blieb. Zur gerechten Strafe sollte ich wenige Stunden darauf einen ähnlichen Schreken zu bestehen haben. Ich saß — wie ich meinte — allein in dem Wohnzimmer, und ging auf die entgegengesezte Seite hinüber, um meine Handschuhe zu holen, als plözlich etwas mit einem furchtbaren Griff und Geheul von hinten auf mich lossprang. Ich erwartete zum Wenigsten den offenen Rachen eines Löwen mich angähnen zu sehen, und war — glaube ich fast — nicht minder entsezt, als ich in dem vermutheten Ungethüm den weißen Neger erkannte. Das gellende Geschrei, das ich ausstieß, brachte augenblikliche Hilfe herbei, und ich wurde sogleich aus den Klauen des Wahnsinnigen befreit. Wie es schien, hatte er mich wegen seines schwachen Gesichts *) nicht recht deutlich bis zu dem Augenblike gesehen, und ihn dann sein Erstaunen über meinen Anblik in

*) Die Kakerlaken (Albinos, weiße Neger u. s. w.) können bekanntlich wegen des ihren Augen mangelnden schwarzen Pigments diese bei dem hellen Licht des Tages nicht ganz öffnen, während sie bei Nacht ziemlich gut sehen.

Raserei versezt. Er wurde weggeschikt, und würde, hätte ich nicht um Verzeihung für ihn gebeten, hart gezüchtigt worden seyn; übrigens hielt man ihn während der noch übrigen Zeit meines Aufenthalts in Maängo sorgfältig von mir entfernt.

Bei meiner Rükkehr nach dem Schiffe fand ich einen hübschen kleinen Schooner nebenan liegen; er war mit Schwarzen bemannt, und sein Eigner oder Befehlshaber ein schlanker portugiesischer Mulatte, dessen Kleidung von Gold starrte. Er blieb zwei Tage bei uns, indem er augenscheinlich jeden Winkel im Schiffe ausspähte, und die Matrosen immer dieß und jenes zu fragen hatte. Unser Kapitän, ein argloser Mann, theilte ihm seine Plane mit, und ließ ihn nebstdem noch als seinen Schuldner absegeln. Bald nachdem er uns verlassen hatte, wurde der größere Theil der Schiffs-Mannschaft ein Stük Weges stromaufwärts geschikt, und fuhr mit den Booten in die Strom-Buchten, um die Ankunft der Ladung fördern zu lassen; und am Morgen darauf fanden sich ganz unerwartet mehrere mit einem neuen Schlag Menschen aus dem benachbarten Königreiche Kaylih angefüllte Kanoes an unserm Schiffe ein. Sie kamen, wie sie sagten, des Handels wegen an Bord, sezten sich aber ganz ruhig auf dem Verdeke fest. Diese Leute sind als Menschenfresser bekannt; ich war deßhalb neugierig, sie zu sehen, und sezte mich, mit einem Buche in der Hand, oben hart an die Kajütentreppe. Ihre lauernden Blike und ihr finsteres Aussehen ließen mich indessen bald wünschen, ihnen aus dem Gesicht zu kommen; am Meisten aber machten sie mich um die Sicherheit eines kleinen Vetters besorgt, der unter meiner Obhut nach England reiste. Gegen das Ende des zweiten Tags hörte ich einen gewaltigen Lärmen über mir, und kurz darauf stürzte der Steuermann Hilfe rufend mit den Worten: „die Kaylihs und Empoöngwa's seyen scharf an einder," in der Kajüte. Das Kind war mir von der Seite gewischt, und ich flog nun in großer Angst die Treppe hinauf und brachte es in Sicherheit. Ich wurde auf diese Art wider Willen Zeuge des Auftritts; das Verdek schwamm in Blut, und Schwarze und Weiße waren allesammt im hizigsten Gefecht; die Kaylihs handhabten ihre langen Messer äußerst rüstig und gewandt, die Offiziere gebrauchten nicht minder eifrig ihre Degen und Pistolen, und die Matrosen hatten ihre Arbeitsgeräthschaften ergriffen. Nach einem verzweifelten Kampfe wurden die Kaylihs überwältigt, ihre Verwundeten in die Kanoes geworfen, und die unverlezt Gebliebenen fest zusammen und an verschiedene Theile des Schiffs angefesselt. Auf der Stelle wurden Boten nach unserer übrigen Schiffsmannschaft ausgeschikt, die dann auch mit einer bedeutenden Verstärkung von Empoöngwa's zurük kam. Den Kaylihs wurde jezt freier Abzug vergönnt, und Tag und Nacht, so lange wir noch in dem Flusse blieben, scharfe Wache gehalten. Wir kamen nachher dahinter, daß das Ganze ein von dem „gelben Gaston" (so war der portugiesische Mulatte genannt) angezettelter Plan, unser Schiff zu nehmen, gewesen war, in welchem Falle wir dann insgesammt ermordet, das Schiff aber von allem Werthvollen geleert und dann versenkt worden seyn würde. Schon vor drei Jahren hatte dieser Mensch — schien es — mit Beihilfe der Kaylihs ein englisches Schiff sammt seiner Mannschaft, die zuvor durch Krankheit vermindert und geschwächt worden war, vernichtet.

Die Hize wurde jezt so heftig, daß ich es troz einer dreifachen und durchnäßten, über das Verdek gespannten Sonnendeke auf diesem den Tag über nicht auszuhalten vermochte; die Gewitter-Stürme wurden immer häufiger, und Alles verkündete den nahen Eintritt der Regenzeit. Auch unsere Leute wurden krank, und wenn wir gleich in Hoffnung auf eine bessere Ladung noch zögerten, so sah sich unser Kapitän doch genöthigt, Anstalten zur Abfahrt zu treffen. Unser Unterschiffer, *) ein sehr geschikter Seemann und von äußerst gefälligem Benehmen, starb unter meinen pflegenden Händen; ein Matrose folgte ihm bald nach; unsern Schiffszimmermann befiel ein tödtliches Fieber, und unser vortrefflicher und thätiger Proviant-Meister wurde bettlägerig. Nun mußten alle Hände an's Werk, um den durch einen Blizstrahl zersplitterten Mast wieder auszubessern. Unsere Tod-

*) Mate auf Kauffahrteischiffen der Nächste nach dem Kapitän.

ten begruben wir auf einem freundlichen Eilande im Flusse; und da zudem in der Nacht ein spanischer Pirat neben uns Anker warf, so feuerten wir noch vor Tagesanbruch Tom Lawson unsern Abschiedsgruß, spannten alle Segel auf, und waren, von Wind und Flut begünstigt, um Mittag schon weit auf unserm Wege, „um die südöstlichen Passatwinde abzufangen." Am Morgen, wo wir bereits das Land aus dem Gesichte verloren hatten, mußten wir noch unsern armen Zimmermann dem Schooße des Meeres übergeben.

Erd- oder Rasendächer.

Bekanntlich werden in Schweden mit Thon und Erde feuerfeste Dächer gemacht. Man nagelt nemlich auf die Sparren Weidengeflechte, überzieht dieses zwei Zoll dik mit fettem geschlagenen Thon, legt auf diesen 2 bis 3 Zoll hoch fette, schwarze Erde, die mit Quekenwurzeln vermischt ist, und streut zulezt Heusamen darauf, wodurch das Dach in Kurzem zur künstlichen Wiese wird. In einigen Theilen Norwegens baut man Blumen und Gras, das wie anderes Gras gemäht wird, auf den mit Birkenrinde gedekten Dächern der Häuser. Es geschieht dieß zugleich auch, um die Rinde länger vor Fäulniß zu bewahren. — Wären nicht in Deutschland in dieser Hinsicht ebenfalls Versuche zu machen, und ließen sich hierdurch nicht die Sparren in so fern ganz beseitigen, daß gleich unmittelbar auf das Gebälk, am Besten wohl auf Vorherr'sches Gebälk (s. 254 im vorigen Nro.), Thon und Rasen in niedriger Sattelform aufgelegt und so die Dachung gebildet würde? B.

Versuch, den Blizstrahl zur Sprengung der Felsen anzuwenden.

Nahe bei dem Dorfe Philippsthal in Ostpreußen befand sich auf einem ziemlich emporragenden Berge ein dort sogenannter Teufelsstein, dessen über der Erde sichtbare Oberfläche etwa 14 Fuß im Durchschnitt hatte. Um den Versuch, ihn durch einen Blizstrahl zu zersprengen, zur Ausführung zu bringen, wurde indessen Mitte ein Loch so eingehauen, daß an dem Tage, wo die Gewitterwolken herangezogen, eine 28 Fuß hohe und gespizte Stange von Eisen als Blizableiter darin aufgerichtet und mit Eisenstüken befestiget wurde. Nachdem nun der Bliz hierdurch angezogen war, sah man bald seinen zerschmetternden Strahl sich hinuntersenken; die Eisenstange stürzte um, und als der Donner völlig schwieg, fand man den großen Stein in der nemlichen Lage, aber durch und durch in Stüken zersprengt, jedoch nicht umher geworfen. Man sieht hieraus, daß es nicht nur in der Macht des Menschen steht, den Bliz abzuleiten, sondern daß man auch durch mehrmals wiederholte Versuche dahin werde gelangen können, ihn nüzlich anzuwenden.

Wie das Fleisch vor der Fäulniß, besonders in Sommertagen zu bewahren.

Herr Campe schreibt, in seiner kleinen Reise-Beschreibung, an seine Kinder, besonders an seine Tochter, Folgendes:

„Ich aß gestern Abend von einem Braten, der schon 14 Tage alt, und in weniger als einer Stunde gar gemacht war; und ich fand ihn nicht nur vollkommen frisch, sondern auch so durchgebraten, als einen, der wohl 2 oder mehr Stunden lang am Spieß gestekt hat. Beides erwekte meine Verwunderung, und ich hielt es der Mühe werth, zu untersuchen, wodurch man doch wohl das eine wie das andere möchte erhalten haben? Und da brachte ich Folgendes heraus. Das Fleisch war weder in einem Eiskeller, noch in einem Keller überhaupt, sondern in freier Luft und zwar auf der Hausdiele in einem zwischen 2 entgegen gesezten, bei immer offenen Thüren hängenden Fliegenschranke aufbewahrt worden. Der Flor, womit ein solcher Schrank umgeben ist, hatte es vor Insekten und die Zugluft, worin es hing, vor der Fäulniß geschüzt. Was aber die Geschwindigkeit betrifft, womit man dieses Fleisch gebraten hatte, so war dieselbe dadurch bewerkstelligt worden, daß man auf beiden Seiten des Bratenwenders ein gleich großes Feuer angelegt hatte, wodurch das Fleisch einer doppelten Hize von vorn und von

hinten ausgesezt wurde. Damit es aber hiebei nicht vom Rauche leiden möchte: so hat man Sorge getragen, nichts als gutes und vollkommenes troknes Holz anzulegen.

Ich erinnere mich hierbei eines andern Mittels, frisches Fleisch in Sommertagen vor der Fäulniß zu bewahren, welches ich von einem Brittanischen Oekonomen lernte, und welches eben so probat seyn soll. Dieses besteht darin, daß man das Fleisch in Kalkwasser legt bis man es brauchen will. Ueber dieses Mittel zankten sich in England 2 Schriftsteller, deren einer in Ansehung der Wirkungen des Kalkwassers gerade das Gegentheil von Demjenigen behauptete, was der andere davon versichert hatte. Der eine behauptete nemlich, es hindere, der andere, es befördere die Fäulniß, und beide beriefen sich auf Versuche, die sie selbst damit angestellt hätten. Ein dritter, welcher beide als ehrliche Männer kannte, die wissentlich keine Unwahrheit sagen würden, machte ihnen die Versuche nach, und merkte bald, wo das Mißverständniß verborgen läge. Er stellte nemlich eine doppelte Probe an: die eine mit Fleisch, die andere mit Fischen. Und da fand er denn, daß das Kalk-Wasser auf diese zweierlei Dinge eine ganz entgegengesezte Wirkung äußere; die Fische geriethen bald in Fäulniß, aber das Fleisch blieb frisch. Er machte darauf bekannt, daß beide Männer recht hätten, und daß ihr Widerspruch blos daher rühre, daß der eine seinen Versuch an Fleisch, der andere an Fischen gemacht hatte.

Wie schwimmen die Araber?

Auf eine sehr einfache Art, auf Schläuchen. Sie nehmen ein Ziegenfell und nähen alle Oeffnungen sogar bis auf die des einen Fusses zu, womit sie den Balg aufblasen, bis er mit Luft angefüllt, und recht prall ist, worauf sie ihn zusammendrehen und recht fest zuhalten. Auf solchen Schläuchen, die Pfeife im Munde, die Kleider in ein Bündel gepakt auf der Schulter, schwimmen sie nun, mit Füßen und Händen sich lenkend, gleich Enten unter Sang und Jauchzen, familienweise über den Euphrat und Tigris und weit hinan. Wie viel reden wir von Schwimm-Maschinen! Warum ahmen wir nicht diese Methode nach? *r.

Anwendung der Eichenrindenlauge.

Die Eichenrinde wird bekanntlich bei der Gerberei gebraucht; die Lauge davon kann aber, wie es auch von den Schweden geschieht, noch zu vielen andern Dingen in der Landwirthschaft verbraucht werden. Die Schweden weichen in solche Lohbrühe ihre Fischerneze und alles Strikwerk, ja, auch die Segel- und Zeltleinwand, und Alles, was aus Hanf und Flachs bereitet wird, acht bis zehn Tage und länger ein, damit diese Lauge das Hineingelegte vollkommen durchdringe, und den Gummi, das harzige Wesen u. s. w. darin zerstöre. Wird der Bindfaden auf diese Weise ausgelohet, so ist er weit dauerhafter, und kann unter andern zur Befestigung der Bäume gut gebraucht werden.

Schweinzucht.

1. Ostfriesland. Schweine von 400 Pfund sind hier nichts Ungewöhnliches; Seltenheiten sind die von 7—800 Pfd. Man nährt und mästet sie größtentheils mit abgeraumter Milch.

2. Schwarze Schweine. Das kleine, schwarze afrikanische, oder spanische Schwein wird, auch bei nicht ausgezeichnet gutem Futter, sehr schnell fett.

3. Mastung. Gesäuertes Futter dient ihnen ganz vorzüglich zur Mastung, noch mehr der Mais. So mästete der Engländer Fischer ein Schwein damit in 6 Wochen und 3 Tagen zu dem Gewicht von 210 Pfund.

Die Schweine in der Gegend von Neapel werden davon so fett, daß sie sich nur mit Mühe bewegen können. Will man wissen, ob sie fett zum Schlachten sind, so sticht man eine stählerne Sonde in die Seite. So weit diese, ohne daß sich das Thier rührt, eindringt, ist Fett. Berührt sie Muskel und Nerven, so fängt das Thier an, zu schreien.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Wahrheit und Lüge.

Jedermann ist Lobredner der Wahrheit und doch wird sie überall übel aufgenommen.

Man verwünschet die Lüge und trifft sie auf allen Strassen und fast in jedem Complimente.

Die Wahrheit ist eine und dieselbe, es gibt nur eine Art sie zu sprechen, jede Veränderung entstellt und zerstöret sie.

Man hat hunderterlei angenehme Arten, eine Lüge zu sagen.

Erdichtungen sind Lügen, denn die Einbildungskraft schafft, was nicht vorhanden ist, und doch ist diese das schönste, das gefeiertste Talent.

Nicht aus Schamhaftigkeit, sondern aus Kokketterie geht die Wahrheit verschleiert, denn ihr Antliz ist so unangenehm, daß ihr Niemand ins Gesicht sehen mag. Welcher Maler würde seine Portraits verkaufen, wenn sein Pinsel immer der Wahrheit huldigte? Welche Frau würde sich nach zurükgelegtem 30sten Jahre malen lassen, wenn sie auf der gefälligen Leinwand mehr als 20 Jahre hätte?

Larochefaucauld sagt: Zwei Dinge kann man nicht scharf ansehen: „Die Sonne und den Tod.“ Er hätte noch ein Drittes, die Wahrheit hinzufügen sollen. — Viele Menschen sterben, ohne daß sie ihr jemals nahe gekommen sind.

Fontenelle sagt: „Wenn ich eine Handvoll Wahrheiten hätte, ich würde mich wohl in Acht nehmen, sie zu öffnen.“

Die Aufrichtigkeit und Freimüthigkeit sind Schwestern der Wahrheit; man rühmt und flieht sie wie ihre ältere Schwester.

Was wird mehr gerühmt als Standhaftigkeit in Erduldung von Schmerzen und ein heiteres Gesicht mitten unter Qualen? Ist nicht diese erhabene Anstrengung selbst die größte Lüge? Der die Wahrheit am Meisten liebende Mensch kann seinen guten Namen durch eine einzige Lüge einbüssen; ein Lügner hingegen kann hundert Wahrheiten sagen, ohne daß seine Reputation darunter leidet.

„Es ist ein Unterschied zwischen Dingen, welche gleiche Namen tragen,“ sagt Sganarelli; dieser Unterschied besteht auch zwischen Lügen und Lügen. Jede Familie hat ihre Ungeheuer; jene der Antoninen war nicht davon ausgenommen, denn Commodus war der Sohn des Mark-Aurel. Die Verleumdung ist das Ungeheuer in der Familie der Lügen; aber so verhaßt es auch ist, zieht man es doch der übeln Nachrede vor, weil diese gewöhnlich eine Tochter der Wahrheit ist.

Plato nennt selbst die mathematischen Wahrheiten Arzneien, denn dieser grosse Freund der Wahrheit liebte sie zu sehr, sich zu verhehlen, daß sie einen sehr bittern Beigeschmak habe.

U. A. w. g.

Mein „Abel,“ dieses Trauerspiel,
Das mir, (dem Dichter,) sehr gefiel,
Ließ ich im Fastnacht geben,
Was mußte ich erleben!!

Zwar gab zuvor ich einen Thee,
Und Karten mit U. A. w. g.
Schikt' ich nach allen Eken,
Den Rüken mir zu deken.

Doch hört nur meine Höllennoth;
Auf diesen Karten stand mein Tod.
Hört wie man Sturm geläutet,
U. A. w. g. gedeutet.

Als Anfangs mit dem Engelchor
Mein Stük begann am Himmelsthor,
Da riefen Lästerzungen:
Und Anfangs wird gesungen.

Kaum war der erste Akt vorbei,
Da hört' man schon mit Spöttelei
U. A. w. g. ertönen:
Und Alle werden gähnen.

„Silentium!“ rief der Direktor:
Nehmt doch nur eure Karten her,
Hinweg mit Stok und Flöten,
Um Ausdau'r wird gebeten.

Gebt Acht, das Ende wird noch gut,
Gleich fließt des Abels theures Blut,
Schon blinken Kains Waffen
Und Alle werden gaffen.

Zu spät! Mich schüzte kein Appell,
Denn Alles fährt mit Spott und Groll,
„Der Autor wird ergriffen“
Und Abel ward gepfiffen.

Gepfiffen? Nein! rief ich ganz bleich:
Erbarmen! ach erbarmet Euch!
„Hilf Du, o Allgerechter!“
Umsonst! Ach welch' Gelächter!

Ein Scherz blos — lieben Leser, wißt,
Freund Momus hat mich nur geküßt,
Jezt ist er fortgeflogen,
Und Alles war gelogen.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. C. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

III. Jahrgang. Nro. 34. 25. August 1836.

Inhalt: Aker-Katechismus. — Die adeligen Kultur-Versammlungen. — Die orientalische Kompagnie. — Der Mensch, eine Stadt. — Strenge Kur.

Aker-Katechismus,

wo in
Fragen und Antworten
gelehrt,
einfach und faßlich für den Landmann vorgetragen wird:

1) Eine Erklärung der Merkmale verschiedener Erdreiche.
2) Die sichersten Regeln, nach welchen der Boden durch die Vermischung, der Natur und Qualität nach verschiedenen Erdgründen fruchtbar zu machen ist.

Fr. Welches Akerfeld heißt man fruchtbar?

Antw. Dasjenige, auf welchem die Früchte in Menge aufwachsen und zu einer gewünschten Zeitigung gelangen.

Fr. Was wird hiezu erfordert, daß die aufgesäete Fruchtart wohl gedeiht?

Antw. Daß sie hinlängliche Nahrung und diese beständig erhält.

Fr. Welches ist die Nahrung der Früchte der Felder?

Antw. Dasjenige, woraus sie selbst bestehen.

Fr. Woraus bestehen alle Früchte der Akerfelder?

Antw. Aus Wasser, feiner Erde, Salz und Oel.

Fr. Woher weiß man dieß?

Antw. Aus ihrer Auflösung, denn

1) wenn man den Samen oder die Pflanzen auspreßt, so hat man einen wässerigen Saft.
2) Läßt man sie verfaulen, so werden sie leztens Erde.
3) Brennt man sie zu Asche und macht aus dieser eine Lauge und läßt solche nach und nach auf einem Feuer einsieden, so bekömmt man ein scharfes Salz.
4) Nimmt man die Körner des Getreides und bringt sie auf die Oelmühle, so erhält man von ihnen ein Oel.

Fr. Woher erhalten nun aber die Früchte diese ihre Bestandtheile?

Antw. Theils aus der Luft durch den Regen, Thau und Schnee, theils aus dem Boden des Akerfeldes selbst.

Fr. Wie kann man erweisen, daß die Gewächse diese ihre Theile theils aus der Luft und durch Regen, Thau und Schnee erhalten?

Antw. Weil

1) einige Gewächse, ohne im Erdreich zu stehen, frech fortwachsen, als das Bruchgras, man breche eines entzwei, steke es da oder dorthin, so wächst es fort, als wenn es im Erdreich auf guten Wurzeln stände, folglich muß es seine Nahrung aus der Luft haben.
2) Weil eine Rübe oder Kohlrabi oder andere Gewächse, die Früchte der Aeker selbst, wenn man ihnen die Blätter abschneidet und wegnimmt, sehr langsam und nicht eher wieder gehörig fortwachsen, bis sich die Blätter wieder nach und nach angesezt haben.

Fr. Wie geht aber dieses zu?

Antw.

1) In der Luft, Regen, Thau und Schnee sind stets Wasser, Salz, Oel und feine Erde.
2) Die Blätter und Stiele der Pflanzen haben sehr viele kleine Oeffnungen, welche bei lebendigen Geschöpfen die Schweißlöcher sind, durch diese geht das Wasser, Salz und Oel in dieselbe ein.

Fr. Wie erhält der Same seine Bestandtheile aus der Erde.

Antw. Also

1) die über der Erde ausgebreitete Luft, der Regen, der Thau und der Schnee führen dem Boden dieses Wasser, Salz und Oel beständig zu.
2) Die Wurzeln der Gewächse breiten sich in dem Erdreich aus und durch ihre vielen kleinen Oeffnungen saugen sie diese Bestandtheile aus ihr stets ein.

Fr. Wie kann man also das Wachsthum der Gewächse und also die Fruchtbarkeit der Felder befördern?

Antw. Man bringe

1) die Gewächse in die von ihren Bestandtheilen angefüllte Luft.
2) In einen Boden, der diese Bestandtheile in einer hinlänglichen Menge in sich hält.
3) Man schaffe, daß die Wurzeln sich leicht überall hin ausbreiten können.
4) Man gebe sich Mühe, daß das Erdreich ihnen dabei wohl anliegt.
5) Man schaffe, daß sie darin bis zur Zeitigung also fest zu stehen im Stande sind.

Fr. Hat denn alles Akerfeld diese Beschaffenheit, daß es die Bestandtheile der Pflanze enthält, daß in ihm sich die Wurzeln ungehindert verbreiten und daß auf ihm der Same bis zur Zeitigung fest stehen kann?

Antw. Nein:

1) einiges Akerfeld läßt wenige oder gar keine Samenkörner keimen.
2) Auf andern keimt und grünt er schön, er verschwindet und vergeht aber meistentheils wieder.
3) Auf einem andern aber kommt er wohl fort.

Fr. Was folgt daraus?

Antw. Dieß:

1) es gibt Felder, denen die Nahrung der Gewächse mangelt.
2) Die zu fest sind, daß sich die Wurzeln nicht ausbreiten, noch die in dem Erdreich befindlichen Bestandtheile einsaugen können.
3) Die zu loker sind, daß das Erdreich den Wurzeln nicht gehörig anliegt, daß sie den Saft nicht einsaugen, noch sich im Erdreich erhalten können.

Fr. Was wäre also zu thun, um das Akerfeld fruchtbar zu machen?

Antw. Man muß

1) dem Feld, so keine Nahrungssäfte hat, dahin verhelfen, daß es solche aus der Luft, durch Regen, Thau und Schnee rc. erhält.
2) Dem allzufesten, in dem sich die Wurzeln gar nicht, oder nur wenig verbreiten, mehr Lokerheit geben.
3) Dem aber, so zu loker ist und den Wurzeln nicht anliegt und sie nicht in sich erhält, mehr Festigkeit verschaffen.

Fr. Wann kann ein Feld aus der Luft die Bestandtheile der Gewächse, Wasser, Salz und Oel nicht hinlänglich empfangen?

Antw. Wann es zu fest und hart ist, denn

1) so bringt der Regen, Thau und Schnee schwer, langsam, oder gar nicht ein und laufet oben weg.
2) Die Sonne und die Winde saugen und führen die Salze und das Oel, ehe sie sich in der Erde fest ansezen, wieder hinweg.

Fr. Wie hilft man also dem ab und verschafft die Nahrungssäfte der Gewächse dem Erdreiche in reicherm Maße?

Antw. Durch fleißiges Pflügen, Eggen und durch allerhand fleißiges Auflokern des Feldes, denn

1) so bringet der Regen, Thau und Schnee leicht ein.
2) Die Salze und Oele werden somit schnell, tief und anklebend genug mit dem Erdreiche gemischt.

Fr. Was ist die Ursache, daß sich die Wurzeln der Gewächse im Erdreiche nicht genugsam zu verbreiten im Stande sind?

Antw. Wenn das Erdreich zu fest, zu zäh, zu hart und zu schwer ist.

Fr. Wie hilft man diesem Hinderniß ab?

Antw. Man mische mit diesem schweren Erdreiche leichtere Erdarten.

Fr. Woher kommt es, daß das Erdreich nicht genugsam anliegt, und daß der Boden die Wurzeln nicht hält und der Same also entkommt?

Antw. Wenn das Erdreich zu leicht und loker ist.

Fr. Wie hilft man diesem schädlichen Fehler des Akerfeldes ab?

Antw. Man bringe festes, zähes und schweres Erdreich auf dieses, und mische beide zusammen.

Fr. Ist denn diese Arbeit wohl nüzlich?

Antw. Ja,

1) weil eine lange Erfahrung gezeigt, daß ein Akerfeld, also bearbeitet, so viel Getreide liefert und abgibt, als man nur zu glauben im Stande ist, und im Gegentheil Feldungen, wo diese Art der Bearbeitung mangelt, nach und nach gänzlich versagen, oder wenigstens die auf sie gewendete Mühe leztens nicht mehr bezahlen.

2) Weil bei dem von Natur fruchtbaren Erdreiche dergleichen Mischungen durch die Natur geschehen, und es aus schwerer und leichter Erde besteht.

Fr. Wie vielerlei ist also das Erdreich, so mit einander gesegnet gemischt wird?

Antw. Zweierlei Art: 1) schweres, 2) leichtes.

Fr. Wodurch ist das Erdreich schwer?

Antw. Wenn seine Theile genau und fest aneinander liegen und zusammen hängen.

Fr. Wodurch ist das Erdreich leicht?

Antw. Wenn seine Theile weniger genau verbunden sind, daß viel kleiner Raum und Höhlungen vorhanden sind, und es also loker ist.

Fr. Gibt es denn sonst kein anderes Erdreich, als das zu schwere und das zu leichte?

Antw. Ja, und dieses ist eben das von Natur fruchtbare, so weder zu leicht, noch zu schwer und so gemischt ist, wie wir erst durch unsere Mühe und Kunst mischen wollen.

Fr. Welche Gattungen Erdreiche sind denn die schweren?

Antw. Der Thon oder Letten und der aus ihm entstehende Mergel oder Kies.

Fr. Welche Gattungen Erdreich gehören zu der leichten?

Antw. Alle übrigen Erdarten, so kein Thon oder Letten, Mergel oder Kies sind.

1) das weiße Feld,
2) der Lehm,
3) das schwarze Moorfeld in Gründen und Anhöhen.

Fr. Woran erkennt man den Thon oder Letten?

Antw. Seine Kennzeichen sind die:

1) Er sieht fahl, blau, grünlicht, gelb, braun, schwarz und roth aus, und ist also von verschiedenen Farben.
2) Er ist sehr fest und zähe.
3) Er ist daher schwer zu bearbeiten, zu pflügen und zu eggen, zu stechen und zu haken.
4) Er nimmt den Regen und überhaupt das Wasser sehr langsam an, und troknet daher, wenn er einmal feucht und naß ist, sehr langsam aus.
5) Nimmt man gleichviel Thon oder Letten und andere Erdarten, so wiegt er 22 Loth, wenn eben so viel leichte 19 Loth wiegt.

Fr. Woran erkennt man den Mergel oder Kies?

Antw. Da er aus dem Thon entsteht, so hat er mit dem Thon

1) einerlei Farbe, er ist: fahl, blau, grünlicht, gelb, braun, schwarz, roth.
2) Weil er aber fest und zu einer Steinart geworden ist, so kann man ihn eigentlich nicht ehe zähe nennen, bis er
3) vom Wind, Frost, Regen und Wärme zerfallen und aufgelöst ist, dann nimmt er die zähe Natur des Thons wieder an.
4) Der Regen dringt in ihn schwer ein und er troknet spät aus.
5) Er wiegt gegen das leichte Erdreich 22 gegen 19.

Fr. Was ist also ein schweres Erdreich?

Antw. Es ist diejenige Erdart, die man Thon, Letten, Mergel oder Kies heißt, sie ist bald fahl, blau, grünlicht, gelb, braun, schwarz, roth, sie ist sehr zähe, fest und gebunden, in der Bearbeitung verursacht sie viel mehr Mühe, als ein leichtes Feld, sie ist hart und schwer zu hauen, zu stechen, zu pflügen und zu eggen, sie nimmt den Regen sehr langsam an und troknet spät und langsam ab, sie wiegt, gegen die leichte Erde gewogen, viel schwerer, nemlich 22 Loth schwere Erde wiegt gegen eben so viel leichte 3 Loth mehr.

Fr. Woran erkennt man das leichte, weiße Lehm- und Moorfeld?

Antw.

1) An der Farbe, das sogenannte weiße Feld sieht weißlich, der Lehm gelb und graulicht oder fahl, das Moorfeld schwarz aus.
2) Das leichte Feld ist nicht fest, noch zäh, sondern loker.
3) Daher ist es auch leicht zu bearbeiten, zu pflügen, zu graben und zu stechen.
4) Es nimmt den Regen gerne und bald an, er vertroknet aber auch bald wieder.
5) Im Gewichte ist es viel leichter, als das schwere Erdreich, nemlich 3 Loth leichter, als das schwere von 22 Loth.

Fr. Was ist also ein leichtes Erdreich?

Antw. Es ist die Erdart, die weißlicht, gelb, fahl und schwarz ist, sie ist loker, nicht zäh oder gebunden, in der Bearbeitung macht sie wenig

Mühe, sie läßt sich leicht pflügen, haken, stechen und eggen, sie nimmt den Regen bald und leicht an und troknet bald wieder aus, wenn man einerlei Maß von schwerem und leichtem Erdreiche nimmt, so wiegt das leichte Erdreich 19 Loth, wenn das schwere 22 Loth wiegt.

Fr. Wie kann man die verschiedenen Erdarten gegen einander abwiegen?

Antw. Man nimmt ein Gefäß, Schüssel oder Becher, macht die Erdarten gleich naß und drükt sie ganz fest ein und streicht das Gefäß gleich ab, nimmt sie heraus, läßt sie troknen und bringt sie sodann auf die Wage.

Fr. Zu welcher Gattung Erdreichs ist der Sand zu zählen?

Antw. Zu keinem von beiden, weil er eigentlich kein Erdreich, sondern ein gepulverter oder zerriebener Sandstein ist, doch

1) sofern die einzelnen Sandkörner sehr fest, folglich alle zusammengenommenen schwer sind, so kann er zu schwerem Felde gerechnet werden.
2) In sofern aber die einzelnen Sandkörner sehr ekig sind, folglich im Ganzen viele Zwischenräume sind, ist er zum leichten Felde zu zählen.

Fr. Was ist also des Sandes Eigenschaft und Wirkung?

Antw. 1) Sand ohne alle untermischte Erd-Arten ist ganz unfruchtbar, weil er

a) die Nahrungssäfte aller Gewächse nicht in sich verschließt und sie durch seine schnelle Austroknung sehr bald verrauchen.
b) Durch seine allzugroße Lokerheit, Hitze und Flug bei trokner Witterung dem Wachsthum hinderlich.
c) Und bei nasser Witterung durch eine zu große Schwere schädlich ist.

2) Aber mit Erdarten vermischt ist er sehr nüzlich.

a) Dem leichten Felde gibt er gewissermassen eine nöthige Schwere.
b) Das schwere Feld aber bricht er gewaltig, macht es loker und dient also dem ungleich und vielmehr als dem leichten Aker.

Fr. Ist denn ein Thon- oder Lettenfeld für sich allein nicht fruchtbar?

Antwort. Nein, weil es zu fest und zu zäh ist, daher

1) die Bestandtheile der Pflanzen, Wasser, Salz, Oel durch Regen, Thau und Schnee aus der Luft nicht satt und schnell genug eindringen können.
2) Sie fallen auf die Oberfläche und werden, indem das Wasser verläuft, abgespühlt und von der Sonne weggelekt.
3) Dringen sie endlich mit dem Wasser ein, so seihet das Wasser zu spät durch und seine Vielheit verdirbt das Wachsthum und versäuft den Samen.
4) Die Wurzeln der Gewächse werden durch die Zähigkeit dieses Erdreichs gehindert, sich zu verbreiten und die nöthigen Säfte einzusaugen.

Fr. Das leichte Erdreich ist das für sich allein nicht fruchtbar?

Antw. Nein, eben so wenig wie das schwere; denn

1) bringen zwar die Bestandtheile der Pflanzen aus der Luft durch Regen, Thau, Schnee leicht und bald ein, aber eben so leicht und bald vertroknen und entfliehen sie wieder.
2) Die Wurzeln breiten sich zwar leicht und überall hin ohne Hinderniß aus, allein die Erde liegt ihnen nicht satt und genug an, ihre Nahrung zu saugen und an sich zu ziehen.
3) Der Regen, der Frost, die Aufthauung lokern den leichten Boden zu sehr, entblössen die Wurzeln, die Winde wehen das leichte Erdreich und mit ihm die Wurzeln und Samen hinweg.

Fr. Was bemerken wir über der Unfruchtbarkeit aller dieser Erdarten an ihnen besonders?

Antw. Daß die eine desjenigen zu viel hat, dessen die andere zu wenig hat und daß die eine desjenigen zu wenig hat, dessen die andere zu viel hat.

Fr. Zu was sind also beide Arten des Erd-Reichs geschikt?

Antw. Daß jede derselben der andern geben kann, was ihr mangelt und abgeht, aus welchem endlich das dritte vollkommene entstehen kann.

Fr. Was muß also geschehen, daß eine Erd-Art der andern mittheilt, was ihr mangelt?

Antw. Die Erdarten müssen gemischt werden.

1) Bringt man lokere, leichte Erde unter schwere

und bindende Erdarten, so wird ihre bindende Kraft gebrochen und ihre Schwere gehoben.

2) Bringt man bindenden schweren Thon auf leichtere lokere Erde, so wird die Lokerheit mehr gebunden und sie erhält eine größere Schwere.

Fr. Auf wie vielerlei Weise können diese Mischungen geschehen?

Antw. Auf zweierlei Weise:

1) entweder man führt von der Ferne oder von der Nähe her, eine Erdart auf die andere, oder
2) man findet eine Erdart unter der andern und akert im Pflügen die entgegengesezte unter der andern empor.

Fr. Wie aber bekommt man die dem Akerfeld entgegengesezten Erdarten?

Antw. Ist das Akerfeld leichter Boden, so darf gar Niemand zweifeln, daß man den Thon und Mergel überall in der Nähe, und nicht in einer weiten Ferne werde finden können. Thon und Mergel ist überall, wo leichtes Feld ist, und gleich unter demselben allemall.

Ist aber das Akerfeld schweres Land, so wird man das leichtere Erdreich nicht überall in der Nähe zu finden das Glük haben, jedoch, da wir mehr leichtes als schweres Land haben, als weißes Feld, Lehm, Moorfeld und Sand, der eben so dienlich ist, so möchte das Eine doch da seyn, wenn das Andere mangelt.

Fr. Wo wird man das Schwere, als Thon und Mergel bei leichtem Akerfelde entdeken?

Antw. Es ist nirgends leichtes Feld, unter dessen Oberfläche man nicht schweren Boden, Thon und alsdann Mergel, zu entdeken und zu graben im Stande wäre, es kommt nur darauf an, daß er in einer Gegend mehr oder weniger tief liegt.

Fr. Wie verfährt man aber da, so man den Mergel oder Thon unter dem leichten Felde oder leichtes Feld unter dem schwerem, gleich unter dem Pfluge finden sollte?

Antw. Wer das so findet, der akere das schwere einen Zoll tief, im andern Fall aber das leichte zwei Zoll tief hervor.

Fr. Wann soll dieses Hervorpflügen geschehen?

Antw. Es ist alles Umstürzen im Herbst auf die Saat künftigen Sommers das beste, und so auch hier: denn so kann das lokere Feld den Winter hindurch durch Regen und Schnee, der Luft, Wasser und Oel und Salze besser empfangen.

Fr. Ist dieses Herbstpflügen auf allen Feldern gleich nuzbar?

Antw. Nein: es ist vortrefflich in ebenen Feldern, schädlich aber auf abhängenden Aekern, weil die mehrern Regen im Winter dem Aker zu viel Erde entführen und abschwämmen.

Fr. Wenn aber die Mischung der verschiedenen Erdarten geschehen soll, wann und zu welcher Zeit muß die Ueberführung geschehen?

Antw. Die Ueberführungen können das ganze Jahr hindurch, wenn die Feldungen leer sind, geschehen, doch geschehen sie niemals besser, als im Herbst oder Winter.

Fr. Warum am Nüzlichsten im Herbst oder Winter?

Antw. Deßwegen:

1) Damit sich mit diesem hergeführten Erdreiche den Winter hindurch die Bestandtheile der Gewächse aus der Luft besser vereinigen.
2) Damit man den folgenden Sommer hindurch bis zur Saat mehr Zeit habe, das Feld mit der überführten Erde öfters mit dem Pfluge und der Egge durch einander zu werfen und zu mischen.

Fr. Wie muß diese Mischung geschehen?

Antw. Erstlich werden die vom Wagen abgeladenen auf Haufen liegenden Erdarten auf dem ganzen Aker gleich hoch mit der Haue oder Schaufel verbreitet.

Zweitens durch den Pflug und die Egge öfters umgeworfen.

Fr. Wann erfolgt aber die volle Fruchtbarkeit aus dieser Ueberführung und Mischung?

Antw. Je besser und je eher die Mischung geschieht, je eher erfolgt sie: oft im ersten, dritten und sechsten Jahre rc.

Fr. Wie hat man beim Akern nach erfolgter Ueberführung und Mischung in Ansehung der Verfertigung der Beeten zu verfahren?

Antw. Alles Thon- und Mergelland, mit leichten Erdarten gemischt, muß hoch aufgeworfen und zu schmalen Beeten geakert werden, damit das

Wasser beim Regen und Schnee leicht und bald durchseihe.

Alles leichte Feld, mit schwerem befahren, kann breite und niedere Beeten behalten.

(Schluß folgt.)

Die adeligen Kultur-Versammlungen.

(Ein kleines Scherflein.)

Vor Alters hielten sich unsere hochadeligen Gutsbesizer besonders von der Frühlingszeit angefangen bis in den Spätherbst, ja, oft noch längers auf ihren Gütern, sohin auf dem Lande, auf; und man bemerkte, daß dieses in mehrfacher Beziehung nicht ohne bedeutenden Nuzen war. — Jezt müßte aber die Wiedereinführung dieser alten hochpreislichen Sitte um so werthvoller erscheinen, da die Vorschritte jeglicher Bildung und Kultur es dem hohen und so hochschäzbaren Adel gar leicht möglich machen dürften, selbst auf den schlichtesten und geringsten Landmann gemeinnüzlich und in mehrfacher Hinsicht wohlthätig einzuwirken, vorzüglich wenn sich einige, oder mehrere unserer adeligen Gutsbesizer dahin entschließen wollten, ihre ebenfalls adeligen u. s. a. benachbarte, gebildete Oekonomen, unter Zuziehung ihrer Verwalter, Feld-Baumeister, Schäfer, Bienenwärter u. dgl., und sonst verständiger und wohlerfahrner Landwirthe, zuweilen und gegenseitig auf ihre Rittersize und zu resp. förmlichen Kultur-Versammlungen, Berathungen, und so zu sagen, landwirthschaftlichen Sizungen einzuladen. — Daß bei diesen Versammlungen auch das Gartenfach, der Obstbau u. s. w., wie auch Forst- und Jagdwesen ꝛc. und unter Vernehmung geschikter herrschaftlicher Gärtner, Jäger ꝛc. auch zur Sprache kommen müßten, bedarf wohl kaum nur — einer — Erwähnung; und daß die Resultate, Beschlüsse u. s. f. dieser adeliglandwirthschaftlichen Berathungen, deren Protokolle durch die anwesenden Verwalter zu führen wären, unsern landwirthschaftlichen Vereinen auf anpassende Art mitgetheilt werden sollten, auch dieses wird keiner, auch nur einfachen Erinnerung bedürfen.

Würden zu diesen Berathungen, die aber nicht zu häufig gehalten, und daher auch nicht den Charakter der so betitelt — gemeinen Kost annehmen sollten, auch benachbarte Herren Pfarrer, Schulinspektoren, Schullehrer ꝛc. geladen, so könnten auch bei dieser Gelegenheit, besonders wenn auch hiezu um die Erziehung ihrer eigenen Kinder verdient bemerkbar gewordener Eltern, und dieselben beehrend, beigezogen würden, von Zeit zu Zeit manch wichtiges Wort über sittliche Volks-Bildung u. s. w. dortselbst gesprochen, und dem so hochverehrlichen General-Komité des landwirthschaftlichen Vereins von Bayern die edelwichtige Urbestimmung der ehemalig sittlich-ökonomischen Gesellschaft zu Altenötting wieder, auf das Erfreulichste lohnend, zurükgegeben werden!

Die orientalische Kompagnie.

Da man heut zu Tage Alles aufbietet, um dem Handel, der Industrie, dem Gewerbswesen, und besonders auch der Landwirthschaft einen immer höhern Aufschwung in Deutschland zu verschaffen, so halte ich es für meine Pflicht, auch von der orientalischen Kompagnie, nach meinem Wissen, eine kleine Benachrichtung hiemit mitzutheilen:

Die orientalische Kompagnie wurde anno 1719 von dem damaligen Kaiser Karl VI. als eine neue Handlungs-Sozietät, deren Protektor der Allerhöchst-Selige Selbst war, zu Wien errichtet, und mit vortrefflichen, ja! mit herrlichen Privilegien begnadiget. Dieser Handlungs-Gesellschaft war das ausschließliche Vorrecht eingeräumt, mit allen, wie immer Namen habenden Waaren nach der Türkei, und nach andern orientalischen Ländern privative zu handeln, wogegen diese Freiheit Niemand andern auf der Donau und andern Flüssen, wie auch zur See, und zwar bei Strafe der Kontrabandirung gestattet war. Es konnten und durften sich dieser Sozietät sowohl Einheimische, als auch Fremde, und aus jeglichem Stande, einverleiben, und die Einlags-Quote für die einzelne Person ward auf 1000 rheinische Gulden, welche mit keinem Arreste, Sequester, und mit keinen Steuern, oder sonstigen Staats-, oder Kommunal-Abgaben, Umlagen u. dgl. belegt werden durften, festgesezt. An Mauten und Zöllen zahlte diese

Kompagnie ein gewisses, wohl erträgliches, und daher leidliches Procent. Diese Gesellschaft durfte an allen Orten, wo sie dieses für nüzlich fand, Manufakturen, Niederlagen, Krahnen und Pakhäuser errichten, in Wien aber war die Hauptniederlage. Sie ernannte ihre Direktoren und Offizianten selbst, und die Mitglieder dieser Gesellschaft konnten in rein kommerziellen Verhältnissen nirgends anders, als von dem hiezu bestellt gewesenen Wechsel-Gerichte (allgemeinen Umfanges) belanget werden. Zur besondern und auszeichnenden Beehrung war dieser Sozietät ein eigenes Wappen verliehen, wovon die obere Hälfte goldfarb, die untere aber schwarz war, und rükwärts auf zwei kreuzweis übereinander gestellten Schiff-Ankern ruhte. Inwendig befand sich ein rothes burgundisches Kreuz, und in dem obern Felde der kaiserliche Reichs-Adler mit dem österreichischen Schildchen auf der Brust; im untern Felde aber der kaiserliche Namens-Anfangs-Buchstabe: C. VI.

Mehr weiß Einsender dieses, in der Sache, nicht mitzutheilen; aber selbst dieses Wenige wird in Manchem den Wunsch aufregen, doch auch einmal, der Levante zu, in Bayern, oder in ganz Deutschland vielmehr, und besser, eine ähnliche, orientalische Kompagnie, aber mit mäßigen Einverleibungs-Quoten, und mit Sicherung gegen Agiotage, zu erleben.

Dieser Wunsch wird sich aber so schnell nicht realisiren lassen, bevor nicht das Ausland, z. B. in Beziehung auf eine Verbindung mit Griechenland, Italien, mit Eisenbahnen zwekmäßig verbindend, geeignet versehen seyn wird. Wir Bayern, und wir Deutsche alle werden uns zur Zeit, und bis das Eisenbahnen- und Dampfschifffahrts-Wesen, ja! vielleicht selbst, bis die Ludwigs-Donau-Main-Kanal-Schifffahrt einmal im vollkräftigen Gange ist, wohl damit durchhelfen müssen, durch eine Art orientalischer Kompagnie, dem innern Verkehre und Handel in den deutschen Staaten gegenseitig, und durch zwekmäßigen Mittel- und Zwischen-Verband mit dem Auslande erkräftigend und immer mehr und mehr für günstigere künftige Zeiten vorbereitend, nach: Festina lente, gemeinnüzig unter die Arme zu greifen, um nicht durch unkluge Vorschnelligkeit und durch überspannte, unverständige Eilfertigkeit Gegenwart und Zukunft zugleich zu verderben! Sed omnia, ut semper, salvo meliori! —

Der Mensch, eine Stadt.

In jeder Stadt findest du drei Häuser; ein Wirthshaus, ein Rathhaus, eine Kirche; das Wirthshaus für den Leib, das Rathhaus für die Vernunft, die Kirche für den Gottesdienst. Eine solche Stadt ist der Mensch, und diese drei Häuser müssen in ihm seyn. Das Wirthshaus ist die Sinnlichkeit, das Rathhaus seine natürliche Klugheit und Vernunft, die Kirche seine Religiosität. Gewöhnlich haben die Menschen nur die beiden ersten Häuser, und halten das lezte für unnöthig. Der ist ein weiser Mensch, der seine Sinnlichkeit durch seine Vernunft in Ordnung zu halten, und durch die Religion seine Vernunft zu erleuchten und auf den rechten Weg zu leiten weiß.

Strenge Kur.

Ein junges leichtfertiges Bürgermädchen spielte, um ihre Eltern in Verlegenheit zu sezen, vor Kurzem die Kranke, und schüzte besonders heftige, mit Bewußtlosigkeit verbundene Krämpfe vor. Mehrere junge Aerzte waren von der eben so schlauen, als hübschen Patientin getäuscht worden, und hatten zur großen Ergözlichkeit derselben durch den Magnetismus zu helfen gesucht. Endlich ward aber auch ein alter, grämlicher, in der Praxis grau gewordener Stadtphysikus geholt. Dieser sah natürlich den groben Betrug in der ersten Minute durch, und nahm seine Maßregeln darnach. — „Ja," sagte er, „die Sachen stehen freilich schlimm, aber noch kann geholfen werden, wenn nur das Gefühl wieder erregt wird, — also mit Nesseln gepeitscht, die Haare abgeschnitten, und tropfendes Siegellak auf den Scheitel, dann, dann wird es gehen." — Was geschah? Die Bewußtlose kam augenbliklich zu sich und — lief davon.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Die Ameisensphäre.

Die ganze Welt ist ein Gedanke und jedes Gedanken-System ist eine Welt. Was ich mir denke, ist meine Welt; was der andere sich denket, ist seine Welt, und was die Ameise denkt, ist ihre Welt. Ich begreife wohl, daß diese leztere bis zu den Sternen nicht hinaufreicht. Welchen Eindruk könnte dieser ferne Lichtstrahl auf das kleine Ameisenauge machen? Die Welt der Ameise muß daher ganz anders aussehen, als die unsrige. Sollten wir diese beschreiben, so würden wir sagen, es sey ein großes Gebäude mit Wolken eingefaßt. Sie würde uns dagegen sagen, es sey ein langer Gang aus einer Kammer in die andere, worin Tag für Tag Alles aufgeräumt würde, was im Wege liege, Raupenschalen, Fliegenbeine u. s. w. Wie kann der Mensch über das Seyn des Geistes etwas absprechen? — er, der nur fünf Sinne hat und alles Andere weder sieht noch hört — er, der nur nach seiner Größe alle Größen mißt und weder das Große im Himmel und auf Erden umspannt, noch das Kleine, welches doch wieder eben so groß ist in seiner unendlichen Verkleinerung, mit seinen stumpfen Fühlhörnern ertappt. Ich dachte gestern daran, als ich auf meinem Spaziergange über die Höhen des Donauufers die ganze Gegend vor mir ausgebreitet sah, und beim Ausruhen meinen Blik ins Heidekraut nieder senkte und mit diesem aufmerksamen Blik weit mehr Gegenstände erfaßte, als mit dem großen und weiten Ausblike über die Donau und die reiche Umgebung. O wie viel Raum, dachte ich, ist hier noch für Geister. Das Sonnenstäubchen unter meinen Füßen enthält nicht weniger wie die ganze Atmosphäre und gibt nicht weniger zu fühlen und zu denken, wie alle Flüsse, Berge, Himmel und Wolken. Wäre mir von der Natur der Aufenthalt in dieser Erikenpflanze angewiesen, wie der Ameise, die hier unermüdet thätig ist, ich würde schwerlich mehr begehren, und keiner von den Menschen, die sich von Ameisen entfernt halten, wüßte etwas von meiner geistigen Existenz, von meinen Freuden und Leiden, Thaten und Begegnissen. Wie leicht, dachte ich weiter, kann der kleine Ameisengeist in einem Lichtstrahle entfliehen, so ist er auf einmal tausend Berührungen entrissen und mitten in dieser Welt wieder auf eine andere Welt versezt, während die Menschen immer noch sich einbilden, sie wären die alleinigen Besizer und Beschauer der Welt.

Ein wenig von Allem.

'S gibt vielerlei Freuden auf Erden,
Vollständig sind wenige nur;
Wer fröhlich und glüklich will werden,
Genieße die ganze Natur.
Die Biene verschmäht keine Blume,
Die Weisheit will sehr mir gefallen,
Ich ahme sie nach ganz im Stillen,
Und nehme ein wenig von Allen.

Bei fröhlichen großen Gelagen
Stell' ich meinen Mann in das Haus,
Dank sey es dem Himmel! mein Magen
Schließt Nichts, was man essen kann, aus;
Und fragt man mich; „finden an diesem,
An jenem Gericht Sie Gefallen?"
Antwort ich: „Liebwertheste Hausfrau,
Ich bitt um ein wenig von Allen."

In einem poetischen Fache
Erringen den Beifall der Welt,
Ist gar eine mißliche Sache,
Weil nur die Veränd'rung gefällt;
Drum schreib ich Balladen und Lieder,
Laß Oden und Schwänke erschallen,
So stell' ich doch Manche zufrieden,
Und dichte ein wenig von Allen.

An eine der Frau'n mich zu binden,
Das fiel mir im Leben nicht ein!
An jeder ist etwas zu finden,
Das uns zum Vergnügen kann seyn;
Drum hat mir auch niemals die Ehe,
Die bindende, wollen gefallen,
Ich schwärme von einer zur andern,
Und möchte ein wenig von Allen.

„Viel Wissen macht Kopfweh," so saget
Ein Spruch, der nicht lügenhaft spricht;
Tiefforschendes Wissen behaget
Dem Kopf eines Sterblichen nicht;
Doch angenehm ists, sich ergehen
In Sunios äußeren Hallen,
Den Thau nur vom Wissen zu schlürfen,
Drum weiß ich ein wenig von Allen.

Nur einem Gewalt'gen hofiren,
Der Vieles vermag in der Welt,
Leicht kann das zum Sklavendienst führen,
Und da Alles steiget und fällt,
So kann auch der Mächtigste sinken,
Und mit ihm sein Schüzling auch fallen,
Drum bring' ich die Huld'gung nicht Einem,
Ich hüt' mich ein wenig vor Allen.

Und ist einst mein Leben geschlossen,
Und schreitet der Tod zu mir her,
So hab' ich hier alles genossen,
Und demnach verlaß ich nichts schwer;
Ich schlummre ganz ruhig hinüber
In jene besseren Hallen,
Mir schmeichelnd, ich wurde auf Erden
Geliebet ein wenig von Allen.

Castelli.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

III. Jahrgang. Nro. 35. 2. September 1836.

Inhalt: Aker-Katechismus, (Schluß). — Ueber Getreide-Preisse-Tabellen. — Der Schlendrian. — Anekdote.

Aker-Katechismus.

(Schluß.)

Frage. Gesezt die Fruchtbarkeit auf leichten Feldern, die der Thon oder Mergel verschafft hatte, entginge nach einigen Jahren, wie würde dem Felde wieder geholfen?

Antwort. Man muß einen solchen Aker alsdann wieder

1) mit leichter Erdart oder dergleichen ausgestochenen Wasen befahren, und zwar wenigstens den Morgen zu 256 nürnberger Ruthen mit 100 vollen Wagen, findet man aber unter dem Pfluge noch leichtes Erdreich, so pflüge man durchaus einen Zoll tief hervor.

2) Wenn er nun wieder 3, allerhöchstens 6 Jahre so gebaut worden, dann kann er wieder mit Thon oder Mergel gemengt werden, so hat er wieder seine vorigen Kräfte.

Fr. Warum aber soll er nicht sogleich nach entgangener Fruchtbarkeit wieder mit Thon und Mergel befahren werden?

Antw. Weil er den Mergel und Thon als schweres Erdreich, durch auswaschenden Regen nicht, sondern sein leichtes natürliches Erdreich, so hoch es gepflügt war, verloren, welches er nun von Neuem bedarf, um den zurükgebliebenen Thon und Mergel zu mischen.

Fr. Gesezt aber, ein schweres Feld, so vormals mit leichtem Erdreich befahren und gemischt war, würde nach einigen Jahren die erstere Fruchtbarkeit versagen, wie wäre diesem zu helfen?

Antw. Ein solches ist abermal mit leichtem Erdreiche zu mischen, weil dieses durch seine Leichte dem schweren Felde durch auswaschende und abspühlende Regen und Wasser entgangen, und der Thon in seine vorige allzusehr bindende Natur wieder zurükkehrte.

Fr. Welche Erdarten sind also mit einander zu mischen?

Ant. Die schwere mit der leichten, und die leichte mit der schweren, und nicht schwere mit schwerer, oder leichte mit leichter.

Fr. Warum wird nun der Thon und Mergel mit leichtem Akerfelde gesegnet gemischt?

Antw. Weil

1) der Thon und Mergel das leichte und lokere Feld schwerer macht und mehr bindet, daß ihm Wasser, Salz und Oele nicht so leicht durch Regen und Sonne entzogen wird.

2) Sich eben durch diese schwere und mehrere Bindung, die Erde mehr an die Wurzeln anlegt, und sie Wasser, Salz und Oel, und die feine Erde leichter einsaugen können.

3) Diese schwere und bindende Kraft hindert, daß starke Regen, Frost und Aufthauung die Wurzeln nicht entblößen, ausreißen oder wegführen können.

Fr. Warum können die leichten Erdarten gesegnet auf Thon- und Mergelland verführt und damit gemischt werden?

Antw. Weil

1) dadurch das thonigte und schwere Erdreich loker wird, daß die Bestandtheile der Pflanzen aus der Luft selbes leichter und tiefer eindringen können.

2) Sie sich auch besser erhalten, als wenn sie, wegen einer allzugroßen Festigkeit des Erdreichs, nur auf die Oberfläche hinfallen.

3) Das Wasser aus Regen und Schnee fällt, zumal bei erhöhten Beeten, besser und eher durch, und verweilt nicht schadhaft darin zu lange.

4) Die Wurzeln der Gewächse breiten sich tiefer, leichter und mehr um, und saugen mehrere Nahrungssäfte an.

Fr. Warum ist leichtes auf leichtes, schweres auf schweres Feld gebracht, nicht nuzbar, sondern vielmehr oft schädlich?

Antw. Weil ein leichtes Feld durch ein eben so leichtes, nicht schwerer, und schweres oder zähes Feld, durch schweres oder zähes Feld, nicht leichter oder lokerer wird.

Fr. Womit aber können diese schweren Erdreiche noch mehr beführt und gemischt werden?

Antw. Mit allen Gattungen Sandes, denn

1) der Sand bricht die Zähigkeit desselben gewaltig.
2) Es dringen folglich die Nahrungssäfte der Pflanzen leichter in das Erdreich ein.
3) Das Wasser seiget eher durch.
4) Die Ausbreitung der Wurzeln erfolgt erweiterter und geschwinder.

Fr. Nüzt der Sand auf leichten Feldern nicht auch zum merklichen Vortheil?

Antw. Ja, so viel aber nicht, als auf schwerem, denn durch die Schwere seiner einzelnen Theile wird die Leichtigkeit desselben in etwas gehoben.

Fr. Wie können also die Sandfelder verbessert werden?

Antw. Durch leichte, am Besten aber durch schwere Erdarten, als: Thon, und Mergel, denn

1) die Erdarten füllen den vielen leeren Raum zwischen seinen Theilchen aus, und nehmen ihm die allzugroße Lokerheit weg.
2) Die Winde können ihn also nicht verstöbern.
3) Er liegt den Wurzeln genauer an.
4) Das Wasser seigt nicht so schnell durch.
5) Die Hize der Sonne saugt die Bestandtheile der Pflanzen so leichtlich nicht aus.
6) Brennt er bei anhaltender längerer Dürre den Samen und dessen Wurzeln weniger ab.

Fr. Welches ist also die allgemeine und beständige und sicherste Regel aller Mischungen?

Antw. Diese: man mische eine jede Erdart mit der, die ihr, ihrer ganzen Natur nach am Meisten entgegen gesezt, und mit der, die von ihr am Meisten, aller Eigenschaften nach, entfernt ist: die leichteste und lokerste mit der zähesten und schwersten, und so umgewendet.

Fr. Hat man bei der Mischung auch auf die Farben der Erdreiche zu sehen?

Antw. Allerdings: so viel möglich ist, mische man keine schwere mit einer leichten, und keine leichte mit einer schweren von einerlei Farbe.

Fr. Warum dieß nicht?

Antw. Weil die einerlei Farben einerlei Gehalt und Bestandtheile verrathen, die wir aber nicht vermehren, sondern durch die Mischung vermindern wollen, um dem Boden eine etwas andere Natur zu geben.

Fr. Wie kann aber da geholfen werden, wenn man bei einem schweren Feldboden keinen leichten oder Sand in der Nähe finden kann?

Antw. Durch künstliche Erdarten.

Fr. Was sind künstliche Erdarten?

Antw. Diejenigen, welche man durch Fleiß und Kunst so zubereitet, daß sie gleichsam eine ganz andere Natur annehmen.

Fr. Wie geschieht dieß?

Antw.

1) dadurch, daß man alle Gattungen der Erdarten durchs Feuer brennt.
2) Daß man Kalksteine und versteinerten Mergel brennt.
3) Erd- und Leimwände aus den Häusern, Ställen und Scheunen, oder dergleichen Wände um Höfe und Gärten, statt dem Zaune erbaut, und die einige Jahre so gestanden sind, nimmt.
4) Daß man allerhand Erde in die Mistjauchen-Stätte führt, oder Haufen Erde mit untermengtem Mist aufschlägt, und solches 1 oder 2 Jahre so ruhen läßt und sie verbraucht.

Fr. Kann man diese künstlichen Erdarten mit allen Feldungen ohne Unterschied mischen?

Antw. Ja, doch wird eine leichte Erdart auf die oder jene Weise so zubereitet auf schwere Felder nüzlicher und die schwere, so gekünstelt, auf leichte Felder vortheilhafter verbraucht.

Fr. Warum aber dieses?

Antw. Weil eine jede auf diese oder jene Weise so zubereitete Erdart leztens ihre schwere oder leichte Natur wieder annimmt und in dieselbe zurüktritt.

Fr. Was kann man noch mehr zu den künstlichen Erdarten anrechnen?

Antw. Den Mist von allerhand Art, weil er endlich durch die Fäulung in Erde verfällt.

Fr. Was rechnet man zu dem Miste?

Antw. Wir rechnen dahin

1) alle Auswürfe von allen lebendigen Geschöpfen.
2) Selbst ihre Bestandtheile, ihr Blut, Haare, Haut, Klauen, Hörner, Fleisch und Gebeine.
3) Deßwegen gehören dahin wollene Fleke von Kleidern, alte Schuhe und Lederwerk, die Horn- und Klauenspäne der Dreher und Kamm-Macher, der Abgang in Weiß- und Rothgerbereien.
4) Die Aschen vom Ofen und Herd, von Ziegel-Hütten, Pottaschen und von Salpeter und Seifensiedereien, die abgelaugte Asche der Wäscherinnen, der Ofenruß, das Hallbözig in Salzsiedereien.
5) Die verfaulte Gerberlohe, der Schlamm aus Säen, Bächen, aus und bei den Viehtränken, die Gassenerde, die unter den Ausgüssen der Küchen und Waschhäuser.

Fr. Sind aber diese verschiedenen Gattungen des Mistes nach geschehener Mischung der Erdarten noch nothwendig?

Antw. Allerdings, wenn ein anhaltender und mehr ergiebiger Nuzen und Fruchtbarkeit erfolgen soll.

Fr. Warum aber dieses?

Antw. Weil

1) diese Dinge alle die Nahrungssäfte der Gewächse: Salz und Oel in vorzüglich reichem Maße einschließen und mittheilen.
2) Den Erdboden lokern und brechen, daß die Wurzeln ungehinderter umwachsen und saugen mögen.
3) Und dadurch dem Wasser, Oel und Salz den bessern Eingang aus der Luft durch Regen, Thau und Schnee geben.
4) Die nöthige Feuchtigkeit erhalten, dem Ueberfluß aber den Abgang verschaffen.

Fr. Wann sollen diese Mistarten auf die Felder verführt werden?

Antw. Je eher im Frühling die Aufführung geschieht, und NB. je eher sie untergeakert und je mehr der Aker mit ihnen bis zur Saat herumgeworfen wird, je besser ist es.

Fr. Aber, wie viel von jeder Erdart und Mist muß auf die verschiedenen Felder gebracht werden?

Antw. Darauf ist mit großem Unterschied zu antworten.

Fr. Kann denn zu viel und zu wenig von jeder Art Erdreichs, des natürlichen und des gekünstelten und des Mistes aufgeführt werden?

Antw. Allerdings, denn

1) führt man zu wenig schweres auf leichten Boden, so bleibt er zu leicht; zu viel, so bindet er zu fest.
2) Führt man zu wenig leichtes auf schweren, so bleibt er zu schwer; zu viel, so wird er zu leicht.
3) Bringt man zu wenig gekünstelte Erdarten, und Mist auf die Felder, so haben die Gewächse zu wenig Nahrung, und werden dürr, mager und nicht mehlreich; gibt man zu viel, so werden die Gewächse taub, dikhülsig und sind niemals reich an vielem oder schönem Mehl.

Fr. Wornach hat man also das Erdreich und den Mist, den man aufführen will, zu messen?

Antw. Nach der Vielheit und Beschaffenheit des Erdreichs, so gebaut wird, und worauf die Verführung geschieht.

Fr. Wie viel ist der gebaute Boden der Aeker.

Antw. Man bauet sie selten über 2½ oder 3 Zoll tief, es ist außerordentlich, wenn man sie 4 Zoll tief umpflüget, welches nur auf für sich schon guten Feldungen geschieht.

Fr. Warum pflügt man aber nicht tiefer?

Antw. Weil es nicht nöthig ist, denn die Wurzeln des verschiedenen Getreides laufen alle kaum so tief, und tiefer saugen sie also ihre Bestandtheile nicht an.

Fr. Wenn man also die Felder mit Gewächsen, die tiefer wurzeln könnten, ansäen würde, wäre der Boden noch tiefer zu pflügen?

Antw. Allerdings, damit sie ungehinderter wachsen und ihre Bestandtheile tiefer einzudringen und sie sich in der Tiefe allenthalben anzusaugen im Stande wären.

Fr. Wie viel hat man also schweres Erdreich und Mergel auf ein leichtes Feld, 3 Zoll tief geakert, zu verführen?

Antw. Die lange Erfahrung lehrt, daß solche 1 Zoll hoch aufgeführt, oder daß auf einen Morgen zu 256 Ruthen, die Ruthe zu 16 Schuh rheinländisch Maß gemessen, 100 volle Wagen, von 4 Ochsen auf ebenem Lande gezogen, eben genug sey.

Fr. Wie viele Wagen voll bedarf man vom Thon oder Letten?

Antw. 80 bis 90 Wagen voll würden genug seyn, weil der Thon heftiger bindet, als der Kies oder der Mergel.

Fr. Welche Ueberführung, mit Thon oder Mergel, ist die beste?

Antw. Allemal ist die mit Mergel die beste, sonderlich mit gelbem, dann mit fahlem, blauem und grünlichtem, die mit schwarzem aber ist niemals viel nüze.

Fr. Wie viele Wagen mit Sand würde für einen Morgen leichtes Feld genug seyn?

Antw. . 75 Wagen wären schon hinreichend.

Fr. Wie viel bedarf man also leichte Erde auf einen Aker oder Morgen von schweren Erdarten?

Antw. Wenn 1 Zoll hoch schwere Erde, oder 100 Wagen voll auf 1 Morgen leichtes Feld geführt, ihm die gehörige Schwere verschaffen, so werden 200 Wagen voll leichte Erde auf schweren Boden geführt, ihn genugsam loker zu machen erfordert, und 300 Wagen werden niemal zu viel seyn.

Fr. Wie viel Sand wird erfordert, ein schweres Feld zu entbinden, und hinlänglich genug loker zu machen?

Antw. Es werden 150 bis 200 Wagen voll Alles sicher verrichten.

Fr. Führt man auf ein festes Erdreich, wie auf das andere, gleiche Anzahl Wagen voll leichtes Erdreich oder Sand?

Antw. Nein, weil immer ein festes Erdreich mehr als das andere fest, zäh oder gebunden ist; man kann auf dem weniger festen mit 150 oder 200 Wagen voll leichter Erde genug haben.

Fr. Wie viele Wagen voll des künstlichen Erdreichs, als: gebrannter Kalk, Erde und Lehm, wird man bedürfen, ein zu sehr gebundenes, schweres Feld zu entbinden und loker zu machen?

Antw. Eben so viel als des Sandes, 150 bis 200 volle Wagen, nemlich von gebranntem Lehm oder Kalk.

Fr. Wenn man aber Sandfeld mehr zu binden und fruchtbar zu machen gedächte, wie viel hätte man des schweren Erdreichs vonnöthen?

Antw. 100 bis 150 Wagen voll desselben sind hinlänglich genug.

Fr. Wie viel wäre man dazu des leichten Erdreichs benöthigt?

Antw. Allerdings 150 bis 200 Wagen voll wäre genug.

Fr. Wenn nun das Feld, leichtes mit schwerem, schweres mit leichtem, schon gemischt wäre, wie viel des Mistes oder der künstlichen Erd-Arten von Schlammwänden ꝛc. wäre man zur Düngung benöthigt?

Antw. Man bedarf gewöhnlicher Weise zu einem angegebenen Morgen 9 bis 10 Wagen voll Mistes, bei erst geschehener Mischung aber sind 6 bis 8 Wagen voll hinlänglich und satt. Es sey nun Mist oder eine der angegebenen künstlichen Erdarten.

Fr. Wie viel des Hallbözigs hat man zu einem Morgen vonnöthen?

Antw. Zwei Kornsäke voll.

Fr. Wie bedient man sich dessen?

Antw. Man läßt allerlei Samen vorerst handlang aufwachsen, dann erwartet man eine Zeit, in der man bald Regen vermuthet, und säet sodann dieses Bözig auf den Samen, wie man Korn oder andere Früchte mit der Hand aussäet.

Fr. Wie bald hat man sich von der Mischung der verschiedenen Erdarten einen Nuzen zu versprechen?

Antw. Sobald als die Mischung durch Pflug und Eggen vollkommen geschehen ist, im ersten, dritten, oft im 6ten Jahre erst.

Fr. Wie lange dauert die Fruchtbarkeit aus den Mischungen an?

Antw. Auf einem Aker

1) der eben liegt, 30 und mehr Jahre.

2) Auf einem, der abhängt, 20, 24, auch mehrere Jahre.

3) Auf einem Aker ganz am Berge, oft kaum 3, 6 oder 9 Jahre.

Fr. Was ist die Ursache von der verschiedenen Andauer dieser fruchtbaren Nuzungen?

Antw. Das abspühlende Regenwasser, welches die Auffuhren der Erdarten früher oder später entführt.

N. 6.

Es ist eine andere, und am Meisten wichtige Frage aufzuwerfen und zu beantworten übrig: Welches ist die leichteste und thunlichste Weise, den Landleuten den Unterricht, den wir vom Feldbau gegeben, bekannt, faßlich und angenehm darzustellen, in ihrem Gedächtniß bis zum Unvergeßlichen einzuprägen und sie fertig zu machen, ihn zu befolgen?

Ich beantworte dieses in kurzen Worten:

1) Sind Realschulen, worin man zarte Kinder zu Dem, was künftig ihr Beruf und Geschäft seyn soll, geschikt zu machen sucht, hiezu erwünscht und vortrefflich.

2) An den Feiertagen, die gemeiniglich des Nachmittags mit Sünden hingebracht werden, sollte man die erwachsene Jugend bei dem Schuldheißen oder Bürgermeister, oder bei sonst einem verständigen Bauersmann versammeln, sie in den Stüken des Feldbaues unterrichten, und sie niemals zum Besiz irgend eines Bauerngutes lassen, bis sie ein Examen ausgestanden, und Proben des Erkenntnisses abgelegt hätten.

3) Da der Bauer bei müßigen Stunden eher seinen Kalender durchblättert, als daß er ein anderes nüzliches Buch lesen sollte, so sollte man diese allgemeine Gewohnheit nüzen, alle Alefanzereien, womit die Kalender gemeiniglich angefüllt sind, bei Seite sezen, und einen sichern Unterricht vom Feldbau alle Jahre einrüken.

4) Sollte man jedem Beamten, Schuldheißen, Pfarrer und Schullehrer auf den Dorfschaften als eine Pflicht auflegen, ihren Feldbau als eine Kunst, Methode, nach vorgeschriebenen Regeln einer Herrschaft oder Republik zu bearbeiten und zu beschiken, weil man überall sieht, daß der Bauer in keinem Stüke der erste seyn will, nichts selbst probirt, nur auf einen glüklichen Vorgang folget und sich nach Beispielen ganz allein richtet, ohne jemals nach Gründen zu handeln oder die Ursachen der Erfolge zu untersuchen. Ein gesegneter Vorgang von jenen in Befolgung vorgeschriebener Regeln würde bei diesen mehr ausrichten, als alle Lehren, alle Befehle, alle Drohungen und alle ausgesezten Preise!

5) Da der Landmann seinen Kindern die Regel, wenn er ihnen auch sonst keine weitere Anweisung geben kann, zu geben gewohnt ist, „mache es, wies dein Nachbar macht,“ mit ihm fahre in den Aker, spanne aus mit ihm, säe, ernte, dresche mit ihm, so muß man diese so festsizende Regel nüzen, in jedes Dorf einige Bauern aus Dörfern, wo man gewohnt ist, das Feld gut zu bauen (denn in einer Streke oft von zwei Stunden ist der Fleiß und die Art des Fleißes unter den Bauersleuten ganz verschieden), durch Ankäufe oder Heirathen loken und ansezen; solche Transplantation wird so viele Veränderungen stiften, die man nicht einmal glauben, noch muthmassen möchte: die mehreren Erfahrungen aber bei uns stehen Bürge dafür.

Ueber Getreide=Preise=Tabellen.

(Ein wohlwollend patriotisches Scherflein.)

Auf eine empfindliche Art vermissen unsere landwirthschaftlichen Vereine, auch Garten=Sozietäten und politechnische Gesellschaften, die so dringend nothwendigen Sektionen für das naturforschende, für das Witterungs=Beobachtungs=Fach u. dgl.; und bisher haben sich erstere Vereine, selbst bei der Vorlage zeitweiser, oder förmlicher landwirthschaftlicher Jahres=Berichte, nur solcher Getreide=Preise=Tabellen (eigentlicher, so betitelter Schrannen=Zettel) zu erfreuen gehabt, aus denen sie weiter nichts, als einen ungeregelten Haufen, wenn es gut geht, schön geschriebener Ziffer, entnehmen konnten, ohne allem Räsonnement, ohne allem rationellen und auf gründliche Vergleichung gefußten Forschen über Getreide=Handel selbst, über mögliches Steigen, oder Fallen künftiger Fruchtpreise u. s. w.

Und doch scheint dieser Gegenstand, wenigstens für die Zukunft, von höchster Wichtigkeit, vorzüglich für einen agronomischen Staat, wie Bayern, zu seyn.

Könnte uns in dieser so interessevollen Angelegenheit Unzer in seinem Werke „von der Ordnung der Fruchtpreise" nicht dießfalls genügenden Aufschluß ertheilen?

Die bisher eingeführt gewesenen Schrannen-Zetteln dürften dabei allerdings in ihrer alten Form beibehalten werden, und sie wären die bildende Grundlage zu den neuen, wochentlich, monatlich, quartaliter, halb- und ganzjährig anzufertigenden, speziellen, und Haupt-Getreide-Preise-Tabellen.

Diese Tabellen müßten spezifisch den Material-Bestand jeglicher Getreide-Sorte für jede einzelne Schranne des Königreichs, dann den Preis dieser Sorte, das Steigen und Fallen desselben, mit Angabe der Ursache hierüber, und Folgerung für die Zukunft, und endlich eine gründlich rationelle Vergleichung über das Verhältniß der gegenseitigen Getreide-Sorten-Preise, und zulezt scharfsinnige Bemerkungen, gemeinnüzlichen Betreffs, über den Getreide-Handel selbst und dessen Folgen für Gegenwart und Zukunft, nebst einer Rubrike für allenfallsig anderweitige Bemerkungen enthalten.

Ich sehe wohl die Schwierigkeit dieser neuen, aber für einen agronomischen Staat, so zu sagen, unerläßlichen Verfügung ein; getröste mich aber von der theilnehmenden Huld und so nachsichtsvollen Gnade unserer allerhöchsten, so wohlwollenden Regirung, in tiefester Rührung und ehrfurchtsvollest durchdrungen, mit der beruhigenden Hoffnung, daß auch dießfalls in jedem Kreise unsers Vaterlandes ein, oder zwei tüchtige, pratriotisch fleißigthätige Männer werden aufgefunden werden, die sich nach zu ertheilender Instruktion diesen eben so müh- als ehrenvollen und in seinen Folgen segenreichen Unternehmen mit entsprechender Kraft, mit Liebe, und mit beglükendem Eifer freudig unterziehen und sich wohl und sauer verdienter Remunerationen vollkommen würdig machen werden! Fiat! Fiat!

Der Schlendrian.

Was ist eigentlich Schlendrian? In einem Gassenhauer, welcher von lustigen Gesellen gesungen ward, fielen mir die Zeilen auf: „Ich gehe meinen Schlendrian bis an mein kühles Grab." Das Uebrige hab' ich vergessen, weil es mir nicht des Behaltens werth schien, so wie ich auch den Verfasser, und ob das Lied irgendwo gedrukt ist, nicht weiß. Was meinten aber die guten Leute damit, daß sie ihren Schlendrian gehen wollten? Ist das etwas Gutes oder etwas Schlimmes? Der alte Schlendrian in Geschäften und Amts-Führungen ist nicht beliebt und wird oft getadelt. Was bedeutet wohl das Ding eigentlich? Das Wort Schlendrian ist wunderlich und undeutsch gebildet, aber es kommt doch unstreitig von schlendern oder schlentern her und das heißt: langsam und gemächlich gehen, die Beine hin und her sezen, ohne viel weiter von der Stelle zu kommen. Ein Schlender oder Schlenter ist die lange Schleppe an Frauen-Kleidern, Schlendrian aber ist eine alte hergebrachte und gewohnte Weise, eine Fertigkeit, etwas nach alter Gewohnheit zu thun, ohne weiter dabei zu denken. Man sieht, der Schlendrian ist keine Hexerei, nichts besonders Geistreiches, Rühmliches oder Verdienstliches, vielmehr die leichteste Sache von der Welt, sobald man einmal im Zuge ist; aber er ist doch auch an sich nicht böse, vielmehr unschuldig, sicher und ungemein bequem. Freilich, wer in Geschäften rasch vorwärts will oder muß, dem ist oft in seiner Eilfertigkeit der wohlbedächtige Schlendrian verdrießlich, und es ist nicht zu läugnen, daß dadurch manches Gute, welches schnell gethan seyn will, scheitert. Aber eben so wenig muß man übersehen, daß durch den alten guten Schlendrian auch manch' neue verderbliche Thorheit verhindert wird. Doch lassen wir die öffentlichen Dinge unerörtert und wenden wir uns lieber zu dem Schlendrian im Privatleben. Was soll man da von ihm halten oder sagen? Ich denke, lauter Liebes und Gutes. Wenn man erst zu gewissen Jahren gekommen und der Feuereifer verdampft ist, thut man da nicht am Klügsten, wenn man Das, was von dem kurzen Lebenspfade noch

übrig bleibt, recht bedächtig, gemächlich und besonnen hinabschendert „bis an sein kühles Grab?" — Der Mensch ist ein Gewohnheitsthier, ein angeschirrter Karrengaul, dem der Weg gewiesen ist, der da soll und muß, und nicht darf, wie er wohl möchte. Was hilft es da, unnöthige Sprünge zu machen und aus den Strängen zu schlagen, wenn man doch gleich wieder hineingepeitscht wird? Nein, der Schlendrian ist eine gute Sache. Er stumpft die Dornen unseres Weges ab und die Stacheln und die spizigen Steine; er macht die Nothwendigkeit leicht, bequem, schmerzlos und zulezt angenehm; er verschafft, daß man etwas thun, und dem unbeschadet an etwas ganz Anderes denken kann, und das ist eine Lust; er macht ein gutes Blut, eine heitere, wizige und ironische Laune, und das sind schöne Gaben des Himmels. Wenn wir die Natur um uns her ansehen, so hält Alles einen großen Schlendrian. Die Sonne geht auf und unter, der Mond steigt und sinkt mit allen Sternen zu angewiesener Stunde, an bestimmter Stelle. Tages- und Jahreszeiten drehen ihr regelmäßiges Rad; Blatt, Blume, Frucht und Same folgen in alter Ordnung, und der Willkür und Regellosigkeit ist fast nichts Anderes überlassen, als der sausende Wind, der, wie es scheint, den Schlendrian verspottet. Gleichwohl ist er auch auf einem großen Theile des Erdbodens in Ketten geschmiedet, und darf nicht wehen, wie er will und wie es ihm gefällt, sondern wie Zeit und Mode es erheischen. Auch mit den lebendigen Geschöpfen geht die Natur ihren festgestellten Gang. Geburt und Tod, Wachen und Schlafen, Hunger und Sättigung, Liebe und Haß, Alles ist Schlendrian und es geschieht nichts Neues unter der Sonne. Nach dem Schlendrian baut die Biene ihre Zelle, jeder Vogel sein besonderes Nest, die Spinne ihr Gewebe, die Raupe das Gespinnst und der Mensch Wiege, Haus und Sarg. Es ist immer das alte Lied, das wir immer von Neuem anstimmen. So ist es und wird's auch nicht anders, und es ist auch so recht gut, und wir wollen nur mitschlendern bis an unser kühles Grab, und selbst in dieses hinein wird man uns den Schlanz mitgeben. Ist nur unser Schlendrian kein böser, und thut er nur den Leuten kein Leid, so hat sich auch Keiner darum zu bekümmern, wie wir nun einmal die Füße zu sezen uns gewöhnt haben. Soll es gelacht seyn, so sind wir die Ersten und Nächsten, und wollen recht herzlich über uns selber lachen. Und wenn etwa, wie es leicht geschehen kann, mein Schlendrian dem deinigen in die Quere kommt, nun, so wollen wir das Komplimentirbuch hervorziehen, und daraus für den vorliegenden bedenklichen Fall die Redensarten ersehen.

Anekdote.

Leichtsinn.

Ein indischer Fürst sprach mit seinem Minister über die Unterthanen, und lezterer klagte, er finde, daß die Leute meistens gar zu leichtsinnig, zu sorglos seyen. „Ei! meinte der Fürst, „das ist Frohsinn, weiter nichts!" Beide gingen eben am Ganges spaziren und trafen auf einen Bettler, der sich ein Almosen erbat. Der Minister warf ein Goldstük in die hingehaltene Müze, die aber ein Loch hatte und das Goldstük durchließ, so daß es in den Fluß rollte. Der Bettler sah dem Dinge ruhig nach. „Was war es denn?" fragte er den Minister. „Eine Kupfermünze," entgegnete der Minister. „Nun, das ist zu verschmerzen!" sagte der Bettler. „Siehst du," sprach der Fürst, „so tröstet sich der Frohsinnige!" Sie gingen weiter, kehrten aber bald wieder um. Der Bettler saß noch da und bat wieder um eine Gabe. Der Minister zog einen Ring vom Finger und warf ihn in die hingehaltene Müze; aber das Loch war noch darin, der Ring fiel durch und rollte ebenfalls in den Strom. „Wieder weg!" sprach der Bettler: „was war's denn dießmal?" „Eine Kleinigkeit!" entgegnete der Minister; „ein Diamant-Ring von 10,000 Rupien Werths!" „Was?" schrie der Bettler; „o, ich Unglükseliger! mein nichtswürdiger Leichtsinn! warum hielt ich das Loch nicht zu!" Somit stürzte er sich in den Strom und ertrank. „Das ist die Folge des Leichtsinns, wenn Habsucht daraus wird!" äußerte der Minister.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Menschen-Alter.

Kind.

Ruhe sanft, glüklicher Säugling, an dem Busen der Mutter! Auf dich blikt herab ein segenreicher Himmel der liebenden Mutteraugen und bewacht sorgsam alle deine Athemzüge. O möchtest du doch einst eben so kummerlos ruhen an der Brust der Geliebten!

Knabe.

Pflüke all die duftenden Blumen und hasche nach all den bunten Schmetterlingen. Du lebst noch ein glükliches Leben, unbekümmert ums künftige! — Dieses Thal ist deine Welt, und deine Wünsche reichen nicht über jene Berge hinaus. Und doch fühlst du dein Glük nicht ganz! Einst, wenn aus Scherz Ernst, und aus Spiel Geschäft geworden ist, wirst du dich zurük sehnen nach dieser schmerzlosen Zeit.

Jüngling.

Hast du die alten Spiele vergessen? Warum schleichst du so einsam am murmelnden Bach und im Nachtigallen-Hain? — O, eine neue Welt der Sehnsucht und der Hoffnung ist dir aufgegangen! Von Ferne glänzt dir der Stern der Liebe. Liebe, hoffe, ringe, wage! für dich wölbt sich der Jungfrau Brust, dich suchen ihre Seufzer. Laß die Lippen sagen, wovon Augen und Wangen brennen und die Brust pocht, so wird sich dir aufschließen das Paradies der ewigen Liebe.

Mann.

Die Blumen sind Früchte geworden, und was du einst gehofft hast, das hast du nun gewonnen. Ernster erscheint dir jezt das Leben, als es einst vor deinem sehnenden Blike lag, und kleiner ist die Welt, in der du lebst, als Die, die einst in deiner Brust lebte. O warum hat die Zeit der Hoffnung nicht ewig fortgedauert? —

Greis.

So schnell ist er ausgeträumt, der Traum des Lebens? Noch nicht Alles erfüllt, was der Jüngling hoffte, noch nicht Alles gethan, wornach der Mann rang; und doch die Haare so weiß? Und die Arme so kraftlos? Wo sind sie geblieben, die Gespielen der Kindheit? Ein anderes Geschlecht ist ihnen nachgefolgt. So senke die Fakel, Genius! daß der große Morgen beginne, wo der neue Tag des ewigen Lebens aufgeht.

Die Kunst zu reimen.

Zusammen reimen was sich schikt,
Das ist die Kunst des Lebens;
Wer das versteht, der ist beglükt,
Dem klingt kein Ton vergebens.
Straks reimt er auf Kuß Genuß,
Auf Faß sein Glas, auf Muß Entschluß,
Und nach der Tage Leiden
Reimt er am Abend Freuden.

Oft widerspänstig ist der Reim,
Gleich einer Doris Laune;
Doch der Poet kocht Götterleim
Und bricht den Reim vom Zaune;
Das Mißgeschik führt er auf Glük,
Das Herz voll Schmerz auf Scherz zurük,
Und selbst dem Hoffnungslosen
Macht Hosen er aus Rosen.

Stets hat im vollen Dintenfaß
Er einen Frühling steken,
Und läßt den, ohne Unterlaß
Sich Nachtigallen heken.
Sein Lieblingsreim ist Glüh'n auf Blüh'n,
Und darauf Grün und Immergrün,
Und lauter grüne Auen,
Vollblumig anzuschauen.

Rufst den Poet du in dein Haus
Zu einem Lebensfeste,
Reimt er sogleich dir einen Strauß,
Und Laubwerk deinem Neste;
Weiß, was sich ziemt, bei gutem Wein,
Den besten Reim kennt er, schenkt ein,
Und schnell und immer schneller
Reimt er auf Teller Keller.

Im Munde stekt ihm eine Wurst,
Voll Pfeffer und Gewürze,
Da hat er nun beständig Durst,
Und leidet ungern Kürze. —
Doch auch im Stübchen unterm Dach
Läßt Reim und guter Muth nicht nach,
Er trinkt als froher Prasser
Auch mit den Geistern Wasser.

Es braucht ein fröhlicher Hanns Sachs
Nicht erst das Glük zu suchen,
Er knetet, wie die Bien' aus Wachs,
Aus Pech sich Honigkuchen;
In seinem Liede, lieb und hold,
Reimt leicht sich Gold und Minnesold,
Zum Plaz wird ihm sein Pläzchen,
Zum Schaz sein liebes Schäzchen.

Ihm däuchte nie die Welt zu schlecht,
Er sieht die gold'nen Berge,
Drum sieht er, frei sogar als Knecht,
Oft Berge an wie Zwerge.
Er kennt auf Erden keinen Feind,
Versöhnung tönt im Reime Freund,
Und gern reimt auf hienieden
Er holden heitern Frieden.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

III. Jahrgang. Nro. 36. 9. September 1836.

Inhalt: Gute Ernten ohne Dünger. — Bierdiskurse. — Einige Meinungen. — Reisebilder. — Eine ganz neue Art Kornwürmer. — Landwirthschaftliche Maschinen. — Getreidepreise.

Gute Ernten ohne Dünger.

Sehr wenige Landwirthe sind auf die Wechselung der Kultur und Behandlung der Pflanzen aufmerksam genug. Sie glauben, der Dung allein sey die Ursache von ergiebigen Ernten. Das Gegentheil beweiset Nachstehendes.

Man dünge alle Jahre ein Stük Feld und baue in demselben Halmfrüchte (wenn es auch jedesmal eine andere Saat ist), aber nur solche Früchte, welche zur Reife übergehen, und Körner tragen, so daß die Blätter schon mehrere Wochen vor der Reife abgedörrt sind — man wird auf diesem Felde, wenn man solches auch alle Jahre gut düngt, in fünf bis sechs Jahren keine Frucht mehr bekommen.

Darin liegt ein klarer Beweis, daß der Dung nicht so viel auf die Vegetation wirkt, als die Ausdünstung der Erde und die Atmosphäre, indem man vermittelst vortheilhafter Kultur-Wechslung, vermöge welcher auf eine aussaugende Saat jedesmal eine einsaugende auf eben demselben Felde gepflanzt wird, ein Feld immer ohne Dung gut ernten kann.

Aussaugende Saat sind alle Landesprodukte, welche, wie schon gesagt, so lange stehen, bis die Blätter gedörrt sind und die Gewächse zur Reife übergehen.

Einsaugende sind dagegen alle, welche, wenn die Blätter noch grün sind, geerntet worden. Denn durch die Poren der Blätter, welche in Verbindung mit den Wurzeln stehen, athmet die Pflanze ihre meiste Nahrung aus der Atmosphäre und der Ausdünstung der Erde ein.

Dieses beweisen die Klee-Aeker und die Wiesen. Diese haben mehr Wurzeln, als alle andere Gewächse, und machen doch das Feld, je länger solche im Boden stehen, desto besser. Warum dieses? Blos aus der Ursache, weil das Produkt alle Jahre mit den grünen Blättern geerntet wird. Man lasse den Klee zu Samen stehen. Die Blätter werden dürr werden, und man wird sogleich das Gegentheil finden. Warum hat die Natur alle Gewächse mit Blättern begabt? Damit die Blätter dem Gewächse Nahrung zuführen. Man nehme einem Baume, wenn die Frucht schon da ist, die Blätter, und aus der Frucht wird nichts werden. Man lasse die Tabakstöke, nachdem die Blätter abgenommen sind, noch einige Wochen stehen, so wird dieses den Aker magerer machen, als die ganze Zeit des Wachsthums des Tabaks auf demselben. Deßhalb bringe man auch Dikrüben, Weißrüben, Kartoffeln, Hanf rc., wenn sie nicht mehr wachsen, alsbald vom Felde, damit sie es nicht unnöthig aussaugen.

Ein anderer Beweis findet sich im folgenden Beispiele. Man seze Kartoffeln, Dikrüben, Tabak rc. weiter als gewöhnlich aus einander, behake aber die Stöke nur so weit in der Runde, als man glaubt, daß die Wurzeln reichen, und lasse das Unkraut in den Zwischenräumen stehen. Die Pflanze wird bei Weitem nicht so gedeihen, als wenn man auch die leeren Fleken, welche die Wurzeln der Pflanzen nicht berühren, behakt und vom Unkraute reiniget. Die Ursache hiervon ist, weil das Unkraut, wenn es stehen bleibt, die Schwängerungstheile aus der Atmosphäre mit der Pflanze theilt, und die Ausdünstung der Erde verhindert.

Daß die Ausdünstung der Erde wesentlich auf die Vegetation durch die Blätter der Pflanzen wirke, wird auch durch Folgendes bewiesen. Man jäte einen Kartoffel-, Dikrüben- oder Tabaks-

Aker, überhaupt Hakgewächse, so oft, als sich nur das Unkraut zeigt, mit vielem Fleiße. Die Pflanze wird die halbe Qualität nicht bekommen, als wenn man sie behakt, weil durch das Auflokern der Erde dieselbe, besonders zur Nachtzeit, ausdünstet, und diese Ausdünstung die Pflanze durch die Poren der Blätter einsaugt. Ist eine Tabaks-, Dikwurzel- oder andere Pflanze nur an der Erde angewachsen, so behake man den Aker in den ersten drei oder vier Tagen, wenn sich gewißlich noch kein Unkraut zeigt, das der Pflanze schaden könnte, und behake dagegen einen andern Aker nicht, bis das Unkraut kömmt. Man wird einen unbegreiflichen Unterschied finden, welcher blos darin liegt, weil durch das Auflokern der Erde die Ausdünstung befördert wird. Daher kömmt es, daß solche Gewächse, je öfter man sie behakt, ohne Rüksicht auf das Unkraut, desto stärker wachsen. Aber nur nicht bei nassem Wetter behake man sie, eher gar nicht.

Aus allem Diesen könnte man schließen, als sey der Dung überflüßig, da doch der Beweis klar ist, daß ein gedüngter Aker Mehreres erzeugt, als ein ungedüngter.

Durch vortheilhafte Kultur-Wechslung, durch welche die Ausdünstung der Erde und der Einfluß der Atmosphäre gefesselt wird, kann man aber Mehreres bezweken, als mit Dung, wenn man bei Dung keine nüzliche Kultur-Wechslung einführt, und sich einzig auf den Dung verläßt.

Von dem Vortheile des Dungs ist Jeder überzeugt. Daß aber eben der Dung mehr auf die Ausdünstung der Erde und die Fesselung der Atmosphäre, als auf die Wurzeln selbst wirke, ist ebenfalls für Manchen unbegreiflich.

Bekanntlich ist der Dung, welchem weniges oder gar kein Stroh beigemischt ist, der beste, besonders derjenige, welcher von der besten Nahrung herkömmt. Gutes Futter bringt guten Dung. Diesen Dung mache man so dünn, daß man ihn kaum auf dem Felde bemerkt, oben auf die Saat, und pflüge ihn nicht unter; man wird bessern Erfolg haben, als wenn man ihn unterpflüget. Soll man hierbei nicht glauben, daß der Dung die Atmosphäre fessele?

Daß der Dung auch der Wurzel Nahrung gibt, ist sicher. Aber eben diese Wurzel-Nahrung entsteht durch die Blätter aus der Atmosphäre. Maste Blätter ziehen mehrere Nahrung als magere, weil sie weicher sind.

Was thut der Gyps? Man wird doch nicht glauben, daß er den Boden düngt. Er wirkt nur auf Produkte, welche weiche, wollige oder sammetartige Blätter haben, als: Wiken und Klee.

Haben wir nicht einen noch deutlichern Beweis an den schwachen Regen, welche öfters den ganzen Sommer nicht bis an die Würzeln mancher Gewächse, als: des Tabaks, der Dikwurzeln, der Kartoffeln rc. (so daß deren Wurzeln den ganzen Sommer im Staube stehen), noch weniger an die Wurzeln der Weinstöke dringen? Und doch befördert sogar der kleinste Regen die Vegetation. Wodurch anders (da er nicht auf die Wurzel kommt), als daß er die Ausdünstung der Erde befördert und die Atmosphäre schwängert, welche die Pflanze durch die Blätter anzieht?

Alles dieses beweiset, daß eine vortheilhafte Kultur-Wechslung, wodurch auf eine aussaugende Saat eine einsaugende Saat folgt, mehr als aller Dung auf die Vegetation wirke.

Man sehe die beigefügte Eintheilung einer Kulturwechslung ein, so wird man sich davon überzeugen.

Nüzliche Kultur-Wechslung.

1tes Jahr mit Vegetabilien gedüngt.

Man säe das Feld, nachdem es vorher, besonders vor Winter wenigstens einmal gepflügt worden ist, im Frühjahre mit Wiken, welche man, wenn der Aker gut gepflügt ist, einegget, dann den Aker walzet — sobald die Wiken aufgegangen sind, solche gypset, und wenn sie verblühet haben, ehe sie Körner bekommen, zu Heu abmähet. Die Wiken wachsen bis gegen den Herbst nochmals an. Im Herbste pflügt man sie unter, und im Frühjahre säet man in den Aker Gerste.

Noch besser düngen Rüben, wenn man, nachdem man die Wiken vom Aker hinweggebracht hat, den Aker pflüget und Rübsamen auf ihn, erst Ende August säet, unteregget, wenn die Rüben aus dem

Boden sind, haket, ist es möglich, zweimal haket, die Rüben im Herbste ausrupfet, ehe sie ganz reif sind, aus einander leget und unterpflüget, so daß solche den Winter über verfaulen. Dieses ist so gut als Dung. (Sandfelder dünge man jedoch das erste Mal auch mit animalischem Dunge.)

2tes Jahr. Gerste. Ist diese zu Haus, so pflüge man den Aker, säe ihn, wie das vorige Jahr mit Wiken oder Rüben und pflüge im Herbste solche unter.

3tes Jahr. Im Frühjahre Kartoffeln oder Runkelrüben, eigentlich Gewächse, welche mit der Hake gebaut werden. Dann

4tes Jahr wieder Gerste, mit dieser deutscher Kleesame. Sobald die Gerste aufgegangen ist, so gypse man den Aker. Dieses kömmt dem Klee in der Jugend und in den folgenden Jahren sehr gut.

Dann steht der Klee zwei Jahre, nemlich das

5te und 6te Jahr mit Klee. Alle Frühjahre wird der Klee gegypset. Das erste Jahr darf kein Klee zu Samen stehen bleiben. Solcher muß allemal grün gefüttert oder zu Heu gemacht werden. Im zweiten Jahre muß der erste wieder zu Heu abgemacht werden. Von der zweiten Schur läßt man, wenn auch nicht Alles, doch etwas zu Samen stehen, damit man seinen Samen selbst habe.

Der Kleesame gibt oft eine sehr reiche Ernte.

7tes Jahr. Winterfrucht, Weizen oder Dinkel, auch Spelz genannt. Ist diese Frucht zu Haus, so verfahre man sogleich mit Wiken oder Rüben, wie beim zweiten Jahre.

8tes Jahr. Im Frühjahre Gerste ohne Klee-Samen. Ist die Gerste zu Haus, so verfahre man mit Wiken oder Rüben wie im vorigen Jahre.

9tes Jahr. Im Frühjahre Hakgewächse, Kartoffeln oder Dikrüben.

Diese gerathen am Besten, wenn man solche im Frühjahre Ausgangs April oder Anfangs Mai säet. Auf den Morgen von 160 nürnberger Quadrat-Ruthen gebraucht man höchstens drei Viertel von einem Heidelberger Simmer. Das Feld muß gut gebauet werden.

Da im Herbste die Wiken oder Rüben untergepflüget wurden, so wird der Aker im Frühjahre, sobald das Feld troken ist, gepflügt, nachgegget und gewalzt. Der Aker bleibt bis zur Saatzeit liegen. Die Unkraut-Samen gehen dann alle auf demselben auf. Der Aker wird dann wieder gepflügt, der Dikrübensame auf ihn gesäet und untergeeggt und gewalzt. Sobald sich die kleinen Pflanzen nur sehen lassen, wird der Aker gehakt, und immer wieder, so oft es nöthig ist, gehakt. Je mehr, desto besser. Die Rüben lasse man nicht zu nahe beisammen stehen, daß sie grösser werden.

Diese Rüben werden viel größer, als die ausgesezten, und bekommen keine Nebenwurzeln. Sie haben nur Eine Wurzel. Auch muß man dieselben nicht abblatten, höchstens einmal und nicht stark abblatten. Die Blätter sind ungebrühet schlechtes Futter, befördern unabgenommen das Wachsen der Rüben, und kommen der künftigen Saat, wenn man solche unterpflügt, sehr gut.

10tes Jahr. Im Frühjahre wieder Gerste. Auch in diese säet man noch keinen Kleesamen. Er kömmt noch nicht in dem Aker auf. Weil erst drei Jahre zuvor Klee in demselben war, so säet man im Frühjahre Wiken in ihn. Nach diesen Wiken verfährt man wie im ersten, zweiten, dritten und vierten Jahre. In den Aker säet man dann wieder Kleesamen, und fährt wie oben im vierten Jahre, der Regel nach, fort.

(Schluß folgt.)

Bierdiskurse.

Selbst gehört und selbst verfaßt

von

Magister Labekraut

allda.

Alles zur Kenntniß der Dinge.

Inhalt: 1) Ueber das bayerische Bier. 2) Diskurse einiger Kellerinnen. 3) Das Planiglobium und der Nordpol. 4) Die geogr. Gespräche. 5) Der Grammatiker.

„Eine gescheute Henne verlegt auch oft ein Ei."

Vorerinnerung.

Ich wichse Euch, meine hochverehrten Leser — doch nein, ich wichse Ihnen etwas auf, ohne daß Sie Schmerzen fühlen, etwas nicht Nagelneues,

und doch auch nicht Nagelaltes. Was soll aber das Ding nüzen? Ach! Herr Leser, seyen Sie nicht interessirt, wenn ich auch nicht interessant bin. Ich sage etwas her, und dabei finde ich mich wohl; Sie werden dadurch nicht krank — also her damit. Was gibt's Neues — spricht der Gemeindevorstand zum diken Kirchenpfleger. Ach! gar nichts, Herr Kollega, antwortet Simplizius. Er antwortet eigentlich nicht, es treibt ihn sein Geist, wie mich, und so ein Trieb gehört nicht der thierischen, sondern der geistigen Natur des Menschen an. Also ich bin ein Geist, aber kein Poltergeist, auch kein jezt so sehr verrufener Freigeist, kein Melissengeist, kein Weingeist, auch kein gestorbener Geist — ein kleiner Geist, und das ist mein Vergehen, warum ich auch lichteleuchtelen muß und thäte. Meine Herren! so rufe ich, schenken Sie mir Ihre Aufmerksamkeit, so bettle ich — und werden Sie, meine Debitoren, gefälligen, so wünsche ich. Ach! es bleibt mein Ruf vergehens, der erste gute seit Erschaffung dieser Welt — — Verzeihn's, mein Oheim tritt eben jezt herein und ruft: Sapienti pauca, d. h., du, der du die allein beglükende lateinische Spracherei nicht gelernt hast, du Esel zu deutsch, dir kann man einen ganzen Tag vorpredigen, und zulezt hungert Einen doch — in Ewigkeit Amen!

Nro. I.

Ueber das barische Bier, oder der Lenz und Nikl haben alle Recht.

Lenz. Brüderl sauf — ich hab' ohnehin schon z'viel.

Nikl. Was? Ein' Maß trink' ich noch beim Bhütmigott. Das Wasser kostet $5\frac{1}{2}$ kr. und kein Malz dabei.

Lenz. Schau, schau. Du bist ein närrischer Kerl. Man muß nur brav nachtrinken, wie beim Einnehmen (Mediziniren), dann kommt's schon; auf ein eiligs Ding hält Niemand.

Nikl. Ja, wie viel müßt' man denn trinken!

Lenz. So ein Kreuz (10 Maß) thut Einen schon stärken.

Nikl. Mein Pfarrer sagt, wer von unserm Kräuterbier stark trinkt, kriegt die Himeraden (Hämorrhoiden).

Lenz. A mein, der Pfarrer ist auch noch nicht der Gescheutere. Mir thut's nichts, aber meinem Geldbeutl.

Nikl. Wie's halt geht. — —

Nro. II.

Diskurse einiger Töchter des Bachus.

A. Guten Abend —

B. Grüß Ihna Gott; wo gehen denn Ihna um?

A. Mit meiner Frau hab' ich mich zerstossen, hab' ihr die Levitten ein wenig bayrisch jelesen, da hat sie mich ausgeschafft. Kriegt sobald keine, wie ich.

B. Wie, so grob könnte sie seyn, die Wampsen?

A. Mitn Bier haben wir uns zerschlagn. Ich habs brav gesprudelt, und da haben mich die Herren so lieb gezwikt und beschenkt; die aber sagt immer, es wär' nicht recht. Beichts ja ich.

B. Sie, kommen Sie heute um 7 Uhr in den Fankerlgarten — dort mehr. Ich muß noch gschwind a Brätl essen, eh mein Wildfang kömmt.

A. Leben Sie wohl, Mamsell Kollegerin.

B. Warum nennt man denn mich so?

A. Ich hab' einen alten Hausknecht gekennt, der hat mich halt auch immer so genennt.

Nro. III.

Planiglobium.

Seppl. Heut habi mi a so zürnt, daß ich krank bin.

Michl. Weil dein Bue, der Desl, mit dir disputirt hat?

Seppl. Zwö denn? Mit so an Studenten ist halt nichts zu machen.

Michl. Ich hab' dich schrei'n hör'n.

Seppl. Sagt der Desl, der Nordpol wäre gegen Mitternacht hin, und steht grad über Asien; hab's mein Löbtag glabt.

Michl. Dös glaubi selber. Aber das läßt sich ändern. Dräh d' Landkartn a Bißl umi, nacha hat er's grad recht gsagt.

Nro. IV.

Die geogr. Gespräche.

A. Wien ist fürwahr eine recht schöne Stadt.

B. Ja, und recht groß, lauter Häuser sieht man da.

A. Ich war schon weit, aber kein Wien gab's mehr.

B. Aber Paris muß doch noch größer seyn?

A. Gott bewahrs, hat zweimal so viel Einwohner wie London und Paris.

B. Weißt du das gewiß?

A. Ja, steht im Kasperl (Gaspari).

B. Das glaub ich nicht. Hat mein Lehrer gsagt, daß London die größte Stadt der Welt wäre, so daß man's gar nicht sehen kann, wenn man zur ebenen Erd steht und hinaus schaut.

A. O du Dalk, die größte Stadt ist mein Lebtag Spanien gewest.

B. Schau, da muß ich mich schon drein geben. In Spanien hab' ich weiter noch nie eingekehrt —

Nro. V.

Der Grammatiker.

A. Ich hab' eine neue, ganz gelehrte hochdeutsche Grammatik fertig, aber der Buchhändler wills nicht.

B. Wie so?

A. Er ist mit nichts darin verstanden.

B. Wie theilten Sie denn das Ding ab?

A. Das Erste ist die Gesichterschneiderei oder das lautirende Abc mit einem Flederwisch von kleinen Regeln. Das Zweite sind die ungleichzeitigen Verba. Auf die Folgen gewisse Redensarten ohne Verstand, man nennts Syntax. Den Schluß macht eine fromme Betrachtung über den Grund und die Wurzel einer gefälligen Versezungs-Weise. Die unbiegsamen Theile habe ich so hin und wieder geschikt verstekt und eingezwängt und als Unterscheidungszeichen habe ich eigene Fingerzeuge aufgestellt. Die längsten Verse unserer Dichter fehlen nicht und ein recht mannigfaltiges Register verschont diejenigen Lehrlinge, welche mit dem Denken keine Freude haben.

B. Aber da fehlen ja noch die Fürwörter und Numeralien!

A. Die Fürwörter lass' ich drein gehen und die Zahlwörter werden nächstens nachgeliefert, damit ich eine zweite, verbesserte und vermehrte Auflage geben kann.

Die Karrikaturen der Menschheit.

Einleitung. Es wäre sehr wünschenswerth, daß ein geübter Schriftsteller die nachstehenden Andeutungen der moralischen Mißgeburten schön ausmalte, da solche Beschreibungen von sehr großem Nuzen seyn können.

1) Der Geizige — Blaß, ängstlich, mißtrauisch; mager, keuchend, stieren Blikes; zählt Geld und trägt Geld, und immer in einen größern Sak füllend findet er immer zu wenig; die Zähne grinsend, wenn ihm ein Schelmenstreich zur Vermehrung seines Köders nicht gelungen, fluchend, wenn er sich überzählt, lächelnd, wenn er den Nächsten nur um einen Liard betrogen hat, sollte es selbst vom Waisengute kommen ꝛc.

2) Der Prahlhanns — Roth, aufgedunsen, Brust vorwärts, Maul breit; langsam, mit Händen und Füßen redend, empfindlich und rechthaberisch, überall dareinfallend und ausweichend wegen Unwissenheit; großmüthig und doch niederträchtig, mit der ganzen Welt bekannt und doch nicht beliebt, Alles habend und Hunger leidend; Schulden macht er und ist grob gegen Gläubiger, und ißt sein Nachbar an seinem Tische, so zählt er dessen Verschwendung her. Eine Entlarvung verzeiht er weniger, als die Pharisäer.

3) Der Unkeusche — Krank und begierig, gewissenlos und sein eigener Mörder; sein Weib küssend und des Nächsten Weib und Kind verführend — — —

Sollten diese 3 Stüke gefallen und erst tüchtig durchgearbeitet seyn, dann soll eine zweite und dritte Lieferung von Gerippen erscheinen, und zwar der Schadenfrohe, die Eifersüchtige, der Verschwender, der Irreligiöse, die Eitle, der Feindselige, die Eigensinnige, die Verziehende, der Gereiste, die Abergläubische, der Empfindliche, der Schlemmer u. s. w.

Einige Meinungen.

Wenn man Dasjenige, was in dem unlängst in dieser Zeitschrift zitirt wordenen Werke des Dr.

Ellers über die uranfänglichen Theile der Körper, über die Bildung der Körper, und über die Erzeugung der Metalle u. s. w. enthalten ist, mit Dem vergleicht, was hierüber in Justis, Basins, des Direktors Markgraf u. a., aber älterer Autoren, chemischen und physischen Werken und Abhandlungen nachgewiesen wurde, so verfällt man unwillkürlich auf die Meinung (aber nur auf die Meinung), ob nicht auch in diesem Allen, oder theilweise, irgend ein nüzlicher Wink verborgen liegen möchte für die Zweke der Stahlveredlung. Der Weisheit, Huld und Gnade unserer allerhöchsten Regirung hat es gelungen, der Akademie der Wissenschaften nach den neuesten Statuten der landwirthschaftlichen Vereine Bayerns, und zu denselben eine anpassende und in ihren Folgen wichtige Stellung zu geben. Dabei kann ich aber meine frühere Meinung (aber auch nur wieder Meinung) nicht aufgeben über die Stellung der praktischen Gartenbau-Gesellschaft in Frauendorf zu diesen landwirthschaftlichen Vereinen, und über die Bildung eigener, naturforschender Sektionen bei erstern. Leztere Sektionen würden manchem Landgerichts-Physikus, manchem im Stillen forschenden Gelehrten u. s. w. eine angenehme Gelegenheit darbieten, gemeinnüzlich zu werden. Sed salvo meliori!

In vielfacher Beziehung liegt dermalen in dem Menschen ein gewisser vorstrebender Hang, nur ein sogenannter „Hansdampf" zu werden; daher das Ernste und Reinwürdige zu beseitigen, dagegen das Flüchtige und Unbeständige aufzusuchen. Wir können daher unserer allerhöchsten Regirung nicht genug Dank wissen und zollen, daß dieselbe das Wesen der Dampfschiffahrt und der Eisen-Bahnen schon im Voraus so weislich beruhigend ordnet und erwäget, und gewiß auch mit Berüksichtigung der dabei empfindlich betheiligt werdenden! Auch dieses ist nur eine — Meinung —, die um so weniger ungnädig aufgenommen werden wird, da selbst von Oben herab nur der Donau-Main-Kanal allein für Bayern als das Wichtigste anerkannt wurde.

Reisebilder.

Da ich unlängst in München war, so mußte ich doch in das überall hochgerühmte Theater gehen. Das ist aber ein theurer und unangenehmer Spaß. Ich zahlte einen Sperrsiz; aber das reut mich, und ich möchte Jedermann rathen, daß er niemals bei der bestehenden au resp. Unordnung einen Sperrsiz nehme, sondern lieber stehe: denn ich bekam zufällig oder so schon ausgesucht einen zweiten Plaz am Gang ziemlich am Ende der Bänke; da mußte ich 20 Mal aufstehen, mich zurükdrüken, daß der Aufsperrer und der Sperrsizer in der Bank durch und auf ihren Plaz kommen konnten; dann ging das Stük an, und es kommen noch solche Nachzügler, vermuthlich so spät, um beflißentlich Störung und Aufsehen zu machen; das war ein Gesperr und Geklapper und Gedräng, daß es mir nicht möglich war, vom ersten Akte etwas Ordenkliches zu sehen oder zu hören!

Warum besteht diese Unordnung, während der Sache doch so leicht abgeholfen werden könnte? — Jeder, der einen Sperrsiz im Parterre will, bezwekt blos, daß er sicher einen Siz oder Plaz im Theater erhält. Mehr Recht kann er sich vor andern nicht herausnehmen. Sein Vorzugsrecht entsteht nur darin, wenn er eher kömmt. Wer also von den Sperrsizlösern am Ersten kömmt, wird auf Nro. 1 geführt und da aufgesperrt, da wartet der Aufsperrer, bis ein Zweiter mit einem Sperrsizbillet kommt, so daß nur nach dem persönlichen Erscheinen der Sperrsizbillete die Ordnung sich von selbst ohne alle Störung bildet, und daß ich nicht, ja, das ganze Siz- und Steh-Publikum durch diese Nachzügler in die verschiedenen hundert oder tausend Pläze auf das Unangenehmste, ja, Widerrechtlichste gestört und statt Vergnügen und Ordnung, mit Galle und Unordnung bei einer so hochgebildeten Gesellschaft selbst oft in Gegenwart der allerhöchsten Herrschaften erfüllt werde!

Ein Reisender.

Eine ganz neue Art Kornwürmer.

Entdeckt von einem ganz neu gebackenen Landwirth.

Mein jeziger Nachbar, der sich in der Stadt einiges Vermögen erspart hatte, wollte es in Kurzem verdoppeln, und siedelte sich in meiner Nähe an. „Lieber Herr Nachbar,“ sagte er diesen Sommer zu mir, als wir auf dem Feld zusammen kamen, „die Landwirthschaft hat doch viel Unangenehmes, was ich nicht erwartet hätte. Können Sie wohl denken, daß mein bestes Kornfeld voller Würmer ist, und ob ich schon viele tausend damit behangene Aehren abstreiche, so sind doch den andern Tag auf dem nemlichen Fleke wieder noch einmal so viel; sie sind ganz dünn, weißgelblich, einige Linien lang, und wenn man sie abstreift, völlig leblos. Dieß muß an dem Samenkorn liegen; denn ich finde in der ganzen Gegend an keinem Kornfelde solche Würmer und ich vermuthe, daß dieses die Brut ist, von der ich höre, daß sie öfters ganze Schüttböden verheeren.“

Begierig, dieses neue Insekt kennen zu lernen, ließ ich mich zu seinem würmerreichen Kornfelde führen, wo er mir mit traurigem Herzen sein Elend zeigte. Trösten Sie Sich, mein lieber Herr Nachbar, sagte ich ihm, Sie haben das schönste Kornfeld in der ganzen Umgegend, und vollkommen Recht, daß die Ursache Ihrer vermeinten Kornwürmer am Samenkorn, und am Meisten aber an der Lage und am guten Boden liegt, wodurch Ihr Feld früher zur Blüte gekommen; denn Ihre Würmer sind nichts Anders als die Kornblüten. Streifen Sie sie ja nicht weiter ab, sonst bekommen Sie taubes, zur Fortpflanzung untüchtiges Korn.

Schon sein Akerknecht würde ihm diesen Rath gegeben haben, wenn er sich ihm, wie mir, entdekt hätte.

So weit gingen die ökonomischen Kenntnisse dieses neuen Landwirthes, der sein Vermögen durch dieselben verdoppeln wollte.

Landwirthschaftliche Maschinen.

In Ländern, wo es an Menschenhänden fehlt, und die großen Güter einen beträchtlichen Raum einnehmen, müssen Maschinen dem Akerwirth sehr willkommen seyn; ja, sie sind zu einer erhöhten Akerkultur fast unentbehrlich; allein in Gegenden, in denen die Bevölkerung so bedeutend ist, daß, sobald die Fabriken darniederliegen, tausend Hände feiern müssen, und die meisten großen Besizungen nur einen geringen Umfang haben, sind Maschinen der Ruin der menschlichen Gesellschaft. Sie bereichern den Einzelnen und stürzen Tausende ins Elend. Man sehe die neueste Sittengeschichte Englands.

Getreidepreise.

Durchschnittspreise von Getreidearten können, wie die Erfahrungen und die Grundsäze der politischen Arithmetik mit Sicherheit lehren, nie anders, als nach einem 25jährigen Mittel mit Weglassung 2 der theuersten und 2 der wohlfeilsten, Jahre oder noch schärfer auf 30 Jahre, wovon die 3 theuersten und 3 wohlfeilsten wegzustreichen sind, am Zuverläßigsten gefunden werden. Ein ganzes Jahrhundert in 4 Epochen getheilt (wie Benzenberg in seinem Kataster thut), ohne alle Einschränkung und ohne den steigen- und fallenden Werth der edlen Metalle dabei zu beachten, ist gar nicht dazu geeignet, ein richtiges Resültat zu liefern, worauf Natural-Veranschlagungen bei Abschäzungen des reinen Ertrags gegründet werden sollen. Dieß haben schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Menge in- und ausländischer Schriftsteller aus einleuchtenden Gründen erwiesen. Besonders ist dieser Gegenstand in C. J. Kraus verm. Schriften, 1. Thl. S. 269—288. Königsb. 1808. 8., woselbst verschiedene Kornpreise 2c. aus dem Mittelalter bis zum Anfange dieses Jahrhunderts vorkommen, gründlich abgehandelt. Seit 1764 erlitten die Preise in ganz Europa durch Erhöhung des Münzfußes und das Verhältniß des Goldes zum Silber fast eine allgemeine Umgestaltung.

Ein Professor fragte beim Religionsunterrichte:
Pr. Sage er mir, wie hoch war der Berg Sinai?
Sch. Ich weiß es nicht.
Pr. Er Esel! Antworte er künftig: So etwas kann man eigentlich nicht recht wissen, wenn man auch älter wäre.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Monolog einer Milbe im siebenten Stak eines Limburger Käses.

In einem Limburger Käse, auf silbernem Teller, den eine Kerze bestrahlte, saß eine Milbe, die philosophirte über Ursprung und Bestimmung des Käses und der — einer unserer Genie-Männer, der die Sphären-Musik hörte, den Einklang der Nerven und das Husten der Flöhe, vernahm auch den Monolog der Milbe.

„Wie lieblich ist dieser Käse, wie ambrosisch sein Geschmak und wie nahrhaft, wie bequem ist meine Wohnung, wie unermeßlich diese durchaus eßbare Welt! Wie wohlthätig Der, der sie schuf für uns Milben — unser Seyn und Wohlseyn ist sein Wille und Zwek. — Dieser Käse ist der beste — (der Eigenthümer dachte gerade umgekehrt) — und der Beweis einfach: wer wird das Vollkommnere dem Mittelmäßigen vorziehen? Jener glänzende Körper, der aus ungemessener Ferne diese Welt bestrahlt (die Kerze), ist unsere Sonne, anpassend der Organisation unserer Augen, folglich um der Milben willen gemacht. Glükliche Milben! ihr seyd der Mittelpunkt der Schöpfung! euch erfreuet das Licht, euch duftet der Käse, euch ladet er ein zum Genuße. — Erhabene Milben! Diese ephemerische Existenz ist noch nicht euer ganzer Erbtheil. Die Natur liebt ewige Zweke, und euer Daseyn im Käse ist nur der rosenfarbene Morgen eines schönen Tages, der euer wartet. Diese sublimen Gedanken, die jezt meinen Geist beschäftigen, sind mehr, als Wirkungen meiner Organisation". —

Mitten in dieser Milben-Metaphysik und Syllogismen stekte das Genie, das ihr zuhörte, die Philosophin sammt ihrem Catheder, worauf sie stand, in seinem Mund!

Die Hauptstadt des Gesichtes.

Nach einer Zeitung, die Wizlinge lasen,
Sind der Gesichter Hauptstädte die Nasen,
Manches Gesicht nun, als Land noch so klein,
Kann durch die Hauptstadt doch merkwürdig seyn,

Durch den Prospekt, durch den Bau und die Größe,
Durch ihre Lage in Sand oder Näße,
Durch ihr Gethürme mit Kupfer-Gedach,
Auch dem enormen Rubinen-Schaz nach.

Ist deine Hauptstadt berühmt, so begnüge
Damit dich, daß sie im Ruhm-Prospekt liege;
Ist dann dein Land auch verächtlich und klein,
Wird dir die Hauptstadt Ersaz dafür seyn.

Bonrath.

Die Eisenbahnen.

Wird es der Kunst noch einst gelingen,
Die Eisenbahnen aufzubringen,
Dann gehts fürwahr den Menschen schlecht —
Denn dann thut Keiner mehr, was recht.

Der Hizige wird schnell ereilen
Den Feind, wird Leib und Seele theilen;
Der Reiche nimmt den Schuldner fest,
Da dieser noch nicht blieb im Nest'!

Der Leichtsinn findet neue Quellen,
Des Vaters Leben zu vergällen:
Er flieht durch Länder sicher hin,
Bald schwebt er außer Land, bald drin.

Dem Liebenden wird jezt gegeben,
Wornach sein Dichten und sein Streben.
Die Tochter, die der Ohm bewacht,
Spricht schnell der Theuere und lacht.

Der Dichterflug geht dann zu Ende,
Profan sind seine zarten Hände;
Der Bauer nimmt jezt Sak und Stok
Und sieht noch mehr, selbst auf dem Bok.

So wird es auch mit Lahmen gehen,
Sie werden weiten Weg bestehen,
Und endlich muß der Herr noch sich
Verspotten lassen jämmerlich.

Selbst unser Knochenmann muß fahren,
Denn seine Kunden hassen Karren;
Sonst ist's um den Erweeb gethan.
Was fingen da die Reichen an?

Die Fußbekleider werden schwizen,
Wenn müßig sie am Fenster sizen.
Doch auch den Schneidern wird schon bang',
Ein Reiserok klekt jahrelang.

D'rum weg mit diesen Eisenbahnen,
Sie nehmen uns der Freiheit Fahnen,
Und lassen uns in Angst und Schmerz —
Doch alles Dieß ist wohl nur Schmerz.

*l.

Drukfehler-Berichtigung.

In Nro. 21 Theuerung und Noth betr.: muß es anstatt; „mit Wag und Gefahr meines Vaterlandes" — heißen: mit Wag und Gefahr meines Vaterlebens.

Ferners in Nro. 21. Dichtkunst betr. anstatt Isanna: — Isaura.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

III. Jahrgang. Nro. 37. 16. September 1836.

Inhalt: Gute Ernten ohne Dünger, (Schluß). — So geht es auch! — Nun gut, so soll sie fahren. — Von den Erholungen. — Alte Zeiten. — Wie urtheilt der gemeine Mann? — Antwort. — Aus dem Menschenleben. — Ein General. — Oekonomisches.

Gute Ernten ohne Dünger.

(Schluß.)

Nach dieser Kultur-Wechslung wird sich wenig schädliches Unkraut zeigen.

Gut ist es, wenn man alle Saaten, besonders Kartoffeln öfters austauscht. Sollte es auch nicht aus fremden Gemarkungen seyn, so säe man nur Das, was im Sande gewachsen ist, in den schweren Boden, und umgekehrt.

Mit dieser Methode kann man ohne Dung alle Jahre eine gute Ernte machen. Dieses wird jeder nicht gewöhnliche Landwirth zugestehen, wenn er darauf merkt, wie jedesmal auf eine aussaugende eine einsaugende Saat folgt. Nach dieser Methode kann man den Dung in Weinbergen und auf Wiesen benüzen. Hat man große Güter, so kann man alle Jahre alle Felder gut ernten, sie seyen noch so groß, und braucht nie die Brache zu halten.

Auch kann man große Güter mit Vortheil bauen lassen, wenn man gleich gar keine Landwirthschaft und Hauswirthschaft mit Knechten, Mägden, Vieh, Geschirr ꝛc. hält, sondern die Felder durch Bauern der nächsten Ortschaften pflügen, und die Produkte jedesmal auf dem Felde versteigern läßt. Dieses bringt kleinen Aufwand und und schönen Ertrag.

Nach dieser Kultur-Eintheilung hätte man von 50 Morgen alle Jahre zu ernten:

Wiken	5	Morgen.
Klee	10	—
Gerste	20	—
Spelz	5	—
Kartoffeln und Dikrüben	10	—
Zusammen	50	—

(In nicht starken Boden, in dem Dikrüben-Blätter untergepflügt werden, kann man Korn, und in starken Boden Spelz säen — so hat man weniger Gerste. Die Gerste geräth aber auf alle Fälle besser.)

Und so fort im Verhältnisse, das Gut sey groß oder klein, alle Jahre die Hälfte mit Halmfrüchten, aussaugenden, und die Hälfte mit einsaugenden Gewächsen.

Manche Landwirthe werden sagen, daß sie nach vorstehender Methode weniges Feld zu Halmfrüchten bekommen. Sie bekommen aber von den wenigen Feldern mehrere Frucht, als sonst von vielen; bekommen desto mehr Futter, und andere Gewächse, welche sie verkaufen oder verfüttern können. Verfüttern sie solche, so erlösen sie den Kaufpreis aus dem Viehe. Sie haben dann mehrfachen Nuzen: durch Futter gutes, nuzbares Vieh, durch Vieh Dung; und so wird ihr Zustand verbessert. Viele Landwirthe sind blos immer in elenden Umständen, weil sie es am Futter für Vieh mangeln lassen. Sie glauben, wenn sie etliche Malter Frucht auf den Markt führen, so sey dieses gut. Sie bedenken aber dabei nicht, daß sie dreifachen Schaden am Viehe, und selbst an der Frucht haben, indem dadurch ihre Felder nur wenige Frucht ertragen.

Einige besondere Regeln für Landwirthe.

1) Man hüte sich, daß man die Gewächse, welche man Sommergewächse oder Hakgewächse nennt, nicht zu nahe pflanzt. Man wird finden, daß, wenn hier oder da ein Kartoffelstok oder eine andere Pflanze ausbleibt, die zunächststehende Pflanze einen doppelten Werth gegen die andern Pflanzen erhält.

Viele glaubten bisher: wenn die Pflanzen nur so stehen, daß sich die Wurzeln nicht berühren, so sey dieses schon gut. Dieses ist eben ein Beweis, daß die Ausdünstung der Erde, verbunden mit der Atmosphäre, großen Einfluß auf die Pflanze hat. Weil rüksichtlich der Wurzeln keine Pflanze der nächststehenden die Nahrung nehmen kann, und die Pflanzen doch nicht so vollkommen werden, als wenn sie sich noch entfernter stehen; so zeigt sich dieses, daß das Nahestehen der Pflanzen die Ausdünstung der Erde verhindert, und daß die Lufttheilchen, welche die eine Pflanze einathmen könnte, durch dasselbe schon getheilt werden.

2) Je mehr man ein Feld pflüge, desto besser sey es, behaupten manche Landwirthe. Dieses ist Irrthum. Je öfter ich ein Feld durch den Pflug auflokere, desto magerer mache ich es, indem dadurch die Ausdünstung der Erde sich verliert, weil keine Pflanze auf ihr steht, die solche einsaugt.

Ausnahmen hierbei sind Felder, welche viele Wasen und Queken haben. Diese kann man nicht oft und schnell genug nach einander pflügen und eggen, bis dieses Zeug vertilgt ist.

Ueber das Tief- oder Dünn-Pflügen läßt sich nichts genau bestimmen, indem solches meistens von den Pflanzengattungen abhängt. Sandfelder pflüge man nie tief; nur jene, in welchen unten Letten sich befindet.

Das Tief-Pflügen ist in starkem Boden sehr gut. Man muß aber des sogenannten Pflug-Bohrers dabei sich bedienen, durch welchen die Erde nur aufgerissen, nicht aber umgekehrt wird, damit die geschwängerte Erde immer oben bleibt.

Man pflüge überhaupt ein Feld nie eher, als bis sich das Unkraut in Menge zeiget.

Das hervorkommende kleine Unkraut zieht Nahrung aus der Atmosphäre und Ausdünstung der Erde an, und theilt solche dem Boden wieder mit. Daher kommt es, daß Schafe auf dem Felde, die die zarten Gewächschen abfressen, mehr schaden, als nüzen, und daß es auch falsch ist, wenn man sagt: Das, was das Schaf frißt, läßt es auch auf dem Felde liegen. Dieses Liegenlassen ist bei Weitem dasjenige nicht, was das junge Gewächs anzieht.

3) Nach dem Pflügen des Feldes walze man es jedesmal sogleich. Dieses wird von bedeutendem Nuzen seyn. Ueberhaupt sollte die Walze jedesmal sogleich dem Pfluge folgen, besonders im leichtem Boden.

Sind die Felder angesäet, so egget man solche, sobald die Frucht aufgegangen ist, mit einer leichten Egge. Werden auch einige Stöke ausgerissen, so bestauden sich die andern desto mehr.

Werden die Güter mit Pflanzen-Gewächsen, als: Kartoffeln, Dikrüben ꝛc. besezt, so behake man sie, sobald sie angewachsen sind, ohne auf das Unkraut zu warten, damit die Erde aufgelokert wird und ausdünsten kann.

So lange der Aker nicht bepflanzt oder besäet ist, so halte man denselben durch die Walze geschlossen. Sobald aber die Gewächse mit Blättern sich zeigen, öffne man ihn durch die Hake, oder durch die Egge.

Sogar die Klee-Aeker, wenn der Klee abgemacht ist, und wieder anwachsen will, egge man mit einer scharfen eisernen Egge. Man wird guten Erfolg haben.

4) Daß das Unkraut oft großen Schaden anrichtet, ist bekannt, und entsteht gewöhnlich von einer nicht gehörigen Kultur-Wechslung. Es gibt aber verschiedene Arten von Unkraut. Einiges, das immer grünet und nicht hoch vom Boden empor wächst, ist nicht sehr schädlich. Nur solches ist sehr schädlich, welches schnell in die Höhe wächst und bald reif wird. Dieses verdirbt die Frucht, zu der man im Frühjahre öfters noch Hoffnung hat, gänzlich. Solches Unkraut heißt: Hederich, Disteln, Feldmagen, Kornblumen ꝛc. Kommt dieses häufig in der Winterfrucht auf, so bearbeite man sie mit kleinen Haken. Dieß vertilgt das Unkraut und öffnet die Erde. Obgleich dadurch die Frucht sich dünn stellt, so bestaudet sich dieselbe durch Nebenzweige so sehr, daß man eine gute Ernte erhält.

Die Hake kann man überhaupt nicht zu viel gebrauchen. Aber nur nicht bei nasser Witterung bediene man sich ihrer.

5) In Ansehung der Erzeugung des Dungs und desselben Behandlung auf dem Felde glauben Manche

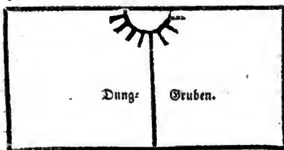
irrig, wenn sie nur viel Dung auf ihre Felder bringen; und ihre Hauptsorge ist, nur viel Stroh zu haben.

Stroh aber ist Stroh und bleibt Stroh. Würden sie für viel Futter sorgen, das wäre besser. Ernähren sie so auch vieles Vieh gut, dann bekommen sie viel Dung. Dieses ist dann auch Dung.

Nur gutes Futter bringt guten Dung. Nicht die Gattung des Viehs macht solchen. Das Futter macht ihn. Der Pferd-Dung wird dem Hornvieh-Dunge gewöhnlich nachgesezt. Man nehme aber Pferddung von Wirthsställen, von Fuhrleuten, wo viel Haber gefüttert wird, lasse solchen nicht in der Dunggrube verbrennen, sondern führe ihn ohne Stroh in 8 bis 10 Tagen auf das Feld. Er wird besser seyn, als der vom Hornviehe, wenn dieses nicht gutes Futter bekömmt. Ueberhaupt muß aller Dung in der Dunggrube unter einander kommen.

Streue Jemand für 40 Stük Vieh in einer Woche Stroh, des Werthes von 20 Gulden. Dieses gibt Dung ungefähr auf einen Morgen. Die andere Woche streue man gar nicht, fahre den Dung ohne Stroh auf einen Morgen, mache ihn beim Ausführen sogleich auseinander, und sehe dann zu, welcher Morgen am Besten gedüngt ist und die reichste Ernte bringt. Die 20 Gulden für Stroh werden verloren seyn.

Da man aber beim Feldbaue Stroh hat, durch dieses den Dung leichter aus dem Stalle schaffet und das Vieh mehr rein halten kann, so streue man solches, mache aber, da man den Dung aus dem Stalle thut, das Stroh so viel als möglich zurük. Für den Dung halte man zwei Gruben neben einander ausgemauert, ungefähr 5 Schuhe tief, nicht größer, als daß Dung von 3 bis 4 Wochen hineingeht, nach dieser Figur



In eine Eke zwischen beiden Dunggruben wird ein kleiner Behälter mit Latten gemacht, in welchem sich der flüssige Dünger sammelt.

Ist die eine Grube voll, so thut man den Dung in die andere. So wie die zweite halbvoll ist, kann man die erste ausleeren, damit der Dung nicht verbrenne. Dann wird der Dung zum Ausführen am Besten seyn. So oft Dung in die Grube kömmt, wird er mit der Gabel aus einander gemacht, und bedarf nie Begießens, weil er nicht lange liegt. Durch das lange Liegen und Ausdünsten in der Grube verliert der Dung seine besten Bestandtheile. Um die Dunggrube pflanzt man Bäume.

Den Dung führe man auf Aeker, die Halm-Früchte hatten, dann kann man auch Reps, Tabak rc. bauen.

Beim Ausführen des Dungs muß man ihn sogleich aus einander machen, ohne Rüksicht auf Witterung und Jahrszeit, und ihn nie unterpflügen, bis man das Feld aus anderen Ursachen pflügt. Man muß nie einen Aker pflügen, um den Dung unterzumachen, weil er besser oben liegt. Ist der Dung viel von Hornvieh, so sammelt sich unten in der Grube Wasser, wenn nemlich dieses viel durch nasses Futter, als z. B. durch Branntwein-Brennerei-Spülig erhalten wird. Dieses Wasser muß auf das Feld geführt werden. Der flüßige Dünger von dem Viehe wird in einem besondern Behälter gesammelt, darf nicht in die Dung-Grube, und wird auf das Feld gefahren. Diesen Dünger pflüge man gar nicht unter, wenn es möglich ist.

6) Man füttere alles Hornvieh Sommers und Winters des Tags nur zweimal, aber jedesmal recht satt. Um dieses ohne Gefahr vor Aufbläbung zu können, muß man alles Stroh, Heu, Klee rc. auf dem Strohstuhle schneiden. Geschnittenes Futter ist viel nahrhafter als ungeschnittenes. Durch das zweimalige Füttern hat das Vieh Zeit zur Verdauung, bekömmt Freßlust (Appetit), frißt sich recht satt. Nur wenn solches recht satt ist, liebt es die Ruhe; und nur die Ruhe bringt Milch und Feisch.

Junges und arbeitendes Vieh aber muß des Tags dreimal gefüttert werden.

Man gebe überhaupt dem Viehe jede Woche einmal Salz. Gut ist es, wenn man dem Salze etwas gestossene Wachholderbeeren beimischt.

Zusaz zu obiger Regel 4. Von der Wichtigkeit der Hake.

Sogar jungen ewigen Klee, wenn er im ersten Frühjahre dünn steht und viel Unkraut hat (der gewöhnlich bisher umgepflügt wird) behake man im März oder April bei trokener Witterung mit kleinen Haken, und gypse ihn einige Tage nachher. Der Klee wird dann sich so bestauden, daß ein guter Kleeaker daraus wird; und die Probe wird bewähren, daß der bisher angenommene Grundsaz: der Klee könne nicht zu dik stehen, nicht richtig ist.

Alle Gewächse, welche viele kleine zarte Wurzeln haben, machen das Feld gut, weil diese kleinen Wurzeln in der Oberfläche der Erde bleiben, und das Einfaugende der Erde mittheilen. Darum bessert auch der deutsche Klee und Esparsette das Feld mehr als ewiger Klee.

Vorstehende, aus Erfahrungen gesammelte Gedanken haben den Zwek, auf Kultur-Wechslung aufmerksam zu machen. Sie werden den nachdenkenden Landwirth aber auf noch viele andere, auch wichtige Betrachtungen über Landwirthschafts-Gegenstände führen, da ohnedem in diesem Fache (wie bekannt) nicht ausgelernt wird. G. J. G.

So geht es auch!

„Besen feil! Besen feil!"

„Halt!"

Der erste Ausruf rührte von der klaren Mädchenstimme einer hübschen Pfälzerin her — der zweite erschallte aus einer glänzenden Equipage. Die Scene war auf dem eleganten Bondstreet in London.

Der Herr stieg aus. Eine große Gestalt, Ernst und Würde in der Haltung, etwas Schwärmerisches im Auge und ein feines Lächeln auf den schönen Zügen.

„Wie theuer Deine Besen?" — fragte er und strich ihr sanft über die blühendrothen Wangen.

Das Pfälzerkind, mit seiner fremdländischen Tracht, erröthete, schlug die blauen Augen nieder, hob sie dann wieder mit einem schalkhaft lächelnden Aufschlag, der sie unendlich reizend machte und sagte leise: „nach Belieben, Herr!"

Der Herr gab ihr einige Guineen, so viel ihm ein Griff in die Tasche in die Finger brachte und rief: „John — Du nimmst sie hinten auf."

John — ein vornehmer Herr-Bedienter, hatte auch seinen Stolz. Er saß im Cabriolet, das hinter dem Kutschkasten befestigt ist und dachte bei sich selbst: „wäre es dunkel, so führst du wohl mit dem wunderhübschen Kinde; aber bei hellem Tage, hier in mitten der eleganten Welt und die Besen dazu — Bless my-Mylord! — rief er laut — es ist unmöglich! — Meine Ehre. . ."

„Du hast recht, John — die Ehre eines Bedienten ist ein so gebrechliches Ding, wie ein Arzneiglas. — Sie könnte Schaden nehmen in der Collision mit den Besen. Steig in den Wagen, John!"

Der Bediente sah seinen Herrn groß an. Aber er mußte gehorchen. Der Herr stieg auf das Cabriolet und ließ sich das Bündel Besen zureichen. Marie schürzte das Röckchen und meinte, nicht ohne Herzklopfen, daß sie nachsteigen solle auf die eiserne Himmelsleiter, die dort hinauf führte. — Aber der Herr warf ihr eine Kußhand zu, bestellte lächelnd einen Gruß an ihren Liebsten in der Heimath und fuhr davon.

Marie erröthete, denn sie hatte sich geirrt. Sie lächelte; denn sie war doch reich geworden, ohne wie so viele Andere ihrer Schwestern. . . .

„Das ist der tolle Lord Hill!" — lachten einige Vorübergehende einander zu — „der Bruder des Generals!"

„Ja — wer reich ist, kann sonderbar seyn."

„Siehst Du, Esel — so ging es auch!" sprach der Lord, als er vor seinem Hôtel hielt und mit dem Bündel Besen im Arme vom Cabriolet herabstieg.

„Ja — wenn ich armer Teufel Ew. Herrlichkeit wäre — könnte ich mich immerhin auslachen lassen; denn wer zulezt lacht, lacht am Besten — und wer reich ist, hat gut lachen."

Nun gut, so soll sie fahren.

Derselbe Lord Hill besaß eine (englische) Meile von London eine allerliebste Schweizerei. Die Kühe hatte er sich aus dem Haslythale verschrieben, eine Sennerfamilie dazu — die in dem flachen Nebellande tausendmal das Heimweh bekam; aber das that nichts. — Das Herzweh deckten Guineen. In seinem Hause wurde eine artige Bernerin gehalten, die kein anderes Geschäft hatte, als jeden Morgen die Milch zum Thee für den gnädigen Herrn von der Meierei zu holen. So trank der Lord zwar etwas theuere Milch — aber was thut's: es war doch Schweizer Milch.

Eines Morgens goß der Regen in Strömen vom Himmel. Liesli, die des Herrn Gutmüthigkeit kannte, wagte es schüchtern mit gesenkten Blicken vor dessen Bett zu treten und bat um Erlaubniß, für heute die Milch in der Stadt kaufen zu dürfen, weil das Wetter gar zu schlecht sey.

„Nun gut — so soll sie fahren," — sagte er vor sich hin — klingelte und befahl anzuspannen — „die vier Braunen, vor die Fensterkutsche."

Der Kutscher brummte, aber fuhr vor. Die Braunen schüttelten die Ohren. „Nun, steig in den Wagen, Kind, William soll dich hin- und zurükfahren, damit ich meine Schweizer Morgenmilch bekomme. — Aber William weigerte sich. Er fahre kein Milchmädchen — seine Braunen hätten edleres Blut als solche Dirne. Mylord möge ihn fortjagen; aber er fahre nicht. „So muß ich wohl selbst fahren, will ich meine Morgenmilch haben. — Steig ein, mein Kind." — Damit sezte er sich auf den Bok, John mußte ihm den Regenschirm über den Kopf halten, Liesli wiegte sich auf dem Sammtpolster der Glaskutsche — und so ging es fort. Es war etwas umständlich — Lord Hill wurde naß bis auf die Haut; aber er bekam doch seine Schweizermilch.

Von den Erholungen.

Die Erholungen sind da, um sich zu erholen und zwar, um sich darauf noch mehr erholen zu können. Es ist ein einfaches Wort, darum sehr begreiflich und begriffen. Man kann sich durch Erholungen etwas holen, sey es auch noch so wenig oder nichtswürdig. Aber die Erholungen sind auch für Alle, für jedes Alter, für jeden Stand. Der Eine erholt sich jedoch beim Bierkrug, der Andere beim Kaffee, Betschwestern im Verleumden, Reiche am Geldzählen, Alte bei Jungen, Kranke an der Sonne. Und wenn sich Einer erholt hat, so sucht er gleich wieder Erholung, denn sie ist gar so genehm und frei. Die Erholung muß besonders bei uns, wo wir so viel von Noth und Druk schwäzen hören, guten Anklang finden, und es kann dahin kommen, daß aus lauter Erholung nichts mehr zu erholen ist. Die Erholung ist eine Zuspeise und als solche wird sie in kleinen Tassen vorgesezt; aber Manche wollen ganze Fässer. Mit den Zugemüsen hat es so seine Laune. Warm, kalt, süß, sauer, dik, dünn, frisch, alt — verschieden muß die Erholung gebracht und genossen werden. Die sich Erholenden wollen wohlfeil sich erholen und es ist sehr billig, wenn die Erholung selbst billig ist.

Die spanischen Feldherren erholen sich auch, aber die Königin will sich nicht mehr erholen. Ich erhole mich gewöhnlich selten; denn meine Erholungen tragen mir auch nichts ein, und austragen kann ich nicht, denn ich bin kein Austräger; ein Austrägler in der Mode und den Ansichten. Ich denke sogleich gerade fort, und dabei gibt es wenig Erholung. Dieses Gerade ohne Erholung ist wie eine alte Schwindsucht, sie erholt sich im Grabe. Mädchen, welche sich erholen wollen, haben oft den größten Fund gemacht. Die Erholungszeit schikt sich mehr für den Abend, für Greise, für Verdienstvolle. Bei uns erholen sich am Liebsten die Jungen, und zwar vor der Arbeit, damit sie doppelt zukommen. Will sich Einer nicht erholen, so macht er kein Glük und ist ganz unphilosophisch, taugt also nicht in unser philosophisches Jahrhundert. Die Erholungen brauchen keinen Paß, kein Stempel. Sie haben überall freien Zutritt. Ich rede daher gerne darüber, um von Erholungen wenigstens zu hören, durch mich selbst. Von Andern hört man oft nicht recht; und die Schwerhörigkeit ist eine fatale Sache. Wenn ich nicht mehr mich erholen kann, so betrauere mich, holder Leser!

Alte Zeiten.

Es war in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wo die Stärke in England eingeführt wurde, aber erst unter der Regirung der jungfräulichen Königin Elisabeth war es, wo das Steifen der Wäsche mittelst Stärke allgemeine Mode ward. Das Weib des königl. Leibkutschers, eine Holländerin, Namens Guilham, welche dieses Wäsche-Stärken vorzüglich verstand, gewann dadurch die Gunst der Königin, so daß sie als Ober-Aufseherin der königl. Wäsche angestellt wurde. Der großen Steifstärkerin Ruf verbreitete sich nun bald weit und breit in ganz England, und die vornehmsten adelichen Frauen und Jungfrauen begaben sich zur Guilham in die Lehre. Von nun an sah man in den Sälen der Damen nichts als Stärkschüsseln und Wannen, und dergleichen Dinge mehr, die wir jezt nur in der Waschkammer finden. Das Klatschen der Hände, das Ausdrüken, Aufspannen und Bügeln der gestärkten Gegenstände wurde damals, in Gegenwart der Herren, so betrieben, wie jezt das Einfädeln der Granaten, oder das Klavierspielen. Diese Liebhaberei ging so ins Tolle, daß eine Flamländerin, Namens Dinghen van den Plasse, als Professorin der Stärkkunde nach London berufen ward. Sie wurde vom großen Adel mit solchem Enthusiasmus aufgenommen, wie in unseren Zeiten Rossini, und man bezahlte ihr eben so viel für ihre Lektionen als diesem Künstler, nemlich 5 Pfd. St., und 1 Pfd. St. Douceur, für den Unterricht in der Stärkmacherkunst. Als die Königin Elisabeth zu altern begann, wurde sie auch wunderlich, und der blauen Stärke, die man seit einigen Jahren zur Wäsche angewendet hatte, griesgram; sie ließ daher einen Befehl ergehen, daß Niemand blaugestärkte Wäsche tragen solle. Aber das schöne Geschlecht ist zugleich das eigensinnige; demnach gehorchten die Engländerinnen jenem Befehle nicht. Nun erschien (27. Juni 1596) folgende verschärfte Verordnung: „Unsere huldreiche Königin hat vor geraumer Zeit in einer öffentlichen Verordnung zu befehlen und festzusezen geruhet, daß Niemand, weder Weib noch Mann, welches Standes er auch seyn möchte, vom Tage des Befehls an sich getrauen sollte, blaugestärkte Wäsche öffentlich zu tragen. Dieses königl. Befehls ungeachtet, haben sich aber viele Einwohner Londons erkühnt, mit der größten Widerspenstigkeit, Ihrer Majestät zum Hohn, sich mit blaugestärkten Kleidungsstüken öffentlich bliken zu lassen. Solches haben wir aus dem Munde der Königin selbst vernommen, die gesonnen ist, diesem Ungehorsam mit Kräften entgegenzuarbeiten. Deßwegen ist Ihrer königl. Majestät ernster Wille und Befehl, den ich allen den Mitgliedern eurer Gemeinde bekannt zu machen gebiete, daß sich von nun an Niemand, wessen Standes und Geschlechts er sey, auf öffentlicher Strasse mit einem blaugestärkten Kleidungsstüke ertappen lasse, wenn er nicht in die Ungnade der Königin verfallen und seinen Frevel mit einer Gefängnißstrafe büßen will, deren Dauer einzig von dem Willen der Königin abhängen wird. (Bekanntlich wog die Königin Elisabeth solche Züge durch große Regenten-Tugenden auf, und Englands jezige Macht rührt größtentheils aus ihren Regirungs-Jahren her.)

Wie urtheilt der gemeine Mann?

Ein Taglöhner hatte einen Sohn, der 2 Preise im ersten Studienjahre sich erworben hatte. Der Sohn ging viatiziren und wurde aufgegriffen und nach Hause geschikt. Bald darauf kam ein junger Priester, gab den Segen und lud zur Primiz ein. Herr, sprach der Vater, das Betteln ist in B. verboten —

Antwort.

Ein Magistratsrath wohnte einer öffentlichen Prüfung bei. Ein Schüler, geprüft aus Aufsäzen in französischer und deutscher Sprache, sagte statt Exemplar Stük; weil aber der Rath nicht wußte, daß Pinsel und Thor so gut synonym sind, als Stük und Exemplar: so lachte er laut auf. Der Prüfungskommissär ward ungehalten und sagte zum Schüler:

Wer ist ein Stük?

Antw. Wer allein ist.

Also auch etwa Ein-Rath?

Antw. Ja.

Der Rath ging nach Hause und schlug in jure civili nach, ob sich das beweisen lasse.

Aus dem Menschenleben.

Die Neger in ihrem Vaterlande, gereizt von Gewinnstsucht durch die Kauflust der Europäer, verläugnen so schändlich alles Menschen-Gefühl, daß sie ihre eigenen Verwandten zu Sklaven verkaufen. Ein alter Neger, willens, seinen eigenen Sohn zu verhandeln, führte denselben nach einer Faktorei. Doch, der Sohn merkte die Absicht, zog geschwind einen der Faktoren bei Seite, und verkaufte seinen eigenen Vater. Der Alte gab sich zwar zu erkennen; aber der Handel blieb doch geschlossen. Als hierauf der Sohn, frohlokend über seine List, heimkehrte, begegnete er dem Oberhaupt der dortigen Gegend; dieser nahm ihm das gelöste Geld weg, und verhandelte ihn noch obendrein als Sklaven an eben denselben Faktor.

Ein General

besuchte eines Tages die Schwimmschule eines seiner untergeordneten Regimenter. Durch schöne Proben seines Geschikes und seiner Liebe zeichnete sich besonders ein Korporal aus. Man nannte ihn allgemein den Schwimmer, was ihm Ehrenname war. Der General beobachtete ihn bald und ließ in Mitte des Offizierkorps vortreten, hielt ihm eine schöne, von allem guten strozende Rede und griff in die Tasche, um ihn zu belohnen. Der Korporal weigerte sich lange, endlich gab er nach und nahm — den Sechser. Ich las mein Lebtag kein schöneres Paradoxon, erwiederte Hanns, als er diese Zeilen zu Gesicht bekam. Doch ein Sechser ist ja Vieles werth. Man kann sich 1 Maß Bier, 1 kr. Brod und um 1. dl. Salz kaufen; ja, man bekommt sogar 60 Nadeln, oder 12 Federkiele, oder ein halbes Buch Papier, selbst ein Brief kann bis Landshut frankirt werden. Rechnen wir diese und noch andere unentdekte Vortheile zusammen, so ist das wahrhaft nopel bezahlt.

Oekonomisches.

Die Schönheit eines Pferdes hängt ab von Farbe, Bau, Stärke, Stellung, Höhe, Proportion aller Theile und Gleichheit; dessen Werth von der Schönheit, Jugend und Gesundheit.

Die Aeker werden verbessert durch Düngen, Arbeit, Früchtenwechsel, gehörigen Feuchtigkeitsgrad; die Wiesen durch Austrokning oder Bewässerung, Vertreibung des Unkrautes, Erzielung guter Kräuter, Reinigung, ordentliches Fechsen und Aeschrung.

Die Personenzahl wird verringert durch Maschinen, kluge Anordnung, Gegenwart, Ermunterung, gute Kost und Liedlohn, tüchtigen Viehstand, Arrondirung und Vermeidung aller Tändelei.

Der Ertrag eines Gutes wird erhöht durch Einschränkung von Dienstboten der Zahl nach, durch möglichste Vervollkommnung der Früchte und Anwendung aller Theile, durch Bemessung des Ein- und Verkaufes, durch kluge Wirthschaft, durch Vereinfachung der Geräthe, durch Einführung neuer Früchte und Vermeidung aller Vorurtheile.

Die Ställe des Viehes seyen versichert, nahe aneinander, troken und licht genug, gut gebaut, mit passenden Eingängen versehen, gut gebrükt und mit Jauchenreserven versehen, nicht weit vom Wohn-Gebäude und ohne Ungezieser.

Die Sicherheit eines Hauses wird erzielt durch kluge Vertheilung des Männerpersonals, durch einige gute Schießgewehre, durch ein Paar tüchtige Hunde, verschlossenen Hofraum und Eingänge in den Hof, Verbot alles Nachtschwärmens um und außer Haus und durch Wachsamkeit des Hausherrn.

Der Bauer ist ein Mann,
Der Vielen nüzen kann,
Fängt er's nur weise an:
Doch wird er träg und roh,
Und macht es immer so und so,
Dann wird er seines Lebens nimmer froh.

Tiefpflügen. So wünschenswerth eine tiefe Akerkrume ist, so darf sie doch, wo sie noch nicht ist, nicht plözlich, sondern nur nach und nach und mit gehöriger Düngung verbunden, herbeigeführt werden, es sey dann, daß der Untergrund der obern Erdschicht an Fruchtbarkeit gleich komme oder sie gar übertreffe.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Verkürzung des Lebens.

So mächtig auch der Trieb des Lebens in den Adern unserer Natur schwellet und den Arm zurük hält, der bereits durch Mißmuth und Verzweiflung gereizt, in Bewegung ist; ein Trieb, der den Unglüklichen, der mit den Fluthen des Meeres kämpft, antreibt, selbst nach einem Bret zu greifen, um sich zu retten, wenn das Schiff seiner Hoffnung in Trümmern liegt; ein Trieb, der in aller seiner Kraft erwacht, wenn unserm Leben irgend eine Gefahr droht, so ist doch die Verkürzung des Lebens in unserem Zeitalter an der Tagesordnung. Denn bald verweichlichen und verzärteln wir unsern Körper, ohne zu bedenken, wie bald genug das zarte und schwache Lebens-Flämmchen, einem glimmenden Dochte gleich, verlischt, oder wie ein fliegender Rauch in der Luft verschwindet, und wie die künstlich geformte, leicht zerbrechliche Maschine unseres Leibes nur durch zwekmäßige Abhärtung und Anstrengung, durch Entbehrung und durch sorgfältige Gewöhnung auch an die rauhen Einflüße der Natur, auch an Stürme des menschlichen Lebens gestählt und für eine lange Dauer des Lebens erhalten werden kann; bald morden wir uns selbst durch heftige und feindselige Leidenschaften; diese greifen den innersten Keim unsers Lebens so heftig an, daß unsere Gesundheit, auch auf den stärksten Stüzen ruhen, in Trümmer zu sinken gefährdet; denn sie erregen einen Sturm in unserer Brust, der selten ohne Zerstörung des Körpers endet; sie wüthen auf das feine, leicht verlezbare Gewebe unsers Lebens, und vernichten es oft schnell und plözlich; sie sind die gefährlichsten Mörder, die uns versteckt im Innersten auflauern, und oft Menschen in der Blüte des Lebens zu Grunde richten. Und betrachten wir die übertriebenen sinnlichen Genüsse und Ausschweifungen, denen sich die Wüstlinge des Lebens in den Labyrinthen der Welt durch Unmäßigkeit, Völlerei, Ueppigkeit und Wollust Preis geben; ach! so begegnen uns zahllose Schatten feiner Selbstmörder, welche den Giftbecher der Sünde und des Lasters bis auf den Grund ausgeleeret, in dem thörichten Wahne, als sey er mit Nektar gefüllt. Tausende und abermal Tausende graben sich ein frühes Grab; und wenn sie schon in dem Frühlinge des Lebens als Greise dahin schwanken, und eine traurige Beute des Todes werden, so müssen sie sich selbst bedauern unter häßlichen Vorwürfen des Gewissens, und ihren Geist aushauchen ohne Kraft der Tugend.

Oft können aber auch übertriebene Sorgen, schwere Arbeiten und übermäßiger Kummer den Lebensfaden zernagen. Traurigkeit tödtet viele Menschen, bemerkt Sprach mit Recht, und Sorge macht alt vor der Zeit. Als ein schleichendes, verzehrendes Gift wirkt ein anhaltender geheimer Kummer in unserer Brust, und ein unaufhörliches ängstliches Sorgen und Grämen für die Zukunft.

Der Alte.

O Herr! nimm meine Leiden hin.
 Genug hab' ich für mich
Gelitten mit ergeb'nem Sinn,
 Getragen ruhig Dich.

Hab' nie Dein Wort verkehrt, verlacht,
 Nie Deinen Zorn gesucht,
War immerhin auf Dich bedacht,
 Hab nie dem Feind geflucht.

Jezt bin ich alt, und krank, und schwach,
 Hab' immerhin genug;
Gib, Vater! meinen Bitten nach,
 Da ich sonst ruhig trug.

Nicht Frühlingsblumen bringen mir
 Gesunden Leib zurük,
Und an der Thorheit find ich hier
 Wohl nimmermehr mein Glük.

Mein Leib ist kalt, ich schwanke wohl
 Als Siebenziger fort;
Doch hier ist Alles froh und toll,
 Mir wär's lieber dort.

Dort in dem großen Reiche säh'
 Im auch ein Plätzchen aus,
Wär's auch nicht anders, als die Höh'
 Und Breit' im Todtenhaus!

Nimm, nimm mich gnädig weg und gib
 Die süße, ew'ge Ruh'.
Ich hatte Dich stets innig lieb,
 Gib meine Bitte zu.

Nein.

Nein, der Ton des Trozes und der Ehre
Trägt in sich die heilsam schöne Lehre:
 „Sagst zu goldner Zeit du siegend nein,
 Wird es dir zur Helden-Ehre seyn."

Sagst du nein, wann dir Verführer winken,
Nein, wann du der Lüge Kelch sollst trinken,
 Nein, wo Trägheit dir zur Ruhe nikt,
 Hast dein Herz mit Lorbeern du geschmükt.

Sagst du aber nein, wo Armuth flehet,
Wo dein Wort als Wahrheits-Bürge stehet,
 Wo dein Troz das Rechtgefühl verdrükt,
 Hast du Satanstöne abgeschikt.

Nein, du schlichtes Wort von höchstem Werthe,
Thränen zeugte oft schon deine Härte,
 Wann ein Trozbold — der kein Leiden kennt,
 Dich mit kaltem Steingefühle nennt.

Bonrath.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährige Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
III. Jahrgang. Nro. 38. 23. September 1836.

Inhalt: Woher die Erscheinung, daß Grundstüke in der Nähe der Städte gewöhnlich besser sind und reichere Erndten tragen, als die der Dorfschaften der nemlichen Gegend? — Hausmärchen. — Die beste Art, das Wiesenheu gut zu machen. — Oekonomisches.

Woher die Erscheinung,

daß Grundstüke in der Nähe der Städte gewöhnlich besser sind und reichere Erndten tragen, als die der Dorfschaften der nemlichen Gegend?

Die erwähnte Erscheinung ist fast allgemein, wie Jeden seine Erfahrung lehrt. Der Grund derselben scheint sich aus Folgendem erklären zu lassen:

Die meisten ältern Städte entstanden bekanntlich aus bischöflichen, abteilichen und gräflichen Sizen, deren erste Stifter sich immer die besten, nach Lage und Boden für den Anbau geeignetsten Pläze ausgesucht hatten. Dieß gilt wohl allgemein von den ersten und ältesten Ansiedelungen. Von da aus entstanden bei wachsender Volksmenge erst später, zum Theil ganz spät, die entfernteren Ansiedelungen. In jenen erstern Ansiedelungen drängte sich die Volksmenge zuerst und mehr aneinander, die Zahl der arbeitenden Hände und das Nahrungsbedürfniß vermehrten sich. Jeder Boden aber verbessert sich, so wie er mehr und besser bearbeitet und ihm Dünger zugeführt wird. Der am Längsten bearbeitete Boden wird, unter übrigens gleichen Verhältnissen der fruchtbarste, weil ihm immer mehr fruchtbare Theile zugeführt werden. Sehen wir doch an neu urbar gemachte Heiden, deren Boden nach der Grundanlage eben nicht ganz schlecht ist: welche lange Zeit geht darüber hin, ehe er sich mit einem von undenklichen Zeiten her bearbeiteten messen darf. Sehen wir doch auch in den nemlichen Feldmarken, an den Strichen, wovon man weiß oder vermuthen kann, daß sie erst später in Kultur gekommen sind, den auffallenden Unterschied! Dort also ist alter Reichthum vorhanden, den man nur nicht erschöpfen darf, um immer einen Vorsprung vor dem spätern Anbau zu behaupten. Dann aber gilt freilich auch bei allen Städten das Sprichwort von den Aekern, die den Hahn krähen hören, man findet die fruchtbarsten Grundstüke, in der Regel, ganz in der Nähe der Städte; die entfernteren hingegen sind schlechter, und bei sehr großen Feldmarken die entlegensten oft sehr schlecht, ohne daß eben auf die schlechtere Grundbeschaffenheit des Bodens allein die Schuld käme, wie dieß leztere mannigfaltig durch die neuern ländlichen Ansiedelungen auf solchen Strichen gezeigt haben.

Hierzu kommt ferner freilich auch dieß, daß der städtische Grundbesiz mehr vereinzelt ist, und und daß um deßwillen, und wegen der durch den größern Verkehr vermehrten Düngergewinnung und des daher erleichterten Düngerankaufs mehr gedüngt wird, und man daselbst schon von alten Zeiten her stärker zu düngen gewohnt ist, als auf dem platten Lande geschieht, und hier wegen des größern Akerumfangs geschehen kann. Je mehr man aber dünget, desto mehr kann man wegen des dadurch vermehrten Dungmaterials, des Strohes, wieder düngen, und so geht die Fruchtbarkeit immer fortschreitend vorwärts.

Ein Hauptgrund aber, den wohl die Wenigsten ahnen, liegt ohne Zweifel eben in der zusammengedrängten Volksmenge und die dadurch entstehende Luftschwängerung mit fruchtbaren Theilen. Bekanntlich ist nemlich der Kohlenstoff und dessen Verbindung mit dem Sauerstoffe die Hauptgrundlage für die Vegetation und das Gedeihen der Pflanzenwelt. Nun enthält aber der Athem der Menschen und Thiere vornemlich kohlensaure Luft, also das Leben der Pflanzenwelt. Wo nur wenige Menschen und Thiere zerstreut leben, verliert sich dieser Stoff in der atmosphärischen Luft, daher er in derselben, die vornemlich aus Stik- und

Sauerstoff-Luft besteht, der Regel nach nur in geringem Maße angetroffen wird. Ganz anders ist es ohne Zweifel, wo eine große Anzahl Menschen und Thiere auf einem Punkte zusammengedrängt wohnen. Dazu kommt die starke Feuer-Unterhaltung auf diesem Punkte, so daß man über etwas größern Städten immer nur eine große Rauchwolke sieht, vornemlich stark über solchen, wo viel Steinkohlen gebrannt werden. Diese große Anhäufung von Kohlenstoff und Kohlensäure in dem Dunstkreise der Städte muß daher nothwendig Einfluß auf größere Fruchtbarkeit in und in der Nähe der Städte haben. Gibt man hierauf Acht, so wird man in dieser Hinsicht noch zweierlei bemerken: daß sich nemlich in und um die Städte, wo Steinkohlen gebrannt werden, gewöhnlich eine noch stärkere Fruchtbarkeit findet, als da, wo blos Holz gebrannt wird, und eben so bemerkt man schon in der Nähe von großen Dörfern diese Fruchtbarkeit stärker als bei kleinen Dörfern und zerstreut liegenden Wohnungen (versteht sich, bei verhältnißmäßig gleicher Bodenart).

So läge also auch schon in dieser Hinsicht der Grund erhöheter Fruchtbarkeit eines Landes in dem Anwuchs der Bevölkerung, die immer eine verhältnißmäßige Thiervermehrung in ihrem Gefolge hat. Man erinnere sich an Deutschland vor 2000 Jahren und halte das jezige dagegen. Und welche Weisheit in der Natur! Der menschliche Athem gibt Stoffe zur Ernährung des Menschen! In der Natur hängt Alles in unendlicher Verkettung zusammen! M—dt.

Hausmärchen.

Der Lehrling in der Zauberkunst.

Es war einmal ein junger Bursche, mit Namen Alexis, der viel versprach. Er war vollkommen gut gewachsen, und so schön, wie der Tag. Da sein Vater und seine Mutter vor Armuth gestorben waren, so hatte ihn sein Großvater, Bonbenet, zu sich genommen, und hielt ihn fleißig zur Schule an. Es war Schade, daß Bonbenet nicht reich war, denn er würde seinem Enkel eine gute Erziehung gegeben haben; aber da er nicht so viel Güter besaß, einen grossen Herrn aus ihm zu machen, so gab er ihn zu einem Schneider, la Rancune, in die Lehre. Dieses war ein sehr berühmter Schneidermeister, der seinen eigenen Wagen hatte, und der kein Kleid unter zehn Thaler zuschnitt. Er machte Kleider, die vortrefflich saßen, und erfand dabei allerhand Moden, aber das Sonderbarste war, daß er keine Gesellen hielt, er auch selbst nicht arbeitete, und dennoch seine Kleider fertig und zur bestimmten Zeit den Leuten ins Haus geschikt wurden; dieses verursachte in der ganzen Stadt das Geschrei: der kleine Robert arbeitete für ihn. Alexis hatte schon ein Jahr seiner Lehre zurükgelegt, Bonbenet, der ihn öfters besuchte, traf ihn niemals in der Werkstätte an, wohl aber beim Bratenwenden, oder beim Zimmerpuzen. Dieses ärgerte den Alten so, daß er so gelb als ein Kürbis wurde. Er konnte auch mit Recht auf den Schneider ungehalten seyn, denn Alexis war im Nähen noch so unerfahren, daß er kaum einen Kornsak zusammen stechen konnte. Bonbenet nahm ihn also von la Rancune weg, um ihn in einen andern Ort zu bringen. Alexis, der Verstand hatte wie ein Engel, und des Bonbonet Gram merkte, fiel ihm um den Hals und sagte: Ei, mein lieber Großvater, betrübet euch nicht, habe ich gleich nicht gelernt, ein Kleid zu machen, so habe ich doch ganz andere Dinge gelernt. Ei! was? fragte ihn Bonbenet? Wahrlich, versezte Alexis, ich bin nicht so dumm, als ich wohl aussehe, und kann unterschiedliche lustige Dinge. Herr Rancune verschloß sich einstens in seine Kammer, ich war so neugierig, durchs Schlüsselloch zu guken, und ich sah ihn erstaunende Dinge vornehmen. Er sprach nur zwei Worte, die ich sehr wohl behalten habe, so nahm er die Gestalt einer Maus an. Ei was sagst du mir da, schrie Bonbenet, das ist nicht möglich. Das ist so möglich, versezte Alexis, daß, wenn ihr wollet, ich mich den Augenblik in einen Hund verwandeln will. Nun, so laß sehen, erwiederte Bonbenet. Den Augenblik war ein kleines Bologneserhündchen von einer ganz besondern Schönheit in der Kammer, das lustige Sprünge machte. Bonbonet er-

schrak nicht wenig über diese Verwandlung; da er aber seinen Enkel zärtlich liebte, so befürchtete er, daß er Zeitlebens ein Bologneserhündchen bleiben möchte. Dieserhalb sagte er einige Mal zu ihm: mein Sohn, nimm deine natürliche Gestalt wieder an. Der gehorsame Alexis hörte sogleich auf, ein Hündchen zu seyn, und wurde wieder Alexis. Nun, mein lieber Großvater, ist es nicht besser, so etwas zu wissen, als ein Paar Aermel zuschneiden? Seyd nunmehro außer allem Kummer, ihr habt seit dem Tode meines guten Papa, und meiner guten Mama, mich erhalten, es ist billig, daß ich euch bis an euer Ende erhalte. Morgen früh will ich mich in ein schönes Pferd verwandeln, alsdann könnt ihr mich auf den Markt führen, und suchen, mich um hundert Pistolen zu verkaufen. Nur müßt ihr die Halfter wieder mit nach Hause nehmen, alsdann wird Alles gut gehen.

Den andern Morgen nahm Alexis die Gestalt eines der schönsten Pferde an. Bonbenet führte es auf den Markt, wo alle Gegenwärtige es bewunderten. Die Mäkler feilten darum, und sezten achtzig Pistolen darauf, Bonbenet aber verlangte hundert dafür. La Rancune, der mit seinem Wagenpferde nicht recht zufrieden war, wollte ein besseres kaufen, und kam deßwegen auf den Markt. Kaum hatte er des Bonbenet Pferd gesehen, als er Lust dazu bekam; weil er aber den Bonbenet als einen sehr armen Mann kannte, so sagte er zu sich: Was soll das bedeuten? dieser Alte ist blutarm, wo hat er wohl dieses Pferd hergenommen? ich befürchte, daß sein Enkel mein Geheimniß entdekt, ich muß doch sehen, ob es also ist. Indem zog er einen Cylinder aus der Tasche, kraft welchen er seinen Lehrling, unter der Gestalt des Pferdes, erkannte. Wie theuer wollt ihr mir, sagte er zum Alten, euer Pferd verkaufen? Um hundert Pistolen, antwortete Bonbenet, und da darf kein Pfennig daran fehlen. La Rancune, der, um sich an seinem Lehrlinge zu rächen, zehntausend Pistolen dafür gegeben hätte, zahlte dem Bonbonet hundert Pistolen aus; als aber dieser die Halfter abnehmen wollte, so sagte der Käufer, der die Folgen davon kannte, zu ihm: Ei, lieber Mann, lasset mir diese Halfter, hier habt ihr eine Pistole, kauft euch eine neue dafür; Bonbenet, der nicht Unrecht zu thun glaubte, nahm die Pistole, ging darauf nach Hause, und erwartete den Alexis, der aber für dieses Mal außen blieb. Als la Rancune sein Pferd zu Hause geführt, band er es mit der Nase an die Heuleiter, und gab ihm anstatt Haber Prügel. Schon drei Tage hatte der Schneider so tyrannisch mit ihm verfahren, daß er in Gefahr stand, vor Hunger und Durst umzukommen, als des la Rancune zwei Töchter sich seiner erbarmten. Lieber Himmel, sagte die älteste, wie grausam ist doch unser Vater! Warum mag er doch diesem armen Thiere so übel begegnen? Es erbarmet mich dessen, sagte die jüngste, wir wollen ihm zu fressen geben, damit es wenigstens dadurch Kräfte bekomme, die Prügel auszuhalten. Ich bin es ganz wohl zufrieden, versezte der älteste. Wir wollen ihm wenigstens so lange Gutes thun, als unser Vater abwesend ist. Sie gingen beide in den Stall, gaben ihm brav zu fressen, und führten es hernach an den Fluß zur Tränke. Aber sobald es das Wasser schmekte, entwischte es ihren Händen, und da es bei dem Durste das Schiksal der Fische für glükselig hielt, verwandelte es sich in einen Karpfen, damit es nach Gefallen saufen möchte. Nun standen die Schneidertöchter ganz erschroken da; sie gingen ganz trostlos über den Verlust eines so schönen Pferdes nach Hause, und waren voller Furcht, wegen der schlimmen Folgen, die sie von dem Zorne ihres Vaters zu erwarten hatten. Kaum war er auch einige Zeit nachher nach Hause gekommen, als seine erste Sorge war, nach dem Stalle zu gehen, und sein Pferd abzustrafen: da er es aber nicht fand, wollte er wissen, wo es hingekommen wäre. Seine Töchter erzählten ihm mit thränenden Augen Alles, was geschehen war. Hierauf zerpeitschte er die jüngste, und ohrfeigte die älteste. Hernach verwandelte er sich in einen Taucher, und flog beständig auf der Oberfläche des Flußes herum, denn da er glaubte, Alexis würde sich in ein kleines Fischchen verwandelt haben, so wollte er ihn mit Einmal hinunter schluken. Er haschte alle kleine Fische in dem Fluße weil er aber seinen Lehrling nicht unter ihnen fand,

urtheilte er, daß er sich in einen Karpfen verwandelt haben möchte. Was war nun zu thun? Er nahm die Gestalt eines großen Nezes an, senkte sich ins Wasser, und brachte mit einem Zuge zweihundert Karpfen heraus. Er betrachtete sie einen nach dem anderm, und da er noch nicht fand, was er suchte, so ließ er sich zum anderm Male ins Wasser. Man darf nicht zweifeln, daß der arme Alexis bei allen diesen Vorkehrungen nicht endlich sollte gefangen worden seyn, wenn er nicht die Vorsicht gehabt, nach gestilltem Durste sich wieder herauszumachen. Denn da er vorher gesehen hatte, daß la Rancune, sobald er von seinen Töchtern erfahren haben würde, wo er ihnen entwischt wäre, nicht unterlassen würde, ihn daselbst aufzufischen: so verwandelte er sich wieder in einen Diamant, wodurch er der Wachsamkeit und der Rache des la Rancune entging. Dieser wurde endlich müde, daß er nichts als bloße Karpfen fing, ging nach Hause und schwur, daß er nicht eher ruhig sterben wollte, bis er seinem Lehrlinge das Leben genommen hätte.

Es befand sich an dem Fluße ein prächtiger Palast, worin ein König residirte, der eine Tochter von einer außerordentlichen Schönheit hatte. Da diese Prinzessin öfters am Ufer des Flußes, in Begleitung ihrer Damen, spaziren ging, so wurden sie eines Tages am Ufer einen Stein gewahr, der sehr stark funkelte, und ihn deßwegen aufhuben. Die Prinzessin bezeigte große Freude darüber, und schikte ihn sogleich zu einem Goldschmied, welcher einen Ring daraus machte, der an Schönheit seines Gleichen nicht hatte. Alexis, der unter der Gestalt dieses Ringes war, war vergnügt, unter den Händen der Tochter des Königs zu seyn, aber dieses Vergnügen wurde bald unterbrochen. Denn la Rancune, der durch die Kraft seiner Kunst erfahren hatte, daß Alexis in der Gestalt eines Ringes diese Prinzessin ergözte, überdachte schon die Mittel, wie er ihn in seine Hände bekommen könnte, sobald sich die Gelegenheit dazu zeigte. Der König fiel in eine Krankheit, welche die Aerzte durch ihre Medizin unheilbar gemacht hatten. Hierüber gerieth der Hof in die äusserste Bestürzung. Der König, welcher nicht Lust hatte, sobald zu sterben, ließ in seinem ganzen Königreiche bekanut machen, daß er Demjenigen die Hälfte seines Reiches, und seine Tochter zur Gemahlin geben wollte, der ihn gesund machen würde. La Rancune ließ diese Gelegenheit nicht aus den Händen; er ging zum Könige und heilte ihn. Nun sagte er, ich weiß, größter König, daß mir nunmehr die Hälfte des Königreichs gehört, und daß es nach dem unverlezlichen Worte der Könige nur bei mir steht, Dero Prinzessin Tochter zu heirathen, aber ich begehre keines von beiden. Die ganze Belohnung, die ich verlange, besteht blos darin, großer König, daß mir die Prinzessin einen gewissen Ring, den sie besizt, dafür zu schenken geruhen wolle. Wie, versezte der König, ihr begnügt euch mit einer so mäßigen Belohnung, da ihr doch das Recht habt, eine viel größere zu fordern? Ja, Herr, antwortete la Rancune, ich bin weder verliebt, noch hochmüthig. Nun wohl, sagte hierauf der König, kommt morgen früh, wenn ich aufstehe, wieder, so sollt ihr nicht allein diesen Ring, sondern, wenn ihr wollt, auch den Schmukkasten, mit allen Juwelen meiner Tochter, dazu haben. Großer Fürst, versezte der Schneider, Sie sind zu großmöthig, ich begehre nichts weiter, als den Ring, und da Ew. Majestät mir solchen zu versprechen geruhen, so traue ich auf Dero Hohes Wort.

Binnen dieser Zeit hatte sich die Prinzessin, welche von der Unterredung des Königs nichts wußte, mit ihrer Lieblingin in ihre Kammer eingeschlossen, um sich mit derselben über die Wiedergenesung Dero Herrn Vaters, und über den Inhalt des ergangenen Edikts zu unterhalten. Wie unglükselig ist doch der Stand der Prinzessinnen! sagte sie; als Opfer der Staatskunst werden sie öfters solchen Herren gegeben, die kein anderes Verdienst besizen, als den Rang, worein sie das Glük erhoben hat. Ich für meinen Theil versolgte sie voller Thränen, bin noch mehr zu beklagen, als andere; denn ich stehe auf dem Punkte, einen niederträchtigen Schneider zu heirathen, der bei einem rothen Barthe so häßlich gebildet ist, daß ich ihn niemals werde lieben können. So viel Verstand auch die Lieblingin hatte, so fand

sie doch die Heirath so übel gewählt, daß sie nichts wußte, womit sie die Prinzessin einigermassen hätte trösten können. Sie fing auch an, zu weinen, und mittlerweile sie sich beide solchergestalt grämten, wurden sie voller Verwunderung gewahr, daß der Stein in der Prinzessin Ringe sich sichtbarlich verlängerte. Er bekam bald darauf die Gestalt eines jungen Menschen, der so schön war, wie die Liebe selbst, und überhaupt die Gestalt des Alexis. Fürchten Sie nichts, schönste Prinzessin, sagte er zur Königstochter; und geruhen Sie, den Verlauf meiner Unglüksfälle anzuhören. Nachdem er sie mit einer rührenden Art vorgetragen hatte, sezte er noch hinzu, es wird la Rancune mich vom Könige zu seiner Belohnung fordern. Ich bitte Sie um des Himmels willen, übergeben Sie mich nicht der Rache eines der barbarischsten Menschen. Ach! wenn Sie hätten sehen sollen, wie er mich in seinem Stalle zugerichtet, so würden Sie leicht glauben, daß ich mich nicht ohne Ursache fürchte, in seine Hände zu gerathen.

Alexis wußte das Mitleiden der Prinzessin so rege zu machen, daß sie ihm versprach, alle ihre Kräfte anzuwenden, damit er nicht in seines Feindes Hände fiele. Aber wenn mein Vater mich dazu zwingt, sagte sie voller Schmerz, was soll ich alsdann thun? Werfen Sie mich alsdann, versezte Alexis, mit größter Gewalt gegen die Mauer, und seyen Sie für das Uebrige unbesorgt. Ihre Unterhaltung dauerte ziemlich lange, und die erfahrne Lieblingin bemerkte, daß die Prinzessin den Alexis sehr liebenswürdig fand, und daß sie gewünscht hätte, daß er den König möchte geheilet haben. Da es schon spät war, entkleidete sich die Prinzessin; aber ehe sie sich ins Bett begab, verlangte sie den Alexis wieder unter der Gestalt des Ringes.

Den Morgen darauf sagte der König in Gegenwart des la Rancune zu seiner Tochter: meine Tochter! Ihr kennet die Verbindlichkeiten, die ich dem la Rancune schuldig bin. Er ist zufrieden, daß ich mein Königreich geruhig besize, und anstatt Eure Hand zu begehren, ist er mit einem gewissen Ringe zufrieden, der sich in Eurem Schmuk-Kasten befindet. Da Ihr nun beständig klug und gehorsam gewesen seyd, so schmeichle ich mir, daß Ihr ihm Das, was er begehrt, gerne geben werdet. Mein Vater, versezte die Prinzessin voller Ehrfurcht, es ist nichts auf der Welt, was ich nicht von Herzen gerne aufopfern wollte, um Euch nur eine Gesundheit von einer viertel Stunde zu verschaffen; aber diesen Ring werde ich mit Dero Erlaubniß nicht vergeben. Wie, versezte der aufgebrachte König, undankbare Tochter! erwiederst du also die Liebe, die ich stets gegen dich geheget habe? Herr Vater, erwiederte die Prinzessin, lassen Sie uns ohne Zorn reden: Sie thun mir groß Unrecht, wenn Sie mich beschuldigen, daß meine Zärtlichkeit gegen Sie nicht groß genug sey; alle meine Hofdamen werden es bezeugen, daß ich in Ihrer ganzen Krankheit nicht aufgehört habe, zu weinen; aber des Ringes kann ich mich unmöglich entledigen; la Rancune, verfolgte sie, mag immer meinen Antheil an der Krone hinnehmen, es soll mich nicht bekümmern; ich will mich in ein Kloster begeben, wo ich mit meinem Ringe viel zufriedner leben werde, als ohne demselben auf Eurem Throne. Wahrhaftig, das ist doch seltsam, erwiederte der König! Ist es möglich, daß man dergleichen unnüze Dinge so sehr lieben könne! Wohlan, fügte er voller Grimm hinzu, so will ich dir zu deiner Bestrafung alles dein Geschmeide nehmen, und dich in einen Thurm einsperren lassen. Diese Drohung führte die Prinzessin zur Vernunft; wie sie also sah, daß sie den Ring nicht retten konnte, so zog sie den Schmuk-Kasten aus der Tasche hervor, und so wie sie ihn geöffnet hatte, wollte la Rancune seine Hand dahin bringen, allein die Prinzessin stieß ihn als einen Unverschämten zurük, und sagte zu ihm: lasset mich nur machen; hierauf wies sie ihm einen Ring, und fragte ihn, ob es dieser wäre, den er verlangte. Nein, antwortete er. Ist es dieser hier? versezte sie, als sie ihm einen andern darreichte. Nein, sagte er. Endlich nahm sie den rechten heraus. Nun wollte la Rancune sich dessen gleich bemächtigen; aber da ihn die Prinzessin mit aller Gewalt gegen die Erde warf, so verwandelte er sich augenbliklich in einen Granatapfel.

welcher aufsprang, und dessen Körner sich im ganzen Saale verbreiteten. Nunmehro zeigte la Rancune dem ganzen Hofe, was er vermochte, er nahm die Gestalt eines Hahns an, und las alle Körner auf. Wie er nun glaubte, sie alle verschlukt zu haben, so ging er ganz stolz vor der Prinzessin einher, die ihn gerne gekocht gewünscht hätte. Als ein kleines Körnchen, welches er nicht wahrgenommen, weil es unter einem Spinngewebe gelegen hatte, sich augenbliklich in einen Fuchs verwandelte, welcher den Hahn todt biß. Der ganze Hof war über diesen wunderbaren Vorgang so erschroken, daß keiner einen Laut von sich gab, bis endlich Alexis die Gestalt des Fuchses ablegte, und seine natürliche Gestalt wieder annahm; er machte dem Könige und der Prinzessin seine Verbeugung auf so eine angenehme Weise, daß sie ganz davon eingenommen wurden. Dieser Prinz versammelte sogleich seinen Rath, welcher nach reiflicher Ueberlegung dem Könige vorstellte, daß Alexis, als die erste Ursache von des Königs Gesundheit, die Prinzessin heirathen sollte.

Dieser Prinz, welcher den Schluß seiner Minister billigte, sagte, daß es ihm gerecht schiene, und nachdem er seine Tochter gefragt hatte, ob sie etwas dawider hätte, einen Menschen von so einer niedrigen Herkunft zu heirathen. O nein, mein Vater, versezte die Prinzessin, welche den Alexis sterblich liebte, das Vergnügen übertrifft Reichthum; und wenn man die Geburt nicht ansieht, so ist Alexis immer so gut als ein Prinz. Der König ließ also Alles zu einem prächtigen Beilager zubereiten, und befahl den Bonbenet herbei zu holen, damit er Zeuge von seines Enkels Glük seyn möchte.

Die beste Art, das Wiesenheu gut zu machen.

Das Wiesenheu ist für den Betrieb einer Landwirthschaft ein so überaus wichtiger Gegenstand, und fast so unentbehrlich für dieselbe, daß ich nicht nöthig habe, dieß zu erweisen. Von allen denkenden Oekonomen wird dieß auch anerkannt, und wem es fehlt, der sucht dessen Mangel entweder durch Ankauf oder durch den Bau von Futtergräsern ꝛc., welche er zu Heu macht, zu ersezen. Ohne mich darauf einzulassen, ob es rathsamer sey, Heu, wenn es zu haben ist, zu kaufen, oder auf eigenem Felde den Bedarf durch Anbau von Futtergräsern, Klee oder Wikengemenge zu deken, will ich hier nur die nach meiner Ueberzeugung beste Weise, das Wiesenheu zu machen, aufstellen, und dann erfahrnen Wirthen die Beurtheilung oder Nachahmung dieser meiner Art und Weise überlassen; aber auch den gewöhnlichen Oekonomen hiedurch einen Wink geben, wie sie oft bedeutenden und schwer zu verwindenden Schaden vorbeugen und ausweichen können.

So wie man, wenn die besten oder die meisten Wiesengräser in der Blüte stehen, und die Witterung sich gut anläßt, mit dem Mähen des Grases anfangen muß, so muß man auch gleich hinter der Sense die Schwaden auseinander schlagen oder zerren. Dieß geschieht am Besten mit der Harke. Dieß auseinander geschlagene Gras lasse man, je nachdem es scharf oder minder troknet, 3 bis 5 Stunden liegen, wendet es, und sezt es, wenn des Abends irgend nur Anschein zum Regen seyn sollte, in Windhäufchen. Ist die Witterung beständig, und verspricht auf den folgenden Tag Sonnenschein, so kann man auch das nun schon halbe Heu, ohne es in Windhäufchen zu bringen, über Nacht liegen lassen. Tritt während des Grasmähens Regenwetter ein, so lasse man sich nicht davon abhalten, das Gras auseinander zu schlagen. Den folgenden Tag streue man bei gutem Wetter die Windhäufchen, und fange, sobald der lezte gestreut ist, vom ersten mit Wenden des Heues an, thue dieß, je nachdem Wetter und Leute es erlauben, noch ein- oder zweimal, und bringe dasselbe gegen Abend in Kapizen (größere, schon etwas festgetretene Windhaufen). Bei gutem Wetter ist das Gras nun schon größtentheils Heu, und es finden sich nur noch hin und wieder einige zähe Flauschen darunter. Um diese zu troknen, bringe man die Kapizen am 3ten Tage nochmals auseinander, und richte sich mit ihrem Streuen so ein, daß man 2, 4 oder mehrere, je nachdem man große oder kleine Heuhaufen sezen will, neben einander in einem runden Kreise zu

sammenstreuet. Hat man sämmtliche Kapizen gestreuet, so wende man sie noch einigemal durch, zerre die sich noch etwa vorfindenden grünen Fläuschchen mit der Harke gut aus einander, und seze zu Abend oder schon Nachmittags das nun vollkommene Heu in beliebige Haufen. Diese Methode gewährt folgende sehr wichtige Vortheile:

1) Man verhütet durch das sofortige Auseinanderharken des Grases, daß dasselbe unten nicht gelb wird.

2) Daß es weit leichter und gleicher troknet.

3) Daß das Heu grün bleibt und seinen angenehmen und aromatischen Geruch behält, mithin kräftiger und nahrhafter bleibt.

4) Daß man viel Zeit erspart.

5) Daß man bei eintretendem Regen vor dem Schwarzwerden und Verderben desselben gesichert bleibt.

6) Und daß es zum guten Theil schon ausschwizt, und man nicht fürchten darf, daß es auf dem Boden staubig oder wohl gar dumpfig wird.

Es versteht sich bei der angegebenen Methode von selbst, daß man sorgfältig das Wetter beobachten muß. Hat man guten Glauben, daß Land-, Strich- oder Gewitterregen eintreten dürften, so sorge man nur ja, daß das Heu in Windhaufen komme, und sollte es auch mehrere Tage hindurch mit Regen anhalten, so kann man seines Heues wegen unbesorgt bleiben, während Andere, welche nach Schlendrians Art ihr Heu nicht eher zusammen bringen und in Haufen legen, als bis es fertig ist, das ihre dem Verderben Preis geben, und auf das böse Wetter toben und fluchen. Tritt schon am ersten Tage Regenwetter ein, und hält dasselbe mehrere Tage an, so daß man keine Windhäufchen sezen kann, so versäume man es ja nicht, das Heu oder vielmehr das Gras auch während des Regens, wenn er nicht zu heftig ist, ein oder einige Mal mit der Harke zu lüften, und eile, wenn der Regen vorüber ist, daß man es wende, trokne und in Windhaufen bringe.

Es haben noch sehr viele Landwirthe den Glauben, daß das Heu Regen bekommen müsse, wenn es gut füttern soll. Worauf sich dieser Glaube stüzt, vermag ich nicht einzusehen; daß er aber Thorheit sey, davon bin ich fest überzeugt; denn die Erfahrung spricht nicht für ihn, noch für das Gegentheil. Ich habe noch nie auf eine andere Weise mein Heu gemacht, habe selten Regenwetter getroffen, und mein Vieh hat stets mit dem größten Appetite das Heu, welches eben aus keinen vorzüglichen Gräsern, sondern meist aus Segge-Gras besteht, verzehrt, und keine Läuse bekommen, wie Diejenigen behaupten, so da glauben, daß dieß bei dem Vieh von allem Heu der Fall ist, welches ohne Regen gemacht wurde. Der Regen laugt das Gras, wenn es abgemäht ist, aus, wie Wasser und Sonnenschein die Leinwand auslaugt. Je mehr das zu machende Heu daher beregnet wird, je mehr verliert es seine Kraft, so daß es oft in seiner Güte kaum dem Stroh gleich kömmt. Wer daher gutes und nahrhaftes Heu machen will, der gehe hin und thue deßgleichen. St.

Oekonomisches.

Mittel gegen Feldmäuse.

Schwarzes Steinöl auf Werg oder Wolle gestrichen, und auf die 4 Eken des Akers oder der Wiese gelegt, damit jeder Luftzug den ihnen höchst widrigen Geruch zuführen könne, vertreibt sie augenbliklich, ja, tödtet sie sogar oft.

Firniß für Oelgemälde.

Nimm 2 Loth feinen Mastix und 5½ Loth Terpentinöl, in diesem muß jener aufgelöst werden.

Die Ameiseneier zu sammeln.

Wähle dir einen schönen Plaz neben dem zu beraubenden Ameisenhaufen, leg grüne Tannenäste darauf, daß sie sich wohl bedeken, zerstöre den Haufen mit einem Stoke oder Besen, aber fortlaufend neben das Reisig hin, so werden die sorgsamen Ameisen unter dieß Reisig die Eier legen.

Gibt auch noch andere Vorrichtungen, z. B. mittelst Kufen, unter deren durchlöcherten Boden die Ameisen ihre Eier bringen und die Spreu und Harztheile zurüklassen. Der Boden muß beweglich seyn und die Ameisen müssen sammt Unrath in den Kasten gebracht werden.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Geographische Kunde vom Friedhof.

Der Kirchhof ist ein kleines friedliches Ländchen. Es liegt unter dem Gürtel der Mitternacht, mit der einen Seite grenzt es an den Abend unsers Lebens, gegen Morgen berührt es ein schönes und glükliches, aber auch unbekanntes Land. Die Zahl der Bewohner ist groß und vermehrt sich stets, denn wer einmal ein Bürger dieses Landes ist, stirbt nimmermehr. Der Boden desselben ist kalte und modrige Erde. Ihn durchziehen größtentheils niedrige Hügel, doch hie und da öffnet sich wohl ein Thälchen, eben geräumig, um einen genügsamen Bewohner mit seinem Häuschen aufzunehmen. Der Thau des Himmels und Thränen des Schmerzes bewässern es; die Luft aber ist kühl, und oft durchschaudern dieselbe frostige Winde, Seufzer genannt. Von den Pflanzen werden hier Vergißmeinnicht gebaut, über welche bleiche Gräser wanken.

Die Menschen, die dieses Land bewohnen, sind ein sonderbares Völkchen. Alle sind stumm, doch hauchen sie oft aus ihren Tiefen Behausungen deutungsvolle Worte herauf. Städte bauen sie keine. Jeder wohnt in einem engen Hüttchen, unbekümmert, welchen Nachbar er habe oder was um ihn vorgehe. Je zuweilen kommen sie einzeln wohl herauf aus ihren dunkeln Wohnungen und grinsen mit ihren hohlen Schädeln hinter dem grünen Rasen-Vorhange hervor. Sie haben keinen König unter sich — Alle sind unter einander gleich. So lange sie dieses Ländchen bewohnen, halten sie sich immer in größter Ruhe, und sie bewohnen es schon lange und werden es vielleicht noch lange bewohnen. Allein es geht eine Vorhersagung, daß sie sich einst alle aufmachen werden, um sich ein besseres Vaterland zu suchen.

Jeder darf in ihrer Mitte wohnen, nur Jene, die sich selbst eindrängen wollen, oder, die von irgend einem Gerichte gesendet worden, sind aus ihrem Kreise verbannt.

Dieses Ländchen führt zwar nur zum Wappen ein Kreuz und den Namen Friedhof zum Titel, doch ist es mächtig; denn Königreiche und Fürstenthümer werden ihm mit ihren Bürgern unterthan. Uebrigens ist dieses Land leicht zu finden, es führen viele Wege in dasselbe, alle weniger lang oder kurz, und die Reise dahin ist schnell zurükgelegt. Kaum hat man sich in die Kutsche gesezt, so hält sie schon wieder und der Tod ruft: „Steig aus!"

Weibergeist.

Ein altes Weib zitirte jüngst die Geister,
Es brauchte gar nicht lange Zeit,
So war es über Legionen Meister,
Und galt als Fee weit und breit.

Da rauschten schaudervoll die leeren Lüfte,
Die Felsen wurden aufgedekt,
Entraffelt wurden alle Geister-Grüfte,
So weit ihr Zauberspruch gekleckt.

Sie träumte schon von Schäzen, Macht und Reichen;
Doch kam ein böser Augenblik:
Sie fehlt ein Wort im Spruch, die Geister weichen;
Ihr böser Geist bleibt nur zurük.

Seither sind nun fast aller Weiber Geister,
Bei Alt und Jung, von böser Art;
Sie holen ihn von Belzebub, dem Meister,
Und heißt Satans Widerbart.

Bonrath.

Abendgedanken.

Eben tönt der Gloke Rede,
Um mich schweiget die Natur;
Schauer weht in kühlen Lüften,
Wie um Särge und in Grüften,
Eine Wüste scheint die Erde nur.

Stiller wird es auch im Leben;
Alles sinkt dem Grabe zu.
Keinen schont des Gottes Walten,
Täuschungen und Truggestalten
Führen uns're Tage ein zur Ruh'.

Leise Schritte tragen weiter,
Weiter mich und meine Zeit;
Sieh, wie jene Hunde heulen,
Sie erzürnt ihr nächtlich Weilen,
Das mit Selbsterkenntniß mich erfreut.

Schöpfer, du dort über Sternen!
Herr von jeder Million —
Wird mein Herz sich je erholen,
Soll es ewig Wehmuth wollen,
Bleibt Verzweiflung dann sein ganzer Lohn?

Oder wird mich Hoffnung trösten —
Stille um mich überall!
Meine Seufzer hör' ich klagen,
Will kein Hauch sie weiter tragen?
So vergeht der Mensch in Schmerz und Fall.

Nacht auf Nacht seh' ich entrinnen.
Hin zur unbekannten Welt
Treibt mich eine leise Quelle;
Finster um mich, oben helle!
All mein Sein ein starker Glaube hält.

Ruhet wohl, ihr Sänger alle.
Blüten duftet nimmer jezt.
Morgen, wenn die Frohen wandeln,
Wenn die Mächt'gen mächtig handeln,
Werde euer Reiz hieher versezt.

Morgen sey ein schöner Morgen,
Der die Unschuld hoch entzükt,
Der dem Armen Hilfe spende,
von den Kleinen Aerger wende —
Dann, o dann bin ich auch hochbeglükt.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. C. Fürst.

N e u e

Bürger- und Bauern-Zeitung.

III. Jahrgang. Nro. 39. 1. Oktober 1836.

I n h a l t : Felsenhorst. — Ergötzliche Züge aus dem Landleben. — Kurze Notizen. — Stoppelfeld.

F e l s e n h o r s t.

Eine Erzählung aus der Zeit des ersten Kreuzzuges.

Schaurig pfiff der kalte Herbstwind durch die eng gewölbten Bogenfenster der hohen Felsenburg; immer dichter und dichter wurde das Flokengestöber; schon begann der Tag sich zu neigen, und noch immer ängstlich blikte Ottilie, die junge Gemahlin des Grafen Hugo von Felsenhorst aus dem innersten Gemache der Burg ins tiefe Thal hinab, indeß ihre betagte Schwäherin Irmengard am knisternden Kaminfeuer sich erwärmte. Da kommt er endlich! rief sie froh. Wann, ach! wann wird einmal mein Hugo um den Felsen lenken! die Alte lächelte wehmüthig. Fern war ihr Hugo mit dem alten Otto seinem Vater in das heilige Land gezogen, und beide kämpften in dem Heere Gottfrieds von Bouillon gegen die Sarazenen, die sich noch immer fest im freventlichen Besize des heiligen Grabes erhielten. Gleichsam erstorben war die ganze Umgegend; denn Alles war mit den Rittern fortgezogen, was nur einigermassen Speer und Bogen tragen konnte. Endlich erschien der greise Burgkaplan, ihr einziger Trost in der verwais'ten Burg, der die Frauen zu erheitern, ihnen oftmals aus einem alten Buche Wundergeschichten aus fernen Zeiten der Kirche vorlas, oder irgend ein ritterlich Abenteuer aus Carls des Großen Zeiten erzählte. Kindlich froh empfing ihn Ottilie. Sie selbst hatte im Kloster zu Marienthal, bei der Aebtissin ihrer Muhme, eine innerliche Geistesbildung erhalten, und im hohen Grade war ihr tiefes, wiewohl kindliches Gemüth für die Worte der Weisheit empfänglich, die er oft in sehr sinnige Bilder zu kleiden wußte. Ueberdieß hing sie mit dem frommen Zartgefühle einer geistlichen Tochter an ihm.

Freundlich erwiederte der ehrwürdige Greis den Abendgruß der Frauen; aber gegen seine Gewohnheit war er heute einsylbig, und keine Erzählung wollte ihm gelingen. Sein Trübsinn ergriff allmählig die Frauen; denn schüchtern, gleich jungen Rehen in ihrer Einsamkeit, fürchteten sie jede trübe Wolke auf seinem Angesichte wie eine böse Ahnung, da sie wußten, wie sehr er Alles verheimlichte, was ihr zagendes Gemüth beunruhigen konnte. Gern hätten sie ihn um die Ursache seiner ungewöhnlichen Traurigkeit gefragt, hätten sie nicht befürchtet, irgend eine böse Nachricht aus dem heiligen Lande zu hören. Er erschrak endlich selbst, als er sah, wie die zagende Stille immer mehr überhand genommen hatte, und begann unaufgefordert: Ich war heute in der Abtei, und gar wundersam ward mir zu Muthe. Der Abt Guigo ist gleich einem Lichte erloschen. Er war der lezte meiner Jugendfreunde. Die Frauen verwunderten sich höchlich und wurden sehr bewegt; denn mit zarter Liebe war Otto, Irmengard's Gemahl, ihm zugethan, der selten eine wichtige Angelegenheit ohne seinen Rath unternahm. Aus seinen Händen hatte er und Hugo das Kreuz empfangen; und in einer zwar dunkeln, aber feierlichen Weißagung hatte er ihm verkündet, daß dieser Kreuzzug großen Segen über sein Haus bringen werde. Ueberdieß waren ihnen die frommen Mönche sehr theuer; denn schon Otto's Ahnen hatten ihnen eine große Wildniß im Gaue zur Errichtung einer Abtei geschenkt, und Otto selbst war ihr eifrigster Beschüzer. Das ganze Haus ist verwais't, fuhr der Burgkaplan fort. Jeder wollte mit ihm sterben, und Alle weinen um ihn, wie um einen innig geliebten Vater.

Ich kann mir das erklären, sprach Irmengard

wehmüthig; denn ich weiß mich noch genau zu erinnern, wie gern ich bei dem Tode meines Vaters mit ihm gestorben wäre. Ich war freilich noch ein Kind; aber leben diese Mönche nicht in einem der Kindheit höchst verwandten Frieden? Wohl, antwortete der Burgkaplan gerührt, ist ihr Leben eine Kindheit höherer Art; denn ähnlich sind sie jenem paradisischen Kindlein geworden, dem Jeder ähnlich werden muß, der in das ewige Reich eingehen will. Nie kehrte ich ohne innigliche Rührung und Bewunderung von ihnen zurük, und eine Art heiliger Ehrfurcht befällt mich immer unter diesen Menschen, die durch das Band der innigsten Liebe mit einander verschwistert sind, und durch hohe Reinigkeit und himmlischen Sinn gleich Engeln in sterblichen Körpern wandeln. Der leiseste Anflug eines irdischen Gedankens gilt ihnen als schwere Versuchung, minderer Tugendeifer als Schuld; und ich weiß kaum, wie die Engel anders leben würden, wenn sie auf unserer Erde wandeln müßten. Besonders ergriff mich heute, als diese fromme Seele ihren Körper verließ, eine gleichsam paradisische Empfindung; es war, als ob sein abgeschiedener Geist noch segnend unter der frommen Brüdergemeine weilte, und sie ermuthete, in treuem Eifer vorwärts zu schreiten, indeß sein todtes Antliz wie durch das freundliche Lächeln eines Schlummernden sich verklärte.

Ich weiß nicht, sprach Ottilie, auch mir wird jederzeit so wunderbar zu Muthe, und ein ganz unaussprechliches Gefühl senkt sich mir ins Herz, das ich nicht sowohl Wehmuth als Sehnsucht nach einer geliebten Heimat nennen möchte, so oft ich durch das Hinscheiden einer geliebten frommen Seele an die dünne Scheidewand erinnert werde, die uns von jener himmlischen Seelenheimat trennt, die so unendlich fern und doch so inniglich nahe ist. Eine Art heiliger Freudenfeier war es jedes Mal, so oft in Marienthal eine der Schwestern verschied; ein bräutliches Vermählungsfest; immer wurden sie zu neuer, andächtiger Sehnsucht angefacht, der Verklärten bald in die Wohnung des himmlischen Bräutigams zu folgen, dem zu Liebe sie Alles verlassen hatten. Seit dem Tode meiner Muhme jedoch, höre ich, soll Manches sich geändert haben.

Wohl schien der fromme Greis Aehnliches zu besorgen, sprach der Burgkaplan. Oft empfahl er daher seine Gemeine mit heiligen Seufzern und Thränen dem Herrn. Eine seltsame Geschichte erzählte mir der Prior, sein vertrautester Freund, von ihm, die ich euch mit seinen eigenen Worten erzählen will:

In den lezten Tagen vor seinem Tode, als er eben den Namen des Herrn über die Gemeine angerufen, und mit flammenden Worten sie zur Beharrlichkeit ermahnt hatte, verfiel er in einen tiefen Schlaf. Ich winkte den Brüdern, sich zu entfernen, sprach der Prior, und blieb allein bei ihm. Nicht lange, so glänzte sein Angesicht wie das Antliz eines Engels, und ich hörte ihn mit lauter Stimme abwechselnd, wie mit einem unsichtbaren Chore die Psalmen der Metten singen. Auf Einmal ward er still, schlug die Augen auf und rief: Ich danke Dir, Herr! daß Du mich erhöret hast! und mit einem Blike voll heiligen Trostes sah er auf mich, und sprach: Weine nicht, Bruder! sondern freue dich vielmehr mit mir, da ich in die Heimath des Friedens gehe. Ach, Vater! sagte ich weinend, was wird aus der trostlosen Brüdergemeinde werden! „Der Herr wird ihr Beschüzer seyn, und sie nie verlassen. O mein Bruder, was habe ich gesehen! Ein Stern wird aus diesem Hause aufgehen, der nicht nur unserm Orden großen Glanz verleihen, sondern auch die ganze Kirche erleuchten wird.“ Ich sah ihn verwundert an. „Ein Blik in die Zukunft ward mir vergönnt; o, welche schöne Zeiten harren euer! Sieh, im dunkeln Wermuththale wird dieß Licht aufgehen, und bald wird dieß, von seinen Strahlen erleuchtet, als das helle Thal von Königen und Fürsten höchlich gepriesen werden. Im Geiste sah ich dort unsere künftigen Brüder gleich goldbeflammten Engeln im Chore, und in namenlosem Wohllaut stieg ihr Psalmengesang zum Himmel empor. Auch unserem fernen Marienthal geht eine neue Morgenröthe auf, und einen wunderseltenen Lilienflor wird sie bethauen. Schon reift in unserer Nähe eine holdselige Pflegerin dieser himmlischen Blumen in tiefer Stille, und bald werdet ihr euch im Herrn erfreuen, und mit Augen se-

hen, was ich nur im Geiste sah. Kräftiget euch also, und erfreuet euch; denn die Augen des Herrn ruhen auf euch.“

In stiller Verwunderung hatten die Frauen ihm zugehört; da trat auf Einmal der Burgvogt herein, und meldete die Ankunft des alten Walthers. Es war aber dieser Walther ein Troubadour oder Minnesänger, der einst an den Höfen Kaiser Heinrichs und Philipps viel gegolten hatte. Dort lernte Otto ihn kennen, auf dessen Burg er oftmals zusprach, und immer mit Freuden aufgenommen wurde. Alle Gesichter erheiterten sich bei dieser Botschaft; denn beliebt war er bei Groß und Klein wegen seiner Freundlichkeit, und weil er durch Erzählungen von allerlei Abenteuer und wundersamer Mährchen, zumal aber durch sein treffliches Saitenspiel und seine herrlichen Lieder die Zeit gar anmuthig zu kürzen wußte. Ueberdieß war er wegen seines Biedersinnes, seiner Weisheit und ritterlicher Tapferkeit bei allen Großen des Reichs in nicht geringem Ansehen. Seyd uns willkommen, Herr Walther! rief Irmengard ihm entgegen. Ei, wie überrascht ihr uns; glaubten wir euch doch tief im heiligen Lande!

Edle Frau, sprach der Eintretende freundlich, das wolle Gott nicht, daß Seine Sache Walthern fremde sey! Seht ihr denn nicht das Kreuz auf meinen Schultern? Wie, fiel Ottilie ein, ihr kommt aus dem heiligen Lande! O Herr Walther! mein Hugo! Habt ihr meinen Hugo gesehen! O, gebet uns Kunde; erzählt, o erzählt geschwind! Und mein Schwäher Otto? — Irmengard gab Befehl, den Gast mit Speise und Trank stattlich zu bewirthen; der alte Troubadour aber, der wohl vorgesehen hatte, wie man mit Fragen aller Art ihn bestürmen würde, hatte seine Rede bereits unterwegs geordnet, und sprach: Zuvörderst herzlichen Gruß und Handschlag vom Grafen Otto. Euern Ritter, edle Frau, sprach er mit einem Blike voll zärtlich wehmüthiger Theilnahme zu Ottilien, habe ich zu Antiochia gesund verlassen; er stieß mit seinem Fähnlein zum grossen Heere, die den Sarazenen nicht wenig zu schaffen machen. Das Kreuz und Leiden unseres Erlösers haben wir im heiligen Lande redlich getheilt, und um Seinetwillen vielmals Hunger, Durst und Ungemach aller Art gelitten; und viele unserer tapfersten Ritter haben den Himmel mit ihrem Blute erkauft. Ach, seufzte Irmengard, kehrte doch mein Otto bald gesund anheim! Fasset Muth! sprach Walther, der Himmel wird euer frommes Gebet erhören; euer edler Herr hat sein Gelübde als wahrer Ritter gelöst, und sein Schwert nicht umsonst geführt. Er wird euch Abenteuer erzählen können! Fast hätte er durch seine zu große Kühnheit das Leben verloren. Irmengard erblaßte. Nicht von einem Sarazenen, fuhr er fort, die fliehen vor ihm, wie vor Gottes Bliz, sondern von einem wilden Bären; und nur seine ritterliche Tapferkeit und ein Ungefähr retteten ihn vor dem lebendigen Grabe. Die Frauen baten ihn, zu erzählen, und Walther begann:

Tief in die Wälder bei Nicäa war, nach einer heißen Schlacht, der Graf mit einigen Tapfern geritten, die Flüchtlinge zu verfolgen. Er ritt aber so schnell, daß Niemand ihm zu folgen vermochte. Da hörte er plözlich ein klägliches Wimmern, und mit Entsezen sah er einen der Brüder, der ängstlich und behende im Kreise um einen grossen Baum herum lief, um vor einem ungeheuren Bären sich zu retten, der mit offenem Rachen alle Augenblike ihn zu würgen drohte. Schnell wie ein Bliz zükte der Graf das Schwert, und rannte auf das Ungeheuer los, das, seine erste Beute verlassend, mit feuersprühenden Augen ihn empfing, seinem Schwertstreiche auswich, sich aufs Roß schwang, und mit seiner gewaltigen Stärke Roß und Reiter zu Boden warf. Schon wollte es den Grafen bei der Kehle ergreifen, da sprang eilends ein Reiter ihm zu Hilfe, und rannte dem Thiere mit starker Faust den Speer mitten durch das Herz. Freudig umarmte der Graf den Reiter, und dankte ihm für seine Rettung. O, daß es uns vergönnt wäre, diesen Helden zu sehen, riefen die Frauen, und die That ihm zu vergelten. Der Vergeltung bedarf es nicht, edle Frauen, schloß Walther; das hätte jeder Beherzte für den anderen gethan; indeß nöthigte ihn gleichwohl der Graf, diesen Siegelring zu stätem Andenken an jenen Tag zu behalten.

Nach langen und herzlichen Dankesergiessungen hatten die Frauen sich in ihr Schlafgemach entfernt, indeß Herr Walther und der Burgkaplan noch bis in die tiefe Nacht ein Zweigespräch hielten, nach welchem lezterer mit sehr beklommenem Herzen in sein einsames Closet sich begab, ohne die übrige Nacht hindurch der Ruhe zu genießen. Sehr gerührt und mit inniger Theilnahme sahen die Frauen des andern Tags den stillen Harm auf seinem Angesichte; aber ohne zu ahnen, daß dieser Kummer sie selbst so nahe anging, schrieben sie denselben dem Schmerz über den geliebten Todten zu, und baten Herrn Walther, durch irgend ein süßes Lied, oder durch die Erzählung eines Abenteuers aus dem heiligen Lande ihn aufzuheitern. Ein süßes Lied dürfte mir wohl jezt schwerlich gelingen, sprach der Minnesänger; indeß will ich, euch zu ergözen, gern versuchen, was mein lange verwais'tes Saitenspiel vermag, und vom heiligen Grabe ein Heldenlied singen, das unter fremdem Himmelsstrich erklang. Bei diesen Worten stimmte er seine Laute und sang:

Es trauern die Engel, und fragen
Die Helden in schmerzlichen Klagen:
Ist Keiner, der stark sich ermannt?
Es rufet der Heiland zum Siege.
Wer rettet die göttliche Wiege
Aus der Heiden frevelnder Hand?

Vernehmet die Stimme, ihr Feigen!
Wird keiner als Held sich erzeigen?
Ist keiner zur Rettung bereit?
Frisch auf! über Berge und Meere!
Euch folgen die himmlischen Heere,
Sie ermuthen euch mächtig im Streit.

O stillet, ihr Engel! die Klagen:
Wir eilen, das Leben zu wagen,
Für Ihn, der uns Leben erwarb,
Wir folgen des Kreuzes Panieren;
Schon flattern sie hoch, uns zu führen
Zu dem Grabe, wo blutend Er starb.

Horch, Stimmen der Frauen ertönen
Mit Stolze zu Gatten und Söhnen:
Hochherzige, kämpfet mit Muth!
Noch spät wird der Enkel es melden:
Es kauften die Väter, die Helden
Die geheiligte Stätte für Blut.

Willkommen, o Tod und Gefahren!
Wir wogen im Kampfe die Schaaren!
Wir ficht die allmächtige Hand!
Die regnenden Pfeile, sie fliegen,
Die blutenden Feinde erliegen,
Schon befreit ist das heilige Land.

Lebt wohl, die im Kampf ihr gefallen!
Euch tragen in himmlische Hallen
Die schirmenden Engel empor.
Dort winket die ewige Krone
Den siegenden Kämpfern zum Lohne,
Sie erglänzen im himmlischen Chor.

Er wiederholte die lezte Strophe. Eine Thräne glänzte in den Augen der Frauen. Ach! wie manche Gattin und Mutter muß am Strahl dieser Hoffnung Ersaz und Trost für die theuern Kämpfer suchen, die ihr aus dem heiligen Lande nicht wiederkehren! sprach Ottilie in tiefer Rührung. — Ist dieß etwa nicht ein reicher Ersaz, sagte der Burgkaplan. Was ist glorreicher, als einen solchen Fürbitter vor Gottes Throne zu haben! denn größere Liebe hat Niemand als Der, welcher Sein Leben für Seine Freunde gibt. Ottilie weinte. Eine leise Ahnung hatte sie angeflogen; sie gedachte ihres geliebten Hugo, welcher sie als die Gattin eines Helden ermahnt hatte, seine rosige Marterkrone nicht durch fruchtlose Thränen zu verkümmern, falls der Herr dieses schönen Todes ihn würdigte.

Dieß Lied habet Ihr gewiß in einem Kampfe gedichtet, Herr Walther! sprach Irmengard. „Also ists, edle Frau. Es war vor Antiochia in Syrien. Kurz zuvor, als ich das Heer verließ.“

So wenig in ihrer Abgeschiedenheit die Frauen von dem Heere erfuhren, war dennoch das Gerücht von diesem Haupttreffen bis zu ihnen gedrungen, und sie baten Herrn Walther, ihnen Kunde von diesem glänzenden Siege zu geben, welchem er als Augenzeuge beigewohnt hatte. Gern war auch Walther dazu erbötig, und sprach: Ich will euch nicht erzählen, edle Frauen, was für unsägliche Trübsale das christliche Heer zu dulden hatte, bis es zum Besize dieser großen und wichtigen Stadt gelangte, und wie durch unaufhörliche Kämpfe, böse Witterung, Hunger und Pest dieß stattliche und schöne Heer über die Hälfte herab schmolz. Der Muth der Helden blieb troz aller dieser Drangsale unerschüttert, die Sarazenen fühlten die gewaltige Schwere des Christenschwertes; zehn tausende hieb Gottfried allein mit seinen Schaaren zusammen, unter welchen der tapfere Otto wie ein Löwe kämpfte, und der ganze

Fluß Oront war vom Türkenblute geröthet. Endlich zog das Heer der Christen in diese ehemals so glänzende Christenstadt ein, und die Fahne des heiligen Kreuzes wehte aufs Neue über den Thoren. Doch noch waren nicht alle Festungswerke in unserer Gewalt, und bald trieb auch Mangel an Lebensmitteln manchen sonst wakern Krieger zur Verzweiflung. Zwei Drittheile der Reiter waren unberitten, weil viele Rosse vor Hunger umgekommen waren, und auch wir nichts Anderes zu verzehren hatten. Immer höher stieg die Noth. Längst hatte der Bassa um Hilfe nach Persien gesendet, und zu nicht geringem Schreken sahen wir bereits am vierten Tage nach Erstürmung der Stadt, alle Anhöhen mit feindlichen Kriegern bedekt. Zweimal hundert tausend Reiter, und über viermal hundert tausend Söldner zu Fuße aus allen Nationen seines Reiches hatte dieser Herrscher den Ungläubigen zu Hilfe gesendet. Die Noth hatte den höchsten Gipfel erreicht, und selbst manche der Feldherren flüchteten sich unter allerlei Vorwand aus der Stadt. Da kündete ein frommer Priester eine himmlische Erscheinung an, die er durch die Feuersprobe bekräftigte. Entbrannt war der Zorn des Herrn über die Verbrechen und unerhörten Ausschweifungen, die das Heer bei der Plünderung der Stadt verübt hatte, und Hilfe verhieß er, wofern sie zur Buße sich kehrten. Erschroken und reumüthig hörten die Kämpfer diese Seherworte an; die ganze Nacht hindurch spendeten die Priester die heiligen Sakramente, und mit gereinigten Gewissen bereitete nun Jeder sich froh zum Treffen vor. Mit neuem unerschütterlichen Muth wurden auch die Fürsten beseelt, theilten und ordneten die Schaaren in tiefer Stille, und zogen am Abende des Apostelfestes Petrus und Paulus gegen die mitternächtliche Seite, wo die Gebirge sich theilen, und rükten gegen die ungeheuern Heere des Satrapen vor, der, beim Schachspiele begriffen, in nicht geringe Verwunderung gerieth, als er erfuhr, wie das unbedeutende Häuflein Christen sich vermaß, gegen ihn anzurüken. Gleichwohl sendete er die zwei Sultane von Damascus und Aleppo uns entgegen, und vertheilte seine Heere; er selbst besezte die Anhöhe, und erschrak nicht wenig, als er sah, daß das Heer der Christen, das man für so unbedeutend hielt, unabsehbar sich entfaltete. Legionen weißer und glänzender Reiter, von welchen keiner seiner Späher ihm Kunde gegeben hatte, bedekten die Ebene, und in Eile floh er dem Euphrat zu, als er sah, welch ein fürchterliches Blutbad die Christen unter seinen Heeren anrichteten. Denn ein jäher Sturmwind hatte sich erhoben, der alle Pfeile des Feindes entkräftete, den unsrigen dagegen mächtige Schwungkraft gab; und unter einem Regen feindlicher Pfeile, der die Luft verdunkelte, rükte unser Heer mit gezüktem Schwerte dem Feinde immer näher und näher, dessen Schaaren sich selbst verwirrten, und nach einer furchtbaren Niederlage die schändlichste Flucht ergriffen. Ueber hundert tausend feindliche Reiter und eine unzählige Menge Fußvolk blieben auf dem Schlachtfelde, indeß wir nicht mehr als vier tausend Todte zählten. Mit unermeßlicher Beute kehrte das Heer zurük; ich aber ward, als ich kaum von meinen Wunden genesen war, als Bote abgesendet, die Nachricht dieses glänzenden Sieges dem Könige zu hinterbringen. Sicherlich ist bis jezt das Heer bis nach Jerusalem vorgerükt, und das heilige Land erobert.

Es ist erobert! erscholl auf Einmal eine Stimme. Erschroken sah die Gesellschaft sich um; da stand ein Ritter mit geschlossenem Visier, den Helm mit einem Trauerflor umwunden. Es war Graf Otto, der indessen in den Saal getreten war, und den die Gesellschaft, in die Erzählung vertieft, nicht wahrgenommen hatte. Schaurig, wie bei der Erscheinung eines Geistes ward den Frauen zu Muthe. Da öffnete er das Visier; und nach einem freudig beklommenen Willkommen und einer traulich stillen Umarmung sprach er: Ich habe mein Gelübde treulich gelöst; das heilige Grab ist erobert; Gottfried von Bouillon ward als König zu Jerusalem ausgerufen, und herrscht im heiligen Lande! Alle sahen mit einem Blike voll freudigen Dankes zum Himmel; aber mit thränenden Augen schmiegte Ottilie sich an den Schwäher und rief: Mein Hugo! Vater, wo ist mein Hugo! Innig bewegt faßte der Greis sie bei der Hand und sprach leise: Schone deiner Mutter! Unser

Hugo kämpft nicht mehr auf dieser Erde; er ist im himmlischen Heere des Herrn der Heerscharen. Im ersten Sturme fiel er vor den Mauern des irdischen Jerusalems, um von dort in das himmlische sich aufzuschwingen. Erinnert euch der lezten Worte, die er zu euch sprach, und verkümmert seine Marterkrone nicht durch neue Thränen.

Trauer erfüllte das ganze Haus, als es kund ward, daß der treffliche Ritter Hugo gefallen war; und so sehr erschütterte diese Nachricht die betagte Irmengard, daß sie dem geliebten Sohne bald in das heilige Land der seligen Geister nachfolgte. Sie ward in der Kirche der Abtei begraben. Heilig stiller Schmerz wohnte in Ottiliens treuer Brust, der sich bald in himmlische Sehnsucht auflößte. Da sie in ihrem Hugo Alles verloren hatte, was sie an die Welt fesseln konnte, folgte sie dem rufenden Drange ihres Herzens, und weihete im stillen Kloster zu Marienthal ihr ganzes Leben Gott und der Ewigkeit. An ihr ging die Weißagung des frommen Abtes Guigo in Erfüllung; sie ward die Lenkerin ihrer frommen Schwestern, und in lieblichem Wohlgeruche duftete dieser Lilienflor zum Himmel auf. Der Greis Otto aber, der alle seine Lieben überlebt hatte, und in der weiten Welt sich allein sah, wallfahrtete oft nach der Abtei, wo die sterblichen Hüllen seiner geliebten Gattin und seines frommen Freundes ruhten, bis er endlich dieselbe zu seinem beständigen Aufenthalte erwählte. Auch er erlebte noch den Anfang der seligen Zeit, welche der Abt Guigo geweißagt hatte, und sah das Licht, welches der Kirche in dem großen Vater Bernhardus aufging, unter dessen Segen er sein ritterliches Heldenleben friedlich und selig beschloß.

Ergözliche Züge aus dem Landleben.

Ich bewohne seit dreizehn Jahren ein Haus, von dem die Sage geht, daß einer der ältern Besizer, zugleich Erbauer desselben, als Falschmünzer darin sein Wesen getrieben habe. Der fast übermäßig feste Bau dieses Hauses läßt wenigstens auf einen Erbauer schließen, der die Baukosten nicht sehr schonte; und ein Gewölbe und einige unterirdische Einrichtungen geben wirklich jenem Gerüchte einigen Anstrich.

Der Eingang dieses Gewölbes, die Münze genannt, seit langen Jahren mit einem bretternen, angenagelten Dekel verwahrt, fiel mir einmal in einer jener Stunden in die Augen, wo wir so recht besonders aufgelegt sind, Alles durchzustöbern. Sogleich wurden Werkzeuge zur Eröffnung des Dekels geholt, und ich fand nach derselben ein vierekiges, etwa 8 Ellen tiefes, und eben so weites, senkrecht in den Boden gehauenes Loch. Die Neugierde trieb mich weiter. An dem Boden dieses Loches angekommen, fand ich darin einen gewölbten engen Eingang, der in eine Richtung führte, wo ich noch unbekannt war. Dadurch lebhaft angeregt, holte ich Licht, und sezte meine Untersuchungen fort. Der Gang, etwa 30—40 Fuß lang, endete mit einer Mauer, und hatte nichts Merkwürdiges, als eine Art von Blende, welche, etwa dem Fenster einer Klosterzelle an Größe und Gestalt gleich, mit allen äußerlichen Zeichen von Uebereilung zugemauert war.

Vor dieser Blende stehend, und darüber nachdenkend, aus welchen Ursachen und zu welchem Zweke wohl diese Einrichtung gemacht wäre, wodurch diese auffallende Eilfertigkeit wohl verursacht seyn möchte ꝛc., bemerkte ich kaum, wie sich die Natur meiner anfänglichen Neugierde veränderte, welche in eine Begierde nach neuen Entdekungen, vielleicht (das wollte ich mir noch verhehlen) von Schäzen auszuarten drohte.

Wäre es nicht etwa möglich, daß der Falschmünzer hier seine Werkstätte, sein Allerheiligstes gehabt? Hat er nicht vielleicht Mittel gefunden, sich noch vor völliger Entdekung durch die Flucht zu retten, und durch Vermauerung des Innern alle weitere Untersuchung aufzuhalten? Diese Gedanken drängten mir noch andere Instrumente zur Eröffnung der Blende in die Hand.

Aber hier fand ich Abkühlung. Die Mauer war troz des unregelmäßigen Ansehens sehr fest. Der Handarbeit nicht sehr gewohnt, und zu vorsichtig, um einen Gehilfen (der dann meine Entdekungen getheilt hätte) anzunehmen, mußte ich mich eine tüchtige Stunde recht eigentlich und bei

Vergießung vielen Schweißes plagen, ehe nur der erste Stein wich. Ich erschwerte mir auch die Arbeit durch zu große Eilfertigkeit und Hize.

Endlich gelang es meiner Begierde, eine wiewohl sehr kleine Oeffnung zu bekommen. Durch diese Oeffnung hindurch sehen aus einem erleuchteten Raume in einen dunkeln, das ging nicht. Ich paßte also meine Nase in die gemachte Oeffnung, und wer beschreibt mein Erstaunen, mein freudiges Erbeben, als ich einem Strome des herrlichsten Weingeruchs entgegen kam. Ich roch und roch; ja ja, nichts anders, als der Geruch ganz alten Weines, etwa Malagas. Aber, dachte ich weiter, und Schreken bebte durch meine Glieder, gewiß hat der alte wunderliche Mann, der Falschmünzer, der hier bei seiner heimlichen Arbeit auch ein heimliches Gläschen getrunken haben mag, die Unbesonnenheit begangen, seinen Wein in Fässern zu erhalten, die nun, ich hätte weinen mögen, vermodert sind. Die edle Flüssigkeit wird nun den Boden getränkt haben. Um noch so viel möglich zu retten, beeilte ich die Arbeit noch mehr. Jezt fiel wieder ein Stein; noch einer; die Oeffnung wurde nun so weit, daß ich den halben Kopf hineindrängen konnte.

Nun strengte ich meine Sehnerven nach Möglichkeit an. Ein kleiner Lichtstrahl durchdämmerte die vor mir liegende unbekannte Welt. Nach langem Sehen gestaltete sich endlich etwas zu einem ziemlich großen Fasse; hinter demselben erblikte ich bald noch eins. Gottlob! dachte ich, es sind doch nicht alle Fässer gesprungen. Etwas wirst du doch noch retten.

Jezt ging die Arbeit mit dem höchsten Eifer fort. Der starke Weingeruch, durch die vergrösserte Oeffnung, immer stärker hervorbrechend, begeisterte mich gleichsam. Das Brecheisen ward zur leichten Nadel in meiner Hand. Jezt endlich war die Oeffnung weit genug, um den Kopf völlig durchzulassen. Mit voraneilender, schwelgender Nase drängte ich den Oberkörper nun völlig hindurch. Links eine Thüre, wodurch ein schwacher Lichtstrahl fiel, vor mir viele Fässer, rechts in der Eke ein Tisch, worauf Gefässe mit Eingemachtem standen.

Ist dir doch, dachte ich, als wenn dir der Tisch und die Thüre bekannt wären. Auf Einmal fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Ich sah von oben herein — in — in — meine Branntwein-Niederlage. Ganz still schaffte ich meine Werkzeuge bei Seite, und erwähnte lange Zeit meiner Entdekungen nicht.

Zur Erläuterung des Malaga-Geruchs dient noch die Bemerkung, daß Branntwein-Niederlagen allerdings einen jenem edlen Weine ähnlichen Geruch an sich tragen.

Kurze Notizen.

1. Einfluß des Standortes auf die Eigenschaften der Früchte.

Die Lage des Plazes, worauf eine Frucht gebaut wird, und wo sie gegen die Einflüsse des rauhen Klimas geschüzt, den Einwirkungen des Lichts und der Wärme sehr ausgesezt ist, die vorzüglich auf Güte und inneren Gehalt jeder Frucht wirken, kommt wohl hier zuerst in Betracht. Obst und Getreide sind in sonnenreichen, trokenen und warmen Sommern vorzüglicher, als in nassen. Allein auch der Boden, und die Mischungen der Erd-Arten in ihm, tragen viel dazu bei. Wie empfindlich sind die edlern Birnsorten z. B. auf den Boden in Hinsicht der Güte ihrer Früchte! Jedes Gewächs, lehrt uns die Chemie, bedarf aller Stoffe, aber in den verschiedenartigsten Verhältnissen und Mischungen. Ist nun ein Boden von Natur oder durch die Kultur so beschaffen, daß er die Stoffe einer Pflanze, die wir in ihn bringen, in den ihr zuträglichsten Verhältnissen und Mischungen zuführt: so wird sie ihre höchste Vollkommenheit in Wachsthum und Frucht erhalten.

2. Stoppelfeld.

Eine Stoppel, die man sogleich, wenn das Getreide abgeführt worden, umbricht, wirkt mehr, als wenn sie erst später untergepflügt wird. Eine dichte, besonders Erbsen- und Wiken-Stoppel, gleich hinter dem Erntewagen heruntergepflügt, ist einer grünen Düngung gleich.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Gedanken zu einer Lobrede auf die Kohle

Nicht von der Entstehung der Welten und der Dinge Geburt, der himmlischen Körper Kreisen; nicht von den Untiefen und dem wechselnden Treiben des Menschengeistes, — von der Kohle will ich reden, dem Liebling des Erdgeistes, des Lichts und der Nacht reichbegabter Wundertochter.

Sie ist dem Urstoff aller lebendigen Wesen verwandt: dem Feuer ewige Bündnerin, unbesiegbar dem Wasser, herrschend auf der Erde und durch die ewigen Lufträume ausgebreitet, Vermittlerin gleichsam der Elemente. Sie ist verwandt mit der Kraft der Metalle, ja, die Sonne selbst ist nur ihres Gleichen, in ewiger Verwandlung unzerstörbar, schreklich und freundlich, zerstörend und nährend, trübe und strahlend, knechtisch und herrisch, erkennen wir sie fast als die allgemeine Maske in dem Fastnachtspiel der irdischen Stoffe.

Von ihren kleinsten Diensten wäre für ihren Ruhm Beute überflüßig zu hohlen: wie gering scheinen sie, wie bedeutend sind sie. Nehmt hinweg das Dunkle, das wir Irdischen der Kohle verdanken, wo bleiben die zierlichen, die schwebenden, die kühnen Umrisse, die die Hand des Zeichners entworfen, und die euch in Bildern erfreuen. Nicht den Brief von der Geliebten Hand könntet ihr empfangen. Nicht das Buch wäre da, diese Posaune, die der schwache Sterbliche anbläst und die nach seinem Tode noch forttönt nach Jahrtausenden unter ganzen Geschlechtern. Das Dunkel ist aber nichts als die in einen Gedanken verdunstete und ausgeberitete, die einzig zur Kraft erhobene Kohle.

Tadelt deßwegen ihre Farbe nicht. Friedlich ist sie darum. Niemand streitet über sie. Ihr Farbenspiel wekt nicht zum Kriegsspiel die Gelehrten. Ueber das Dunkle sind sie einig, das Licht verblendet sie zum Zwiespalt: was andere ergözt, stört sie zu feindlichen Streit auf. Durch Kohle siegt der Eroberer der Erde Stolz. Kohle ist sein Gefolge; nach Kohle sein höchstes Bestreben, durch Eisen siegt er und durch Feuerbrut. Jenes ist der leibliche Bruder der Kohle, der rächende Stahl. Ganze Welttheile, die dieses Brüderpaar nicht kannten, sind in unheilvolle, untilgbare Knechtschaft gefallen.

In des Eroberers Gefolge sind die brennenden Dörfer; die rauchenden Wohnungen, die Aschenhaufen, die Leichen, über die er schreitet, sind ausgebrannte Kohlen, die ihre Verwandlung in Asche erwarten. Das, wornach er strebt, ist des Siegers und des Herrschers Zierde, der Demant; der Demant, was ist er anders (nach der Weisheit unserer Zeit), als die ewig erneuerte Hochzeit-Feier des Lichts und der Kohle, die Erhebung vom Gemeinen zur strebenden Höhe, die Verklärung der Kohle, daher das immerwährende Treiben und Streben des Menschen nach dem Demant, dem Edelgestein. In ihnen ist des Menschen Geschik und Bestimmung durch den Erdgeist ausgedrükt; wie das Gemeine veredelt, das Niedere erhöht, das Dunkle verklärt wird, das ist darin angedeutet. Und doch, was besizt er wirklich mehr am Diamant, als der Köhler an seinen Kohlen; diesem bewahren die Kohlen den friedlichen Köhlerglauben, wie sie in verkohlten Gefäßen das labende Wasser vor Fäulniß bewahren.

Ist dieser Köhler nicht selbst gleichsam eine noch nicht durch das Feuer der Selbstweisheit angezündete Kohle? Er, der unbewußt ein ganzes Reich der Demant-Welt um sich her schafft.

Trinkt nicht der Nordbewohner, begraben in Trägheit, wie die Sonne, die matt an seinen beschneiten Feldern hinwandelt, flüssige Kohle, und haucht er sie nicht wieder als verachteter Stoff von sich? der Kranke liebt sie im Heilwasser; aus dem Luftmeer athmet sie jedes Lebendige, in der Dunkelheit der Schale lagern mit ihr die Fürsten und Könige der Metalle; sie segnet als Staub noch nach der Zerstörung unsere Felder, selbst der Mensch, der während seines Lebens der Erde zum Fluch war, muß diesen Segen noch ihr gewähren nach seinem Tode.

Keine Gestalt ist ihr zu gering, in welcher sie dem Ganzen wohlthun kann. Wie sie als Demant die irdischen Könige ziert, so gibt sie als unbedeutender Staub den Unterirdischen ihren Glanz und königliche Würde wieder. Sie selbst scheint im unscheinbaren Zustande. Ja selbst, wenn sie vor des Blizes Anwart und Majestät in ihrer Klarheit sich zu zeigen gezwungen ist, zieht sie sich gleich zurük, vereinigt sich mit dem gleich wohlthätigen Elemente des Wassers und ausstoßend als unnüze Bürde glänzenden Schein, täuschenden Strahlen-Dunst nimmt sie ihre alte Gestalt an. Sie weiß, daß am Firmamente ihre Verwandten in gewaltiger Glanzpracht lodern und leuchten, verehrt, ja selbst göttlich gepriesen. Sie bleibt Kohle. Darum, wenn jene Sterne verglommen, Sonnen ausgeglüht, des Demants Glanz verloschen, und die Strahlen der Kronen verdüstert, versunken all im dunkeln Arm allgemeiner Nacht, so lebt und ist noch die Kohle, als Grund und Sammlung einer neuen Welt.

Purist? oder nicht?

A. Wie kannst du doch undeutscher Wörter auch
Bedienen dich im deutschen Sprachgebrauch?
B. Das macht, mein Freund, die Klarheit und die Kürze;
Auch brauch' ich sie, wie Zuker und Gewürze.
A. Wozu denn aber solche fremde Gaben,
Wenn wir zu Hause Surrogate haben?
B. Ja sieh, ich bin ein ausstudirter Esser;
Mir schmeken die Originale besser.
A. Schlingt so das Herz um sich das theure Band,
Des Vaterlandes patriotisch willig?
B. Ja, lieber Freund, das Vaterland, wie billig,
Das Vaterland ist auch für den Verstand.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

III. Jahrgang. Nro. 40. 8. Oktober 1836.

Inhalt: Fünf und zwanzig Regeln für Dienende. — Anekdoten. — Oekonomisches.

Fünf und zwanzig Regeln für Dienende.

1. Sey gottesfürchtig. Keiner guten Herrschaft ist es gleichgiltig, ob ein Gesinde gottesfürchtig sey oder nicht. Legte aber auch deine Herrschaft darauf keinen hohen Werth, deine Pflicht als Christ und Mensch fordert es schon von dir, Gott stets vor Augen und im Herzen zu haben. Erinnere dich fleißig an seine Güte, die alle Morgen neu ist, bete des Morgens, so wie des Abends, und wenn du dazu aufgelegt bist, lies in arbeitsfreien Stunden in der Bibel, in dem Gesangbuche und andern guten Büchern. Besuche, so oft dirs möglich ist, den Gottesdienst und ermuntere dich zur treuen Erfüllung deines Berufs.

Gehorsam gegen Gott
Ist Liebe zu uns selbst.
Thust du, was er besiehlt,
Dann liebst du recht dich selbst.

2. Sey sittsam und keusch. Du kannst nicht gottesfürchtig seyn, bei einem lasterhaften Leben. Manche legen keinen Werth auf die Tugend, während sie sich äußerlich einen guten Anstrich zu geben suchen. Das sind Heuchler! Jeder Heuchler wird früher oder später entlarvt. Andere machen aus ihrem lasterhaften Leben kein Geheimniß und verlezen die Schamhaftigkeit auf das Auffallendste. Das sind Unverschämte! „Sonst ist es auch so gewesen, man muß seine Jugend geniessen.“ Das sind elende Ausreden! Der Wollüstling und Verführer der Unschuld sezt sich großer Verantwortlichkeit aus, und oft folgt die Strafe dem Laster auf dem Fuße. Der Lasterhafte verbittert sich sein Leben. Er wird von Gewissensbissen gepeinigt, muß sich oft Vorwürfe von Andern machen lassen, kann sich über nichts recht freuen und zur Arbeit fehlt ihm Lust und Kraft. Welche Herrschaft kann zufrieden mit einem Gesinde seyn, welches sich des Nachts im Pfuhle des Lasters wälzt und am Tage, gleich einer bleichen Nebelgestalt, einher schleicht? Laß dir rathen! Folge nicht dem bösen Beispiele, lebe sittsam und keusch, hüte dich vor dem ersten Schritte und strebe nach dem schönen Ziele, einst als braver Mann ein braves Mädchen glüklich zu machen.

Des Menschen schönster Schmuk
Ist edle Sittsamkeit,
Wo diese fehlt, da ist
Das Laster nicht mehr weit.
Schamhaft seyn und keusch und züchtig
Macht verständig, stark und tüchtig.

3. Sey treu und ehrlich. Jede Herrschaft muß auf diese Tugend einen hohen Werth legen. Denn das Gesinde geht in dem Hause aus und ein, viele Vorräthe können nicht verschlossen werden, und es hat zu Veruntreuungen oft Gelegenheit. Uebrigens suchen schlechte Leute durch Vorspiegelungen und Gefälligkeiten das Gesinde zur Untreue zu verleiten. Hierzu kommt, daß auch über diesen Punkt viele falsche Ansichten im Umlaufe sind. „Wenn man nur kein Geld nimmt, nicht gewaltsam einbricht, Niemanden anfällt, eßbare Sachen kann man wohl entwenden, meine Herrschaft ist reich und hat mehr, als sie braucht, was ich nehme, wird nicht vermißt, es ist zugewachsen.“ Schäme dich dieser und anderer elenden Beschönigungen! Welcher schlechte Mensch prägte dir solche Lehren ein? Jede Entwendung, sey sie auch noch so klein und bestehe sie, worin sie wolle, ist ein Diebstahl. Manches Gesinde weiß dieß und geht bei seinen Veruntreuungen um so vorsichtiger zu Werke. Kommt aber zulezt nicht Alles an das Tageslicht, und gibt es nicht einen

allwissenden Gott? Ehrlich währt am Längsten. Sichere deinen guten Ruf, welcher besonders Armen und Dienenden zu ihrem Fortkommen unentbehrlich ist und laß dich weder durch schlechte Menschen, noch durch Gelegenheit zur Untreue verleiten.

Recht thun und ehrlich seyn und gut,
Ist mehr als Gold und Ehr;
Du hast dabei stets frohen Muth
Und Freuden um dich her.

Du sollst nicht naschen oder stehlen,
Und, was du findest, nicht verhehlen.

4. Sey arbeitsam und fleißig. Gesinde, welches seiner Pflicht nicht nachkommt, immer zur Arbeit angetrieben werden muß und so wie die Herrschaft das Auge wendet, die Hände sinken läßt, kömmt bald in einen übeln Ruf, wird von keiner guten Herrschaft mehr gemietet, muß gewöhnlich mitten im Jahre abziehen, oder wird doch selten länger als ein Jahr behalten. Davon hat es keinen Nuzen. Das Schlimmste aber ist, daß die Faulheit zur Gewohnheit wird, und kommt ein solches Gesinde einmal für sich, so will die Arbeit auch nicht schmeken; es wird ihm dann sehr schwer, den unentbehrlichen Lebensunterhalt zu erwerben und oft muß mit Frau und Kind der Bettelstab ergriffen werden. Man hat leider auch nicht wenig Beispiele, daß sich Faule und Arbeitsscheue aufs Stehlen gelegt und zulezt im Zuchthause, oder am Galgen ihr trauriges Leben geendet haben. So weit kann der Faule kommen, während der Fleißige geachtet wird und ein zufriedenes Leben führt.

Ein Feind des Müßiggangs,
In deinem Stande treu,
Mußt du zu dienen stets
Bereit und willig seyn.

Laß nie den Müßiggang
Dir deine Zeit verzehren,
Der Faule kommt zu nichts,
Der Fleiß'ge kommt zu Ehren.

Müßiggang ist aller Laster Anfang,
Und des Teufels Ruhebank.

5. Sey folgsam. So wie im Staate die Unterthanen gehorchen müssen, so muß im Hause das Gesinde gehorchen, außerdem kann weder Staat, noch Wirthschaft bestehen. Niemand kann unter einer andern Bedingung als des Gehorsams und der Unterwerfung Gesinde miethen, folge also den Befehlen deiner Herrschaft, oder ihrer Stellvertreter, stets willig und gern und leiste ohne Widerrede, was von dir verlangt wird und du zu leisten verbunden bist.

Thu, was man dir befiehlt
Mit immer heiterm Sinn;
Dieß macht das Schwerste leicht
Und bringt dir viel Gewinn.

6. Sey achtsam und nachdenkend. Die Unachtsamkeit wird dadurch verursacht, wenn man andere Dinge im Kopfe hat, als mit welchen man beschäftiget ist. Selbst an sich geringfügige Geschäfte können ohne Aufmerksamkeit und Nachdenken nicht fehlerfrei verrichtet werden. Leichtsinn und Unachtsamkeit kann z. B. bei dem Umgange mit Feuer und Licht, und in vielen andern Fällen grossen Schaden verursachen. Es ist sehr zu wünschen, daß du nicht auch in den Fehler der Unachtsamkeit und Gedankenlosigkeit verfallen mögest, wenigstens würdest du dann für den Dienst nicht mehr brauchbar seyn und in deiner eigenen Wirthschaft auch nicht vorwärts kommen.

Die Achtsamkeit bewahrt vor vielem Kummer,
Und Mancher fand durch sie sein Glük.
Der Träge träumt und übersieht im Schlummer
So manchen günst'gen Augenblik.

7. Sey ordentlich. Wie kann ein Gesinde bei der Herrschaft gut stehen, welches sich unordentlich und nachläßig beweiset, die gebrauchten Sachen nicht wieder an ihren Ort legt und viel Zeit mit Suchen und Hin- und Herlaufen versäumt? Fängt der Unordentliche eine eigene Wirthschaft an, so geht es ihm wie dem Unachtsamen und Gedankenlosen, er wird nie etwas vor sich bringen und kann in seiner Art nie wohlhabend werden.

Lerne Ordnung, liebe sie,
Ordnung spart dir Zeit und Müh.

8. Sey reinlich. „Reinlichkeit gefällt nicht blos, sie trägt auch zum Wohlseyn bei.“ Pfui, das sind garstige Leute, die weder ihren Körper, noch ihre Kleidungsstüke, oder die Sachen, mit welchen sie umgehen, so rein halten, wie dieß bei der Arbeit geben will, die Wäsche nicht gehörig wechseln, und wohl gar Ungeziefer überhand nehmen lassen. Die traurigen Folgen davon sind,

daß sie leicht ekelhafte Krankheiten bekommen, von keiner ordentlichen Herrschaft in den Dienst genommen werden und kein ordentliches Gesinde mit ihnen dienen will. Dieß ist eine große Schande.

Durch Fleken wird das schönste Bild entstellt;
Nur Reinheit ist ein Schmuk, der Jedermann gefällt.
Drum fliehe jeden Schmuz und liebe Reinlichkeit;
Rein sey Gesicht und Hand, rein sey auch stets dein Kleid.

9. **Sey höflich und gefällig.** Höflichkeit und Dienstfertigkeit sind beliebt, Grobheit und Ungefälligkeit aber verhaßt. Das Gesinde sollte Alles thun, was es seiner Herrschaft an den Augen absehen könnte, sich gegen Jedermann freundlich und immer höflich bezeigen. Was soll man aber sagen, wenn manches Gesinde nur Das thut, was es schlechterdings thun muß, der Herrschaft nichts zu Gute hält und bei der geringsten Veranlassung gleich grob ausfällt? Wie sehr schaden sich solche Menschen selbst, wie verkennen sie ihren eigenen Vortheil?

Höflich und gefällig seyn,
Das fällt allen Menschen fein.

10. **Sey verträglich.** Der Sanftmüthige und Friedfertige ist wohlgelitten, der Zänkische zieht sich aber viel Verdruß und Feindschaft zu. Zänkisches Gesinde, welches bei jeder Gelegenheit die Ruhe stört und Unannehmlichkeiten verursacht, hat Niemand gern im Hause. Suche daher mit Mitdienenden und mit wem du sonst umgehst, in Friede und Freundschaft zu leben, lege nicht jede Aeusserung übel aus und sey zum Vergeben stets geneigt.

Stets Fried und Eintracht lieben,
Und meiden jeden Streit,
Den Nächsten nicht betrüben
Ist Pflicht, die Gott gebeut.

11. **Sey mitleidig gegen Menschen.** Unempfindlichkeit und Härte trifft man am Meisten bei sittenlosen und rohen Menschen an. Willst du dieser Klasse nicht angehören, dich keiner Verantwortlichkeit aussezen, liegt dir an der Achtung der Verständigen, so stehe nach Kräften den Hilfsbedürftigen bei und beweise dich bei den Unfällen, die deinen Mitdienenden oder andere Menschen betreffen, stets theilnehmend und mitleidig.

Ja, ich will der Brüder Schmerz
Als mein'n eigen achten;
Mitleidsvoll soll stets mein Herz
Ihn zu lindern trachten.

12. **Sey gegen Thiere nicht grausam.** Manches Gesinde hat es in der Gewohnheit, wenn es sich durch seine Unachtsamkeit einen Verweis zugezogen, eine Unannehmlichkeit gehabt hat, oder so ungeschikt ist, daß es sich weder zu rathen, noch zu helfen weiß, seinen Unmuth an den Thieren auszulassen. Verräth dieß nicht einen großen Unverstand? Hat der vernünftige Mensch nicht auch Pflichten gegen die unvernünftigen ihm untergeordneten Thiere?

Das Thier, so wie der Mensch, empfindet Lust und Schmerz.
Wer es mißhandeln kann, verräth ein boshaft Herz.

13. **Sey mäßig im Essen und Trinken.** Zwischen Bedürfniß und Ueberfluß, Mäßigkeit und Unmäßigkeit, ist ein großer Unterschied. Es gibt Menschen, die sich so verwöhnt haben, daß sie kaum zu sättigen sind, und Essen und Trinken, so wie die Feiertage, als die Hauptsache ansehen. Wer mehr genießt, als er vertragen kann, und sich besonders in hizigen Getränken übernimmt, sezt sich unter das Vieh, und wird mit Recht von den Vernünftigen bedauert und von den Kindern verspottet. Der Unmäßige schadet seiner Gesundheit und erschwert sich das Fortkommen. Wer ihn kennt, nimmt ihn nicht in seinen Dienst und fängt er selbst eine Wirthschaft an, muß er sich ungemein anstrengen, um so viel zu verdienen, als er braucht.

Iß und trink mit Maß und Freuden,
Uebermaß muß Schmerzen leiden.
Gib Acht, daß nie dein Herz
Den weisen Spruch vergesse:
Man isset, daß man lebt,
Man lebt nicht, daß man esse.

14. **Sey mäßig im Vergnügen.** Viele glauben, wenn sie nicht zu ganzen Tagen und Nächten spielen, tanzen, saufen u. s. w. sollen, könnten sie sich nicht recht lustig machen. Wie grundfalsch ist diese Meinung! Unmäßigkeit ist stets schädlich und stört sie auch das Vergnügen nicht für den Augenblik, so kommen doch die nachtheiligen Folgen bald nach. Wer sich den Schlaf entzieht und noch dazu durch wildes Toben und Tanzen seinen Körper bis zur Ungebühr anstrengt, wie kann der den nächsten Tag Lust und Kraft zur Arbeit haben? Der Mensch muß stets auf

seine Verhältnisse gehörig Rüksicht nehmen, und alles Das unterlassen, was ihm selbst nachtheilig werden und ihn an der Erfüllung seiner Pflichten hindern kann. Auch der Dienende kann sich ein unschuldiges Vergnügen machen und keine vernünftige Herrschaft wird dagegen etwas einzuwenden haben, wenn nur die Schranken der Mäßigkeit dabei nicht überschritten werden. Es ist auch dann nur ein wahres Vergnügen denkbar.

Mäßigkeit bei frohem Muth
Ist fürwahr ein großes Gut.
Sie verlängert den Genuß
Und verhütet Ueberdruß.

15. Sey besorgt für deine Gesundheit. Es ist unbeschreiblich, wie gewaltsam manches Gesinde die Gesundheit untergräbt. Wenn dieß große Gut verloren gegangen ist, dann kommt die Reue zu spät. Wie unvorsichtig sind viele bei dem Baden, bei dem Gebrauche gefährlicher Werkzeuge? Was sind das für schädliche Gewohnheiten, nach erhizenden Arbeiten die meisten Kleidungsstüke von sich zu werfen, oder sich auf den feuchten und kühlen Erdboden zu legen, oder kaltes Getränk in sich zu gießen? Viele haben dadurch ihre Gesundheit verloren und ihr Leben abgekürzt, namentlich ist das Trinken auf die Hize sehr gewöhnlich. Suche nur im Anfange den Durst zu überwinden und es wird dir dann leicht werden, so lange zu warten, bis du abgekühlt bist und dann wird ein gesunder Trunk ein wahres Labsal seyn. Wasser, mit Essig vermischt, löscht den Durst noch am Ersten. Fühlst du dich krank, so laß das Uebel nicht hinhängen, sondern entdeke dich gleich deiner Herrschaft, brauche einen gelernten und verständigen Arzt, und hüte dich vor Quaksalbern und schädlichen Hausmitteln.

Laß mich, o Gott, mit Sorgfalt meiden,
Was meines Körpers Wohlseyn stört,
Daß nicht, wenn seine Kräfte leiden,
Mein Geist den innern Vorwurf hört:
Du selbst bist Störer deiner Ruh,
Du zogst dir selbst dein Uebel zu.

16. Sey vorsichtig in der Wahl des Umgangs. Mit wem das Gesinde umgeht, ist keiner guten Herrschaft gleichgiltig. Denn gutes Gesinde, wenn es mit schlechtem umgeht, kann leicht verdorben werden und es fehlt nicht an Leuten, welche es ausforschen und zu verhezen suchen. Sey auf deiner Hut! Halte dich nicht zu solchen Leuten, die in einem schlechten Rufe stehen und laß dich in guten Grundsäzen nicht irre machen.

Geselle weislich dich
Nur zu verständ'gen Leuten;
Laß der Erfahrnen Rath
Dir allzeit viel bedeuten.

17. Sey verschwiegen. Die Herrschaft kann ihre Ursachen haben, warum sie Das, was unter den Augen des Gesindes im Hause oder in der Wirthschaft vorgeht, ob es gleich nichts Unrechtes ist, nicht im Orte und in der Gegend ausgebreitet zu sehen wünscht. Du redest wohl ganz unschuldig von der Sache, aber du verstehst sie nicht recht, oder sie wird durch Andere, welche zusezen oder weglassen, entstellt. So kann die Herrschaft leicht in ein übles Gerede kommen und du vielen Verdruß haben. Ist es nicht besser, du schweigst? Gleiche Verbindlichkeit hast du auch gegen Mitdienende und mit wem du sonst Umgang hast. Was man dir vertraute, was du siehst oder hörst und nicht bekannt werden soll, muß von dir verschwiegen werden. Nur dann darfst du nicht schweigen, wenn man Unrechtes oder Gesezwidriges verdeken will. Wende dich in einem solchen Falle im Vertrauen an deine Herrschaft, oder den Prediger, nur rede die reine Wahrheit.

Vor Plauderhaftigkeit such' stets dich zu bewahren!
Dieß wird dir viel Verdruß und Herzeleid ersparen.

18. Sey wahrheitsliebend. Es gibt Dienende, die immer so zu reden suchen, wie sie glauben, daß es die Herrschaft gern höre. Man nennt sie Maulmacher und Liebediener. Diese verlieren gar bald das Vertrauen der Herrschaft und machen sich bei Mitdienenden und andern sehr verhaßt. Andere reden immer so, wie es gerade ihr Vortheil mit sich bringt und lügen, wenn sie den Mund aufthun. Diese thun sich den größten Schaden, denn die Wahrheit kommt gewöhnlich recht bald an den Tag. Ein kluges Gesinde macht es sich zur festen Regel, immer, und sollte es auch den Anschein haben, als werde ihm das Lügen Vortheil bringen, die Wahrheit zu reden, und es wird nie Ursache haben, dieß zu bereuen.

Ein Lügner straft sich selbst,
Auch dann glaubt man ihm nicht,
Wenn er einmal die Wahrheit spricht.

Die Wahrheit rede stets,
Und wag es nie, zu lügen,
Die Menschen kann man wohl,
Nicht aber Gott betrügen.

19. Sey nicht klatschhaft. Es ist ein häßlicher Fehler, wenn ein Gesinde auf Wegen und Stegen, wo sich nur Gelegenheit zeigt, unnüze Gespräche anknüpft, und so plauderhaft ist, daß es Aufträge und Geschäfte darüber vergißt. Wer viel redet, redet gewöhnlich auch viel Unnüzes, fällt leicht in den Fehler der Verläumdung, und schneidet Andern Ehre und guten Namen ab. Wie viel Zank und Zwietracht hat schon das Laster der Klätscherei unter Dienenden, Nachbarn und Freunden angerichtet! Halte dich doch nicht über die Fehler, welche Andere haben, auf, sondern arbeite mit Eifer und Ernst an der Ablegung deiner eigenen Fehler. Dieß wird dir Nuzen und Ehre bringen. Rede wenig, denke mehr.

Fern von Verläumdungssucht
Sey stets dein Mund und Herz,
Nie kränke And'rer Ehr'
Aus Bosheit oder Scherz.

20. Sey anständig im Reden. Wie oft wird nicht die Zunge gemißbraucht! Leider ist die Klage sehr allgemein, daß so vieles Gesinde im Umgange mit seines Gleichen, oder mit Thieren, die unanständigsten Reden, die niedrigsten Schimpfwörter, die ekelhaftesten Zoten und die frechsten Flüche hören lasse: Bei Manchen mag es wohl eine sehr üble Gewohnheit seyn, Andere suchen aber sogar etwas darin und je mehr der Unverstand lacht, desto toller treiben sie es. Es ist dieß stets ein Zeichen von Ungeschliffenheit und Rohheit. Der Gesittete nimmt dergleichen Reden nicht in den Mund und gibt bei jeder Gelegenheit ein gerechtes Mißfallen darüber zu erkennen.

Die Zunge, die vernehmlich spricht,
Hat dir dein Gott gegeben.
Welch ein Geschenk! Mißbrauch sie nicht;
Sie bringet Tod und Leben.

Gott sieht, Gott hört, Gott ist um dich,
Dieß, frecher Flucher, schrecke dich.

21. Sey nicht abergläubig. Verständige und Gebildete wissen es, daß jede Erscheinung in der Welt eine natürliche Ursache hat. Unverständige und Ungebildete glauben noch an Zauberei, Gespenster, Wahrsager, Kartenschläger, Schazgräber und andern Unsinn mehr. Es fehlt ihnen an Einsicht und Kenntnissen, und so sind sie leicht zu hintergehen. Willst du nicht auf die Seite der Verständigen treten und dich über Das, was du nicht einsehen kannst, belehren lassen? Dieß wird dir Ehre machen. Abergläubiges und furchtsames Gesinde taugt in den zehnten Dienst nicht und kann viel Schaden verursachen. Verständige Herrschaften gehen nicht gern mit dummen und abergläubischen Leuten um. Bist du als Kind verzogen worden, so gib dir alle Mühe, dich vom Aberglauben, der Gespensterfurcht und anderm Unsinn mehr zu befreien.

Wer noch an solche Possen glaubt,
Sich drüber Sorgen machet,
Ist sicherlich kein kluger Mann,
Verdient wohl, daß man seinen Wahn
Bedauert und belachet.

22. Sey lernbegierig. Du sollst nicht immer dienen, sondern einst selbst für dich wirthschaften. Mag deine Wirthschaft noch so klein seyn, so wird es dir doch sehr zu Statten kommen, wenn du dir während der Dienstzeit einen Schaz von Kenntnissen gesammelt und dich in den Handgriffen aller vorkommenden Arbeiten geübt hast. Ists nicht sehr auffallend, daß mancher Knecht ein Taglöhner werden will, und nicht mähen kann, und manche Magd im Begriffe steht, zu heirathen, die nicht weiß, wie das Brod gebaken, oder eine Suppe gekocht wird? Dergleichen Beispiele sind gar nicht selten. Der Mensch muß aber bei Zeiten auf sein weiteres Fortkommen bedacht seyn, und jede Gelegenheit benüzen, wo er manche Handarbeiten erlernen und seine Kenntnisse erweitern kann. Was du nicht weißt oder nicht einsehen kannst, da frage deine Herrschaft, oder andere verständige Leute, nach den Ursachen, und man wird deine Wißbegierde gewiß gern befriedigen.

Nur den Geschikten hält man werth,
Den Ungeschikten Niemand begehrt.

23. Sey immer auf Benüzung der Zeit bedacht. Die Dienstarbeiten füllen allerdings bei Weitem den größten Theil der Zeit aus. Dessen ungeachtet bleibt jedem Gesinde noch manche Stunde zur freien Benüzung übrig. Rechnen wir nur,

wochentlich:	beträgt jährlich:	u. in 10 Jahren:
2 Stunden	104 Stunden	1040 Stunden
3 —	156 —	1560 —
4 —	208 —	2080 —
5 —	260 —	2600 —
6 —	312 —	3120 —
7 —	364 —	3640 —

Ist dieß nicht viel? Und diese Menge von Stunden willst du großentheils in träger Unthätigkeit zubringen? Wie sehr wird dich dafür die Langweile bestrafen. Es gereicht jedem Gesinde zur Schande, welches außer den Arbeiten, die es für die Herrschaft thun muß, selten eine Hand anlegt. Es gereicht jedem Gesinde zur Ehre, welches den hohen Werth der Zeit zu schäzen weiß, und die arbeitsfreien Stunden und Minuten zur Ausbesserung seiner Kleidungsstüke, zur Erwerbung nüzlicher Fertigkeiten, zum Lesen guter Bücher u. auf andere nüzliche Art anwendet.

Sey geizig auf die Zeit,
Man kann sie nicht erkaufen;
Sie kommt auch nicht zurük,
Ist sie einmal entlaufen.

24. Sey sparsam. Willst du dir in deiner Dienstzeit etwas sammeln, so mußt du gut haushalten mit deiner Zeit, wie mit deinem Gelde, denn die Stunde besteht aus Minuten und der Thaler aus Pfennigen.

Wird wochentlich ausgegeben:	so beträgt dieß in einem Jahre:	und in 10jähriger Dienstzeit
1 Gr. — Pf.	2 Thaler 4 Gr.	21 Thaler 16 Gr.
1 — 6 —	3 — 6 —	32 — 12 —
2 — » —	4 — 8 —	43 — 8 —
2 — 6 —	5 — 10 —	54 — 4 —
3 — » —	6 — 12 —	65 — » —

Dieß ist viel. Verspielt aber nicht mancher Knecht weit mehr? Wie viel kostet manchem Jungen, welcher kaum die Schule verlassen hat, nicht allein der Tabak? Wendet nicht manches Mädchen den größten Theil des sauer verdienten Lohnes auf Band, Spizen und andern Flitterstaat? Wie viel wird oft für Branntwein und Bakwerk ausgegeben? Statt daß manches Gesinde wochentlich 1 bis 3 Gr. und noch mehr unnöthiger Weise ausgibt, und überdieß in freien Stunden die Hände in den Schooß legt, erspart ein anderes nicht nur diese Summe, sondern verdient durch Ausbesserung seiner Kleider und andere nüzliche Beschäftigungen nebenbei eben so viel. Dieß macht aber einen Unterschied um das Doppelte. Mußte auch ein großer Theil auf einfache und haltbare Kleidungsstüke, welche in den Augen des Vernünftigen besser kleiden, als Flitterstaat, wieder verwendet werden, so läßt sichs doch leicht erklären, wie ordentliches Gesinde in einer eben nicht langen Dienstzeit 50, 100 und mehrere Thaler zurüklegen konnte, während Saumselige zu nichts kamen und Mode-Närrinnen wenig dauerhafte und eigentlich brauchbare Kleidungsstüke erwarben. Wer in seiner Dienstzeit eine baare Summe zurük gelegt und sich Sachen geschafft hat, die er brauchen kann, der hat sehr klug gehandelt und sich schon im Voraus den Anfang einer eigenen Wirthschaft sehr erleichtert.

Erwerben thut es nicht allein,
Muß's Sparen auch verstehen,
Und klüglich Alles theilen ein,
Wenn's gut mit dir soll gehen.

25. Sey dankbar und erkenntlich. Wie hoch kommt nicht das Gesinde zu stehen? Der Lohn ist oft das Wenigste, mehr beträgt der Lebensunterhalt. Für vier Groschen täglich ist ein Gesinde nicht zu unterhalten, und diese betragen auf ein Jahr nicht weniger als 56 Thaler 16 Gr. Rechnet man hierzu den Lohn, das Ausgedinge 2c., so kommt eine hübsche Summe heraus. Viele Dienende haben den Fehler, daß sie Das, was sie erhalten, so wie erzeigte Gefälligkeiten zu niedrig und dagegen ihre Leistungen zu hoch veranschlagen. Wenn sie, wie man zu sagen pflegt, die Füsse unter den eigenen Tisch steken müssen, und aus Erfahrung wissen, was das menschliche Leben, auch

bei der einfachsten Lebensweise, zu erhalten kostet, dann sehen sie oft zu spät das Unrecht ein, welches sie ihren Herrschaften gethan haben.

Flieh die Undankbarkeit,
Such jeden Dienst zu preisen;
So wird man dir sehr gern
Gefälligkeit erweisen.

Sey dankbar lebenslang
Dem, der dir Guts gethan,
Zeig ihm Erkenntlichkeit,
Sieh ihn mit Achtung an.

Anekdoten.

1. Ein vornehmer Herr hatte in einem schön gebauten Gasthause eingekehrt und Mittag gemacht. Zur nemlichen Zeit speisten auch der Herr Weinwirth mit Familie. Ein Knabe von 6—8 Jahren wollte sich mit keiner Proportion befriedigen lassen, namentlich mit 5 Birnen nicht. Als er aber nicht durchsezte, rief er: „Mutter, ich mag au:ö (hinaus).“ Die Mutter fühlte, daß der Blik des Fremden Unwillen über eine so rohe Aussprache verrathe, daher wollte sie diesen Schnizer schnell verbessern, und sprach: Mit euch Bamsen kann man doch gar keine Ehre haben. Sagte ich dir nicht schon hundertmal, du sollst sagen: Mutter, ich mag a p i! — Jezt lachte der Fremde recht herlich, und ich lache noch, während ich es niederschreibe.

2. Ein Diener sollte seinem Herrn zu Mittag den bayrischen Landboten vorlegen. Eines Tages vergaß er darauf. Er brachte die schon gelesene Gartenzeitung dafür. Der Herr war so zerstreut, daß er es nicht sogleich merkte, aber nach einiger Zeit rief: Teufelszeitung, Alles von Herrn Fürst abgeschrieben.

3. Simon Schr. nahm Medizin. Sie wollte dem Schlekmaul nicht schmeken. Er fuhr daher das Hausgesinde und am andern Tage auch den Herrn Doktor an, und fragte: Gehts nicht bald besser her, Herr Doktor? Der Doktor vertröstete auf Morgen. Als am dritten Tage wieder das alte Lied ertönte, rief der Arzt: Erst gestern war's gut, mein Herr, alle Tage kann ich nicht dienen — und Simon schwieg —

Oekonomisches.

Handelsgewächse.

Ein Landwirth darf ihren Bau nicht eher im Großen betreiben, bis er nicht alle seine Felder in einen ziemlich hohen Kulturstand gesezt, und bis er zum gewöhnlichen Getreidebau wirklich Dünger übrig hat.

Gegen die Kolik.

Nimm 1½ Quartl guten Branntwein, lege darein 3 Loth zerstossenen Knoblauch und trinke einen Theil davon; hilft sicherlich.

Gegen Rothlauf.

Gegen das sogenannte Rothlauf, welchem besonders viele Landleute unterworfen sind, hilft Folgendes:

Kampfer ½ Loth,
Pfefferkörner 3 Stüke,

in ein ledernes Säkchen genäht und um den Hals getragen. Ein Förster versicherte, daß er dadurch von jedem fernern Anfalle sicher blieb; ein Braumeister wollte sich damit ganz befreit haben.

Wachholderbranntwein.

1½ Pfund Wachholderbeeren, zerstossen,
1 Loth Weinsteinsalz daran,
1 Maß Branntwein darüber, 2 Tage lang geweicht, filtrirt und mit Zuker gemischt, gibt einen eben so schmakhaften, als — mäßig getrunken — gesunden Branntwein, welcher vor so mancher Verfälschung den Vorrang behaupten dürfte.

Leinenzeug zu bleichen.

Viehdünger 2—10 Pfund nach Maß des Zeuges, Wasser 10—36 Pfund, 24 Stunden das Zeug darin liegen lassen, abspülen, troknen, wieder dareingelegt und Dünger und Wasser beigefügt — es wird erstaunlich schnell und schön werden.

Mäusemittel.

Mäuse und Ratten werden vertrieben, wenn man Königskerzen, Verbascum thapsus, sammt ihren Blüten und Wurzeln auf den Boden und zwischen die Getreideschichten legt. Bekanntlich verderben die Mäuse, deren Brut oft auch mit nach Hause geführt wird, in den Scheunen großen Schaden an, und dort können ihnen auch die Kazen nicht zu.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Lob der Armuth.

In Holland hielt Jemand der Armuth eine öffentliche Lobrede, aus der wir folgende Stellen ausheben: „Tod, Hungersnoth, ja, der Teufel selbst hat schon seine Vertheidiger gefunden," sagt der Verfasser — „Jemand hat sogar gemeint, wenn die Pest Pensionen gäbe, würde auch sie Schmeichler haben. Jemand hat einst geschrieben: Wenn ich dem Teufel Verbindlichkeiten hätte, ich würde seine schönen Hörner loben." Warum also, wenn Furcht, Schmeichelei und Dank Allen Kränze flicht, soll man nicht einmal die Armuth loben können, z. B. Die Armuth kennt nicht jene Menge moralischer Krankheiten, die den Reichern quälen. Ferner, wer Land hat, hat auch Krieg, heißt es. Der Arme kennt keine Spaltung, keine Prozesse, keine Klage, man meidet, haßt ihn nicht. Er lebt mit der ganzen Welt in Frieden. Auf seinem weichen Dunenbette brütet der Reiche lauter Sorge und Noth; er wird schlecht bedient, betrogen und bestohlen. Laune, Ungeduld und Zorn wechseln bei ihm ab. Der Arme hängt an Niemand; ist er satt, so ist er der freieste Mensch der Welt. Er genießt die Vorzüge des Bürgers, ohne seine Lasten zu theilen. Keine Auflage erreicht ihn, er ist überall zu Hause. Quält man ihn irgendwo, so nimmt er seine Arme, wie Rousseau sagt, und geht wo anders hin. Alles ist bei ihm Hoffnung, denn seine Lage kann nicht klüger werden und wenn die Stunden des Lebens entronnen, so stehen keine falschen Freunde, keine Thränenheuchler um ihn, er verläßt die Erde ohne etwas zu bereuen oder an etwas zu hängen.

Die Armuth, aus welcher die Alten eine Göttin machten, ist die Mutter der Industrie, der schönen Künste, der großen Männer! Schon Horaz sagte: Man verdanke ihr allein die Tugenden eines Curius und Camillus. Petronius nennt sie die Schwester des Verstandes; nicht zu vergessen jener evangelischen hochgepriesenen Armuth, die in der freiwilligen Entsagung aller irdischen Güter besteht.

Wenden wir das Blatt und wir erbliken in ihr die Grundfeste des Gegentheils. Wie soll ein Mensch, der mit den nothwendigsten Lebensbedürfnissen zu kämpfen hat, wie soll der zu großen Handlungen begeistert werden? Muß ihm die Natur, die dem Unwürdigen die Fülle des Lebensglükes im Uebermaße zuschüttete, nicht als eine Stiefmutter, als partheiisch erscheinen, wie sie in jenem als Franz in Schillers Räubern schien. Die Alten mahlten aber auch die Armuth als eine Furie, bleich, eingefallen, das Bild des Unglüks und der Qualen. Derselbe Horaz, den wir früher sprechen ließen, nennt ihre Geseze hart. Plautus and Claudian hießen sie die Tochter der Trägheit und den Reichthum den Sohn der Arbeit. Wie oft entschuldigen sich nicht Verbrechen mit ihr? Wie lassen sich nun diese Widersprüche heben? Ich glaube, wenn wir die Armuth als den Zustand betrachten, in welchen wir das Nöthigste haben, so bestätigen sich alle Lobsprüche und wir haben die Egeria des Numa Pompilius, jene Nymphe, deren nächtlichen Zusammenkünften er (nach Huet) seine Kenntnisse in der Religion und der Regierungskunst verdankte. Erkennen wir aber in ihr jene fürchterliche Lage, in welcher es dem Menschen an Allem gebricht, so ist es nicht zu läugnen, daß alle jene grellen Schilderungen auf sie passen.

Die Finsterniß.

(Erklärt von einem Bänkelsänger.)

Kommt her, ihr Leut', hier kann man seh'n
Ein großes Finschternuß;
Sie wird jezt gleich von Statten geh'n,
Zwölf Zoll lang und ein' Fuß.

Hier ist die Sunn', ein großer Stern,
Die kleinen purzeln h'rum,
Und machen Bukerl dem gnäd'gen Herrn,
Dürft's glaub'n, es ist nicht dumm.

Das ist die Erd, auf der wir sind,
Ist funfzig mal so dik
Als wie der Mond, mein liebes Kind,
Dreht sich all' Augenblik'.

Das ist der Mann, der bei der Nacht
So lieblich funkeln thut.
Jezt hab' ich ihn neb'n d' Erd'n bracht.
Jezt seyd auf euer Hut.

Da scheint jezt netta d' Sunn drein,
Und d' Erd'n ist lichtvoll;
Der Mond muß mäuserlstille seyn,
Ihm geht's ein wenig scheel.

Jezt, jezt ist's finschter wie ein Faß,
Weil niren durchi kann,
Und wir hab'ns Licht ohn' Unterlaß,
Bald kommt der Mond auch d'ran.

Da kriegt er wiederum sein Licht,
Und d' Sunn kehrt wieder um,
Daß man bei Nacht auch wieder sicht,
Denn Gott macht's niemals dumm.

So geht's jezt alle Wochen schier,
Schad', daß wir's selten seh'n,
Denn bei der Nacht ist's finschter hier,
Und d' Sunn bleibt manchmal steh'n.

Bis morgen zeig' ich extra noch
Vom Merkur ein' Versuch.
Der kommt für jeden auch so hoch,
Ist aus ein' alten Buch.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. C. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

III. Jahrgang. Nro. 41. 15. Oktober 1836.

Inhalt: Von dem üblen Einfluß des Sauerdorns auf die Feldfrüchte. — Vierundzwanzig nützliche Fragen und Antworten für den Landmann. — Kurze Betrachtungen über den Altenweibersommer. 1836 — Brief über das Oktoberfest zu * im Jahre 1836. — Bitte eines Bauers an einen Zeitungsschreiber. — Methode, den Gehalt der Milch sicher zu bestimmen. — Freie Wirthschaft.

Von dem üblen Einfluß des Sauerdorns auf die Feldfrüchte.

Die Zeit naht jezt heran, daß die Feldarbeiten beendigt sind, und die Landleute daran denken, die Heken längs den Gärten und Feldwegen entweder wieder herzustellen, und die Lüken, die durch das Alter der Gesträuche, oder durch Vernachläßigung entstanden sind, auszubessern, oder auch wohl neue Heken anzulegen.

Zu den Sträuchern, welche man wegen ihrer Dornen und wegen ihres schnellen Wachsthums gern in die Heken pflanzt, gehört auch der Sauerdorn, den man wohl Sauerbeere, Berberizen, Säuerling oder Herbstbeere nennt.

Eben jezt werde ich in einer gedrukten Schrift über landwirthschaftliche Gegenstände an eine Beobachtung erinnert, die ich früher wiederholt, rüksichtlich dieses Strauches gemacht und mit Aufmerksamkeit verfolgt habe.

In der ersten Hälfte des Sommers, wenn das Wintergetreide noch nicht zu blühen anfängt, und oft noch früher bemerkt man an den Blättern und Halmen des Roggens und Weizens kleine runde Fleken von rostgelber oder röthlicher Farbe. Die ganze Pflanze bekommt bald ein schwächliches, krankhaftes, blaßgrünes Aussehen, in der Aehre sezen nur wenige Körner an, oder sie bleibt wohl auch ganz leer.

Wenn man die kleinen, runden, rothgelben Fleken ganz genau betrachtet, so bemerkt man deutlich, daß es ganz außerordentlich kleine Schwämmchen sind, welche auf den Blättern und Halmen des Getreides wachsen, eben so wie wir größere Schwämme an den Stämmen der Bäume hervorkommen sehen.

Sieht man sich weiter nach dergleichen kleinen Schwämmchen oder Rostfleken um, so findet man sie leicht auch an den Blättern und Halmen der Gräser und an der Wolfsmilch; in der größten Menge aber an den Blättern des Sauerdorns.

Sucht man diese Schwämmchen an verschiedenen Stellen des Feldes auf, so bemerkt man, daß sie sich fast ausschließlich nur an den Getreidpflanzen und Gräsern solcher Art finden, die längs den Heken liegen, in denen viel Sauerdorn wächst.

Aus diesem Umstand geht freilich noch nicht hervor, daß sie eigentlich auf dem Sauerdorn einheimisch sind, und sich von da aus zum größten Nachtheil über die andern Gewächse verbreiten.

Wenn man aber die Sachen weiter verfolgt und wahrnimmt, daß in Jahren, wo zur Zeit dieser Rostfleken der Wind von Morgen her wehte, die Schwämmchen auf den Getreidefeldern gefunden werden, welche jenen Heken gegen Abend liegen; in Jahren aber, wo der Wind in dieser Zeit von Abend her wehte, auf denen gegen Morgen gelegenen Aekern — wenn man ferner wahrnimmt, daß die Schwämmchen immer zuerst auf den Blättern des Sauerdorns, und zulezt an den Blättern und Halmen des Getreides erscheinen, und daß sie auch wohl ganz ausbleiben, wenn in der Zeit, in welcher sie sich sonst zu zeigen pflegen, Regenwetter einfällt, und also der Staub nicht so weit umher fliegt, oder abgewaschen wird, so muß man freilich am Ende glauben, daß sie eigentlich auf dem Sauerdorn entstehen, und sich erst von da aus weiter verbreiten.

Noch zuverläßiger kann man sich überzeugen, wenn man sogenannte Proben anstellt, wie der Mann in seiner gedrukten Schrift erzählt.

Er pflanzte nemlich einige Sauerdornstämmchen

zwischen das Getreide und andere Gewächse, z. B. Kohl, Bohnen, Klee, und fand, daß alle mit den Fleken verschont blieben, bis die am Sauerdorn dunkler wurden und zu stäuben anfingen. Von diesem Augenblik bekamen die Getreidepflanzen Fleken und erkrankten, an den übrigen Gewächsen aber wurde nichts von Fleken oder von Krankheit wahrgenommen.

Ferner nahm er einige Zweige vom Sauerdorn, deren Blätter voll solcher kleinen Fleken oder Schwämmchen waren, und schüttelte sie in der Zeit, wie sie am Stärksten stäubten, über mehrere Kornhalme, die ein vollkommen gesundes Aussehen hatten. Nach wenigen Tagen bekamen die Halme und Blätter die rostfarbenen Fleken, und fingen an, zu kränkeln.

Stellen wir nun diese Beobachtungen und Thatsachen zusammen, so geht mit großer Deutlichkeit daraus hervor, daß die öfter genannten Schwämmchen oder rostfarbenen Fleken vorzüglich ihren Siz auf dem Sauerdorn haben, und sich von ihm aus weiter verbreiten; daß sie nur Getreide und Gräser befallen, und daß andere Kräuter, wie Kohl, Klee und Bohnen damit verschont bleiben.

Demnach haben wir Landleute keine nachtheiligen Wirkungen von dem Sauerdorn zu fürchten, wenn wir ihn in die Heken unserer Gärten pflanzen, die von den Getreidefeldern weit genug entfernt sind. In die Feldheken aber dürfen wir ihn durchaus nicht aufnehmen, wenn wir nicht jedes Jahr um einen beträchtlichen Theil unserer Fruchternten besorgt seyn wollen.

In manchen Ländern ist dieses schon vor längerer Zeit so wenig mehr bezweifelt worden, daß durch besondere Regirungsverfügungen angeordnet worden ist, in keiner Feldheke einen solchen Strauch zu dulden. W. A.

Vier und zwanzig nüzliche Fragen und Antworten für den Landmann.

1) Wodurch wird man reich? — Durch Arbeit und Sparsamkeit.
2) Wie soll man gehorchen? — Wie man von Dienstboten wünscht.
3) Wodurch ruinirt man sich? — Durch Prozesse und Völlerei.
4) Wann soll man gepriesene Vorschläge annehmen? — Wenn man sie nicht verwerfen kann.
5) Wer hat das beste Gewissen? — Der keinen haßt und gerne bei den Seinigen wirkt.
6) Was muß man stets lieben? — Seinen Gott, sein Vaterland, seine Angehörigen.
7) Wozu ist der Landmann da? — Zum Arbeiten, wie etwa der Priester zum Lehren und Almosengeben.
8) Wer wird im Lande recht bauen? — Wer überall zugegen ist.
9) Welches ist die süßeste Rache? Verzeihung.
10) Wodurch erkennt man einen guten Unterthan? — Durch seine wohlbestellten Felder und Dächer, und durch seine Demuth und Häuslichkeit.
11) Wie lange muß man an seinen Kindern ziehen? — So lange man sie unter Händen hat.
12) Welches ist die größte Sünde? — Die Kindererziehung vernachlässigen.
13) Welche Grundsäze darf man am Ersten glauben? — Welche Menschlichkeit enthalten und nicht aufs Geld abzielen.
14) Ist der Güterwechsel rathsam? — Er richtet meistentheils zu Grunde.
15) Wer soll uns gesund machen? — Der darauf studirt hat, nicht ein Quaksalber.
16) Woran erkennt man Freund und Feind? — Durch That den Freund, den Feind durch Schmeichelei.
17) Ist Ein mißglükter Versuch zureichend? — Nein, er verräth höchstens, daß wir es nicht recht gemacht haben.
18) Wodurch gefallen wir Gott am Meisten? — Durch Demuth, Ehrlichkeit und Arbeitsamkeit.
19) Welche Menschen werden gelobt? — Welche kein Lob suchen.
20) Wann darf man borgen? — Wenn man den Willen hat, wieder zu zahlen.
21) Wer ist der Aelteste? — Wer am Meisten genüzt hat.
22) Wie kann man fromm werden? — Wenn man mäßig lebt.
23) Ist der Soldatenstand ein Unglük? — Eine Ehre vom Vaterlande.
24) Was sind Schalten? — Unsere Freunde.

Kurze Betrachtungen über den Alten-Weibersommer 1836.

Der Altenweiber-Sommer ist das leibhaftige Juste milieu, das schönste Mittelding und Bild der Weisheit und Thorheit. Vermeidend den sengenden Sonnenstrahl der Hundstage gibt er die Kälte des Dezembers auf und läßt so recht allgemach Hände und Füsse in Tuch und Pelz spaziren; aber sein verächtlicher Name klingt etwas gemein, und das Gemeine ist nichts werth, wenn es auch recht viel werth wäre. Der Alten-Weibersommer stammt eigentlich aus der alten Welt; er entstand, wie unsre Welt, vor ungefähr 6000 Jahren christlicher Zeitrechnung, er entstand, als die leichtgläubige, jezt freilich selige Mutter Eva alt, und Vater Adam nicht mehr viel jünger war. Dieser Sommer wird auch sterben, wenn nach einer starken Behauptung unserer Weisen die Welt zu Grunde gehen wird; wenn das schöne Geschlecht der alten und jungen Frauen, d. i., Jungfrauen ein glükliches Ende erreicht haben wird. Wann dieser Alte-Weibersommer, dieser edle Mittelsommer nicht mehr seyn wird, hatte Herr Mathematikus Holperich deutlich vorausgesagt, nemlich im Jahre X, und das ist deutlich genug. Die alten Weiber hat man nicht gerne; sie zanken gerne und schmeicheln unsern Thorheiten nicht mehr. Aber ihr Sommer ist uns Allen, selbst dem Filze und Skelett angenehm, wie es bei einer und der andern Zusammenjochung (conjugium), d. h., bei mancher generösen Verwandlung, z. B. einer Gans in eine Rechtsperson oder eines Stieres in einen Kuhzbedich zugeht, wo man das Säkchen mehr liebt, als den Sak, und die Ehre mehr, als das Leben. Ja, der alte Weibersommer hat noch die größte Gleichheit bewiesen. Als der Franzmann Alles anders taufte, als Schleier und Gehorsam erlassen wurden, als die Dirne Mademoiselle und das Weib Madame ward, da und immer bleibt er schön gleich, ein Alterweibersommer, unten und oben, er wird kein Alterfrauensommer, kein Damensommer. Selbst der Obelisk wankte, die Spizsäule siegte; er, er weicht nicht. Der thut Unrecht, welcher ihm Wankelmuth zuschreibt. Herrlich ist und bleibt sein Name; er sey mir dreimal werther, als eine geizige Legende eines Phantasten. Sieh nur, Freund! es ist so schön in ihm, es ist so rührend! Wie da alle die keuschen Susannen herum sizen, und die boshafte jezige Welt verschlechtern, nicht doch, bessern oder wenigstens, nach gutem Beispiele der Gelehrten, rezensiren wollen, wie die Jungfrauen ihre Unschuld auf den Lippen, ihre siebenzig Frühlinge aber auf dem Rüken oder den Händen tragen. Wie die blinde Lotti gerne nicht sieht, weil sie nur noch fühlen kann. O der herrlichen Wirkung! Es reicht ein Dichterleben nicht hin, diese nur anzudeuten; aber unsere verehrten Leser sind ja genügsam, wie dieser Sommer und ich, und ich breche ab, um den zu genießen, den ich eben vorgeführt habe. E. G. D.

Brief über das Oktoberfest zu * im Jahre 1836.

Theurer Bruder!

Ich muß dir sagen, daß ich heuer was gesehen habe, wie du dein Lebtag nicht. Denk, ein Oktoberföst hab' ich gesehen. Das ist dir aber auch was, daß dir die Haare gegen Berg stehen möchten. Schon am Samstag zuvor gings närrisch zu. Da haben die Herren schon Alles angeschaut und angerührt, und erst im Sonntag, da war's prächtig. Den größten Stier habens in Neukirchen, haben's gesagt, aber von großen Ochsen hab' ich nir gesehen. Etliche Schweine und Schwein-Kinderl hab' ich auch gesehen, und die Rosse hätten mich nicht zählen können, und ich sie nicht; vor lauter Pracht, möchtest es nicht glauben. Lieber Bruder! Wenn halt der Mensch schön, recht wunderschön geziert ist, dann sieht man halt was gleich; jezt kauf' ich mir extra eine schöne Gürtl mit einem Ochsenkopf. So auch die Rosse. Sie waren so schön, um die Wolle herum so gebändelt und an dem Schwanzschweife habens alle eine schöne Bierlichung gehabt haben. Das Schönste ist ein Pferdrennen können. Hätt' auch bald gewettet um einen Groschen, daß der Schimmelstuzl das Erste kriegt. Hätt aber Unglük gewest. Die ungeschikten Rennmeister haben das Brükl nicht

bestreut, und da fielen die Pferde alle ein wenig über und über, und ein Reutbub hat sich ein wenig den Arm ausgebrochen. Hab mich so abspritzen und abregnen lassen, und hab nur fünfe zurüklaufen sehen. Das ist doch eine Gewalt. Mein lieber Bruder! Du wirst mir nicht Alles glauben mögen, aber glaubs nur, es schadt dir nix, hat mir auch nicht geschadt, wie mir's mein Meister zum Voraus erzählt hat. Es war schön, und wenn ich vor lauter Sehnsucht nach meiner Heimath noch bis auf das Jahr 1838 beim Meister bleiben darf, indem ich genug arbeiten kann, so mußt du auch kommen.

Nun leb recht wohl!

NB. Das Uebrige dieses aufgefundenen Briefes hat weiter keinen Werth. Das Obige wurde als Stylmuster aufgenommen.

Bitte eines Bauers an einen Zeitungs-Schreiber.

B. Guten Abend, Herr Leopold! Aber heut' haben's mir wieder einen rechten Bären aufgebunden.

Z. Wie so, lieber Lipl?

B. Es steht heute von der Königin Christina von Spanien, daß sie aus Madrid gejagt worden sey. So Was wäre ja abscheulich.

Z. Je nun, wir wären nie so undankbar; aber dort weit weg sind ja die Leute anders gestimmt.

B. Sie denken halt, auf die Weite sey gut lügen?

Z. Nicht so. Wir haben ja unsere Freunde. So ein wenig dazu machen, schadet eben nichts.

B. Ihr halt's also nicht mit der Wahrheit?

Z. Ja, ja. Aber Alles darf man uns nie glauben. Man schreibt oft aus Zwang, oft bezahlt, oft aus Schmeichelei. Leztere ist besonders in unsern Tagen üblich.

B. Also haben Sie die Güte, und machen's allemal ein Sternchen voraus, wo man ein wenig was glauben darf.

Z. Es soll geschehen.

Methode, den Gehalt der Milch sicher zu bestimmen.

Es ist in vieler Hinsicht eine Sache von großer Wichtigkeit bei der Landwirthschaft, mit Leichtigkeit und Genauigkeit den Gehalt der Milch zu bestimmen. Der Reichthum dieser Flüssigkeit hängt besonders von der Menge des darin enthaltenen Oels oder der Butter, und ihres Käsegehaltes ab.

Die verhältnißmäßige Menge dieser schäzbaren Bestandtheile in der Milch verschiedener Kühe, läßt sich mit einer mehr als auf alle Fälle hinlänglichen Genauigkeit angeben, wenn man die spezifische Schwere der Milch in ihren verschiedenen Zuständen erforscht. Die Kügelchen (beads), die Herr Lori zu Edinburg erfand und verfertigt, gewähren das leichteste Mittel, diese eigenthümliche Schwere zu prüfen. Ihre Anwendung geschieht folgendermaßen:

Man gieße frisch gemolkene Milch in ein gläsernes Gefäß, und sobald als ihre Temperatur auf 60 Grad fällt, (wozu man ein Termometer hineingehalten haben muß,) so versuche man, welches Kügelchen irgendwo in der Flüssigkeit schwebend bleiben wird. Zu dem Ende nehme man erst das Kügelchen Nro. 24. Steigt es auf die Oberfläche, so lege man es weg, und nehme 25, schwimmt auch dieß oben, so versuche man es nun mit 26 u. s. w., bis ein Kügelchen gefunden wird, das weder zur Oberfläche aufsteigt, noch auch zu Boden sinkt, sondern einen Plaz in der Flüssigkeit irgendwo beständig einnimmt. Die Numer auf dieser Kugel zeigt die spezifische Schwere der Milch an und muß sorgfältig angemerkt werden. Ein schnellerer Weg besteht darin, daß man alle Kügelchen auf Einmal in ein gläsernes Milch-Gefäß werfe. Wahrscheinlich werden einige ganz untersinken, andere schwimmen. Dasjenige aber, welches schwebend bleibt, zeigt die spezifische Schwere an. Kömmt keines in diese Lage, dann bemerke man dasjenige, welches zulezt zum Schwimmen kommt, und das, welches zuerst zu Boden sinkt, und die Numer, welche gerade zwischen diesen ist, wird das Maß der spezifischen Schwere

seyn. Wenn z. B. 25, 26 und 27 schwimmen, 28, 29, 30 u. s. w. sinken, so gibt $27\frac{1}{2}$, als die Mittelzahl zwischen 27 und 28 die spezifische Schwere an. Sodann lasse man die Milch 24 Stunden stehen, oder so lange, bis aller Rahm gestiegen ist. Ist dieser abgenommen, so bringe man die abgerahmte Milch zur Temperatur von 60° und probire ihr spezifisches Gewicht auf die schon angegebene Art.

Da das Oel, welches in der Gestalt des Rahms sich geschieden hat, der leichteste Bestandtheil ist, so wird man jezt die spezifische Schwere der abgerahmten Milch größer, als zuvor, befinden und je größer die Menge des Rahms ist, desto größer wird der Unterschied der spezifischen Schwere seyn. Mithin gibt dieser Unterschied eine sichere Anzeige von der verhältnißmäßigen Menge des Oels oder der Butter.

Wenn z. B. die ganze Milch eine spezifische Schwere von 29 besizt und die abgerahmte Milch etwa 35 Schwere hätte, oder auch 32 nur, so beträgt der Unterschied im ersten Falle 6 Grad und die Milch würde hier ungefähr 2 mal so viel Butter geben, als die andere, u. s. w. Oder, wenn eine Milch von 30, nach ihrer Abrahmung 34 spezifische Schwere hätte, und eine andere von 28 zu 32 stiege, so würde, da die Differenz in diesen beiden Fällen gleich ist, die Quantität der Butter, die sie geben, ziemlich gleich seyn. Auf diese Weise wird diese verhältnißmäßige Menge des Oels, welches eine Milch in sich enthält, entdekt.

Um nun auch die Verhältnisse der Matten oder des Käses zu ermitteln, lasse man eine Quantität abgerahmte Milch, wie sie eine hinlängliche Menge klaren Molkens liefern kann, gerinnen. Dann bringe man sie zu der Temperatur von 60 Grad und untersuche ihre Schwere. Da der Matten-Stoff ein schwerer Bestandtheil ist, so wird die spezifische Schwere des Molkens geringer seyn, als die der abgerahmten Milch, und je größer die Quantität an Matten ist, desto größer wird auch die Abnahme des Gewichtes des Molkens seyn. So gewährt die Differenz in der Schwere auch Anzeige und Maß der verhältnißmäßigen Menge der Käsetheile. Wenn z. B. abgerahmte Milch 36 hat, und der Molken in einem Falle 32 und in einem andern 34, so ergibt sich, daß die erste ungefähr zweimal so viel Käse geben wird, als die zweite, und so in allen andern Verhältnissen.

Bei der Temperatur von 60 untersucht sich die spezifische Schwere der Milch in allen ihren Zuständen am Genauesten. Indeß, wenn irgend ein Umstand dieß unmöglich machen sollte und man den Versuch bei einer andern Temperatur machen müßte, so hat man für jede 4 Grade Abweichung von 60 einen Grad der spezifischen Schwere zuzugeben, oder nachzulassen. Ist die Temperatur über 60, so gebe man 1 Grad zu; ist sie unter 60, so rechne man einen Grad ab. Wenn z. B. die Milch bei 68 eine spezifische Schwere von 28 besizt, so muß man, da das Uebermaß der Temperatur über 60, zu 68, also 2 mal 4 steigt, 2 Grade zurüken und zu 28 hinzurechnen. Folglich wird 30 die Zahl seyn, welche ihre spezifische Schwere angibt, wie bei dem Maßstabe von 60. Wird dagegen der Versuch bei einer Temperatur von 52 gemacht und die spezifische Schwere 32 befunden, so rüke man 2 Grade, die man von dem gefundenen Betrage abrechnen muß; der Rest, also 30, wird die spezifische Schwere anzeigen.

Durch Versuche hat sich ergeben, daß die Kügelchen, in wiefern man sie auf verschiedene Gattungen von Milch anwenden kann, folgende Numern haben:

Frauenmilch 30—38. Kuhmilch 24—34. Eselsmilch 34, Hausziegenmilch 34. Kuhmilch bei Grasfütterung, hatte vor der Rahmung 32, nach derselben 40. Schaf-Milch, ebenfalls bei Grasfütterung, vor der Rahmung 36, nach derselben 48. Stuttenmilch 36. Frauenmilch und Eselsmilch geben fast gar keinen Rahm.

Vortheile der Lorschen Kügelchen.

Die Vortheile von dieser Weise, den Gehalt der Milch auszumitteln, sind so einleuchtend, daß sie kaum aufgezählt zu werden brauchen.

1. Sie gewährt eine leichte Methode, den Werth einer Milchkuh abzuschäzen. Berüksichtiget man die Qualität der Milch, wie die Quantität, so läßt sich der Werth des Thieres ganz genau bestimmen.

2. Sie gibt das beste Mittel an die Hand, zu beurtheilen, ob eine Kuh besser zu Butter- oder zu Käsewirthschaft paßt.

3. Sie ist entscheidend, wenn man die Wirkungen der verschiedenen Futtergattungen bei einer Kuh untersuchen will.

4. Sie macht es also auch möglich, den Werth einzelner Weidepläze zu bestimmen.

5. Sie kann am Besten den Grad der Treue sowohl, als der Geschiklichkeit und der Sorgfalt der Milchmägde ins Licht sezen.

Noch ist zu bemerken, daß diese Kügelchen die wirkliche spezifische Schwere anzeigen und so gemacht sind, daß man (um den wissenschaftlichen Ausdruk zu gebrauchen) 1000 zu jeder Zahl dazu zu denken hat. Mit der spezifischen Schwere 30, welche diese Kügelchen angeben, ist gemeint 1030, in Vergleich mit der Schwere destillirten Wassers, die man zu 1000 angenommen hat.

Das sicherste Mittel wider den tollen Hundsbiß.

Maiwurm	Silber	Fensterblei	Holzspäne	Weizen-Mehl	Mithridat	Honig	Patienten
Gran	Gran	Gran	Gran	Gran			
1	2	20	4	6	gewöhnliche Speisemesser-Spizen voll	So viel, als zu einer Latwerge nöthig ist.	Ein Mensch unter 5 Jahren
2]	3—4	[40]	6	12			[„ „ „ 10 „
3]		[60]					[„ „ „ 20 „
$3\frac{1}{2}$—4	6	30	8	20			„ „ über 20 „
4	6	80	8	20			[Ziegen, Kälber, Schafe, Hunde [vom Mittelschlage und darüber.
2—3	3	70	6	12			Kleine Hunde, Dachshunde,
14	12	320	32	80			Pferde, Ochsen, Küze.
gemörsert	Conv. Mze. als 20ger 4ger	gerieben	weiches Laubholz als: Linde Erle				

Dieses Alles unter einander gut gemengt, gibt eine schwarzbraune Latwerge.

Als Anmerkung dient nun aber noch Folgendes:

Der **Maiwurm**, als Hauptsubstanz, muß äußerst behutsam, und zwar mit Handschuhen eingesammelt und in Schachteln aufbewahrt werden, in welchen leztern derselbe vor Hunger sterben muß.

Im Monat Mai, Juni, auch wohl schon bei schönen warmen Tagen im April läßt sich der Maiwurm an dürren Feld- und Waldrändern sehen, wo er dann, aber durchaus nicht mit Berührung der Hände, eingesammelt wird. Wäre aber dieser Fall dennoch eingetreten, oder man wäre nicht völlig überzeugt, ob er bereits berührt worden, so läßt man diese Würmer, so viel man deren hat, auf dem Grase mehrere Tage hindurch weiden, und verfährt wie vorhin.

Berührt man diesen Käfer mit den Händen, so läßt er augenbliklich einen gelben Saft fahren, ohne welchen keine Kur gelingen kann.

Das Mittel selbst wider den tollen Hundsbiß verliert nur dann, aber unwiderruflich seine Wirkung, wenn der Biß über 9 Tage alt geworden, sobald nemlich der 9te Tag mit dem Schlag 12 vergangen ist.

Der Patient muß sich den Tag vor der Anwendung des Mittels im Zimmer bei einer gelinden Temperatur aufhalten, und darf nicht in die

freie Luft. Des Abends werden alle schweren Speisen untersagt.

Die Latwerge wird sodann den andern Tag früh nüchtern um 7 oder 8 Uhr eingenommen, allein so, daß nichts mehr von derselben vorhanden seyn darf.

So wie der vergangene Tag, muß auch dieser in eben so einem Zimmer bei genauer Befolgung hinsichtlich der freien Luft zugebracht werden.

Die Wirkung erfolgt von 10 Uhr des Vormittags bis 1 und 2 Uhr des Nachmittags, und besteht in einem heftigen Schneiden und Brennen in der Urinröhre, am männlichen Gliede und der weiblichen Scham, das, je stärker die Wuth und der Biß des Thieres war, ebenfalls um so heftiger wird, und nicht selten mit Blutharnen endet.

Spürt man nichts von einem Brennen und Schneiden bei genauester Befolgung obiger Regeln, so ist es das sicherste Zeichen, daß der Biß nicht schädlich, oder nicht mit Gift verbunden war.

Wenn das Brennen und Schneiden in Zeit von 3 Stunden nicht wieder kömmt, so ist die Kur beendigt, und man kann etwas Wassersuppe mit Brod oder Semmel eingeschnitten ohne weiters zu sich nehmen; gegen Abend einige leichte Speisen genießen, muß aber immer noch in demselben Zimmer bleiben.

Den Tag darauf kann sodann Jeder machen, was er will. — So wie die Verfahrungsart bei den Menschen Statt findet, so geschieht sie auch bei den Thieren; nur daß hier der Umstand eintritt, wie und auf welche Weise man den Thieren diese Latwerge eingibt, ohne selbst beschädigt zu werden.

Man bindet eine oder mehrere Schürzen vor, zieht ein Paar starke Fingerhandschuhe an, thut sodann die Latwerge in eine Papierdüte der Stärke der erstern angemessen, bestreicht selbe Düte um und um mit Butter, und gibt es so dem Thiere ein; stößt mit einem etwas langen glatten Stäbchen die Düte in den Schlund, macht die Schnauze des Thieres unverzüglich zu, damit es schluken und schlingen muß, und hält dieß so lange an, als man glaubt, daß es gänzlich verschlukt ist.

Freie Wirthschaft.

Eine solche Wirthschaft, bei der man, ohne sich an eine bestimmte Ordnung zu binden, nur immer Das baut, was den Zeit- und Lokal-Umständen nach den höchsten Ertrag zu geben verspricht, kann nur auf Feldern, die schon auf einer sehr hohen Stufe der Kultur stehen, und bei Ueberfluß an Dünger getrieben werden; dann aber auch allerdings oft den höchsten durch die Landwirthschaft zu erringenden Vortheil gewähren. Nur wird sie kleinern Feldbesitzern ungleich leichter als größern. Denn sie hat das Ueble, daß sie durchaus viel Arbeit erfordert, daß bei ihr das Verhältniß der verschiedenen Wirthschaftszweige zu einander immer etwas schwankend ist, und daß der Wirthschaftsdirektor ein Mann von ganz besonderer Thätigkeit, Umsicht und Selbstüberwindung seyn muß, wenn er sich nicht bisweilen durch einen anscheinenden Vortheil geblendet und durch falsche Spekulationen verführt zu Unternehmungen hinreißen lassen will, die auf den Betrieb der Wirthschaft nachtheilig einwirken und ihm für viele Jahre bedeutenden Schaden zufügen können. Soll sie wirklich den gehofften Nuzen gewähren, so darf vor Allem nie der nöthige Futterbau, wenn nicht bedeutende futtergebende Nebengewerbe mit der Wirthschaft verbunden sind, vernachläßigt werden; wenn auch wirklich die Güte der Felder den Bau eines einträglichen Gewächses, statt Futters, einmal zu erlauben scheinen sollte. Man muß auch bei ihr die Hauptregeln der Wechsel-Wirthschaft,

a) daß man nemlich nie zwei Gewächse hintereinander baue, die, allen Erfahrungen zufolge, nicht gut hintereinander gedeihen;
b) daß jede Frucht der darauf folgenden vorarbeiten und ihr den Aker in dem ihr angemessensten Zustande überlassen müsse,

nicht vergessen.

Thut man dieß, dann wird freilich aus der sogenannten freien Wirthschaft nichts anders, als eine den jedesmaligen Verhältnißen angepaßte Wechselwirthschaft durch Energie auf die höchste Stufe möglichster Vollendung gehoben.

Nützliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Glükswechsel.

Franz de Pert de la Porte, Herr von Besins la Tour Landry und Perdic, war nach dem Tode seines Vaters geboren, und seine Mutter starb ebenfalls nach einigen Tagen ihrer Entbindung von diesem Kinde. Er wurde aus den Händen seiner Amme mit Gewalt gerissen, und kam, ohne zu wissen auf welche Weise, nach Holland, und wurde, demnächst herangewachsen, zu einem Schuhmacher in die Lehre gethan. Er erlernte dieses Handwerk, wurde als Geselle losgesprochen, und ging darauf nach England. Hier arbeitete er als Geselle zu London, gerade in der Zeit, wo Herr de la Tour Landry, ein Verwandter, Nachbar und Freund seines verstorbenen Vaters, sich ebenfalls dort befand. Lezterer trat in eine Bude, um sich Maß zu einem Paar Stiefeln nehmen zu lassen. Dem jungen Gesellen war von allen seinen vorigen Glüksgütern nichts übrig geblieben, als durch einen sonderbaren Zufall, der Name Besins. Als der Schuhmachermeister zu ihm sagte: Besins, nimm dem Herrn das Maß, erinnerte sich der Baron de la Tour Landry der unglüklichen Katastrophe des Säuglings, die sich vor vielen Jahren in seiner Nachbarschaft zugetragen hatte. Er faßte den jungen Menschen scharf ins Auge, seine Gesichtsbildung, sein edler Wuchs, mehr noch sein anständiges freies Betragen fielen ihm auf. Besins schikte sich während der Zeit an, das Maß zu den Stifeln zu nehmen, und bei dem Büken fielen ihm einige Tropfen Blut aus der Nase. Herr de la Tour Landry betrachtete ihn jezt noch genauer, und fragte ihn, wer er sey? Der Befragte verlezte: man habe ihm gesagt, er sey, ein geborner Franzose, von einer vornehmen Familie, — mehr wisse er aber nicht. — „Wenn die Stiefeln fertig sind, so schikt mir selbe durch diesen Gesellen," sagte Herr de la Tour Landry zu dem Meister, indem er fort ging und seine Wohnung bezeichnete. Nach Verlauf von einigen Tagen brachte Besins verlangtermaßen die Stiefeln an dem Besteller. Bei der Hilfeleistung des Anprobens derselben verlor er wieder, wie das erste Mal, wo er Herrn de la Tour Landry Maß genommen hatte, einen Blutstropfen aus der Nase. Dieß fiel diesem auf, und zugleich erinnerte er sich, daß der geraubte Besins wie er gehört, ein Mal wie zwei Blutstropfen zwischen den beiden Schultern mit auf die Welt gebracht habe. Er verlangte nun von dem Gesellen, daß er die Schultern entblößen sollte; anfänglich weigerte sich dieser zwar, aber da man darauf bestand, so gehorchte er. Herr de la Tour Landry fand wirklich dieses Mal auf dem bezeichneten Flek, und er zweifelte nun nicht weiter, daß der Schuhmachergeselle der geraubte junge von Besins, sein Verwandter, und der rechtmäßige Erbe der Güter seines verstorbenen Vaters sey. Nachdem er ihm dieß erklärt, behielt er ihn bei sich, ließ ihn anständig kleiden, und reiste mit ihm nach Frankreich zurük. Er brachte ihn nach Besins, wo ihn auch die noch lebende Amme für den Säugling erkannte, den man ihr einst gewaltsam von der Brust gerissen. Durch die Thätigkeit des Herrn de la Tour Landry, wurde der junge Besins in alle Rechte seiner Geburt eingesezt, er kam mithin auch zu dem vollen Besize seiner väterlichen Güter. Er verehlichte sich darauf mit der Tochter seines Verwandten und Wohlthäters. Aus Dankbarkeit für eine so sonderbare Fügung der Vorsehung stiftete er zu Besins in Anjou ein Hospital, dem er den Namen des heiligen Franziscus, seines Schuzpatrons gab, in welchem von sechs barmherzigen Brüdern zwanzig Kranke verpflegt und gewartet werden sollten. Die Stiftungsurkund ist vom 7. Septemb. 1634, sie wurde 1637 von dem König Ludwig XIII. bestätigt, und im nemlichen Jahre im Parlement zu Paris einregistrirt.

Die Komödie.

Willst, Nachbar einen Narren seh'n,
Mußt nur einmal in d' Stadt h'nein geh'n,
Da sind's wahrhaftig vom Verstand,
Im Theater ist's ein' wahre Schand.

Da stechen's, schießen's, lachens, sind
Die Narr'n zu Haus, mein jüngstes Kind
Wär' pfiffiger; ich sag' dir's schon,
Du laufst die erste Stund davon.

Die Todten stehn wieder auf,
Da deutet Einer, singens d'rauf,
Mei Gretl singts dir anders her,
Frei weh' thut mir noch heut' mein G'hör.

Und jammern dir, daß 's Herz dir bricht,
Wenn man so einen Kranken sicht,
Wozu denn bei der Nacht so spät,
Da jeder auch bei Tag Zeit hätt'.

Ein G'wand, ist wahr, voll Glanz und Pracht,
Kein solches hat noch nie gemacht
Der Schneider Rill. Sünd' und Schad,
Daß's Niemand so zum Z'reißen hat.

Und hungrig sind's, da geht ein Weib
So hin und her zum Zeitvertreib,
Und d' Herrn und Frauen nehmen ihr
Vom Korbe stets zum Naschen dir.

Zum Glük ist Einer steken blieb'n,
Schon bald nach halb, nein ganze sieb'n;
Ich bin gleich naus, hab sakrisch g'lacht,
Da hätt'es mich noch würflich g'macht.

Ein Mal mußt doch das Schnottern seh'n,
Will gern nochmal mit eini geh'n.
Nein in der Stadt ists nicht für mich,
Da thun die Leut' gar wunderlich.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

III. Jahrgang. Nro. 42. 22. Oktober 1836.

Inhalt: Wie man ein schlechtes Akergut zu einem guten macht. — Ehehalten-Ordnung unter der Regirung Elisabeth in England. — Mühlen in Amerika. — Werth des Düngers in Nizza. — Bouteillenkitt.

Wie man ein schlechtes Akergut zu einem guten macht.

Ein Wort zur Beherzigung für Landleute von einem schlichten Landmanne.

Schon das Sprichwort sagt: daß, wenn es Einem gut gehe, man auch seiner Nebenmenschen gedenken müsse, um denselben mit Rath und That beizustehen. Da nun guter Rath ein Almosen besonderer Art ist, der, wenn er recht beherzigt und gut angewendet wird, Vielen hilft und deßhalb weiter reicht, als Geldaustheilungen, die, wenn Viele davon haben wollen, in kleine Theile zerfallen und die Lüken doch nicht ausfüllen, außerdem der Landmann jezt in den drükendsten Verhältnissen Hilfe bedarf, so glaubte ich mich berufen, zu Euch, liebe Landleute! zu sprechen; und da gar Viele heut zu Tage etwas druken lassen, einmal auch mit Hilfe unsers lieben Herrn Schulmeisters meine Lebensgeschichte Euch mitzutheilen, woraus ihr lernen werdet, daß man mit geringen, sonst nicht beachteten Mitteln sich oft helfen und große Noth vom Halse schaffen kann.

Mit dem Tode meines Vaters erbte ich das von ihm durch seine gewöhnliche Bestellungs- und Bewirthschaftungs-Art im mageren Zustande erhaltene Gut mit vielen Schulden und einem schlechten Inventar. Die vier Pferde waren — durch öftere Tauschhändel mit Juden, die, wenn sie einmal Gelegenheit zum Tauschen herbeiführen können, es so einzurichten wissen, daß der Bauer öfters tauschen muß, und der dabei, jedesmal mit Fruchtzugaben, die er nicht sehr achtet, immer einen besseren Handel zu thun glaubt, bis er endlich gewahr wird, daß er mit sehenden Augen blind war und betrogen wurde — so schlecht, daß sie, durch Alter und allerlei Fehler fast unbrauchbar, bei dem magern schlechten Futter kaum die nöthige Feldarbeit thun konnten. Die drei Kühe waren abgemagert und gaben kaum den Hausbedarf; denn im Sommer wurden sie auf die magern Weiden und Waldhuten geschikt; im Winter aber durch geschnittenes, reichlich mit Stroh gemischtes Grummetfutter und Plüder- oder Aehren-Stroh nothdürftig erhalten. So wie sich nun in diesem Vieh die Armuth zeigte, fand sie sich im ganzen Haushalte und der übrigen Wirthschaft; ich sah also einer traurigen Zukunft entgegen und mußte da Muth fassen, wo mich Bedrängnisse aller Art niederdrükten. Meiner Frau, mit der ich fast kein Vermögen erheirathet hatte, deren Tugenden — Reinlichkeit, Ordnungsliebe, Thätigkeit und Häuslichkeit mit Sparsamkeit vereinigt — mir aber das mangelnde Vermögen reichlich ersezten, stellte ich offen unsere traurige, durch Schulden drükende Lage vor und ermuthigte sie zu dem gemeinschaftlichen Versuche, durch angestrengten Fleiß und Sparsamkeit, verbunden mit einer besseren Einrichtung unserer Wirthschaft, uns zu retten; — und so geschah es. Hört nur weiter, wie Alles kam und ging. Das Beste dabei verdanke ich zunächst unserm Herrn Schulmeister.

Dieser, der seine schlechte, mit etwas Land betheiligte Stelle durch unermüdeten Fleiß und Thätigkeit in seiner Feld- und Hauswirthschaft so verbessert hatte, daß er sich viel höher als sein Vorfahr stand, machte mich zuerst durch sein sorgfältiges Mistsammeln, durch Benüzung der Mistjauche und des Urins und durch seine mühsame Verbesserung seiner früher schlechten Wiesen, durch seine im ganzen Felde am Besten stehenden Früchte und vorzüglichen Klee, aufmerksam auf die Mittel, die

ich vor allen Dingen bei der vorhabenden Verbesserung meiner Wirthschaft beachten und sorgfältiger, wie bisher geschehen war, zu Rathe halten und selbst erst verbessern müsse, nemlich theils durch diese Bemerkung des verbesserten Haushaltes des Herrn Schullehrers aufmerksam gemacht, theils auch durch den Umgang mit demselben, der mir oft aus landwirthschaftlichen Zeitungen etwas vorlas und erklärte, mir auch insbesonders den darin bemerkten Nuzen der Mistjauche recht deutlich durch sein Beispiel in deren Anwendung darthat, und mich auf den schlechten, durch eine sorgfältigere Pflege aber vielfach zu erhöhendem Ertrag unserer Wiesen aufmerksam machte, sah ich nun recht wohl ein, daß ich damit anfangen müsse, auf Vermehrung und Verbesserung der Düngunsmittel und auf Erhöhung des Ertrags der Wiesen und damit auf Vermehrung und Verbesserung der Fütterung für das Vieh denken zu müssen, um sowohl meinen Viehstand, als dadurch meine Ländereien zu verbessern.

Vorerst änderte ich meine Miststelle. Diese, welche früher so flach lag, daß bei Regenwetter oder beim Aufgehen des Schnees der Mist ausgelaugt wurde, und die beste Düngungskraft unnüz wegfloß, grub ich jezt so tief aus, daß die Mistjauche nicht abfließen konnte, sondern sich darin in einer besonders vertieften Stelle sammeln mußte. Eben so grub ich, da durch die Entfernung des Kuhstalles von der Miststelle die Mistjauche nicht in diese zu leiten war, eine besondere Grube im Kuhstalle für dieselbe aus. Waren diese Gruben mit Mistjauche angefüllt, so fuhr ich dieselbe im Winter entweder auf das Korn, was nur Pferchdünger erhalten hatte, oder auf Klee, oder die mageren Wiesen; im Sommer aber vor dem Pflanzen des Krautes auf das Krautland, oder auf das Land, welches zum Wintersamen bestimmt war, oder auf Brachland. Allenthalben wurde meine Mühe reichlich und erfreulich belohnt. Den Mist suchte ich möglichst zu mischen, so daß Pferde-, Kuh- und Schweinemist durcheinander kamen. Statt daß früher nur alle Sonnabende die Ställe gemistet wurden, reinigte ich diese von nun an alle Mittwoch und Sonnabend. Der Mist verweste und gohr in der vertieften Miststelle besser, als in den Ställen; dadurch wurde derselbe vermehrt, und der Gesundheit des Viehes war die öftere Reinigung der Ställe auch zuträglicher.

Die Wiesen waren bisher ebenfalls gar schlecht gepflegt und beachtet. Um die meisten waren Bäume angepflanzt, die zu Kappholz dienten; um diese hatten sich Dornen und andere Gesträuche gesammelt, so daß dike Heken die Wiesen durchzogen. Die zu bewässernden waren mit schlechten Wässerungsgraben versehen, und nie gehörig bewässert: einige waren sumpfig und gaben Heu, das, wie mein Vater sagte, Läuse futterte, und deßhalb alle Jahre um einen Spottpreis verkauft wurde. Da ich nun wohl einsah, daß die Bäume durch ihren Schatten und die verhinderte Einwirkung der Sonnenstrahlen und der Luft dem Wachsthum des Grases schade, da doch, wie der Herr Schullehrer mich belehrt hatte, das Gras zum besseren Wachsthum und zu größerer Nahrhaftigkeit viele Sonne und freien Durchzug der Luft verlange; so rottete ich mit Hilfe einiger Taglöhner, die ich statt des Geldes mit einem Theil des gewonnenen Holzes bezahlte, die Bäume und Gesträuche auf und an meinen Wiesen aus; einige meiner Nachbarn machten mir zwar Schwierigkeiten dabei, jedoch nach mehreren Jahren, wo auch sie den Nuzen davon kennen gelernt hatten, willigten sie gern ein. Die Wässerungsgraben räumte ich wieder auf, und unter Anleitung meines lieben Lehrers verlegte ich einige so, daß die ganze Wiese hinreichend bewässert werden konnte; andere legte ich wieder zur Entwässerung an, d. h., so daß sie das Wasser, welches auf einigen Vertiefungen der Wiese würde stehen geblieben seyn, aufnehmen und von der Wiese abführen konnten; denn die Erfahrung zeigt, daß das stehende Wasser den Graswuchs deßhalb unterdrükt, weil es seine belebende Kraft dann verliert und eine dem Wachsthum nachtheilige Säure erzeugt. Nun fing ich an, meine Wiesen zu bewässern; im Spätherbste, wenn meinen Nachbarn und den übrigen Bauern die Misten durch den Regen ausgelaugt wurden, leitete ich das Wasser, welches alle diese Düngungstheile aufgenommen,

auf meine zu bewässernden Wiesen; sobald aber der Frost eintrat, führte ich es wieder ab; denn friert das Wasser zu Eis auf den Wiesen, so ist das dem Graswuchs sehr nachtheilig. Eben so im Frühjahre, wenn der Schnee schmolz und damit die Mistjauche von den Miststellen abfloß, leitete ich dieses nahrhafte Wasser so lange auf meine Wiesen, als es diese kostbare Mistjauche mit sich führte; später drehte ich es ebenfalls wieder ab, und mit dem eintretenden warmen Frühjahr bewässerte ich noch 8 Tage hindurch die Wiesen. Auf diese Weise erhielt ich nicht allein einen mehrfachen Ertrag, sondern auch vorzügliches, nahrhaftes Futter.

Die sumpfigen Wiesen dagegen entwässerte ich durch Graben, die ich an den nöthigen Stellen so anlegte, daß das Wasser abziehen konnte; die dabei ausgeworfene Erde brauchte ich theils dazu, die Vertiefungen auszufüllen und damit die Wiesen gleich zu machen; anderntheils fuhr ich die Rasen auf einen Haufen, und nachdem diese verwest und der Haufen ein Paarmal umgestochen war, fuhr ich diese Erde entweder auf die sumpfigen Wiesen zum Ueberstreuen oder auf das Land. Nach diesen vorgenommenen Entwässerungs-Anstalten bestreute ich die früher sumpfigen Wiesen mit der Asche, die wir sonst um ein Billiges verkauften, und erhöhte dadurch nicht allein den Ertrag derselben um das Dreifache, sondern erhielt auch statt des sauern Grases viel besseres ꝛc.; denn statt der Asche schien ich Klee auf die Wiesen gesäet zu haben: der schönste Wiesenklee überzog meine Wiesen, so daß ich jezt das trefflichste Futter da zog, wo vorher das schlechteste Sumpfgras wuchs.

Durch diese bessere sorgfältige Behandlung meiner Wiesen, die doch gar keinen oder höchst geringen Kostenaufwand verursacht hatten, erntete ich jezt da 12 Fuder Heu und 10 Fuder Grummet, wo mein Vater früher kaum 6 Fuder Heu und 4 – 5 Fuder Grummet erhalten hatte; mithin war meine Mühe um das Doppelte belohnt.

Diesen vermehrten Futterreichthum verkaufte ich nicht, wie mehrere der hiesigen Bauern thaten, sondern ich benüzte ihn, meinen Viehstand zu verbessern und späterhin zu vermehren; dadurch kamen meine alten Pferde zu Kräfte, meine abgemagerten Kühe erholten sich und gaben reichlichere Milch, die meine gute Hausfrau dann zu Gelde machte; meine Schafe gaben bessere Wolle und Lämmer; die Kühe blieben nun im Stalle, statt früher den Dünger auf den Weiden zu lassen, blieb derselbe im Hofe, und wurde durch sorgfältige Fütterung so vermehrt, daß, während früher manches Land ohne Dünger ausgesäet werden mußte und blos in der Ruhe der Brache sich Kräfte sammelte, nun mit Hilfe des Pferches ganz bedüngt werden konnte; hierdurch erhielt ich nicht allein von Jahr zu Jahr bessere Ernten und damit immer mehr Stroh zum Dünger, sondern der Kleebau wurde auch immer ergiebiger, so daß ich jährlich, außer der grünen Fütterung desselben, auch noch einige Fuder dürren Klee erntete.

Durch diese Vermehrung meiner Futtermittel war ich nun in den Stand gesezt, auch meine Viehzucht zu vermehren. Ich stellte mir deßhalb, da meine Pferde anfingen, unbrauchbar zu werden, und ich jeden Tauschhandel mit Juden scheute, 2 Ochsenkälber auf, und als sie zur Arbeit brauchbar waren, verkaufte ich die ältesten Pferde; hierdurch wurde ich auf den größeren Vortheil, das Land mit Ochsen zu bestellen, aufmerksam; stellte später noch einmal 2 Ochsenkälber auf, und sobald auch diese zur Arbeit brauchbar waren, und ich die andern Pferde verkauft hatte, betrieb ich meinen Landbau mit 4 Ochsen, an denen ich beim jedesmaligen Verkauf ein Bedeutendes gewann. Um durch diesen Wechsel einen noch größeren Vortheil zu erhalten, führte ich mit den Ochsen und Kühen eine vortheilhaftere Fütterung ein; ich ließ nemlich in einem eisernen Kessel, der durch seine gute richtige Sezung wenig Holz bedurfte, Siede kochen, d. h., geschnittenes Grummet-Futter, so viel nach der Anzahl des Viehes nöthig ist, wurde in dem Kessel mit Wasser gekocht; dieses gekochte warme Futter gedeiht bei dem Vieh so sehr, daß es ohne Körner oder Fruchtschrot die Arbeiten thun kann, und dabei fleischiger und besser aussieht, als bei kaltem Futter; jedoch muß man ihm mitunter Heu als trokenes Futter ge-

ben, und überhaupt möglichst mit nassem und trokenem Futter abwechseln können. Mein Vieh erhielt Morgens und Abends Siede, Mittags gutes Heu, in der Arbeit trokenen Klee. Diese Fütterung wurde bei den Ochsen Sommer und Winter beibehalten und nichts grünes mit denselben gefüttert; dafür verkaufte ich den Futterhafer, den ich früher mit den Pferden verfütterte, und brauchte weniges davon zum Holzankauf für das Siedekochen.

Auf Bestellung meines Landes verwendete ich einen besondern Fleiß. Da mir der Herr Schullehrer aus ökonomischen Schriften mitgetheilt hatte, daß das Land, so gut wie die Menschen, Thiere und Pflanzen, aus der Luft Nahrungstheile einsauge und an sich ziehe, und das öftere Auflokern des Bodens dieses Einsaugen befördere, so versäumte ich das öftere Akern nie; im Herbste suchte ich wenigstens 8 Tage vor der Aussaat die Länder, die leer waren, zu akern, damit das Land einestheils sich seze, anderntheils sich wieder aus der Luft befruchte, und damit das Keimen und Aufgehen der jungen Saat beschleunige. Ich fand diese Saat immer kräftiger und früher, als die in frisch geakertes Land gestreute Saatfrucht, aufgehen. Dann zeigte mir die Erfahrung, daß selbst in unserer wärmeren Gegend jede frühe Herbst-Aussaat 14 Tage vor Michaeli bessere, reichhaltigere und an Stroh stärkere Ernte als die späte Aussaat liefert, und dabei an der Einsaat bedeutend gespart wird; die Natur gibt uns ja hierzu auch einen Fingerzeig in der frühen Reife der Früchte. Mehrere Versuche, in schönen trokenen Herbsten den Roggen und Waizen dünn unterzuakern, lieferte den herrlichsten Erfolg.

So wie ich durch die größere Sorgfalt hinsichtlich des Auffammelns und Anhäufens der Düngungsmittel und der Verbesserung der Wiesen meine Wirthschaft sich verbessern, wie ich meinen und meiner guten Hausfrau unermüdeten Fleiß und Sparsamkeit so schön belohnt sah, vergrößerte und vermehrte sich auch meine Sorgfalt, mein Fleiß und meine Liebe zum Landbau. Jedem Plätzchen suchte ich Nuzen abzugewinnen; ein Grasgarten, der bisher nur dazu benüzt wurde, Gänse und anderes Vieh hineinzutreiben, und dessen Bäume spärlich trugen, benüzte ich jezt auch besser. Die alten, mit überflüßigem Holze verwachsenen Bäume puzte ich unter Anleitung meines wakern Lehrers aus; behakte die Bäume $1\frac{1}{2}$ Schuh um den Stamm; übergoß im Februar und Anfangs März den Rasen tüchtig mit Mistjauche; dadurch bekam ich ein mit Klee vermischtes Gras, was ich statt des Klee's mit den Kühen fütterte, und das Dienst-Mädchen brauchte nun nicht die weiten Wege in das Feld zu gehen; konnte nun zu jeder Zeit dem Vieh frisches Futter geben, was sonst oft durch das Liegen warm und den Thieren nachtheilig wird; dadurch ersparte ich abermals Klee zum Troknen. Auch die Obstbäume bekamen durch die Düngung mit Mistjauche, die man im Winter ohne Nachtheil bei den aufgehakten Bäumen, 1 Schuh vom Stamme, gießen kann, neue Kräfte, und trugen so reichlich, daß wir trokenes Obst sammeln, vielen Essig daraus machen und manchen Freund damit erfreuen konnten.

Eben so hatte ich bemerkt, welche Sorgfalt der Herr Schullehrer auf seinen Grabe- oder Gemüsegarten verwendet, was für herrliches Gemüse er daraus erzog, und sich und seine zahlreiche Familie damit ernährt. Ich sah daraus, daß man durch bessere Benüzung des Gemüsegartens und durch reichhaltigeres Gemüseziehen auch in vielen Hinsichten an Früchten und Brod sparen kann, gab deßhalb meiner Frau, die die Ausstellung des Gartens mit dem Mädchen besorgte und dem Hrn. Schullehrer in der Gartenbestellung manches abgelernt hatte, gern Dünger hierzu, statt denselben früher zu verweigern. Dafür zogen wir nun auch allerlei Gemüse, und im Sommer, wenn man sich nach der warmen Tagesarbeit auf Kühlung freut, traktirte sie mich fast jeden Abend mit dem schönsten Kopflattig und im Herbste und Frühjahr mit Nüßchensalat und dergleichen mehr; dabei fiel noch Vieles aus dem Garten für die Schweine und das Rindvieh ab, besonders vielen Lattig fütterte die Hausfrau den Schweinen, die denselben sehr gern fressen und wegen seiner Kühlung und Nahrhaftigkeit das gesundeste Futter für sie ist. Dafür hatte meine Frau dann auch im ganzen Dorfe die

beste Schweinzucht; denn wenn die jungen Schweine vom Mutterschweine abgesezt wurden, hatte sie durch die bessere sorgfältigere Fütterung der Kühe, deren wir, statt der frühern 3 magern, jezt 4—5 schöne schmuke Milchkühe im Stalle hatten, so viele Milch übrig, daß sie die jungen Schweine, so lange sie die gröberen Nahrungstheile nicht fressen konnten, damit fütterte und dadurch die alten Mutterschweine schonen konnte.

Durch diese bessere Einrichtung meiner Wirthschaft wurde ich in den Stand gesezt, die Kapitalzinsen bezahlen und nach einigen Jahren sogar Rükzahlungen auf die schuldigen Kapitalien leisten, und später diese ganz abtragen zu können. Eine solche wohlthuende Belohnung unseres gemeinschaftlichen Fleißes erhöhte unsere Thätigkeit immer mehr. Mann und Frau zogen aber auch an einem Strange, wie der Bauer zu sagen pflegt, d. h., wir beratheten uns gegenseitig über unsere Wirthschafts-Angelegenheiten; kein Theil gab ohne des andern Wissen Geld aus; ich besuchte nicht, wie manche meiner Nachbarn, die Wirthshäuser oder spielte Karten und räsonnirte über andere schlechte Wirthschaften, während dem Verfalle der eigenen; eben so kaufte meine Frau nicht heimlich Kaffee und bakte Kuchen, um damit schwazhafte Nachbarinnen zu traktiren, die nach vielen Orts- oder anderen Neuigkeiten und Klatschereien, und nachdem sie selbst zum Ruin des Haushaltes beigetragen haben, zulezt die Neuigkeit ausbringen, die Wirthschaft wäre ihrem Ende nah. Eben so kauften wir, da ich wohl weiß, wer Kredit verlangt oder geborgt haben will, im Voraus schon die Zinsen zahlen muß und nichts vom Preise abdingen kann, — nur Das, was wir bezahlen konnten. Trägt mein Nachbar auch einen bessern Rok oder trinkt Bier, wenn ich Wasser trinke, oder fährt mit schönen wohlgenährten Pferden, die ihm Geld genug kosten, während ich hinter meinen schönen glatten fleischigen Ochsen hergehe, so verführt mich nicht der Neid, diesen meine Mittel überschreitenden Aufwand zu machen; ich suche nur darin meinen Neid und Stolz, die besten schönsten Früchte im Felde zu haben; meine Wirthschaft immer nach einer geregelten Ordnung zu führen, und mit Freude über das glüklich vollbrachte Tagewerk Abends sorgenlos zu Bette gehen zu können. Dieser Wunsch ist mir durch mühevollen Fleiß und Thätigkeit in Erfüllung gegangen, und ich habe das große Vergnügen, daß diejenigen meiner Nachbarn und Feinde, die mir bei der Uebernahme des Guts den Untergang schon im Voraus prophezeiten, später mir nachahmten und meinem Beispiele nachzufolgen suchten; und, statt daß sie glaubten, ich würde sie um Geld ansprechen, ich denselben schon oft aus der Noth habe helfen können.

Jezt lebe ich im Kreise meiner, von ihrer Jugend auf zur Thätigkeit und Sittlichkeit angehaltenen und dadurch wohlgerathenen Kinder, die meinem Beispiele folgen, mich lieben und für die guten Vermögensumstände, in denen wir leben und die mich in den Stand gesezt haben, sie alle gehörig unterrichten und einige ein Handwerk lernen zu lassen, mir Dank wissen und mich ehren. Eben so bin ich nebst meiner Frau von unseren Nachbaren für das gute Beispiel, was wir ihnen gaben und dessen Nachahmung ihr Wohlstand erhöht ist, geliebt und von dem Schullehrer, Prediger und der Obrigkeit geachtet, leben also sehr glüklich.

Wem habe ich nun dieß Alles, die Begründung meines Wohlstandes eigentlich zu verdanken? — Neben meiner und meiner Frau Thätigkeit dem von mir sorgfältig beachteten Dünger und der dadurch möglich gewordenen Verbesserung der Wiesen und des Futterbaues.

Deßhalb überfällt mich, so oft ich schlechte, vernachläßigte Wiesen sehe, oder wenn ich beim Einschreiten in ein Dorf bemerke, daß die Miststätten ohne Sorgfalt angelegt sind, und die Mistjauche als das beste unschäzbarste Dungmittel in die Wege läuft und ganz unbeachtet bleibt, Trauer und Mißmuth wegen solcher nicht zu verzeihender Saumseligkeit und der in der That nur durch das veraltete Vorurtheil: der Vater und die Voreltern haben auch, ohne die Mistjauche einzusammeln, Früchte gezogen, — entstandenen und fortgeerbten Faulheit des Landmannes, der sonst den Nuzen dieser Düngung wohl kennt und zu beurtheilen weiß.

Liebe Landleute, ich wünschte Euch durch mein Beispiel die Wahrheit recht einleuchtend zu machen und an das Herz legen zu können, daß die Sorgfalt auf Erzielung vielen Düngers, das Zurathehalten desselben und seine Verwendung zum bessern Wiesenbau und dadurch vermehrten Futterbau die Grundlage zum Wohlstande des Landmanns ist und bleibt. Es kostet ja nichts als Fleiß, Schippen, Haken und einen unermüdeten Arm.

Wollt ihr meine Wirthschaft selbst in Augenschein nehmen und Euch von der Wahrheit des Gesagten überzeugen, so besucht dann als willkommene Gäste den allgemein bekannten Bauer R . . . . in S . . . .

Ehehalten-Ordnung unter der Regirung Elisabeth in England.

Verordnungen für die Dienerschaft, zuerst von John Harpngton gegeben im Jahr 1566, und erneuert von John Harpngton, Sohn des besagten John, der Sohn nemlich wurde nachher heigh Sherieve (Scherif — Großvogt) der Grafschaft Somers.

1) Kein Diener, Knecht oder Magd darf ohne gesezliche Ursache, die innerhalb eines Tages nachher anzuführen ist, von dem Morgen- und Abend-Gebete ausbleiben, unter Strafe der Verwirkung für Jedesmal 2 d. (2 d gleich 2 pences gleich 2 Stüber oder 8 kr. unsern Geldes.) — 2) Daß keiner einen Eid schwöre oder fluche, unter der Strafe für jeden Eid 1 d. — 3) Daß keiner eine Thüre offen lasse, die er zugeschlossen findet, ohne daß hiezu eine Ursache sey, unter Strafe für Jedesmal 1 d. — 4) Daß keiner der Diener vom Frauen-Tag an bis St. Michaelis-Tag nach 6 Uhr Morgens im Bett sey, noch außer seinem Bett nach 10 Uhr Abends ohne einer gerechten Ursache, unter Strafe von 2 d. — 5) Kein Bett darf nach acht Uhr Morgens unaufgebettet, noch Leuchter oder Laternen ꝛc. unrein seyn bei Strafe von 1 d. 6) — — — — — — 7) Daß keiner den Kindern eine unehrbare Rede, oder verführerisches Wort, oder einen Eid und Fluchen lehre, bei Strafe von 4 d. — 8) Daß keiner bei Tische aufwarte, ohne einen Teller in seiner Hand zu haben, ausgenommen, es sey aus irgend einer guten Ursache, bei Strafe von 1 d. — 9) Daß keiner, welcher bestimmt ist, bei Tische aufzuwarten, bei jener Mahlzeit ohne gerechter Ursache abwesend sey, bei Strafe von 1 d. — 10) Wenn Jemand ein Glas ꝛc. bricht, hat er den Preis desselben von seinem Lohne zu bezahlen; ist es nicht bekannt, wer dasselbe gebrochen hat, bezahlt es der Kellner ꝛc. bei Strafe von 12 d. — 11) Der Tisch muß gedeckt seyn für Mittag um halb eilf Uhr, und für das Abendessen um 6 Uhr bei Strafe von 2 d. — 12) Die Speisen müssen für das Mittagsmahl um 11 Uhr oder zuvor, und für das Nachtmuhl um 6 Uhr oder zuvor fertig seyn bei Strafe von 6 d. — 13) Keiner darf ohne Erlaubniß oder guter Ursache den ganzen Tang oder einen Theil desselben von seiner Arbeit oder Geschäften abwesend seyn bei Strafe von 4 d. — 14) Keiner darf seinen Kammeraden schlagen, bei Verlust seines Dienstes, noch einen andern aufmuntern, behandeln, oder reizen zum Schlagen bei Strafe von 12 d. — 15) Keiner darf in die Küche ohne wichtige Ursache gehen, bei Strafe von 1, und der Koch ebenfalls zur Strafe 1 d. — 16) Daß keiner mit den Mädchen tändle bei Strafe von 4 d. — 17) Keiner darf am Sonntage ein schmuziges Hemd oder, zerrissene Hosen oder Schuhe oder Doubletten ohne Knöpfe tragen, bei Strafe von 1 d. 18) Daß, wenn ein Fremder abreiset, das Zimmer wieder innerhalb 4 Stunden zurecht gemacht ist, bei Strafe von 1 d. — 19) Daß der Hof und Vorplaz jeden Tag gereiniget seyen im Winter um 8 Uhr und im Sommer um 7 Uhr, bei Strafe für Den, dem es obliegt, von 1 d. — 20) Daß das Hof-Thor bei jeder Mahlzeit geschlossen sey, und während dem Mittag- und Abendessen nicht aufgemacht werde ohne zureichender Ursache. Bei Strafe des Portiers für Jedesmal 1 d. — 21) Daß alle Stiegen im Hause und alle anderen Zimmer Freitags nach dem Mittagsessen vollkommen gereiniget werden, bei Strafe, den es betreffen wird, von 3 d.

Alle diese Summen sollen jeden Quartaltag

von ihrem Lohn bezahlet, und für die Armen oder zu anderm guten Gebrauch verwendet werden.

Mühlen in Amerika.

Selbst in England hat man es in der Anwendung der Maschinereien aller Art und mechanischer Vorrichtung zur Ersparung von Menschen-Händen in manchen Zweigen kaum so weit gebracht, als in den vereinigten Staaten von Amerika. Unter andern ist die Mechanik der Mahlmühlen zu einer solchen Vollkommenheit gediehen, daß menschliche Nachhilfe so zu sagen überflüßig gemacht worden ist. Die erste Mahlmühle dieser Art, schreibt ein Reisender, sah ich in Pensylvanien. Gleich beim Eintritt fiel mir die Reinlichkeit der innern Einrichtung auf, welche ihren Grund darin hat, daß der ganze Prozeß unsichtbar zugeht, nicht wie in andern Mühlen in Deutschland und Frankreich, wo ein großer Theil des Mehlstaubes verfliegt, und sich entweder auf dem Boden oder auf den Kleidern der Arbeiter und Müller ansezt, daher diese in Europa allzeit wie am Körper gepudert erscheinen. Durch diese Maschinerie werden Menschen-Arme so überflüßig gemacht, daß zu 12 Gängen nur zwei Menschen erfordert werden, von welchen der eine von Zeit zu Zeit nach der Maschinerie zu sehen, und der andere das Mehl aufzufassen, und für dessen Fortschaffung Sorge zu tragen hat. Die Früchte werden von dem Wagen oder dem Fahrzeuge durch eine mechanische Vorrichtung auf den Gibel des Hauses getrieben; von hier aus laufen sie ohne menschliche Nachhilfe auf die Steine, von da in die Beutel, welche von Seide sind, damit nichts wieder, wie bei den Mehlsäken in Europa der Fall ist, verfliegt. Hierauf wird das Mehl in vierekigen hölzernen Kanälen, durch welche sich ein Riemen zieht, an dem viele vierekige Querhölzer in gewisser Entfernung von einander befestigt sind, gleichsam wie durch eine Archimedes-Schraube, in die Höhe auf den Kühlboden geschafft, und von da fällt es, wenn es genug abgekühlt ist, in daselbst angebrachten Kanälen wieder herunter in untergestellte Fässer, wo es wieder mit Hilfe einer Maschine eingestampft wird, und wobei der Müllerknecht nichts zu thun hat, als etwa das Faß hinwegzunehmen, den Dekel darauf zu schlagen, und es mit einem Brenneisen zu zeichnen. Das gewonnene Mehl wird in solchen Fässern oder Tonnen in alle Welt-Theile versendet. Besonders wird es in England sehr geschäzt sowohl wegen seiner Feinheit als wegen seiner Weiße, welche leztere in der ausnehmenden Güte des Weizens seinen Grund hat. Solche künstliche Wassermühlen findet man an gar vielen Orten in den Freistaaten.

Werth des Düngers in Nizza.

In jedem Hause von Nizza ist eine Grube, wo man die Exkremente der ganzen Familie als etwas Kostbares sorgfältig aufbewahrt; die Land-Leute drängen sich herbei, sie zu kaufen. Der gewöhnliche Preis für den jährlichen Abfall von einer Person ist 3 Franken; aber dieser Preis wechselt nach Qualität und Quantität der Materie, die man nach dem Geruch untersucht und schäzt. Der Auswurf der Protestanten, die immer Fleisch essen, wird theuerer bezahlt, als der von guten Katholiken, welche der Fasten wegen sich dasselbe oft entziehen. Die Abtritte der Minoritenklöster werden gar nicht für würdig geachtet, mit in diesen Handel aufgenommen zu werden. Die Bauern kommen jede Woche, um diese Materie in Fäßchen abzuholen und auf ihr Feld zu schaffen; sie vermischen sie nicht allein mit dem Boden, sondern schütten sie auch an ihre Pflanzen und an die Wurzeln der jüngen Orangen-Bäume; auch von den todten Seidenwürmern macht man den nemlichen Gebrauch; aber dieser Dünger ist nicht so häufig und nicht so geschäzt.

Alle Abtritte der Stadt sind verpachtet und für die Vorübergehenden in allen Gängen zwischen Gartenmauern und Holzpläzen welche errichtet.

Bouteillenkitt.

Nimm ½ Pf. Wachs, gelbes; 1 Pf. Pech; 3 Pf. Harz — Alles bei gelindem Feuer zerschmolzen, und dann sogleich applizirt. Man wird diese wohlfeile Kitt sehr passend und gut finden, indem sie weder Sprünge macht, noch zu sehr verhärtet.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Händesprache.

Bei allem Reichthum der Wortsprache würde der Mensch sehr arm seyn, wenn er sonst kein Zeichen des Ausruks hätte. Es giebt eine Blumensprache; sie ist die geheime Sprache der Liebe im Orient; es giebt eine Augensprache, eine Händesprache, und eine einfache Bewegung sagt oft mehr, als das bedeutsamste Wort.

Die Händesprache ist die häufigste im Leben, ob es gleich keine gramatikalischen Regeln für ihre Bildungen und kein Wörterbuch für ihre Bedeutungen gibt.

Die Hand ist überhaupt ein Zeichen der Kraft, der Treue, des Biedersinns am Menschen. Die Hand segnet und verwünscht, der Mensch bietet sie zum Gruße und zur Versöhnung, zur Bewährung seines Wortes und seines Willens. Es ist eine glükliche Hand, von wecher die Erde gern den Samen der Gewächse aufnimmt und ihn fördert zur Entwikelung. Man trägt die auf den Händen, die man liebt; der Vater zieht die Hand ab von dem ungerathenen Kinde, und schwer liegt die Hand der Vergeltung auf dem entarteten Geschlecht.

Vorzug der rechten Hand. — Eine biblische Stelle sagt: „Des Weisen Herz ist zu seiner Rechten, aber des Narren Herz zur Linken."

Als Priamos in der Wohnung des Achilles um die Leiche seines Sohnes flehte, faßte der Peleide des Greises rechte Hand, damit er des Herzens Furcht ihm entnähme. Und beim Sophokles sagt Oedipus zum Theseus: „Gib mir die Hand, die Zeugin alter Treue."

Mit der Rechten wurde der Segen ertheilt, mit der Linken der Fluch. Wie die abendländischen Kaiser den goldenen Apfel mit dem Kreuze, so führten die des Orients das bloße Kreuz als Zeichen ihrer Würde, wobei es Gesez war, es in der Rechten zu halten.

Bei Bündnissen reichte man sich schon in frühern Zeiten blos die rechte Hand, und wo sie mit Blut besiegelt wurden, da schlangen die Männer die rechten Hände in einander und drükten fest die Daumen, wo dann auf einen leichten Schlag das Blut hervordrang und aufgeschlürft wurde. Es bedurfte bei dem Handschlag mit der Rechten nicht eines Wortes, dieses Zeichen war heilig wie der Eid. — Auch finden sich häufig auf römischen Münzen, zum Gedächtniße eines Friedens geprägt, ein Paar verschlungene Hände. Beim Eidschwur wurde die Rechte gen Himmel gehoben oder an die Brust. In alten Zeiten war es ein Vorrecht der Geistlichen, daß sie von dem Vorwurf eines tadelhaften Wandels sich blos mit der Hand reinigen konnten.

Plato ärgerte sich immer am Meisten über den Vorzug der rechten vor der linken Hand, da man doch mit beiden Augen und Ohren gleich sieht und hört und eben so mit beiden Händen Alles erlernen und bearbeiten sollte. Cicero sah die Hände für die nüzlichsten Theile des Menschen an; er konnte nicht müde werden, ihren künstlichen Bau zu bewundern und nannte sie die Minister aller Künste. Mit der Hand, sagt Montaigne, bewilligt man und schlägt ab, nimmt an, und verabschiedet drohet und bittet, fragt und antwortet, beleidigt und lobt, verdammt und spricht frei, gehorcht und befiehlt. Es gibt Viele, deren Hände man im Frieden und deren Füße man in den Schlachten beobachten muß, um sie zu beurtheilen.

Auch ihren Gottheiten bezeigten die Alten ihre Verehrung durch die Hand. Wer an einem Grenzgotte vorüberging, der führte seine Rechte zum Munde und küßte sie als Zeichen der Ehrfurcht und Unterwürfigkeit; daher hat sich wohl bis auf unsere Zeiten unter dem Volke die Sitte der Kußhändchen erhalten, womit die Kinder auf dem Lande und in kleinen Städten noch immer die Vornehmen und Angesehenen begrüßen.

So spricht die Hand überall bedeutender als das Wort, und ihre Sprache ist die erste des Säuglings, der seine Händchen nach der Umarmung der Mutter ausstrekt. Wer versteht nicht die Hand des Hilfeflehenden? Wer nicht den beredten Ausdruk des Zeigefingers, der die Lippen verschließt? Oder nicht das Verhüllen des Antlizes mit beiden Händen im Agamemnon beim Opfertode seiner Tochter.

Wer breitet nicht in Augenbliken sehnender Liebe die Arme aus, und möchte Himmel und Erde an sich ziehen und an das klopfende Herz drüken?

Die Schreibfeder.

O Feder! gebährest so schnell,
Und leidest bei deiner Entbindung,
Doch zeichnest bald sanft und bald grell
Der schwangeren Herzen Empfindung.

Welch' Heil hast geboren du schon
Der forschenden Menschheit hienieden,
Du warst ihr Dolmetsch und Spion,
Schufst Ehre, Glük, Segen und Frieden.

Doch auch — welch unsägliche Qual
Hast du schon der Menschheit geboren,
Durch dich gingen, fast ohne Zahl,
Schon Glauben und Treue verloren.

Durch dich schwamm die Lästerung fort
Unhaltbar in fliegenden Fluten,
Es mußten oft Wahrheit und Wort
Und Unschuld als Opfer verbluten.

O Feder! gebährest so viel,
Gebähre doch nimmer die Lüge,
Damit nicht der irdische Kiel
Die himmlischen Seelen betrüge!

Bonrath.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

III. Jahrgang. Nro. 43. 29. Oktober 1836.

Inhalt: Wenn Nachbarn sich lieb haben, wie schön ist das? — Warum ist England in der Akerwirthschaft und in der Industrie andern Völkern so überlegen? — Ueber den Schnee. — Ueber das Troknen der Getreidekörner vermittelst erwärmter Luft. — Ueber frühere und spätere Reife des Getreides. — Dreifelder- und Wechselwirthschaft. — Benüzung der Blätter der Haselsträucher und Ulmen.

Wenn Nachbarn sich lieb haben, wie schön ist das?

(Aus dem Tagebuche des Rektors Wolle in Pappenheim.)

1719 am Tage Sim. Jud. den 28. des Weinmonats. — Heute Nachmittags ging ich spazieren, um den Schulstaub von Lunge und Kleider durch die frische und freie Luft auf den Bergen, so zu sagen, wegblasen zu lassen, und gelangte in einen der großen Wälder auf der weiten Hoch-Ebene zwischen Eichstädt und Pappenheim. Die Winde hatten schon die gelben Blätter der Buchen und Birken abgeschüttelt und unter den Bäumen wimmelte es von Menschen, wie in einem Weinberge. Denn die meisten Einwohner von Biswangen waren darüber, die lezte Gabe des Herbstes, das abgefallene Laub, zu sammeln. Zwei derselben, der alte Meier und sein Sohn, saßen auf einer umgeworfenen Föhre und warteten auf den Knecht mit dem Anspann. Ausrastend verzehrten sie, was die junge Meierin in das weiße Säklein gethan hatte, so neben ihnen lag. Ich schritt vollends durch einen jungen Fichtenanflug und sezte mich zu den beiden Männern, die ich kannte und mit denen ich schon öfter zusammen gewesen war.

Nun, Herr Wolle, sagte der alte Meier nach einem freundlichen und herzlichen Willkommen, wie lange wird Er denn noch Schulmeister bleiben? Mit Ihm will es gar nicht aus der Stadt heraus. Er sollte da droben auf den Bergen herum Pfarrherr werden. Oder fürchtet Er Sich vor unserm schwarzen Muzen?

Nein, alter Simeon, antwortete ich, am Wenigsten vor Eurem Muzen, unter dem ein kleines Himmelreich von Gerechtigkeit, Friede und Freude in dem heiligen Geist ist. — Aber vor etwas unter euch Bauersleuten würde ich mich doch fürchten, wenn heute oder morgen unser Erlauchter Kirchenpatron spräche: ich will dich zum Pfarrer von Biswangen oder von irgend einer meiner Land-Gemeinden machen.

So, im Ernst? meinte der junge Meier, was ist denn das, Herr Wolle?

Eure Familienfeindschaften, gab ich ihm zur Antwort, die von den Vätern und Müttern auf die Söhne und Töchter, und von den Großeltern auf Enkel und Urenkel forterben, wie die Erbsünde und wie die Feindschaft zwischen den Juden und Samaritern.

Nun, sagte der junge Mann, die einander nicht gut sind, die läßt der Herr Wolle gehen, wenn er einmal bei uns ist. Im Gericht werden die halsstarrigen Hamel schon geschoren.

Wie du wieder redest, Johann! fiel ihm der Alte in's Wort. Läßt du die Dornen gehen, die von der Heke in dein Krautbeet hineinwuchern? Läßt dein Weib die Disteln stehen, die mitten in ihrem jungen Flachs aufschießen? Und der Pfarr-Herr soll es mit ansehen, wenn in seiner Heerde zwei Schafe die Köpfe aneinander stossen, statt ruhig nebeneinander fortzugehen und fortzugrasen? — Wenn der Wolle unser Pfarrherr wäre, wolltest du ihm zum Exempel rathen, es ruhig mit anzusehen, wie gegenwärtig unsere zwei Wirthe einander bei den Ohren haben?

Was ist das für eine Geschichte, lieber Meier? fragte ich, indeß der Alte sein Brodmesser in die Scheide stekte.

Unser Dorf, erzählte der Alte, liegt so hoch, daß man von den umliegenden Feldern in die Tiroler Berge hineinschauen kann; aber dennoch

hat es seine Quellen, welche Jahr aus Jahr ein fließen. Eine dieser Quellen kaufte vor etlichen Jahren der obere Wirth, und leitete ihr Wasser, das sonst unbenützt zwischen den gelben Blumen, oder unter dem Schnee hingeflossen war, durch Röhren in sein Brauhaus, und war mit seinem Kaufe zufrieden und seine Gäste waren's auch, weil er davon in seinen Kessel nicht mehr laufen ließ, als zu einem guten weißen Bier gehört. — Auch der untere Wirth sah bald, daß sein Colleg eine gute Einrichtung getroffen hätte. Er kauft also den Garten, der zunächst neben der Quelle des obern Wirths liegt und auch lebendiges Wasser hat, legt eine Röhrenfahrt an und sieht bald mit großer Freude das schöne Wasser in seinen Bottig laufen. Mutter und Weib und Knecht und Magd, die er dazu ruft, freuen sich auch mit ihm. Denn wenn er den Hahn an der Brunnenröhre zuläßt, läuft nichts heraus, aber wenn er ihn aufmacht, strömt's mit Gewalt. — Aber für den obern Wirth war es kein Spaß. Als der in der Nacht aufsteht, um unter seinem Kessel zu schüren, ist es in seinem Brauhaus still, wie in einer Kapelle, und seine Brunnenröhre so troken, wie der Lauf einer Flinte. Denn der untere Wirth hatte seine Röhrenfahrt tiefer gelegt und so dem obern das Wasser genommen, weil es eigentlich nur eine Quelle ist, welche die zwei Männer in ihren beiden nur durch eine Heke getrennten Armen zu benützen suchen. — Also legte sich der obere Wirth nimmer nieder, sondern zog seinen blauen Rok an und ging hinunter in die Stadt zum Gericht. Wär' er zu mir gekommen, so hätt' ich zu ihm gesagt: Vetter Michel, ich weiß schon, du magst den untern Wirth nicht, und du und sein Vater, ihr habt schon eure Hunde aufeinander gehezt, daß sie sich zerrissen; aber wenn ich du wäre, ging ich doch zu ihm und sagte: Vetter, es ist besser, wir sind einander gut, als feind, könnten auch mit besserem Gewissen zum Nachtmahl gehen. Wie wär's, wenn wir miteinander Eine Brunnenstube baueten, dann hätten wir alle Beide Wasser, so viel wir brauchen zum weißen und braunen Bier. — So hätt' ich zu ihm gesagt, und so meinte unser Herr Stadtvogt auch, der zwischen den zwei Widersachern einen Vergleich stiften wollte. Aber der untere Wirth, der auch in die Stadt gekommen war und den er rufen ließ, schüttelte in seinem Uebermuthe immer mit dem Kopfe und meinte, um seinen Widerpart zu ärgern, er lasse das Wasser auch in seinen Taubenschlag hinaufleiten, damit seine Tauben nicht in die Hüll hinunter fliegen müßten. Dann ging er wohlgemuth noch in ein Wirthshaus und ließ sich ein Mäßlein oder zwei schmeken — der obere Wirth aber hatte das Maul voll Galle und Sägespäne. Denn er spukte auf dem Heimwege immer aus, und wer ihm begegnete, der sah es ihm wohl an, daß er über etwas stark nachsinnire. Doch trat er ganz fröhlich in seine Stube, und wir Nachbarn an seinem Tische meinten, er habe den Prozeß gewonnen. Aber er sagte kein Wort, sondern ließ den andern Tag in aller Frühe durch seine Leute seine ganze Röhrenfahrt herausreißen und um einen Schuh tiefer legen. Drei Tage darauf lief das Wasser schon wieder frisch und frei in seinen Kessel. — Der Untere öffnete zwar am Morgen darauf den Hahn an seiner Brunnenröhre, aber es kam nichts mehr heraus, so wenig als aus dem Maule eines abgestandenen Karpfen. Er lief eilends in seine Brunnenstube an der Quelle hinauf, aber auch da war nicht mehr so viel darin, daß ein Frosch hätte seine Augen waschen können. Der Nachbar hatte Alles. Nun war das Klagen an ihm, und er sattelte seinen Rappen, um nichts zu versäumen. Aber er wäre viel später auch noch zu bald gekommen. Denn der Stadtvogt ließ ihn erstens sehr hart an, und sein Widersacher, mit dem er nun gerne einen Vergleich gemacht hätte, schüttelte für's Andere nun auch mit dem Kopfe, und sagte, sein Herr Colleg möchte nur seine Tauben zu ihm hinaufschiken, auf ein Maul voll Wasser komme es ihm nicht an. — Der untere Wirth hatte nun zwar vor seinem Wasserdieb einen Advokaten auf den Hals zu hezen und wollte nur noch von seiner Frau den Consens dazu einholen. Aber unterwegs fällt ihm etwas Besseres ein, und war sein Widerpart vor etlichen Tagen vergnügt heimgekommen, so stieg er

jezt noch vergnügter von seinem Rappen. Was der Andere gethan hat, denkt er, kann ich auch thun, geht mit seinen Leuten hinauf an die Brunnenstube, und läßt von da an bis hinunter in sein Haus die Röhren so tief legen, daß nun der Obere auf keinen Fall mehr Wasser aus der Quelle in sein Brauhaus bringen kann und nun troken sizt.

Nun, und weiter? fragte ich den Alten begierig, als er in seinem Berichte inne hielt.

So, fuhr der alte Meier fort, steht dato die Sache. Der Obere und der Untere haben einen Bündel Geld hinausgeworfen, und hat der eine auch den Sieg davon getragen, so beneid' ich ihn nicht darum. Aber der Herr droben im Himmel muß recht langmüthig seyn, sonst hätte er gewiß schon mit dem Finger seiner Allmacht unter der Erde ein Paar Felsen auseinander gerükt, daß die Quelle, statt nach oben, nach unten hinabflösse und keinem von beiden zu Guten käme.

Indessen war der Wagen des jungen Meiers angelangt, und er ging mit seinem Vater hin, ihn zu beladen. Ich aber wandelte traurig hinab in mein Altmühlthal und seufzte: O Gott! wie viele verdammen doch sich selbst, wenn sie beten: und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern! —

Warum ist England in der Akerwirthschaft und in der Industrie andern Völkern so überlegen?

Die große Entwiklung, die die Gesellschaft in England dadurch erreicht hat, daß das Oeffentliche bei ihnen öffentlich ist, und die große Verbreitung der Kenntnisse, die hindurch entstanden, und die große Verständigkeit, womit sie Alles angreifen, dieses ist wohl Dasjenige, wodurch sie über benachbarte Staats-Gesellschaften die große Ueberlegenheit üben. — Die Allmacht des Geldes ist bei ihnen größer, als bei uns — das Theilen der Arbeit geht viel weiter — und der Austausch der Arbeit ist viel schneller, — da Alles sich mit einer beispiellosen Geschwindigkeit durcheinander bewegt. Man rechnet, daß in dem eigentlichen England, in der Ebene zwischen den schottischen und wallischen Gebirgen der sechste Mensch immer auf Reisen ist. — Außer diesem mündlichen Austausche der Ideen und Meinungen findet noch ein schriftlicher Statt, der eben so stark ist. Man sieht dieses an den 19 Postkutschen von London, die jeden Abend 35,000 Briefe und 30,000 Zeitungen mitnehmen, und in der Gesellschaft vertheilen. *)

Durch das Theilen der Arbeit haben sie eine ungemeine Zeitersparniß eingeführt, und sie thun in 365 Tagen so viel, als wir in 2000 —! Das theuere Brod, was sie essen, wirkt daher weniger nachtheilig auf ihre Gewerbe, als man glaubt; denn während eine gewisse Summe von Arbeit fertig wird, essen sie nur 365mal theueres Brod — wir aber 2000mal wohlfeiles — und der Brodberg, den wir während der Arbeit verspeiset haben, kostet uns dann doch am Ende noch mehr, als der, den der Engländer während seiner Arbeit gegessen. — Sie haben das klug eingesehen, daß bei allen Arbeiten und Fabrikaten die Hälfte an Kosten darauf gehe an Dem, was der Mensch in 24 Stunden an Lebensmitteln und Kleidung verbraucht. In Hinsicht des Essens ist nichts zu ersparen; denn der menschliche Magen fordert täglich sein bestimmtes Quantum an Lebensmitteln. Allein wenn man in der Zeit doppelt so viel Arbeit macht, so ist die zweite Hälfte völlig Abgaben und Speisen frei. Daher ihre kluge Berechnung auf die Geschwindigkeit in Allem, was die Bewegungen der Gesellschaft betrifft; daher ihre Schnelligkeit im Reisen, im Arbeiten, im Versenden; daher ihre Wetten auf Schnelligkeit — von dem Pferderennen an bis zu der Fabrikation wollener Tücher. — Die Wette des Herzog von Bedford, daß die Wolle in 24 Stunden den Kreislauf der Fabrikation mit Scheeren, Waschen, Spinnen, Weben, Färben, Walken, Tuchscheren, bis zum fertigen Kleide durchlaufen könne, ist in dieser Hin-

---

*) Der schriftliche Austausch für London und die nächste Umgegend, für welche die Pennypost eingerichtet ist, ist allein so stark, daß diese Post jährlich 358,000 Thlr. rein einbringt, also mehr als die Hälfte von Dem, was z. B. im preuß. Staate die Reichspost von Memel bis Trier einträgt, die selten auf einen Reinertrag von 600,000 Thlr. kommt.

sicht äusserst bezeichnend, und etwas mehr, als ein gewöhnlicher englischer Wiz. — Eben so merkwürdig ist die Aussage eines Reisenden, der zugesehen, wie die rothen baumwollenen Taschentücher mit den weißen Muschen (Bandanas) den Kreislauf des Färbens, Drukens, Waschens und Troknens, nebst dem Verpaken in 15 Minuten durchlaufen, und dieß im gewöhnlichen Gange der Fabrikation. Zu allen dem kömmt noch der wichtige Umstand, daß die Engländer schon dadurch ein Uebergewicht vor andern Nationen voraus haben, daß sie weit weniger Feiertage halten, also allen ihren Produkten mehr Arbeitstage zu Gutem kommen, somit diese Produkte und Fabrikate schon dadurch auch wohlfeiler werden.

Alles dieses ist Ueberlegenheit der Gesellschaft, in der nichts Klimatisches liegt, und die wir eben so erhalten, wenn wir dieselben Staats-Institutionen uns aneignen, die auf dieser Insel schon so lange geblüht haben.

Dieß sind goldene Worte, die von jedem Landwirth, Fabrikanten und Staatsmanne sehr zu beherzigen sind. — —

Ueber den Schnee.

Man kann den Schnee als einen zweifachen Körper betrachten.

1. Als einen festen, und
2. als einen flüßigen.

1. Wie alle kristallisirbare Körper durch verminderte Wärme, nach ihrer verschiedenen Art, eine gewisse feste, regelmässige Form annehmen, und alsdann durch ihre Schwere herunter fallen, eben so ist es mit den wässerigen Dünsten, welche, wenn sie aufsteigen und in eine kältere Atmosphäre kommen, zu Wasser, nachher zu Schnee werden, und durch ihre Schwere auf unsere Erde fallen. Daher bemerkt man verminderte Kälte, wenn der Schnee fällt, da es nothwendig aus den Regeln der Wärmelehre folgen muß, daß, wenn wässerige Dünste in Wasser und nachher in den Schnee übergehen, eine ansehnliche Quantität des Wärmestoffs aus diesen Dünsten austritt, und die Atmosphäre erwärmt. Der Schnee fällt allein im Winter, da im Sommer unsere Atmosphäre allzu warm ist, als daß die feinen Schneekristalle auf die Erde kommen könnten. Es ist indessen sonderbar, daß der Hagel eine unregelmäßigere Form hat, im Verhältniß des Schnee's, welches ich folgender Ursache zuschreiben muß: Der Schnee wird allmähliger gegohren, als der Hagel, und die Chemie lehrt, daß, je langsamer die Kristallisirung von einer Feuchtigkeit geschieht, desto reiner, schöner und regelmäßiger der kristallisirbare Körper wird; ich schreibe es auch zum Theil der Wirkung der Elektrizität, in den obersten Theilen der Atmosphäre zu, welche einen sehr großen Einfluß auf die Verbindung der kleinen Kristalle hat, wie die Versuche des Herrn Reitberg lehren.

Die Zahl der kleinen Kristalle, welche jeden einzelnen Schneefloken zusammensezen, beträgt nach unserm denkenden Uilkart und Martinet mehr wie 400.

Eine zweite Eigenschaft des Schnee's ist, seine Farbe in Verbindung der Zeit, in welcher er die Erde bedekt. Er wirft das Licht zurük; fiele er also im Sommer, dann würde er nachtheilig für unser Gesicht seyn; im Winter aber, wenn die Sonne ihre Strahlen schräg auf unsere Erde wirft, und also weniger schädlich seyn kann, verlängert er den Tag und vermehrt die verminderte Wärme, durch Zurükwerfung des Lichtes. Der Schnee ist auch weiß, damit er nicht zu geschwind schmelze, welches langsamer geschieht durch die Zurükwerfung der Sonnenstrahlen: es würden sonst Ueberschwemmungen entstehen müssen, wenn er auf den Spizen der Berge auf Einmal schmölze.

Die dritte Eigenschaft des Schnee's ist, daß er die Wärme nicht fort leitet.

2. Man beobachtet überhaupt, daß bei jeder Kristallisation die unreinen Körper ausgestossen werden, und hieraus folgt schon, daß das Schneewasser viel reiner ist, als das aus dem Hagel, der durch eine geschwindere Kristallisation gebildet wird.

Das Schneewasser enthält fast keine salzige, oder erdartige, oder ausgetroknete extraktive Theile der Pflanzen, auch keine Insekten. Der im Frühjahr gesammelte Schnee ist am Reinsten, wenn die Luft reiner ist, und der Schnee in den höhern

Gegenden der Atmosphäre gebildet wird, und daher kann man diesen Schnee vorzüglich lange aufbewahren. Aber der Schnee enthält desto mehr Sauerstoff, den Versuchen der Herren Daiesen und Carradori zufolge; er besizt sehr wenig Kohlensäure adhärirend. Bei seiner Kristallisation wird er von allen fremden Körpern gereinigt, und nimmt in seine Zwischenräume desto mehr Luft auf. Er entsteht in den höhern Gegenden der Atmosphäre, wo die Luft reiner ist; er enthält also keine Kohlensäure, da diese sich nur in den niedrigen Gegenden der Atmosphäre aufhält.

In der Pharmacie kann man das Schneewasser nicht eher zur Auflösung extraktiver Theile gebrauchen, als nachdem es durchs Kochen von aller Luft befreiet ist, da diese extraktiven Theile sonst durch die Wirkung des Sauerstoffes ihre Auflösbarkeit im Wasser verlieren würden. Aus dieser Ursache muß der Pharmaceutiker vorsichtig seyn, bei der Behandlung der Metallsalze mit Schneewasser, da sie dadurch stärker oxidirt werden, und ihre Kräfte vermehren und unsicher werden: wie man solches bestätigt finden kann, wenn man Eisenvitriolsolution in Schneewasser gießt.

Aus dieser größeren Quantität von Sauerstoff, und also aus seiner stärker reizenden Kraft im Schneewasser muß man dessen Vorzüglichkeit bei der Heilung der Augenkrankheiten ableiten, und vielleicht kann man aus dem Mangel von extraktiven Theilen der Pflanzen, auch die Kolikschmerzen und den vermehrten Stuhlgang herleiten, den das Schneewasser veranlaßt. Es scheint auch, daß die durch Kälte erstarrten thierischen Körper, nur durch die reizende Kraft des Sauerstoffs in dem Schnee, und durch die Wirkung des Wärmestoffs, welcher „bei Verbindung dieses Sauerstoffs mit dem Kohlenstoffe des thierischen Körpers frei wird, wieder belebt werden;" und diesem Sauerstoff muß man es auch zuschreiben, daß vorzüglich größere Fische sich lebendiger zeigen in Schneewasser, als wie im gewöhnlichen Regenwasser.

Vielleicht aber frägt man, warum wir so äusserst selten schädliche Wirkung vom Schneewasser beobachten, da das Wasser in unsern Regenfängen doch eine lange Zeit hindurch aus geschmolzenem Schnee besteht. Aber das Schneewasser theilt seinen Sauerstoff sehr leicht an oxidirbare Körper mit, so daß der Sauerstoff des Schnee's, wenn er auf die Dächer und in den Regenfängen durch die oxidationsfähigen Körper absorbirt wird, nun das Wasser unschädlich macht.

Diese größere Quantität des Sauerstoffs im Schnee befördert auch das Keimen der Samen, und die Fruchtbarkeit der Erde, welche durch ihre große Quantität Kohlenstoff den Sauerstoff absorbirt; welcher Prozeß vorzüglich stark durch die vereinigte Wirkung von Licht und Wärme bewirkt wird. Bei der Absönderung des Sauerstoffes wird die Wärme vermehrt und die schwarze Farbe der Erde befördert dieß sehr. Hierbei wird eine beträchtliche Menge kohlensaures Gas erzeugt, welches an der Erde schwebend das Waschen der Pflanzen befördern hilft.

Ueber das Troknen der Getreidekörner vermittelst erwärmter Luft

findet sich in Nro. 31 der Bürger- und Bauern-Zeitung ein sehr nützlicher Aufsaz des Herrn Sedelmaier, der die Beachtung der Regirungen und Oekonomen verdient. Gleichwohl gibt es noch eine andere, wie mir scheint, sehr nüzliche Art, trokene und selbst zur Aussaat anwendbare Getreide-Körner zu erhalten; sie ist in Curland, Livland, Esthland und in einem großen Theile von Rußland in Anwendung. Die Getreidegarben werden nemlich in einer auf dem Bauerngehöfte stehenden Trokenkammer aufgerichtet, deren Heizung mit erwärmter Luft von unten geschieht. Nicht allein daß man auf diese Weise trokene Körner erhält, sondern diese fallen leichter aus den Aehren, und diese Körner sind als Saatkorn vorzüglich zur Aussaat brauchbar, wozu sie in Schweden sehr gesucht sind. In den Gebirgsgegenden von Bayern, Schlesien und Tirol, wo die Garben auf hölzernen Kreuzstangen aufgehängt worden, um in dem feuchten Klima zu troknen, würde man nicht allein diese Arbeit ersparen, sondern auch beim Dreschen viel Zeit, weil die Körner aus feuchten Aehren nicht ausfallen. Ein anderer wichtiger Gegenstand für die Landwirthschaft ist solche Aufbewahrung

der Getreidekörner und der Hülsenfrüchte, um dieselben auf mehrere Jahre im trokenen Zustande zu erhalten, solche gegen den Kornwurm und anderes Ungeziefer zu schüzen, ihr Schwinden zu verhindern, und die Getreidemagazine allen Feuergefahren zu entziehen. Ein solches Getreidemagazin, welches diesen Bedingungen entspricht, wird nicht nur die Domainen-Verwaltung eines Staats, sondern auch die Magistraturen großer Städte in den Stand sezen, einen für die Landeigner sowohl, als für die Konsumenten vortheilhaften Mittelpreis des Getreides zu bewirken, und daneben bedeutende Ausgaben ersparen, welche die großen üblichen und dem Brande leicht ausgesezten Kornmagazine verursachen. Wie nun solche vortheilhafte Magazine beschaffen seyn müssen, darüber finden sich in der französischen und deutschen Ausgabe des aus 11 Quartbändern bestehenden mit 260 Kupfern begleiteten Werkes über die bürgerliche Baukunde des Unterzeichneten umständliche Vorschläge und Zeichnungen. In diesem Werke sind auch die Maximen und Construktionen der landwirthschaftlichen Gebäude aller Art abgehandelt, und diese Materie ist mit Beispielen aus mehreren Ländern begleitet; auch enthält dieses Werk die Beschreibung der besten Bierbrauereien. Aber die Hinweisung auf dieses Werk wird von keinem Erfolge seyn, weil man dasselbe in Deutschland nur in ein Paar Bibliotheken findet, und dasselbe in Akademien der Künste und polytechnischen Schulen, worin, wie es heißt, auch Baukunde gelehrt werden soll, gar nicht antrifft. Wäre dasselbe in englischer Sprache geschrieben und in England herausgekommen, so würden es alle Bibliotheken Deutschlands besizen, und wenn es so viele Tausende, als dieses Hunderte kostete, obgleich dasselbe für angehende Baukundige und Agronomen der Sprache wegen unzugänglich wäre. Aber in Deutschland werden nun einmal die vaterländischen Bestrebungen gering geschäzt, weil der herrschenden Anglomanie wegen Alles, was in England erfunden ist, mit Uebertreibung in Deutschland angewendet wird. Ein Beispiel geben die Eisenbahn-Unternehmungen, welche doch bedeutende Klassen von Gewerben aufs Empfindlichste berühren, und selbst beim Postwesen große Nachtheile verursachen müssen, weil sie nur von solchen Fuhrwerken, deren Räder dazu eigens eingerichtet sind, befahren werden können. Diese Eisenbahnen werden somit viel Unzufriedenheit erzeugen, und niemals volksthümlich seyn.

München. Ritter v. Wiebeking,
k. b. wirklicher Geh. Rath.

Ueber frühere und spätere Reife des Getreides.

In der Bürger- und Bauern-Zeitung Nro. 25 S. 198 kommt folgender Artikel vor, der Manchen irre führen kann, und daher berichtiget zu werden verdient. Es heißt darin: daß es ein besonderer Vortheil sey, das Getreide zu schneiden, ehe es ganz reif ist. Wenn man es 8 Tage vor der gewöhnlichen Zeit schneide, so sey es mehrern gewöhnlichen Uebeln nicht ausgesezt.

Nach meinen Erfahrungen sind diese vorgegebenen Vortheile alle nur täuschend und ungegründet.

Die Behauptung, daß ein unreifes Korn voller, auch größer werde, und den Wurm nicht bekäme, ist so falsch, daß sie keiner Widerlegung würdig ist, indem sie in offenbarem Widerspruche mit der gewöhnlichen Ordnung der Natur stehet. Wenn man das Getreide in unreifem Zustande erntet, nemlich, wenn sich das Getreide zwischen den Fingern so leicht zerdrükt, wie das Weiche des aus dem Ofen gekommenen Brodes, und das zwischen den Fingern zerdrükte Korn wie Taig aussieht, so haben sich in diesem Falle die verschiedenen Bestandstoffe der Mehlarten noch nicht gehörig konsolidirt, die durch das verschiedene Verhältniß des Stärkemehls, des Schleimzukers und des Klebers begründet werden müssen.

Jedem erfahreren Landwirth, jedem Müller und Bäker ist bekannt, daß ein so zu verarbeitendes Mehl in der Anwendung wegen Mangel des Kleber unhaltbar ist und zerrinnt, weil die Bestandstoffe des Klebers, nemlich der Kohlen-, Wasser-, Sauer-, Phosphor- und Stikstoff nicht gehörig in Kleber übergehen könnten; und da Lezterer den vorzüglichst nährenden Theil der Cerealien aus-

macht: so schadet sich der Landwirth, von dieser Seite beleuchtet, durch dieses Verfahren in demselben Verhältniß an der Qualität seiner Produkte, als er die nöthige Ausbildung des Klebers dadurch verhindert. Was aber die größere Menge der gewonnen werden sollenden Körner anbelangt, wovon das Ausfallen durch die frühere Ernte verhindert wird, so dürfte sich solche wohl blos bis auf die Zahl der zusammen geschrumpften, aber keineswegs auf das Maß und Gewicht der Körner erstreken, welche in gehöriger Reife von eben demselben Felde gewonnen werden können.

Endlich heißt es, es gebe zwei Zeiten der Reife; diejenige, welche das Wachsthum, und diejenige, welche die Zeit bewirkt.

Vermuthlich versteht man doch unter der erstern die Wachsthumsstillstandsperiode der Frucht-Körner, bis sie ihre äußere Vollendung erreicht, und unter der andern, welche durch die Zeit bis zur völligen Reife derselben bewirkt wird, die innere Vollendung derselben?

Die Ernte nach der erstern zu bestimmen, ist nach meinen Ansichten und angeführten Gründen verwerflich; sie aber bis zur vollständigen Reife verschieben zu wollen, wegen dem Ausfallen der überreifen Körner im Großen zu gefährlich.

Man beobachte daher nach meinen Erfahrungen jenen Zeitpunkt genau, wann durch die Zeitigung des Strohes, welches sich durch seine gelbe Farbe zu erkennen gibt, die Zirkulation der Säfte zwischen den Aehren und den Wurzeln gehemmt und unterbrochen wird, und die Körner zugleich einen mehr festen als weichen Charakter angenommen haben. Ist dieser Zeitpunkt vorhanden, und weiß man ihn — was nicht schwer ist — glüklich zu beobachten und zu benüzen: so kann man versichert seyn, keinen Mißgriff zu machen, indem die Natur nun die Vollendung ihrer Reife vollbracht hat, und jezt nur aus einem längern Verzug der Ernte Schaden entspringen kann.

Theresienfeld. P.

Dreifelder- und Wechselwirthschaft.

Erste Meinung. Die beste Dreifelderwirthschaft ist unstreitig die mit zu Futterbau stark benüzte Brache und Stallfütterung des Rindviehes; doch kann sie weder die vortheilhafteste genannt werden, noch allein dahin führen, ohne Nebenhilfe erschöpfte Felder zu verbessern. Durch eine den Verhältnissen angepaßte Wechselwirthschaft würde in vielen Fällen da, wo jene getrieben wird, der Ertrag noch weit höher gesteigert und ohne große Aufopferung an Getreide ein stärkerer Handels-Gewächsbau, bessere Bearbeitung und leichtere Reinigung der Felder möglich werden. Die Fälle, wo die Dreifelderwirthschaft mit starkem Futterbau und Stallfütterung des Rindviehes den höchsten, denkbaren Gewinn gibt, dürften sich bei genauer Erwägung aller Umstände sehr vermindern und vielleicht nur auf die beschränken, wo ein vorzüglicher Boden, viel Nebenhilfe und ein starkes Verhältniß der Wiesen zum Akerlande erlauben, statt der Brache viel Handelsgewächse zu bauen und wo die Verhältnisse einen ausgedehnten Getreidebau vortheilhaft machen.

Zweite Meinung. Wenn die Dreifelder-Wirthschaft, wenn die gemeine Weide in 80 Fällen unter 100 schädlich sind: so sind sie, Alles wohl erwogen, in den übrigen 20 gewiß nüzlich oder doch unschuldig.

Benüzung der Blätter der Haselsträucher und Ulmen.

Sie ist auf Schweizer-Alpen gewöhnlich und scheint uns von großer Wichtigkeit zu seyn. Es werden nemlich im Sommer diese Blätter gesammelt, gedörrt, und dann zu Pulver gerieben im Winter zur Mastung der Schweine gebraucht.

Die Landleute versichern, daß dieses Blättermehl so gut das Vieh nähre, wenn es dem Getränke beigemischt werde, als Gerstenmehl. Es ist wirklich unbegreiflich, daß in unserm Hochgebirge, wo wir immer und aller Orten über Mangel des Winterfutters klagen hören, das große Hilfsmittel der Blätterfütterung von allen Landleuten gekannt ist, und doch nicht mehr und nicht allgemeiner zu benüzen gesucht wird.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Blik ins Universum.

Nicht die Grenzen unserer Sinne sind auch die Gränzen des Weltalls, obgleich aus undenklichen Fernen ein Heer von Sonnen zu uns herüberschimmert. Noch viele Tausende leuchten, unserem Blike unbemerkbar, im Aether, und jede Sonne, wie jede sie umkreisende Erde, ist mit empfindenden Wesen, ist mit denkenden Seelen bevölkert.

„Wo nur Bahnen möglich waren, da rollen Weltkörper, und wo nur Wesen sich glüklich fühlen konnten, da wallen Wesen.“

Nicht eine Spanne blieb in der ganzen Unermeßlichkeit des Unendlichen, wo der Schöpfer nicht Leben hinschuf, oder dienstearen Stoff für das Leben; und durch diese ganze zahllose Mannigfaltigkeit von Wesen hindurch herrscht, bis zum kleinsten Atom herab, unverbrüchliche Ordnung. Ewige Geseze stimmen Alles von Himmel zu Himmel, und von Sonne zu Sonne, und von Erde zu Erde in entzükende Harmonie. Unergründlich ist für den unsterblichen Weisen in die Ewigkeit aller Ewigkeiten der Stoff zur Betrachtung, und unerschöpflich der Quell seiner Seligkeiten.

Zwar diese Seligkeiten faßt ein Geist nicht, der noch gefesselt an seinen trägen Gefährten, nicht weiter kann, als der Gefährte mit ausdauert, und sich schon zum Staube hingerissen fühlt, wenn er kaum anfing, sich zu erheben. Er kann sie nicht fassen nach ihrer ganzen göttlichen Fülle, aber er kennt sie nach ihrer Natur, ihrem Wesen. Denn welche Freude schafft nicht schon in diesem irdischen Leben die Weisheit! Welche Wonne fühlt nicht schon in diesen sterblichen Gliedern ein Geist, wenn es nun anfängt, in der ungewissen Dämmerung seiner Begriffe zu tagen, und sich immer weiter und weiter der holde Schimmer verbreitet, bis endlich das volle Licht der Erkenntniß aufgeht, das dem entzükten Auge Gegenden zeigt voll unendlicher Schönheit!

Erinnere dich, der du in die Geheimnisse Gottes zu schauen, und den Plan seiner Schöpfung zu enthüllen bemüht bist; erinnere dich, als der erste kühne Gedanke in dir aufstieg, und sich freudig alle Kräfte deiner Seele hinzudrängten, ihn zu fassen, zu bilden, zu ordnen; erinnere dich, als nun Alles in herrlicher Uebereinstimmung vollendet stand, mit wie hoher Liebe du noch einmal das schöne Werk deiner Seele überschautest, und deine Aehnlichkeit mit dem Unendlichen fühltest, dem du nachdenken konntest.

Auch schon hienieden ist Weisheit an himmlischen Freuden reich; und wäre sie es nicht, warum sehen wir aus ihrem Schooße so ruhig allen Eitelkeiten der Welt zu?

Zufriedenheit.

Ich habe mich in keiner Widerwärtigkeit sehr gegrämt, erzählte der Perser Lockmann von sich, der Himmel mochte es auch noch so schlimm mit mir machen, als ein einziges Mal, wo ich barfuß ging und nicht so viel hatte, daß ich mir ein Paar Schuhe kaufen konnte. Ich ging also ganz traurig zu Kuba in den Tempel, als ich aber daselbst einen Menschen antraf, der keine Füße hatte, war ich mit meinen bloßen Füßen sehr gern zufrieden und dankte Gott herzlich, daß ich noch ohne Schuhe gehen konnte. Es war ja besser, keine Schuhe als keine Füße zu haben, der gute Mensch würde gern barfuß gehen, wenn er nur Füße hätte.

An den Winter.

Nur her, nur her, Er greiser Mann,
Daß ich den Puls Ihm fühlen kann.
Ob Er mir meine Blumen stiehlt,
Und mich zum Ofen hin befiehlt.

Noch halt' ich's aus, so recht mein Kind,
Doch leer' die Tasche aus geschwind;
Fast sterbe ich vor Angst und Bang,
Mir wird die Nacht nun schon zu lang'.

Mein Holzstoß wird schon matt und leicht,
Der Krautfaßboden ist erreicht.
Der Nachbar zittert schreklich schon;
Geh, mach' Dich nur mit Gnad' davon.

Was hilft das Frösteln Dich denn so,
Du machst uns dennoch nimmer froh;
Würd't Ein's das And're auch noch an,
Weil's Keiner lang mehr tragen kann.

Kommst über's Jahr, ja, dann begehr'
Des Urlaubs um zwei Wochen mehr.
Da steken wir uns Alles voll,
Dann sey du nur recht hart und toll.

Es scheint, Du wirst wohl nimmer klug,
Bist freundlich erst, dann voll Betrug.
Kein einz'ger Bruder steht bei Dir,
Daß er ein Wörtchen spräche hier.

Die Ochsen brüllen und die Kuh,
Die einzige, schreit auch ihr Muh,
Die Schuhe klaffen immer mehr,
Das Alles kommt von Dir doch her?

Mein Fenster hast Du neulich schon
Zerbrochen, mir zu Spott und Hohn;
Bist Du nicht bald vom Lande d'raus,
Dann kommt der Glaser Dir in's Haus.

Was hab' ich von der Ofenhiz'
Wenn ich am ganzen Leibe schwiz'?
Im Sommer brennt umsonst die Sonn',
Ihr lauft man leichter dann davon.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert portofrei.
Redakteur: J. C. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

III. Jahrgang. Nro. 44. 5. November 1836.

Inhalt: Pater Abrahams a Sancta Clara Etwas für Alle. — Kaltes Wasser gegen die Cholera. — Neues Mittel, die Cholera aus München in 3 Tagen zu vertreiben. — Die brittische Nationalschuld. — Wie kann sich ein herrschaftlicher, oder fürstlicher Oekonomie-Verwalter durchhelfen? — Von der Fischerei. — Bohnen im Brunnenwasser zu kochen. — Zahl der Nahrungsblätter.

Pater Abrahams a Sancta Clara
Etwas für Alle.

Erster Faszikel.

Herbei, herbei, ihr Herren und Frauen!
Gar schöne Dinge sind hier zu schauen,
Mein Füllhorn hat für Alle etwas;
Hier findet ihr Ernst und findet Spaß;
Der Fürst, der Kaufmann, der Poet,
Was hammert, meißelt, gräbt und näht,
Was sticht und hobelt, feilt und raspelt,
Was klopft und spinnt und kocht und haspelt,
Was betet, lüget, singt und weint,
Ist Alles in meinem Palast vereint.

Nun denn, meine Herren und Damen, betreten wir, wenn's gefällig ist, diesen Zauberpalast; ohne dieß sind ja die Winterabende lang, vielleicht wird irgend ein ergözliches Schauspiel aufgeführt, das uns die Zeit abkürze. — D'accord sprach ein Herr aus der Gesellschaft; — nur lispelte er, — dürften wir dabei in etwas gegen die schelmisch-lächelnde Miene unseres Führers auf unserer Hut seyn; denn, wie ich höre, pflegt dieser Kobold, wenn man dessen am Wenigsten sich versieht, die Geißel zu schwingen; und wehe Dem, den er trifft!

Eh bien, da sind wir! Lassen Sie uns nun Ihre Herrlichkeiten sehen. — Folgen Sie nur getrost, meine Herren; für Alles ist hier gesorgt, sogar für Küche und Keller! Wirklich dampften warme, süße, würzige Düfte eines wohlbekannten Fastnachtgebäkes uns entgegen. — Wohin beliebt Ihnen zuerst? fragte er. — Ein Freund, den der Geruch über die Maßen anwitterte, meinte: in die Küche. Der Führer aber that, als röche er den Braten nicht; oder mißverstand er uns wirklich? — Er führte uns straks und vor allen Dingen in die weite Tempelhalle. — Da haben wir's, sprach eine der jüngern Damen; doch machte sie bald, wie wir übrigen bonne mine à mauvais jeu, und stellte sich mit uns hinter die zahlreiche Versammlung, die um die Kanzel gedrängt, mit sittiger Aufmerksamkeit einer Predigt zuhörte. Zum Glük war sie eben zu Ende, und wir hörten blos den Schluß:

„Meine Worte treffen gut;
Ob auch manchem eine Ruth,
Wird doch Keins dadurch beschädigt,
Folgt den Worten, die ich lehr',
Ruft mir selbst auch zu Gehör:
Wohl, wer selbst thut, was er predigt"

Das muß man wenigstens bekennen, sprach einer der Freunde, daß der Mann sehr liberal schließt; die Rede mag interessant gewesen seyn.

Die Versammlung ging aus einander; und der Freund hörte, wie er gewünscht hatte, wo nicht die ganze Rede, doch einige Bruchstüke davon; denn ein unbedeutsamer Mann, der an uns vorüber ging, sprach sehr wohlgefällig lächelnd: Unser Handwerk ist halt doch eines der ältesten; maßen Moyses bereits Schuhe getragen, sintemal der Herr sonst nicht aus dem Dornbusch zu ihm gesprochen: Zieh deine Schuhe aus. Und wie billig; denn es wollte der Herr ihm damit so viel gesagt haben, als: Sieh, mein Moyses, bin ich als Gott und dein Schöpfer, mitten unter Dornen, so ist es billig, daß du die Schuhe ausziehest und solche ebenfalls empfindest. Ich euer Gott und Herr habe für euch so viel gelitten, und ihr empfindsame Adamskinder wollet gar nichts leiden. Seit wann ist denn der Knecht besser als sein Herr?

Er hatte kaum geendet, als ein anderer, und, wie uns bedünkte, vornehmer Herr an uns vorüberging; denn zwei Repetir-Uhren, die er trug, fingen plözlich und zugleich zu schlagen an, und er sprach sehr vernehmbar: Wohl hat der Herr Pater gesprochen:

„Laßt uns die goldnen Stunden kaufen,
Weil noch des Lebens Uhrwerk geht,
Eh' die Gewichte schnell verlaufen,
Und der bezirkte Zeiger steht:
Denn an dem lezten Blik der Zeit
Hängt Wohl und Weh der Ewigkeit!"

Wohl gesprochen allerdings, sagte der Führer. Dieser Uhrenschlag, fügte er hinzu, ist nicht unfüglich dem Gewissen des Sünders — er bat des unhöflichen Ausdruks wegen um Vergebung — zu vergleichen; denn ein sündliches Gewissen ist eine Gloke, die immer klingt; eine Uhr, die immer schlägt; ein Hund, der immer bellt; ein Hahn, der immer kräht; eine Orgel, die immer pfeift; ein Fuhrmann, der immer peitscht; eine Küche, worin es immer raucht; ein Spiegel, der Alles zeigt und verräth. Er sah bei diesen Worten uns nach seiner Weise an; bemerkte aber unschwer, daß wir eben kein sonderliches Behagen an derlei Raketen fanden, die wie Feuerfunken in unser kaltes Herz fielen und zu zünden drohten; und versprach uns schadlos zu halten.

Er hielt Wort, und führte uns durch die mannigfaltigen Gänge und geräumigen Hallen seines labyrintischen Palastes, der wie ein Welt-Magazin eine unabsehbare Fülle von Reichthümern und Schönheiten aller Art uns entfaltete. Alles lebte und webte in diesem Zauberpalaste unter einander; und wie durch eine camera chiara sahen wir hier en migniature, vom König, Feldherrn und Minister, dem Perlenfischer, Weber, Küster, Notar, Bereiter, Sternengufer, Trompeter, Zeugschmied, Kupferdruker, dem Stokfischfänger, Töpfer, Jäger, dem Doktor, Gerber, Schornsteinfeger, Buchbinder, Müller, Ziegeldeker, dem Sesselträger, Zukerbäker, dem Bärenführer, Dichter, Schreiner, bis zu dem Bettler und Zigeuner, jeden, in seinem Atelier.

Wir erstaunten über Mancherlei, zumal aber über die unerschöpfliche Genialität unseres Führers, der als der lebendigste Spukgeist in seinem Palaste, zugleich Herr und Meister aller seiner Geister war, und sie beschwor, alle ihre Künste und Gewerbe vor uns zu treiben, wobei er ihnen scharf auf die Finger sah, und ihre ganze Kunst, wie ein lebendiges Lexikon der Technologie von ihrem ersten Ursprunge an, nebst allen Erfindern, Vortheilen und Bevortheilungen in so genialen Anekdoten, Legenden, Erzählungen, Sinngedichten und lustigen Schwänken deklamirte und des Wizes so viel sprudelte, daß jeder aus uns sich bequem ein eigenes Füllhorn mit den Ueberbleibseln anfüllen konnte.

So lernten wir z. B. bei dem Faßbinder die ächte Nächstenliebe recht anschaulich kennen; da dieser unbescheidene Mann dem armen Fasse mit einem groben Schlägel so manche harte Streiche, Stösse und Schläge versezte, und dieses gleichwohl hernach so gut war und ihm einen Trunk frischen Weines credenzte. (Wer aber dieses Weines mehr begehrt, der mache es wie wir, und bemühe sich selbst in den Keller.) Ueberhaupt schien unser Führer diesem Handwerke nicht abhold, und lobte den Heusippus über die Maßen, der dem edlen Wein das erste hölzerne Gewand verfertigt hatte, und zitirte uns den Vers jenes Zechers:

Ich hab' einen Freund und guten Gespan,
Der lieget tief im Keller!
Er hat ein hölzernes Röklein an,
Und heißet Muskateller.

So gut er aber auf diese hölzernen Kleidermacher zu sprechen war, so übel war er es auf ihre Brüder, die Schneider, weil diese troz ihres Fingerhutes ihre Finger nicht hüteten, so manche Fleke auf die Seite zu räumen, und ihr Gewissen damit zu besleken. — Eine der Damen lächelte ihm Beifall zu; er sah sie vom Kopf bis zu den Füssen verwundert an, und meinte, er habe erwartet, sie würde diesen Mann, der ihr so oft zu Ehre und Ansehen geholfen, in Schuz nehmen; maßen die Damen das Lob des Schneiders nicht ermäßen, wenn sie auch seine Elle zu Hilfe nähmen; da dieser nicht nur spizfindig wäre, wenn er eine Nadel vom Boden aufhebe, sondern es auch beständig seyn müsse, wenigstens vierzig Moden in Einem Jahre zu erfinden; da die Damen im umgekehrten Verhältnisse der Kinder Israels, die vierzig Jahre die nemlichen Kleider trugen, seinen Erfindungsgeist unablässig auf Schrauben stellten.

An vielen Kunststuben mußten wir für jezt aus Mangel an Zeit und Raum vorüber gehen; gleichwohl betraten wir noch manche einzelne Werk-

kätte; am Längsten verweilten wir in dem Atelier des Kupferstechers, der in voller Arbeit begriffen war, einige hundert Kupferplatten für unseres Führers: „Etwas für Alle“ zu verfertigen, die mit Ausnahme sehr weniger, recht sinnig und als wahre Denkmähler der Zeit entworfen, und gefällig und kunstreich ausgeführt waren. Weßwegen er es denn auch auf keine Weise mit ihm verderben wollte, und recht viel Sinnreiches und Rühmliches von dieser herrlichen Kunst sprach; auch sich so ziemlich hütete, die Geißel zu schwingen; außer, daß er einige, doch nur wenige dieser Künstler, die sich besser auf das Oktoberwasser als auf das Scheidwasser verstanden, und daher nicht blos Kupfer in den Händen, sondern auch auf der Nase hatten, und andere, die nakte und unzüchtige Bilder zum Nuzen und Vergnügen junger Herzen gar schön und zierlich ausführten, auf Immer zum Fliken kupferner Kessel verurtheilte; so wie er auch die Kupferdruker unbarmherzig geißelte, die zu jeder Platte von höherem Werthe noch etwa ein Paar hundert Exemplare und drüber für eigene Rechnung zuschossen, um dadurch an Sonn- und Feiertagen das Nebenwasser zu bezahlen, womit sie die schwarze Farbe hinweg wuschen, mit der sie die Woche hindurch sich besudelt hatten.

Damit aber uns großen Kindern die Zeit indessen nicht lange würde, legte er uns mancherlei Kupferstiche zur erquiklichen Gemüthsergözung vor; als: die Städte Sodoma und Gomorrha, wie sie durch den feurigen Regen vertilgt wurden; ferner die berühmte Dalila, wie sie den Samson um seine Stärke bringt und seinen Feinden ihn ausliefert; wobei er ganz wundersame Anmerkungen machte, die er mit dem Sprüchlein beschloß: Weit davon ist gut für den Schuß des blinden Knaben. Endlich legte er uns ein Blatt in schwarzer Kunst, — nicht in jener des Doktors Faust, sondern in jener des berühmten Augsburgers Christoph Haid vor, das den göttlichen Erlöser darstellte, wie er eben seinem bittersten Feinde Judas die Füße wäscht, wobei er meinte, wir dagegen wüschen nicht selten um einer unbedeutenden Ursache willen unsern Freunden den Kopf. Indeß nahm er wahr, daß wir gern mehr als unser Anschauungsvermögen hier vergnügt hätten, schalt uns: steinerne Gäste, die an keiner seiner Gaben Behagen fänden, und führte uns als solche in die Bude des Bildhauers, um daselbst, weil er uns doch nicht wollte leer ausgehen lassen, uns wenigstens mit Steinen zu begaben. Der Künstler hatte eben ein sehr schönes Kunstwerk vollendet, das den Hirtenknaben David vorstellte, der gegen den lebendigen Fleischthurm auszog, und seine Tasche, nicht mit Golde (denn diesem Metalle war der Alte überaus abhold und nannte es ein Erz, das Erzschelme erzeuge), sondern mit Steinen anfüllte; und er fragte uns, ob wir wohl erriethen, warum der kluge Jüngling solche aus dem nächsten Bache aufgelesen, seine Taschen damit versehen und sie so weit getragen habe, da es doch wahrscheinlich auf dem Schlachtfelde selbst der Steine genug gab? — Nicht wahr, fuhr er lächelnd fort, das wissen Sie nicht? Wohlan denn, so will ich es Ihnen sagen: Ein hab' ich, dacht' er, ist besser, als ein hätt' ich. Wer weiß, ob ich dort Steine finden werde; und ob, falls ich auch einige fände, diese mir taugten? — Sicherer also ist's, ich versehe mich jezt damit als hernach. Darum rathe auch ich Ihnen wohlmeinend, meine Hochverehrten, sich jezt mit derlei Vorrath zu versehen, dieweil es noch Zeit ist, und es nicht zu verschieben, bis jener freche Riese Sie ergreift. Denn wer versichert Sie, daß Sie damals Zeit haben werden, sich zum entscheidenden Kampfe zu bereiten, und ob Ihre Reue nicht zu spät kommt?

Es war wirklich spät, sehr spät geworden; und wir gingen, jeglicher mit einem schweren Stein belastet, von dannen.

(Fortsezung folgt.)

Kaltes Wasser gegen die Cholera.

Wir haben dem kalten Wasser in unseren Blättern schon öfter das Wort geredet. Und das wird auch Jeder, der die heilsamen Wirkungen desselben aus Erfahrung kennt. Gleichwohl hat es noch immer seine Widersacher, und insbe-

sonders ist in Verhaltungsregeln gegen die Cholera vor dem übermäßigen Trinken kalten Wassers gewarnt worden. Dagegen nun enthält das Münchner Tagblatt Nro. 299 l. Js. folgende Erklärung:

„Zugegeben, daß jeder unmäßige Genuß an Speise und Trank den Organismus des menschlichen Körpers zerstört, so würden doch diejenigen Personen, welche bisher daran gewöhnt waren, kaltes Wasser zu ihrem Hauptgetränk zu machen, sehr Unrecht thun, wenn sie deßwegen diese Regel aufgeben wollten. Das kalte Wasser in mäßiger Dosis Früh und Abends, auch unter Tags genossen, wirkt nach bewährten Erfahrungen wohlthätig auf den menschlichen Körper, durch seine ihm eigenthümlichen Kräfte und Eigenschaften. Gerade seine Hauptwirkung besteht in seiner Kälte. Diese Kälte entzieht bei Entzündungen die Hize äußerlich angewendet, und bei dem innerlichen Gebrauche wirkt das kalte Wasser auf die Magen-Nerven und erhält sie in ihrer regelmäßigen Thätigkeit, während auch beim Waschen mit kaltem Wasser von der Quelle her die Kohlensäure von der Haut eingesogen wird. Das frische Wasser ist für den Menschen so unentbehrlich, als es Luft, Licht, Wärme und Nahrungsmittel sind. Es ist eines der besten Auflösungs- und Reinigungsmittel für den menschlichen Körper und ein sicheres Präservativ, wenn nicht gegen alle, doch gegen unendlich viele Krankheiten. Es schlagen auch bei einem regelmäßigen Wassertrinker die Arzneien, welche ihm von dem Arzte gegen eine Krankheit ordinirt werden, viel schneller und sicherer, als bei jedem anderen Patienten an. Gleich nüzlich und heilsam ist der Gebrauch des kalten Wassers beim Waschen und Baden. Die Haut dient nicht blos zur Bedekung der äußern Theile des Körpers und zum Schuz derselben gegen äußere Einflüße, als: Hize, Kälte ꝛc., sondern sie ist auch das unentbehrliche Organ, bei deren gestörter Thätigkeit der Mensch weder gesund seyn, noch von einer heimgesuchten Krankheit leicht genesen kann. Sie ist der Siz des Gefühls; denn ein über unsern ganzen Körper wunderbar verbreitetes Nervennez sezt uns mit der ganzen Außenwelt in Verbindung und bringt jeden Eindruk derselben sogleich zu unserer Kenntniß und Empfindung. Durch die Haut geschieht die beständige Ausdünstung, als das wahre Reinigungsmittel unsers Körpers. Millionen kleine, über sie verbreitete Gefässe und Oeffnungen stoßen ununterbrochen eine große Menge den Körper beschwerende und schädliche Stoffe aus. Auf diesem Wege reinigt sich das Blut und durch dieses der ganze Körper. Ist aber die Haut unthätig, oder sind ihre Kanäle verstopft, so müssen sich die zurükbleibenden Stoffe auf innere edle Theile des Körpers werfen, und als sehr natürliche Folge, Krankheiten aller Art verursachen. Je thätiger die Haut, um so mehr ist der Mensch von einer Menge Uebel, als: Brust-, Unterleibsleiden, Nervenkrankheiten, Rheumatismen, Hämorrhoidalbeschwerden, Katarrhen, Blutungen ꝛc. geschüzt. Eine schon vorhandene Krankheit in dem menschlichen Körper kann ohne die Mitwirkung der Haut nicht gehoben werden. Die Entscheidungen der meisten Krankheiten enden ja unter kritischen Schweißen. Auch auf den Magen wirkt das kalte Wasser wunderbar. Eine schlechte Verdauung entsteht aus nicht gehöriger Bereitung des Speisebreies und Nahrungssaftes, und der Genuß des kalten Wassers stärkt die Verdauungswerkzeuge und verhindert Magenschmerz, den Magenkrampf und tausend andere Uebel, von denen die Menschheit so häufig heimgesucht wird. Wenn nun der innerliche und äußerliche Gebrauch des kalten Wassers nach bewährter Erfahrung gegen die meisten Krankheitszufälle schüzt, auch rüksichtlich der gewöhnlichen Diät im Genuße aller Speisen und Getränke dem Wassertrinker ganz und gar nichts verboten wird, so möchte gerade in der gegenwärtigen Zeit allen Menschen das Trinken und Waschen mit kaltem Wasser sogar mit dem besten Erfolg als Präservativ gegen alle schweren Krankheiten zu empfehlen seyn.“

Neues Mittel, die Cholera aus München in 3 Tagen zu vertreiben.

Glüklich, wer im Unglüke noch scherzen kann! Ein Münchner-Tagblatt sagt: „Es soll die ganze Einwohnerschaft Münchens, alt und jung, groß und klein, arm und reich drei Tage lang im Bette

bleiben und nichts genießen, weder Essen noch Trinken, also so drei allgemeine Ruhe- und Festtage halten. — Wenn alle Welt schläft, so brauchen natürlich weder Bäker, Mezger, Bierbrauer ꝛc. — zu arbeiten, und es dürfte also damit Jedem gedient seyn. Im Verlaufe dieser drei Tage soll ganz bestimmt die Cholera — verhungert seyn!"

Die brittische Nationalschuld.

Der Champion, ein neu entstandenes englisches Journal, stellt folgende Berechnungen an: „Das Gewicht unserer Nationalschuld, in Gold, beläuft sich auf 14,088,475 Pfund, oder 6289 Tonnen 9 Zentner 3 Quarters 13 Pfund; in Silber auf 266,666,666 Pfd., oder 119,047 Tonnen 12 Zntr. 1 Quarter 14 Pfd. — Um diese Summe in Gold übers Meer zu führen, wäre eine Flotte von 25 Schiffen, jedes von 250 Tonnen erforderlich. Zu Lande brauchte man zu ihrem Transporte 12,580 einspännige Wagen, auf jeden eine halbe Tonne oder 10 Zentner Gold gerechnet. Diese Wagen würden in einer ununterbrochenen Linie einen Raum von $35\frac{1}{2}$ engl. Meilen einnehmen. Wollte man diese Summe in in Gold von Soldaten fortschaffen lassen, und jedem 50 Pfund in seinen Tornister paken, so bedürfte man dazu eine Armee von 281,769 Mann. — Achthundert Millionen Souverainsd'or, einen auf den andern gelegt, so daß sie eine dicht zusammenhängende Säule bildeten, würden einen Raum von 710 engl. Meilen einnehmen. Begänne diese Säule am Vorgebirge Lizard, der äussersten Spize von Cornwallis, und zöge sich gegen Norden, so würde sie noch zehn Meilen über John o' Groats-House, dem äußersten Punkt von Schottland, hinausreichen. Dieselbe Zahl von Sovereigns flach und dicht neben einander in eine gerade Linie gelegt, würde sich 11,048 Meilen, oder mehr als $1\frac{3}{4}$mal rund um den Mond ausdehnen. Achthundert Millionen in Einpfundnoten zusammengenäht, würden eine 40 Fuß breite und 1052 Meilen lange Landstrasse bedeken. Würden diese Banknoten am schmalen Ende zusammengenäht, so bildeten sie einen Gürtel, der sich viermal um die Erde, oder sechszehnmal um den Mond schlingen ließe. Die Gesammtbevölkerung der Erde wird auf tausend Millionen Menschen geschäzt; bei einer gleichen Vertheilung der englischen Nationalschuld unter diese, würde jeder Mann, jedes Weib und Kind 16 Schillinge, oder jede Familie auf der Erde 4 Pfund Sterl. erhalten. — Würde England ganz Europa erobern und eine Kopfsteuer zu Bezahlung seiner Schuld ausschreiben, so müßte jeder Mann, jedes Weib und Kind 5 Pfd. 17 Schilling $7\frac{3}{4}$ Pence, oder jede Familie in ganz Europa 29 Pfd. 8 Schil. $2\frac{3}{4}$ Pence bezahlen. Nähme man die Möglichkeit an, daß die merikanischen Silberminen Ausbeute genug liefern könnten, um die brittische Schuld zu bezahlen, so müßte das Metall von einer Flotte von 476 Schiffen, jedes zu 250 Tonnen, nach England geschafft werden. Um dieses Silber mit einspännigen Wagen, jeden mit einer halben Tonne beladen, in die Bank zu bringen, wären deren 238,095 erforderlich. Diese Wagen würden in einer ununterbrochenen Linie einen Raum von 1676 Meilen einnehmen. Von Männern getragen und jeden mit 50 Pfd. beladen, wären 5,333,353, oder 1,391,035 mehr erforderlich, als die gesammte erwachsene männliche Bevölkerung von Großbritannien beträgt.

Wie kann sich ein herrschaftlicher, oder fürstlicher Oekonomie-Verwalter seiner eigenen und der Sicherheit des Gutsbesizers wegen durchhelfen,

wenn ersterer selbst die Verwaltung eines herabgekommenen landwirthschaftlichen Besitzthumes übernehmen muß? (Ein Versuch, diese Frage in Kürze zu beantworten.)

Eingangs rubrizirte Frage veranlaßte sich unlängst in einem öffentlichen Wirthschafts-Garten, wohin ich öfters als ein aus dem bayerischen Landboten Nro. 205 u. 209 bekannter Freund der Musik komme.

In der Voraussezung, daß ich es mit künftig solchen herrschaftlichen, oder fürstlichen Oekonomie-Verwaltern zu thun habe, wie ich sie, diese Herren, unlängst in dieser Zeitschrift meinte, glaube

ich nicht nöthig zu haben, diese Frage mit weitwendigem Vortrage beantworten zu müssen.

Schon den ältesten landwirthschaftlichen Skribenten, z. B. einem Columella, einem Coelerus u. s. w. war dieser Gegenstand, und die denselben zu weihende Aufmerksamkeit von hoher Wichtigkeit, wenn sie z. B. vom Güter-Ankaufe, von Güter-Anschlägen u. dgl. handelten, und was einst Doktor Hirzel in Zürch in seinem philosophischen Bauer darüber vorschlug, wie ein mit Schulden beladenes ererbtes Gut wohl zu benüzen sey, möchte auch in mancher Beziehung für ein auf was immer für eine Art herabgekommenes, landwirthschaftliches Besizthum, wenigstens einige Anwendung finden; auch vielleicht Das, was ich i. J. 1827 in der Bauernzeitung Seite 162 unter Nro. 6 u. s. w. vorschlug. In dem in dieser Zeitschrift erst kürzlich zitirt wordenen „Sprenger," „Bose" u. s. f. wird man übrigens noch weit gewichtigere Aufschlüsse finden. — Einer der verehrlichen Herren Gäste lenkte nun unwillkürlich und ohne Veranlassung den Diskurs auf den Vorschlag in Nro. 205 des Landboten ein, wie halt ein solcher Wechsel in öffentlichen Gasthäusern nichts Seltenes ist, und war der Meinung, daß der 25. August eines jeden Jahres, wie auch der 8. Juli so ganz geeignete Tage für solche Segnungen der Menschheit ausführbar zugleich in allen mit solchen musikalischen Abend-Unterhaltungen erfreuten, öffentlichen Wirthschafts-Gärten seyn dürften! Ich suchte aber wieder auf das landwirthschaftliche Thema zurükzuführen, was mir gelang.

Man war nun der weitern Meinung, daß herrschaftliche, oder fürstliche Oekonomie-Verwalter, wenn sie in die Verlegenheit kommen, die Administration eines herabgekommenen Gutes übernehmen zu müssen, sich vorerst eine gewisse Anzahl von Jahren (wenigstens 6 Jahre) bedingen sollten, innerhalb welchem Zeitraume auf einen Gewinn zu Gunsten der Herrschaft keine Rechnung gemacht werden, sondern Alles zum Besten des Gutes selbst zurükbehalten werden dürfte, und selbst auch auf den Falle, wenn Betriebs-Kapitalien herbeigeschafft, oder die Rentenüberschüsse der Brauhäuser, der Ziegel-, Kalköfen u. s. w. dem landwirthschaftlichen Guts-Meliorirungs-Zweke auch noch zugewendet werden dürften.

Weiters dehnte man sich auch noch dahin aus, daß ein solcher neu angehender Oekonomie-Verwalter sehr klüglich sein eigenes und das künftige Interesse seiner hohen Herrschaft bewahren würde, wenn er eine Art „landwirthschaftlichen Konsiliums," aber permanenter Natur, auf dem ihm anvertrauten Gute errichten und dazu die einsichtsvollern Dienee dieses Gutes, z. B. Baumeister, Gärtner u. dgl., wie auch die erfahrnern, zunächst benachbarten Landmänner und Gutsbesizer als eine Art Oekonomie-Räthe berufen wollte, um die Ursachen der Vergangenheit zum Nuzen der Zukunft erforschen zu können u. s. w. — Die türkische Trommel brummte aber gewaltig in unsern Diskurs hinein, so zwar, daß wir denselben unterbrechen, und da es schon, wenigstens an meiner Zeit war, uns auch trennen mußten, mit dem Wunsche jedoch von meiner Seite, daß diese gesammelten Meinungen, die ich nun mitzutheilen die Ehre und das Vergnügen habe, einst auch weitere Theilnahme erweken möchten!!

Von der Fischerei.

Einige sind der Meinung, daß unserer heranwachsenden Jugend, besonders in Beziehung auf eine sie mehr sichernde Zukunft, Versorgung und dereinstige Unterkunft auch damit geholfen werden könnte, wenn es ihrer Neigung u. s. w. überlassen werden möchte, an landwirthschaftlichen, oder dereinstigen Gartenschulen u. dgl., nur jenes Fach, z. B. Schafzucht, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei u. s. w., Obstbaum-, Bienen- oder Seiden-Zucht u. s. f., jedoch immer theoretisch und praktisch zugleich, einzig und allein, erlernen zu dürfen, zu welchem Fache sie, diese Jugend, eine besondere Vorliebe, und nebstbei auch die Möglichkeit künftigen Unterkommens, nachweisen kann. — Ich überlasse diese, mitunter auch, und schon längst meine eigene Meinung, der Prüfung höherer Einsicht, und spreche nur noch ein kurzes Wörtchen von der Fischerei, die sich in die Teich- oder Kunst-, und in die sogenannte wilde, oder natür-

liche Fischerei abtheilen läßt. (Meine beständige Kränklichkeit erlaubt mir auch dießfalls leider keine Weitwendigkeit; aber einsichtsvollere Patrioten werden schon in Gnaden, und besonders in öffentlichen Blättern, nachzuhelfen, und sohin durch Verbreitung des wahrhaft Gemeinnüzlichen die königliche Vaterfreude, die königliche Wonne und Sehnsucht Ludwigs, Allerhöchstwelcher heuer das 50. Lebensjahr, ein bedeutender Abschnitt der Segnungen Gottes treten, erquikend zu erhöhen wissen. Gott lege noch unserm guten Landesvater, Der bereits weit über 100 Jahre geschichtlich alt geworden ist, viele, viele Jahre segnend bei!)

Die Fischerei ist ein wichtiger Gegenstand der Landwirthschaft. So sagt Bose in seinem Hand-Buche der praktischen Landwirthschaft (3. Bd. S. 275). Zu den Zeiten des Klöster-Bestandes in Bayern, besonders in den Tagen der Jesuiten, welche Herren, zeug der „bayerischen Landbötin" unter den Lutheranern 2c. mehr Anhänger, als unter den Katholiken zu zählen schienen, hatten wir in unserm Vaterlande, wie alte Männer versichern, die Fischerei vortrefflich bestellt. (Vielleicht meinen diese alten gutchristlichen Schlauköpfe mitunter auch die Seelen-Fischerei! — Man verzeihe gütigst diese scherzende Abweichung.) Da ich aber auch diesem Zweige der Landwirthschaft, nemlich der Fischerei, welche Colerus in seinem bekannten Werke S. 665 die Fischkunst (aus dem Griechischen abgeleitet: **Halieuticus**) nennt, einen grössern Aufschwung wünsche, so bin ich so frei, da die neuern Werke in diesem Betreffe hinlänglich bekannt sind, die Zitationen unsers Colerus an besagter Stelle in unmaßgeblichste Rükerinnerung zu bringen, um gegen Abstreifung des wirklich Unbrauchbaren der grauen Vorzeit, Altes mit Neuem nüzlich vereinet, ein Scherflein mehr zum Wohle meines Vaterlandes ehrerbietigst zu hinterlegen.

Schließlich und endlich bemerke ich nur noch, daß man über die Teichwirthschaft oder Fischerei auch in den „ökonomischen Briefen" (Leipzig 1788 2. Bd. S. 75—114) auch Manches auffinden kann, und bitte gehorsamst, mir dieses Scherflein nicht ungütig anzurechnen, da wir in einer Zeit leben, wo sich Alles redlich bemühet, der Landwirthschaft und dem Gewerbswesen nach Möglichkeit aufzuhelfen, was in unserm Vaterlande um so geneigter aufgenommen wird, da sowohl der königliche Vater Ludwig, Majestät, als auch der einstige Thronfolger, Maximilian, k. H., ganz von jenem Geiste oder Beglükung der Nation durchdrungen sind, welchen der bekannte Reinhard in der Zueignungs-Rede zu seinen vermischten Schriften, den 23. Mai 1760, so edelmüthig patriotisch dem damaligen Herrn Erbprinzen zu Baden und Hochberg 2c., Karl Ludwig, ans Herz legte!

Uebrigens weiß jeder Einsichtsvolle, daß es besonders bei größern und adelichen Oekonomieen auch noch andere Neben-Erwerbs-Zweige gibt, die Eingangs zitirter Bose, ein sächsischer Gelehrter, und zugleich praktischer Landwirth vorzüglich im 2. und bis zum 6. Bande seines klassischen Werkes incl. sehr beachtungswürdig bespricht.

Nun nur noch eine kleine Frage:

Wäre es nicht von sehr großem Vortheile, wenn sich die Regirungen Deutschlands einmal dahin gemeinschaftlich und zum Besten des Handels, der Industrie, der Gewerbe und vielleicht selbst auch der Landwirthschaft verstehen wollten, die Dauer der Dulten, Jahrmärkte und Messen abzukürzen, und unter sich zur Beförderung der Runkelrüben-Zukerfabrikation eine einflußreiche Uebereinkunft zu treffen?

Bohnen im Brunnenwasser zu kochen.

Dieses Mittel, welches man Herrn Braconnet, berühmten Chimisten zu Nantes, zu verdanken hat, besteht darin, daß man zu dem Wasser, in welchem man das Gemüse kocht, etwas Weinessig oder Sauerrampfer in Leinwand eingebunden hinzufügt.

Zahl der Nahrungsblätter.

Linné zog aus 2314 Versuchen, die er anstellte, den Schluß, daß:

Ochsen	276	Kräuter fressen und	218	Kräuter stehen lassen.
Ziegen	449		126	
Schafe	387		141	
Pferde	260		212	
Schweine	70		171	

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Im Anfange des Aprils 1828 ereignete sich in New-York ein Vorfall, der bald allgemeines Stadtgespräch ward. Einer der dasigen reichsten Rechtsgelehrten erzog als Vormund die beiden Töchter seines verstorbenen Bruders, Miß Anna 17, und Miß Fanny 15 Jahre alt. In des Bruders Testament war verordnet, daß dessen sehr bedeutendes Vermögen, man schäzt es auf 1½ Millionen Dollars (à 2 fl. 6 kr. 3½ pf. C. M.), im Fall die Töchter unverheirathet sterben würden, dem Bruder Vormund zufallen sollte. Auch sollte Derselbe es bis zur Zeit ihrer Verheirathung verwalten. Der Vormund hat also die äußerste Sorgfalt auf, daß seine schön heranblühenden Mündel keine Bekanntschaft mit Männern anknüpfen sollten, und ließ sie von Privatlehrern und Lehrerinnen in klösterlicher Einsamkeit auf einem Landhause in Singsing, unweit der Stadt erziehen. Er besoldete eine eigene Duenna höchst ansehnlich, welche die jungen Mädchen überall begleiten, und bei ihnen im Zimmer schlafen mußte, und zwar unter der Verheißung einer bedeutenden lebenslänglichen Pension, wenn sie die Zöglinge vor dem Uebel der Verheirathung bewahren könnte. Nur selten und blos in Gesellschaft dieses Drachens, war es den Mädchen gestattet, ihre Verwandten in New-York zu besuchen. — Dort aber wurden sie von zwei jungen Männern, einem Marine-Offizier und einem jungen Kaufmann bemerkt, doch, obgleich die Blike sich liebend begegneten, gelangten sie nie zu einer vertraulichen Unterhaltung. In ihrer Noth wendeten sich die jungen Männer an einen alten muntern Franzosen, der im Harfenspiel Unterricht gibt. Die beiden Gefangenen waren seine Schülerinnen, doch wich auch während des Unterrichts die Wächterin nie von ihrer Seite. Er legte den Singnoten doppelten Text in italienischer Sprache unter, und da die jungen Mädchen der italienischen Sprache kundig sind, so entspann sich auf diese Weise ein Briefwechsel zwischen den Liebenden, denn Notenschreiben war ihnen nicht verboten, und die Duena verstand kein Italienisch. So ward Alles verabredet, ohne daß auch nur ein einziges — Rendevous Statt gefunden hatte. Die einzige Freiheit, welche den beiden Schwestern verstattet war, bestand in einem Spazirgang im Garten, Abends nach dem Thee. — Dieser Garten hatte aber eine hohe Mauer, und die Hinterthüre war fest verschlossen. An einem schönen Frühlings-Abend, die Stunde war auf die bewußte Weise genau bestimmt, öffneten die Liebenden jene Hinterthüre mittelst eines Dietrichs, und von der Dunkelheit begünstigt, schlüpften die Mädchen hinaus und den Geliebten in die Arme. Ein Wagen mit schnellen Rossen stand bereit, nahm das Doppelpaar auf, und führte es schnell nach Tarryton zu den Eltern des Marine-Offiziers, wo Alles zu einer fröhlichen Hochzeit bereit war. Die Entführung war so klüglich eingerichtet, daß es dem Rechtsgelehrten schwer ward, die Spur der Entflohenen aufzuspüren, und als er sie wieder fand, waren sie schon vermählt. Er mußte sich zum Auszahlen des großen Kapitals verstehen, und mußte noch froh seyn, daß es die jungen Männer bei Ablösung der vormundschaftlichen Rechnung nicht zu genau nahmen.

Brief eines Rekruten.
(Populär.)

Vater! jezt in Gottesnamen,
  Jezt bin ich ein ganzer Mann;
Hab' schon voll ein' ganzen Nahmen,
  Was ich jezt dir nennen kann.

Hab' Kamasch'n, und ein' Haube,
  Alter! sägst mir, wär ein' Freud:
Sagtest: Sepl, darf' ich glauben,
  Mein, du bist ja nicht gescheut.

Wenn ich aufzieg', trag ich Rökel,
  Wenn ich ausgeh', oft ein' Schmiß;
Hab' ein' Stiefel ohne Steckel,
  Und um d' Flinten noch ein Spieß.

Schau dir aus grad veritabel
  Wie Sankt Georgi am Altar,
Hängt mir hinten 'nab der Sabel,
  Und um d' Nasen hängen d' Haar.

Exerziren kann ich wieder
  Wie der Plunder, glaubst es schon;
Ruft der Hauptmann: D' Büchsen nieder —
  Bin ich schon ein Schritt davon.

S' Pulver fürcht' ich dir gar nimmer,
  Und ein' Muth hab' ich dir jezt;
Freilich wär's im Kriege immer
  Spaßiger, doch dieser sizt.

Nur dieß Einzi, meinen Alten
  Hab' ich nicht mehr bei der Hand,
Kann nicht meine Hände falten,
  Brauche aber Streu' und Band.

Schmer und Wächs', und Zwirn und Hafte,
  Und Parisergeld und Blau —
Denn dem edlen Gerstensafte
  Ich gar nicht in d' Augen schau.

D'rum ein kleines Angebinde,
  Theurer, morgen ist mein Tag —
Daß ich nur Erholung finde
  Bis zum ersten Zapfenschlag.

Grieß mir d' Mutter und mein Basen,
  Mein'tweg'n auch die Mariann'.
Sie kann ihre Nudeln blasen,
  Während ich nur seufzen kann.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

III. Jahrgang. Nro. 45. 12. November 1836.

Inhalt: Pater Abrahams a Sancta Clara Etwas für Alle. — Allerlei für landwirthschaftliche u. s. a. Tendenz. — Winter- in Sommer-, und Sommer- in Winterfrüchte zu verwandeln. — Benützung des Bohnenstrohes statt des Hanfes und zu Papier, Bier und Weingeist. — Sprichwörter und Denksprüche für Land- und Hauswirthe.

Pater Abrahams a Sancta Clara

Etwas für Alle.

Zweiter Faszikel.

Dießmal ging ich und der Andere allein; denn den Damen war bei dem lezten Besuche etwas unheimlich zu Muthe geworden. Wir erstaunten nicht wenig, als wir von fern den ganzen Palast wie ein Feuermeer beleuchtet erblikten, und Clarinengeschmetter, Hörnerschall nebst Flöten-, Violinen- und Baßgeigengetön in unsere Ohren sich lagerte, als ob irgend ein mächtiger Potentat hier seinen Einzug hielte. — Ihr habet so übel nicht gerathen, sprach der Alte, der uns von einem der Fenster aus gewahrt hatte, vor denen wir verweilt waren, und alle die tausenderlei leichtfüssigen Gestalten, die in dem Zaubersaale versammelt waren, bei abgemessenem und schnellem Tempo hatten vorüberschweben gesehen. Die vier Könige der Nacht, wovon zwei in schwarzer, zwei aber in rothgelber Goldfarbe, mit ihrem Gefolge sind hier eingekehrt, und feiern ihre Orgien; und zwar raset der uralte König und Abgott Baal, unter dem kürzern Namen Baal bekannt, der erst, wenn die drei weisen Könige aus dem Morgenlande zurük in ihr Land sind, aus dem Irrland der alten Nacht erscheint und bis zum Aschermittwoch regirt, nebst seinem Schwager Jachus, vulgo Bacchus, heute am lautesten bei seinen Bacchanalien; denn er weiß, daß seines Reiches bald ein Ende seyn wird. Fürchtet indessen nichts; mein Talisman wird euch vor ihrer Wuth schüzen.

Wir traten in den wogenden Saal und erstaunten nicht wenig, wie in diesem Hause nicht nur die Hände, sondern auch die Füsse gar wundersame und zierliche Künste erlernt hatten, und wie beim Strome der rauschenden Harmonie rigodons mit pas glissès, chassès, entrechats, cabrioles ꝛc. abwechselten. Lange sahen wir diesem sonderbaren Fußspiele der Masken zu. Der Alte aber sprach zu uns: Mahnen diese großen Kinder euch nicht recht lebhaft an die Kinder Israels, die der erzürnte Moyses um das goldene Kalb tanzend antraf und darüber vor Zorn die Tafeln des Gesezes zertrümmerte, massen bei einem solchen Tanze alle Gebote gebrochen werden? Nehmt indessen an Nichts Aergerniß, was ihr hier sehet und höret; denn das Reich der vier Könige mit den Damen und Reißigen ihrer Farbe wird ein baldiges Ende nehmen. Der Andere schüttelte den Kopf zu den poßierlichen Geberden der tanzenden Bacchanten und Bacchantinnen; der Alte aber fuhr fort: Allerlei Tänze werden hier aufgeführt, nur Einer nicht, und zwar der Einzige, den alle Menschen tanzen sollten. Denn sagte Kaiser Friedrich IV. auch, er wolle lieber das Fieber haben als tanzen; nennt auch Cicero den Tanz: Sprünge der Tollhäusler, und ist auch der Tanz ein Zirkel, dessen Mittelpunkt jener ist, der den größten Saltomortal vom Himmel bis in die Tiefe machte, und dessen Umkreis aus seinen Engeln besteht, so sollten gleichwohl alle Menschen aus allen Kräften tanzen, und zwar also tanzen, wie Gott ihnen vorsingt; dann würden sie gewiß einen hohen Sprung bis dahin thun, von wo jener herunter fiel.

Wir verloren uns in einen der Nebensäle; und sieh, da thronte der dritte, goldflammende König Pharao, nicht von Egypten, sondern von Carthago, oder dem Kartenlande, auf einem ungeheuern Tische, von seinem Gefolge umwogt, das er mit unerhörter Grausamkeit tyrannisirte. Denn

mit geheimnißvollen, blassen Gesichtern voll ängstlicher Erwartung schielten sie stumm und zitternd nach ihm. Es bedünkte uns aber, dieser Potentat müsse ein großer Freund der Gelehrsamkeit seyn; denn mit recht sphynxischem Angesichte blikte er seine Unterthanen an, die alle in wundersamen Büchern von zwei und dreißig Blättern studirten, und jeder von ihnen wetteiferte, den andern an Kenntnissen zu übertreffen, da nur, wer die Aufgabe am Besten lös'te, die Gunst des Königs erhielt. Das Grausamste bei der Sache aber war, daß, diese Gunst zu erlangen, der Gelehrte erst allen seinen Gefährten einen Stich versezen mußte, die es auch, ohne sich zu wehren, den Gesezen gemäß, mußten geschehen lassen; und sonderbar genug war es auch, daß mit diesem Stiche alle Weisheit aus ihren Büchern verschwand und alle Blätter, gleich den Blättern jenes Kürbis-Baumes welkten, der dem Propheten Jonas einst Schatten gegeben, und der dann von dem Sonnenstich getroffen, ausrief: Es ist mir besser zu sterben als zu leben! welcher Ausruf hier nicht selten wiederholt wurde.

Der Alte schlich indessen wie ein Geist in den Sälen umher, sah den Janhagel und sein tolles Treiben mit griesgramen Augen an, und drohte wohl auch zuweilen mit aufgehobenem Zeigefinger. Sie aber verlachten den alten Noah, wie sie ihn nannten; denn sie wußten gar wohl, daß er während der Regirung der vier Könige nicht Herr in seinem Hause war, und ihnen nichts anhaben konnte. Er hörte es in seine Ohren und sprach zu einem der lautesten Lacher: Gebet nur Acht: der lacht am Sichersten, der zulezt lacht. Davon mag euch der alte Noah selbst ein Beweis seyn; denn nicht wenig ward der gute Altvater verlacht. Die Einen spotteten seiner, daß er sich selbst einen hölzernen Kerker erbaue; Andere fragten ihn, ob er etwa im Sinne habe, ein Kaufmann zu werden und einen Handel mit Hobelspänen zu treiben? Andere meinten, sein wie auch großer Käfig sey dennoch viel zu klein, alle losen Vögel darein zu sperren; Viele auch schüttelten mitleidig den Kopf und bedauerten wie der alte Herr von Sinnen gekommen sey, daß er einen so gewaltigen Plazregen prophezeie, da doch kein trübes Wölkchen am Himmel sichtbar sey; auch mochten wohl manche eueres Gleichen um seine Bäume und Bretter einen leichtfertigen Tanz halten und muthwillige Lieder dazu singen. Aber es kam die Zeit, wo alle einen Saltomortal machten; und wer lachte am Längsten?

Er hatte uns gesucht, und wie ein elektrischer Schlag traf uns, als wir ihn plözlich neben uns erblikten. Er schien ein Zauberwerk vorbereitet zu haben und winkte uns zu schweigen. Unverwendet sah er auf das Gold auf dem Tische, verbeugte sich und sprach: Ei du mächtiger Monarch; du goldenes Kalb! wer hat so viele Anbeter wie du, der du die Kinder Ismaels nicht aus Egypten, wohl aber hineinführst! Wer dient dem allmächtigen Könige so unverdrossen wie dir, der du, wie sehr du auch blendest, dennoch Aller Augen auf dich ziehst! Wie viele Schäze könnten diese Schooskinder des Glüks um dich erkaufen, wenn sie dich in Wechseln in den Himmel voraussendeten, daß sie dort einst unsterblichen Vorrath fänden; denn ohne Widerrede werden solche Wechsel dort oben acceptirt; doch bei euch hat der Schöpfer des Goldes keinen Kredit! Noch zwei Minuten sah er dem Spiele zu, und berührte dann den Tisch mit seinem Stabe. Da fuhr großes Schreken durch die gesammte Gesellschaft der Honoratioren, die obenan saßen, der König ahnte das Ende seines Reiches und Alles schien in Verwirrung. Aber sie erholten sich bald, verlachten ihn und spielten fort, da sie hörten, daß er nur einen Ermahnungs-Sermon hielt; denn er sprach ungefähr so viel: Das Spiel ist ein Pflaster, auf dem gehen alle Laster; das Spiel ist ein Faden, daran hängt aller Schaden; das Spiel ist eine Bank, darauf sizt aller Zank. Jener lokere Zeisig, fuhr er fort, verpraßte wenigstens auf noble Weise die schönen Summen seines Herrn Vaters, nirgend aber lesen wir, daß er sie verspielt habe; denn dazu war er von zu gutem Hause; und hütete er auch die Schweine, so wollte er dennoch lieber hungern, als seines Elendes durch erspielte Summen quitt werden; maßen solche Haufen Goldes durch eine Karte an sich zu reissen nur einer Räuberhorde, oder Schergen ohne

Ehre hingeben mag, wie jene, die um das Kleid des Herrn würfelten.

Er verließ voll Zornes die lachenden Honoratioren und ging an das untere Ende des Saales, wo es bei der niedrigern Klasse seines Völkleins bereits vor eilf Uhr halb zwölf schlug. Er sah sie seiner Gewohnheit nach, halb freundlich, halb ernst an und sprach: Loben muß ich euch, daß ihr euer Wochen- und Monatgeld nicht wie einen unnüzen Sandhaufen zusammenscharret, sondern fein fleißig in Zirkulation sezet; denn als hätten eure Gulden Flügel, fliegen sie von einer Eke zur andern, bis sie endlich davon fliegen. Da ihr nun für euern Fleiß doch eine Belohnung verdienet, will ich euch heute, ehe noch Alles zu Staub und Asche zerfällt, eine kleine Komödie aufführen. Er sprach's, und in großer Erwartung standen wir. Da schwang er seinen Stab, murmelte dabei einen Spruch und sieh, da gestaltete sich aus dem Staube eine Nebelwand, wie eine Fata Morgana; es entstand allmählig eine Fernung und im Hintergrunde ward ein Garten sichtbar; und es erschienen Gestalten, und wir erkannten, daß er uns eine erbauliche Komödie in Hans Sachsens grotesker Manier aufführen wollte; denn schon erkannten wir Adam und Eva und die Schlange.

Seht da, sprach er, welche lange Fasten-Komödie auf den kurzen Fasching verbotener Frucht folgte! Eine traurige Komödie war's, als Adam sprach: **Mulier dedit mihi de ligno et Comedi.** Und Eva: **Serpens decepit me et Comedi.** Gleichwohl bedekten sie ihre Blöße mit Gartenblättern; ihr aber entdeket eure Blöße durch Kartenblätter; und seyd weniger zu entschuldigen als sie. — Die Figuren verschwanden, und wir glaubten das Schauspiel zu Ende; bald aber bildeten sich neue und immer neue Gestalten. Eine vor barer Armuth mit abgetragenen Kleidern kaum bedekte, weibliche Gestalt erschien mit ihren armen Kleinen, die beinahe aussahen wie alle Menschen, wenn sie am jüngsten Tage auferstehen, und klagte über täglichen Quatember in ihrer Küche, und vertröstete die hungernden Kleinen mit der Gunst des Königs Pharao, der endlich doch einmal die beständigen und treuen Dienste ihres Vaters belohnen werde. Eine Lucia klagte im Hintergrunde über Augenweh, da sie beinahe nichts mehr von einigem Werthe in ihrem Hause sah. Hinter einer der Coulissen weinte eine Apollonia über Schmerzen ihrer Zähne, die aus Mangel an Uebung zu schlottern anfingen. Eine Agatha klagte über Brustweh, und kümmerte sich beinahe das Herz ab, daß ihr Mann sein ganzes Vermögen im Dienste dieses gottlosen Königs zugesezt habe. Auch sahen wir manche Dorothea mit leerem Körbchen, und manche Ursula mit eilf tausend Sorgen, so wie auch manche nothleidende Genofeva mit ihrem Schmerzenreich, die aus Mangel und Kümmerniß, daß ihr Gemahl so fern von ihr, Tag und Nacht bei dem Pharao die Wache hielt, sich die äußerste Gewalt anthat, ihr leztes Kleinod nicht an den zudringlichen Solo hinzugeben. Die Herren blikten einander an, und jeder erkannte in den Gestalten seine Haus-Patronin, und einer verschwand nach dem Andern, von den Honoratioren angefangen. Der Alte sah uns lächelnd an und überließ uns unserm Nachdenken.

Indessen ward es im großen Saale immer lauter; rauschender wogten die harmonischen Hörner; ein Zug Tänzer und Tänzerinnen umwogten den vierten König, den wir nun auch zu sehen bekamen. Es war Herodes mit Salome, der Tochter der Herodias, die einen griechischen Tanz vor ihm aufführte. Alles drängte sich um sie und war neugierig, die Entwikelung dieses Fandango zu sehen, und sie begann. Und sie tanzte so zierlich als leichtfertig, hüpfte bald hoch, bald niedrig; bald vor sich, bald hinter sich; bald hierher, bald dorthin; bald langsam, bald schnell; bald rechts, bald links; bald gerade, bald krumm, als wollte sie mit ihren Füßen arabisch schreiben; auch der beste Poet konnte nicht unterscheiden, ob ihre Füße Jamben oder Dactylen waren; ihre Gewande flogen wie Segel auf einem Schiffe; und leicht war aus dem leichtfertigen Fußgesims zu erkennen, was für ein freches Gebäude darauf stand. Der Alte, der zu neuem Zauberwerke sich vorbereitet hatte, trat abermal in den Saal und sprach, ganz ergrimmt die Geisterstunde abwartend: Wie lange

noch muß ich es dulden, daß dieser Baal und sein Gefolge in meinem Palaste hausen? Nicht blos Sohlen, Seelen gehen unter seiner Herrschaft verloren. Du guter Isaak! Feuer sprachst du und Holz ist hier, aber wo ist das Opfer? — Hier sind der Opfer nur gar zu viele, die dem gottlosen Asmodäus Ehre und Treue und sich selber opfern. Eben wollte die leichtfertige, leichtfüßige und leichtköpfige Salome das Haupt des mahnenden Propheten zum Lohne verlangen, als der Hammer zwölf schlug. Da trat der Alte mitten in den Saal, schwang den Zauberstab, und — das Orchester verhallte, die Lichter erloschen, alle Gesichter standen leichenblaß und das grelle Zauber-Gebilde zerfiel in Staub und Asche. Der Saal war leer, und nur Wenige suchten und fanden unter der Asche der Buße die Kleinodien wieder, die sie während der Herrschaft des gräulichen Bals hier verloren hatten.

(Schluß folgt.)

Allerlei für landwirthschaftliche u. s. a. Tendenz.

Möchte die Numer 31 der neuen Bürger- und Bauern-Zeitung ddo. 3. August 1834, in Erwägung des heurig so unglüklichen Mißjahres, in Amerika leider! eingetroffen — nicht die Aufmerksamkeit wenigstens der dem Zollvereine beigetretenen deutschen Regirungen verdienen; denn gerade in den wohlfeilsten Zeiten sollte man an die Tage der Theurung und Noth mit „Vorsicht" gedenken, nach dem Spruch des Lateiners: **si vis pacem, praepara bellum**; und unser Landmann muß bei dem gegenwärtigen, wahrhaftigen Unwerthe des Getreides wirklich untergehen, wenn nicht Regirungs-Maßregeln im Vereine begüterter Privaten durch zwekmäßige Getreide-Aufsammlungen ꝛc., demselben in Bälde aufhelfen. (Habe ich thöricht gefragt?)

Schon vor sehr vielen Jahren wurde mir versichert, daß zu Hamburg, Lübek, Leipzig ꝛc. in Folge der so betitelten Stapel-Gerechtigkeit (Niederlags-Gerechtigkeit) alle dort durchpassirende Waaren vorerst, und auf eine gewisse Zeit daselbst deponirt, und zum öffentlichen Verkaufe feil geboten werden müssen, ehe sie wieder von dort weggeführt werden dürfen. — Wenn dieses Stapel-Recht heut zu Tage noch bestehen sollte, wird es wohl noch in die Länge bei der nun beabsichtigten allgemeinen Handels-Freiheit Deutschlands auch fortbestehen können?

Sollten die Arbeiter und Taglöhner am Ludwigs-Kanal-Baue nicht auch einen Hilfs-Verein der Art bilden, wie ein solcher bereits für die bei dem Festungsbaue zu Ingolstadt Beschäftigten besteht?

Allerlei Anfrags-Bureaux gibt's auf der Welt; aber wann werden auch einmal förmliche Anfrags-Bureaux in größern Städten, oder Märkten für wißbegierige Landmänner, Gewerbetreibende u. dgl., um sich daselbst augenbliklich und entsprechend — Raths erholen zu können, etablirt werden?

Heuer, wie anno 1834 — hat der zu heiße, zu trokne und zu dürre Witterungsverlauf gewiß auch manche Besorglichkeit wegen künftiger Viehfütterung hinterlassen. — Sollten wir dießfalls in den ältern landwirthschaftlichen Skribenten, z. B. in den ökonomischen Nachrichten des sel. v. Griesheim, in dem literarischen Nüklasse des um Pacht und Verpachtung der Güter mit seiner dießfallsigen Abhandlung so berühmt gewordenen von Bennigsen, oder bei Adanson, Aepinus, Ammersin, Beccaria, bei Darjes, bei Gordon, bei Hume, Kretschmar, Mariotte, bei Pastullo, Plinius, Roger, Rosenow, bei Schreber, in den Stockholmischen Abhandlungen, bei Suckow, Swieten, bei v. Turbilli, Virgir, Wilke, Wöllner, bei Zezel u. s. a. m., gar keine beruhigende Aufschlüsse auffinden können? — Ich erinnere mich so eben in Sylvanders zufälligen Gedanken von den wilden Bäumen III. Abth. §. 47 (wenn ich nicht irre) einmal gelesen zu haben, daß die Esche dort, wo viele Schafe gehalten werden, ein sehr nuzbarer Baum seyn soll; weil mit seinen aufgetrokneten Blättern viel Heu und Grummet erspart werden kann, und weil die Schafe diese Blätter gerne fressen. — (Wir haben literarische Lese-Vereine, warum nicht auch literarische Schreibe-Vereine? — O! wie wichtig wären doch leztere in landwirthschaftlicher, in polytechnischer u. s. a.

Beziehung! — Mancher junge, talentvolle Mann, der jezt tief betrübt über seine Zukunft und zur großen Bekümmerniß seiner beschwerten Eltern hilf- und verdienstlos einher irrt, könnte bei literarischen Schreibevereinen durch anzufertigende Exzerpten aus ältern und neuern Werken, unter Oberleitung und Aufsicht praktischer Veteranen, sich Erleichterung, seinen Eltern Trost und dem Vaterlande selbst grossen Nuzen verschaffen!)

Wie öffentliche Blätter versichern, so ist in den deutschen Seepläzen im Verlaufe der Monate Juni und Juli h. Js. wegen der Mißrathung der Ernte in Nordamerika nur das Korn allein schon um volle 30 Prozente gestiegen. Als ich diese Nachricht, obwohl mit Theilnahme eines Menschenfreundes gelesen hatte, so dachte ich bei mir selbst, mich meines dießfallsigen Scherfleins in der Bauern-Zeitung v. J. 1827, im Münchner-Tagblatte, in dieser und in der ältern Bürger- und Bauern-Zeitung ꝛc. erinnernd: Hätten wir doch eines Baron v. Rothschild, der Getreide-Magazine vom Umfange zu errichten, Kenntnisse und Vermögen besizt! Wer weiß, was wir vielleicht — in wenigen Jahren — damit gewinnen könnten, ohne die leidende Menschheit zu bedrängen und das eigene Vaterland zu versäumen! — Schauen wir allenfalls den verheerenden Kornwurm, so bauen wir dorthin Getreidekasten, wo auch der Tabakbau gelinget; und troknen wir die Tabakblätter auf den Getreidespeichern, kein Kornwurm wird uns schaden; oder wählen wir zur noch größern Sicherheit die Getreidegruben (Silos), verbinden wir damit die amerikanischen Mahlmühlen und Mehlbewahr-Magazine, und vergessen wir dabei nicht das unlängst in dieser Zeitschrift vom Herrn Gabriel Sedelmaier, bürgerl. Bierbrauer in München, vorgeschlagene Trokne des Getreides, und mein alter lieber Bekannte von Schleißheim her wird sich freuen, auch ein Scherflein, voll der edelmüthigsten Gesinnung zur endlichen Siegeskrone des „Bundes der Gnade und des Siegels Gottes" an der Seite künftiger Benediktiner-Jesuiten u. a. Klöster beitgeragen zu haben. Es ist wahr, daß nach der Empfehlung sachkundiger Männer der asiatische Tabakbau vor Allem die Aufmerksamkeit der Oekonomen verdienen dürfte; aber viele befürchten, besonders bei trokenen und dürren Sommerszeiten, wie bei andern in dieser Jahreszeit zu versezenden Pflanzen, das sogenannte Verschmachten auch dieser asiatischen Tabakspflanze; wogegen aber in Christ's Unterricht von der Landwirthschaft, wie auch gegen die Kornwürmer, über die Seidenzucht ꝛc. gründliche Belehrungen aufzufinden seyn sollen.

Hesiodus, ein bei den Alten berühmt gewesener Skribent im landwirthschaftlichen Fache, soll seiner Zeit gar kein Freund von der Düngung mittels Mist gewesen seyn, wohl aber ein großer Anhänger und Vertheidiger der Grün-Düngung, indem nur leztere allein gutes, gesundes Getreide, sicher vor den Angriffen der Kornwürmer, und länger aufbewahrbar, wie auch weit bessere Futterkräuter, und weit gesünder für das Vieh, liefern soll. Hierauf scheinen sich nun auch die bekannten Versuche eines Hrn. Major Renner zu Polling und eines Herrn Kees in Konstanz, wenigstens mitunter und in unsern Tagen, fussen zu wollen. Schon der ehemalige Feldbaumeister Bangraz zu Schleißheim, aus der Bauern-Zeitung v. J. 1827 ddo. 16. Juni, rühmlich bekannt, erzählte mir einmal von ähnlichen Versuchen, sezte aber als ein alterfahrner, keineswegs dem Schlendrian huldigender, aber vorsichtiger Oekonom, weislich bei, daß er zu solchen Unternehmungen im Grossen niemals anrathen möchte, indem sich die Natur nicht forciren und ihr nichts abtrozen läßt, ohne nicht über kurz oder lang, aber gewiß dafür und empfindlich zu strafen. Einsichtsvollere wollen diese meine ergebene Mittheilung, vergleichend mit Dem, was Bose in seinem Handbuche der praktischen Landwirthschaft Bd. I. §. 2. S. 8 u. 9 bezüglich mittheilt, gütigst prüfen; denn ich weiß nur zu gut, daß ich durch all meine, schon über 33 Jahre zusammen getragenen und mitgetheilten Scherfleins nichts Anders erzweken kann, als Winke und Anleitungen zu weiterm und gründlicherm Nachdenken, zur bessern Ueberlegung und zur Ausfindung richtiger Mittel ehrerbietigst und unmaßgeblichst anzubieten, und daß es daher gar leicht und sehr wohl möglich ist, etwas Besseres aufzufinden.

Winter= in Sommer=, und Sommer= in Winterfrüchte zu verwandeln.

Daß man Winter= in Sommer=, und Sommer= in Winterfrüchte umwandeln könne, hat der sel. Polizeidir. Fischer, und vor ihm schon Münchhausen in seinem Hausvater erprobet. Er versuchte zuerst die Umschaffung der Winter=Frucht des engl. Hekweizens in Sommerfrucht, die ihm auch im 2ten Jahre vollkommen entsprach. Von den erstmals im Frühling ausgestreuten Körnern dieser Frucht schoßten zwar nur einige wenige Aehren, und die meisten Stauden trieben lediglich Halme. Er sammelte inzwischen aus den erhaltenen wenigen Aehren die reif gewordenen Körner und säete dieselben im nächsten Frühjahre wieder aus. Nun blieb ihm aber auch nicht Eines derselben zurük. Seine Ernte davon war reich, und gab ihm Stoff genug, den Anbau zu vermehren. Die Eigenschaften als Sommerfrucht blieben die nemlichen; nur das Korn selbst erhielt eine etwas längere Gestalt.

Sollen hingegen Sommergetreidearten in Winterfrüchte umgewandelt werden, so räth Fischer fürs Erste, nicht sogleich ganze und beträchtliche Akerflächen im Herbste zu besamen, sondern nur durch kleine Versuche den Endzwek zu erreichen zu suchen, zur Aussaat aber lieber die erste, als die zweite Hälfte des Septembers zu wählen, um die erhaltenen Pflanzen, schon etwas stärker erwachsen, in den Winter und die dann eintretende nasse kalte Jahreszeit zu bringen; denn die erst aus dergleichen Sommerfrüchten entstehenden und zur Grundlage des künftigen Winterfruchtbaues bestimmten Pflanzen sind die Winterkälte noch nicht gewohnt, — von 100 derselben überstehen den ersten Winter etwa nur der 4te Theil, und 3 Viertheile gehen zuverläßig verloren. Sammelt man aber nun bei der Ernte, die aus solchen ausgedauerten Pflanzen entstandenen, reifen Körner, und säet dieselben abermals im September aus, so kann man versichert seyn, daß nun schon der bei Weitem allergrößte Theil die deutsche Winterkälte überstehen, die Auswinterung ganz unbedeutend seyn, und die Akklimatisirung mit jedem Jahre vollkommener gedeihen werde.

Benüzung des Bohnenstrohes statt des Hanfes, und zu Papier, Bier und Weingeist.

Man hat schon sehr viele Gewächse zu Ersazmitteln des Hanfes oder des Flachses empfohlen, und unter andern gefunden, daß die Brenn=Nessel und die Hopfenranken wirklich mit dem größten Nuzen gebraucht werden können. Unbekannt war es aber, daß das Bohnenstroh ebenfalls eine sehr starke dauerhafte Faser liefert, und in dieser Hinsicht dem Hanf fast an die Seite zu sezen ist. Herr Hall hat in England zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand gelenkt, und von der Aufmunterungsgesellschaft in London eine goldene Medaille erhalten.

Bekanntlich hat das Stroh der Stengel der Bohnen außen, vom untersten Theile bis zur Spize ein Gewebe, das blos durch ein dünnes Häutchen bedekt ist. Die Fäden desselben sind so stark, als die jeder andern Pflanze, die man bisher in dieser Hinsicht benüzte.

Wenn man das Bohnenstroh 10 bis 12 Tage im Wasser weichen läßt, so kann man durch Schlagen oder Reiben leicht die Fasern abscheiden. Man wäscht sie darauf und behandelt sie eben so wie den Hanf.

Nach vielen vom Herrn Hall angestellten Beobachtungen und Berechnungen hat er gefunden, daß ein Aker, Land mit Bohnen bepflanzt, zwei hundert Pfund Fäden gibt, welche den Hanf in allen Fällen, wo besonders auf Dauer und Stärke gesehen wird, vortrefflich ersezen. Man kann sie auch zur Verfertigung des feinsten Papiers gebrauchen. In England, Schottland und Irrland werden jährlich 200,000 Aker (Acres?) Landes mit Bohnen bepflanzt.

Herr Hall beschäftigte sich über ein Jahr mit diesem Gegenstande, und hat ihn von verschiedenen Seiten genau untersucht. Er sezte eine Portion Fäden vom Bohnenstroh beinahe ein Jahr allen Einflüssen der Witterung aus, und eine andere ließ er eben so lange im Wasser liegen, ohne daß sie verschlechtert wurden. Die Portion, welche im Wasser lag, hatte jedoch einen größeren

Glanz, und eine bessere Farbe angenommen. Blos durch den öftern Uebergang vom feuchten zum trokenen Zustande leiden die Fäden etwas; (leidet doch sogar festes Holz dadurch) unterm Wasser, oder an einem trokenen Orte behalten sie dieselbe Güte.

Man kann die Fäden des Bohnenstrohes am Besten trennen, wenn man dasselbe in dünnen Lagen zwei oder drei Monate auf freiem Felde liegen läßt. Die Fäden trennen sich dann leicht, und durch die Brechmaschine kann man sie vollkommen rein erhalten. Nur ist dieses Verfahren besser bei Fäden zu gebrauchen, die man zur Papierbereitung gebraucht, da durch die Gährung des Strohes die Fasern etwas beschädigt, und daher schwächer werden.

Wenn das Bohnenstroh eingeweicht wird, um die Fäden zu trennen, und wenn man es durch die Maschinen reinigt, so muß man es nach der Quere in dieselben legen, weil es auf diese Art besser angeht. Will man es aber nicht einweichen (was doch auch mit dem Hanfe geschieht), so kann man es mit den Enden in die Maschine bringen, und braucht es alsdann nur einige Minuten lang einzuweichen. Es wird alsdann gebrochen, gewaschen und zum Gebrauche aufbewahrt. Kinder, Weiber, oder Greise können die Fäden vom Stroh trennen. Will man leztere blos zur Papierbereitung benüzen, so hat man das Einweichen und Brechen nicht nöthig, sondern kann sie sogleich in Päke binden, und bis zum Gebrauche aufbewahren.

Das Bohnenstroh enthält, so wie der Klee, die Weinreben, und die Zweige der Feigenbäume, einen süssen Saft, der ein vortreffliches Bier liefert, und durch Destillation auch auf Weingeist benüzt werden kann.

Bekanntlich wirft man beim Brechen des Flachses und Hanfes eine große Menge Abgänge weg, welche wegen ihrer Kürze und Dike nicht gesponnen werden können. Nach den Versuchen des Herrn Hall kann man aus ihnen durch Schlagen und Reiben noch gute und weiche Fasern erhalten, die zur Papierbereitung, da sie bereits im verkleinerten Zustande sich befinden, nur um desto besser gebraucht werden können. Sie können auch gebleicht werden.

Schäffer machte schon vor mehr als 50 Jahren in Deutschland Papier aus diesen Abgängen, und Koops in England macht wirklich ein gutes Papier daraus.

In London werden jede Woche 245,000 Zeitungsblätter gedrukt. Nun wiegen eins in das andere gerechnet 20 Zeitungen ein Pfund; (die Blätter sind sehr groß) das Gewicht der wöchentlich gedrukten Zeitungen beträgt also 12,250 Pfund, oder jährlich 637,000 Pfund. Obgleich dieses nicht die Hälfte des Papiers ist, das in England bedrukt wird, so reichen doch die Abfälle bei den Hanf- und Flachsfabriken allein hin, es hervorzubringen.

Herr Hall hat auch aus den Stengeln des Ginsters und der Malva sylvestris Flachs bereitet, und zwar aus lezterer einen, der feiner als Kameelhaar ist. Aus den Stengeln des Eibisch (Althea officinalis) hat der Apotheker Thorey in Hamburg vor mehreren Jahren eine Art Flachs bereitet.

Sprichwörter und Denksprüche für Land- und Hauswirthe.

Der Mann und die Frau im Hause sind die Spiegel ihres Gesindes.

Wenn die Henne nicht so wohl scharrt als der Hahn, so kann die Haushaltung nicht bestehen.

Eigen Feuer und Herd kocht wohl.

Eigen Herd ist Geldes werth.

Ist er gleich arm, so macht er doch warm.

Was der Fürst ist in einem Staate, das ist ein Hauswirth in seinem Hause. (Oder soll es wenigstens seyn.)

Wer in ein neues Haus nichts bringt, der findet nichts darin.

In ein großes Haus gehört viel, und ein großes Haus zehrt viel.

Zu einer guten Haushaltung gehört ein Noth-, ein Zehr- und ein Sparpfennig. (Man muß sich jezt mit dem zweiten begnügen.)

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Tod aus Liebe oder Freude.

In der Grafschaft Hampshire in England sah sich Emilie, die reizende Tochter eines Landpredigers, durch den Tod ihres Vaters in die Nothwendigkeit versezt, bei einer Freundin des älterlichen Hauses als Kammerfrau in Dienste zu treten. Zu ihrem Unglük besuchte dieß Haus öfters ein junger Landedelmann aus der Nachbarschaft, dessen Person bald den tiefsten Eindruk auf sie hervorbrachte. Zwar wendete Emilie Alles an, um ihre Leidenschaft zu unterdrüken, allein diese Anstrengungen hatten den verderblichsten Einfluß auf ihre Gesundheit, sie erkrankte gefährlich. Nach tausend vergeblichen Bemühungen, gelang es dem Arzt, ihr das Geheimniß ihrer Liebe zu entloken. Man nahm Rüksprache mit dem Baronet, und er, der selbst gegen Emiliens Verdienste nicht gleichgiltig geblieben war, erklärte sich bereit, sie zu ehelігen. Mit dieser Erklärung trat der Arzt vor das Bett der Kranken. Bei dem Eheversprechen richtete sie sich vom Lager auf; — mich eheligen?! — fragte sie nochmals, und sank den Augenblik todt auf das Lager zurük.

Vorbehaltene Lesart.

In einer Stadt in England ging ein Bauer vor einer Barbierstube vorbei, und las da am Fenster:

Wie Ihr denkt — hier wird umsonst barbirt,
umsonst gut Bier geschenkt

„Das ist doch etwas Gescheutes;" dachte der Bauer; „hier mußt du einmal einkehren, und dir einen guten Tag anthun." Er ging in die Stube, ließ sich einen Krug Porter nach dem andern geben, und reichte endlich seinen achttägigen Bart dem Scheermesser dar. Es geschah ihm pünktlich Alles zu Willen; er dankte kurzweg, nahm Hut und Stok, und wollte sich entfernen. Aber der Barbier hielt ihn fest, und verlangte Zahlung. Entrüstet wies der Bauer an das Fenster, und sagte: „Ihr Herren in der Stadt glaubt wohl, daß wir Landleute nicht eben so gut lesen können als Ihr?" „Nun, und wie liest man denn das?" fragte der Barbier. Der Bauer las die Aufschrift. „Schlecht gelesen!" antwortete der Barbier. „Wir lesen es so: Wie? Ihr denkt, hier wird umsonst barbirt? umsonst gutes Bier geschenkt?" „Ach!" rief der Bauer betroffen, indem er zahlte, „wie pfiffig treibt Ihr es, um die Leute hereinzuloken!"

Der süße Diebstahl.

Lieb's Mädl hatt' die Aeuglein blau,
Die Haare blond und fein;
Und während ich recht hineinschau,
Bin ich schon nicht mehr mein.

Ich sah im kleinen Sternlein mich,
Und sah ein süßes Licht.
Ich, Mädchen, ließ in Ruhe dich,
Doch du, du thatst es nicht.

Mit meinem scharfen Blik hinein
Flog meine Ruhe hin,
Ich bin jezt in dem Herzen dein,
Ach! du hast andern Sinn;

Doch kann ich dir nicht böse seyn,
Bleib nur ein schönes Kind;
Der Ruhediebstahl war ja klein,
Wärst du doch mit mir blind!

Wagenschmeerbrennerlied.

Ich führe meinen Karen,
Daß Andere gut fahren,
Und lebe still und froh;
Denn Alle machen's so.

Wenn ich nicht wieder führe,
Geht Rad und Deichsel irre;
Nur wer gut schmirt fährt schnell,
Das ist doch klar und hell.

Schön einfach und gerade
Geh ich, nicht zur Parade,
Und jedem geb ich frei
Ein Pfund, zwei oder drei.

Die Zeiten sind jezt nimmer
Voll Uebermuth und Schimmer,
Schön wohlfeil ist die Waar' —
Dann fährt man aber rar.

Ich und mein Schiebkarr'n werden
Schon alt von den Beschwerden;
Führ' oft zum nahen Ziel,
D'rum mach ich auch nicht viel.

Mein Vater hat's getrieben,
Bin auch dabei geblieben,
Mein Sohn muß Kärner seyn,
Da schiebt's sich gut allein.

Dem Tod gäb' ich ja gerne
Ein Fäßchen von der Ferne,
Der Schlingel aber spricht:
Ich kenn' die Stände nicht.

Sterb ich, Herr Pfarrer! sprechen
Sie nicht von den Gebrechen
Das Dings, es ist so schön,
Mit Schmeer durch's Leben geh'n.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert portofrei.
Redakteur: J. E. Färst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

III. Jahrgang. Nro. 46. 19. November 1836.

Inhalt: Pater Abrahams a Sancta Clara Etwas für Alle. — Aberglaube und Betrügerei. — Die vier Dreier. — Mittel, die Heizkraft des Holzes und der Kohlen zu vermehren. — Sprüchwörter und Denksprüche für Land- und Hauswirthe.

Pater Abrahams a Sancta Clara

Etwas für Alle.

Dritter und lezter Faszikel.

Todesstille herrschte dießmal im Hause; kein Laut regte sich; kein Mensch war zu sehen; wir verwunderten uns höchlich und waren im Begriff, umzukehren; besannen uns gleichwohl, kehrten nicht um, sondern betraten suchend eine der Hallen, wo er an Rast- und Feiertagen zuweilen sein emsiges Völklein versammelte. — Und sieh da, alle saßen in ruhiger Stille; auch wir sezten uns schweigend und der Dinge harrend, die da kommen sollten; und der alte Herr bestieg feierlich-ernst eine Art Rednerbühne und begann folgender Maßen:

Meine lieben und unlieben, geehrten und ungeehrten, gesezten und kindischen, aufmerksamen und unaufmerksamen Zuhörer! Ganz wundersam wird mir zu Muthe, wenn ich da hinabblike und bedenke, aus was mancherlei Handthierungen euere Versammlung besteht; sintemal hier anzuschauen so viele Tonkünstler, die immer einen hohen Ton anstimmen, so viele Maler, die andern gern blauen Dunst vormalen; so viele Kaufleute, die mit tauben Nüssen und Bärenhäuterzeug handeln; so viele Fischer, die mit faulen Fischen umgehen; so viele Schneider, die die Nakten kleiden, die Wahrheit nemlich, und um Stoff dazu zu bekommen, dem Nächsten die Ehre abschneiden; so viele Reiche, die die Hungerigen speisen, mit Worten nemlich; so viele Fuhrleute, die den Nächsten führen, hinters Licht nemlich; so viele Schlosser, die jedem andern einen Riegel vorschieben; so viele Gärtner, endlich die ihre Schelmstüke ganz artig verblümen.

Unter so manchen Gedanken nun, die mir bei diesem Anblik zu Sinne kommen, will mich denn auch bedünken, daß so wenig ein weißer Hirsch wie ein Frosch quäkt, ein Hase Gemshörner auf der Stirn trägt und wie ein Ziegenbok mekert, ein Hund mit Eberzähnen auf der Nase, wie ein Stier brüllt, so wenig eine Kaze einen Igelbalg trägt und wie ein Hahn kräht, so wenig eine Bruthenne Schafwolle trägt und wie ein Kater miault, und ein Hecht mit einem Hahnen-Kamm auf dem Kopfe stolzirend wie ein Pferd wiehert, so wenig dürfe auch ein Mensch eine Mißgeburt, ein halber Engel und ein halber Teufel seyn; maßen keiner halb, sondern ganz in den Himmel oder in die Hölle kommt. Nun weiß ich aber für gewiß, daß viele aus euch in diese große Pfänderstrafe verfallen, die das ewige Leben verspielen; und wenn manchem aus euch dieß nicht einleuchten will, so rührt dieß lediglich daher, weil er sich selbst nicht kennt, woran Vieles, ja Alles gelegen ist, da der Kranke, der nicht weiß und nicht wissen will, daß er krank ist, dem Tod von selbst in den Rachen läuft. Darum ist vor Allem mein unmaßgeblicher Rath, daß ihr heute endlich einmal die Augen aufthuet und euch selbst erkennen lernet. Fraget ihr mich, wie ihr dieß anstellen sollt, so erwarte ich euch, was geschrieben steht: „Kennst du dich selbst nicht, so geh hinter den Fußtritten der Herde!“ — Warum? — Darum, weil ihr dort euer wahres Porträt, Zug für Zug, wie in einem Spiegel findet. Solltet ihr etwa hieran zweifeln, so folget auf mein Wort, den Fußtritten der ersten besten Ochsentrift, und bald werdet ihr Wolken Staubes aufsteigen sehen; und je mehr die Augen eines jeglichen verfinstert werden, desto deutlicher sieht er sein Bildniß: **pulvis es et in pulverem reverteris**, zu deutsch; „Du bist Staub und Asche, und sollst wieder zu

Staub und Asche werden!" Da wir also sammt und sonders Staub und Asche sind und abermal in Staub und Asche zerfallen sollen, so frage ich euch, meine sehnlichen sowohl als ansehnlichen hochansehnlichen und unansehnlichen Zuhörer, ob es sich wohl der Mühe lohnt, daß wir in diesem staubigen Leben den Ton so hoch anstimmen, uns und andern blauen Dunst vormalen, uns um taube Nüsse balgen u. s. w.? — Denn was anders ist dieß Leben als ein Tummelplaz für Marktschreier, ein lächelnder Wahnsinn, eine falsche Freude, ein wahrer Schmerz, eine kranke Gesundheit, ein unaufhörlicher Durst, ein magerer Ueberfluß, ein hungeriger Ekel, eine schmeichelnde Grausamkeit, eine lange Kürze, ein Treibhaus trauriger Lüste, eine kurze Herberge in einem baufälligen und unreinen Hause, eine mühsame Zurichtung für Würmer? — ..

Aber ich sehe es euch an den Augen an, diese wahrhafte Schilderung des Lebens will eurem verwöhnten Gaumen nicht zusagen; sintemal ihr euch noch ganz warm an die vergangenen Fastnachtfreuden erinnert, auf die eine Fasten folgte, die euch nun ohne Ende zu seyn bedünkt. Sollte aber nicht dieß selbst euch billig erinnern, daß alle Freude schnell zu Ende geht, und daß der Weg des verlorenen Sohnes, in dessen Kalender kein anderer Tag als der **dies veneris**, und in dessen Bibliothek kein anderes Buch als der Frisius zu finden war, gerade von Friesland nach Hungern führte? Und alle gehen diesen Weg, deren Bauch ihr Gott ist, dem auf dem Altar des Herdes beständiges Opferfeuer knistert. Denn da steht sein Opferer mit dem Zepter, **scilicet** Kochlöffel in der Hand, und übt herrisch die Gewalt, dem Menschen von Anbeginn gegeben, zu herrschen über die Fische des Meeres und über die Vögel des Himmels und über alle Thiere, die sich auf Erden bewegen. Da ist kein Element, das nicht seine Inwohner zum Frohndienst in die Küche senden müßte; sogar die Schneken müssen auf der Post von Mauritanien herbei kriechen, es werden die Fische aus Paphlagonien berufen, und die Vögel aus Asien zitirt. Nur die Raben exküsiren sich, und zwar hier zur rechten Zeit, mit ihrem gewöhnlichen cras, cras! Da erscheint denn der Speisen eine große Menge und auf mancherlei Weise: Warmes, Kaltes, Süßes, Saures, Gesottenes, Gebakenes, Gebratenes, Gefrornes, mit allerlei Zusäzen, Gewürzen, Zuker, Rosinen u. s. w. — Nicht wahr, es wässert euch der Mund, ei freilich! Auch dem armen hungernden Lazarus wässerte der Mund, obzwar bescheidentlich nur nach den Brosamen, die von des Reichen Tische fielen, die ihm aber Niemand gab, indeß der Prasser **epulabatur quotidie**, täglich vollauf schmauste, bis endlich der Ruf der Prophetenjünger an ihm in Erfüllung ging: **mors est in olla**: „der Tod ist im Topfe!" Denn dieser Tod, der sowohl den Frießländer als den Hungerländer ohne Gnade fortführt, kam, ehe er dessen sich versah; denn: **Factum est, ut moreretur mendicus, mortuus est autem et dives**; „es begab sich, daß der Arme starb; so ist auch der Reiche gestorben." Also nicht allein der arme Lazarus, sondern auch der reiche Mann ist gestorben; nicht blos Der, der den Almosenzins von Haus zu Hause einsammelte, sondern auch, der Hände voll Geldes wie der Sämann den Rübsamen ausgeworfen, **mortuus est**, ist gestorben; nicht blos Der, der auf allen Gassen mit durchlöcherter Kappe in der Hand, den Vorübergehenden aufgewartet und mit kläglichen Geberden zu verstehen gab, was dieser Opferstok verlange, sondern auch, der seinen mit feinen Straußfedern besezten Kastorhut unter dem Arm trug, die schön gelokten Haare ja nicht einzudrüken, **mortuus est**, ist gestorben; nicht nur der die Summen, die er einnahm, auf keiner andern Zählbank als auf der flachen Hand überzählte, ohne zu fürchten, daß irgend ein Silberling verloren gehe, sondern auch jener, in dessen Schazkammer die Geldsäke nach Ordnung der Orgelpfeifen standen und dem gleich dem König Midas Alles sich in Gold verwandelte, **mortuus est**, ist gestorben; nicht nur der kaum bedekte hungerige Brosambettler, der sein armes Suppentöpflein am Küchenfenster mit einem „Erbarme dich meiner!" bei dem Geschirrabwascher als demüthige Bittschrift eingereicht, sondern auch, der in zarte Leinwand und prunkenden Purpur gekleidete, reiche Prasser, **qui epulabatur quotidie**, der täglich schlemmte, **mortuus est**, ist gestorben. Ja wohl gestorben, begraben und längst von den

Menschen vergessen! — Dieß Alles und noch weit mehr könnet ihr in obgesagtem Staubwolken-Spiegel sehen, wenn ihr die innerliche Augensprache verstehet.

Aber ich kenne Einige unter euch, die da meinen, das ginge sie wenig an und damit habe es gute Wege, und die dabei auf schlechten Wegen gehen und, nach des Herrn Wort, mit dem Widersacher nicht Friede machen wollen, so lange sie mit ihm auf dem Wege sind, bis dieser sie dem Richter überantwortet, der sie in den Kerker wirft und den Quälern übergibt; und diesen will ich eine anmuthige, zwar alte, aber beständig neue Geschichte erzählen.

Es war einmal eine große, schöne, mit starken Mauern wohlgeschüzte, aber von bösen Inwohnern böse bewohnte Stadt, die hieß Jericho. Dieser festen Stadt und ihren Inwohnern träumte nichts weniger, als daß sie je sollte erobert werden. Es erhielt aber der Feldherr Josue von dem Herrn der Kriegsheere den Befehl, sie einzunehmen; und zwar that er dieß auf folgende Weise: Sechs Tage nach einander hielt er mit seinem ganzen Heere täglich eine Prozession rings um die Mauern. Voran gingen die gewaffneten Soldaten; diesen folgten sieben Priester, die die Posaunen bliesen; hierauf folgten sieben andere, die die Arche des Bundes trugen; den Beschluß machte Josue selbst, dem das übrige Heereslager ohne Waffen folgte. Als sie nun zum siebenten Male prozessionirten und die Posaunen erschollen, befahl dieser Heeresführer dem ganzen Volke ein lautes Feldgeschrei zu erheben. Und sieh, da stürzten die festen Mauern der Stadt zusammen, ohne daß eine sichtbare Hand sie berührte, und niedergemacht ward Alles und alle Häuser zerstört, mit Ausnahme eines einzigen. Ist das nicht eine denkwürdige Historie? — Denkt euch nun einmal das Schreken der Jerichoniten, als sie am ersten Tage vor den Stadtmauern die große Menge Kriegesvolkes sahen, die in solcher Ordnung mit der Bundes-Lade und unter dem Schall der Posaunen um die Stadt herumzogen! Zitternd und zagend, daß sie jezt sich in Reihen ordnen, jezt zu den Waffen greifen, jezt, jezt zum Sturm anlaufen würden, beriefen sie alle Inwohner zur Gegenwehr. Aber sie erholten sich von ihrem Schreken, da sie sahen, daß die Feinde nach diesem Aufzuge sich wieder ruhig ins Lager begaben. Und weit geringer ward ihre Angst, als am folgenden Tage diese Prozession wiederholt ward, wiewohl sie sich noch immer höchlich verwunderten, da es ihnen nicht einleuchten wollte, wozu eine so große Zurüstung ohne Nuzen geschehe. Den dritten Tag verwandelte sich ihre Verwunderung in Gelächter, da dieser Aufzug immer nur mit leerem Geräusche endigte. Als aber diese Prozession auch am vierten, fünften und sechsten Tage wiederholt wurde, da faßten sie Muth, brachen in Gelächter aus, spotteten der prozessionirenden Feinde, verhöhnten sie und riefen wohl gar von den Stadtmauern herunter: Ei, seht doch die tapfern Kriegshelden! Ihr feigen Memmen möchtet wohl gern Städte mit Posaunenschall erobern? Haltet ihr uns etwa für Hasen, die durch eine Feldmusik sich verscheuchen lassen? Blaset ihr nur zu, wir wollen indessen Eins dazu tanzen. Am Höchsten stieg ihr Spott und ihre Verachtung am siebenten Morgen; und noch lachten und spotteten die Unglükseligen über den Schall der Posaunen, als alle Mauern plözlich zu Boden fielen, die stürzenden Thürme und Bollwerke krachten, die Basteien zur Erde sanken und die Feinde mit gezüktem Schwerte eindrangen, Alles niedermachten, in Stüke hieben, und alle Pläze voll der Todten lagen.

Ich glaube, ihr kennet diese Stadt und ihre Belagerung. Sie ist das verstokte Herz, das Josue, oder Jesus, nicht der Sohn des Nun, sondern Jesus, der Sohn des lebendigen Gottes belagert und auffordert, sich Ihm zu ergeben. Siebenfache Einflößungen seines heiligen Geistes sendet Er voraus, läßt dann die Posaunen apostolischer Männer und Prediger ertönen, den bevorstehenden Fall der Stadt nicht Ein Mal, sondern oftmals verkündigen; ja, Er Selbst befiehlt jeglichem aus ihnen: „Schreie ohne Aufhören; erhebe deine Stimme gleich einer Posaune und künde meinem Volke ihre Laster und dem Hause Jacob ihre Sünden!“ Aber was richten die Seher des Herrn aus? Vernehmen also verstokte Herzen das erste Mal diesen Posaunenschall, so erzittern sie

vor Schreken über die angedrohte Strafe, fangen wohl auch an, zu beten und legen, wenn's hoch kommt, ein Mal ein ängstliches Bekenntniß ab; hören sie diesen Schall zum zweiten Mal, dann verkehren sie die Furcht in Verwunderung; und erfolgt das dritte Mal nicht alsogleich die angekündigte Strafe auf dem Fuße nach, so wandeln sie die Verwunderung in Gelächter, das Gelächter in Unwillen, den Unwillen in Scherz, den Scherz in Verachtung und Spott. „Sie hören die Rede des Herrn und machen sich ein Lied daraus!" Und je länger die Drohung verzieht, je weniger fürchten sie dieselbe, und sprechen wohl zu einander: Habet ihr gehört, wie er heute wieder die Posaune geblasen? Was will er denn mit dem Getöse? Meint er etwa mit seinem Poltern uns zu erschreken? Glaube ihm, wer da will; ich habe ihn nun oft genug schreien gehört. Was ist denn daraus geworden? Alles ist beim Alten geblieben. Wo sind die Strafen, wo die Armuth, die Krankheit, die Theurung geblieben? Wir sind gesund, lustig und guter Dinge. Und in größerer Vermessenheit als je zuvor sinnen sie auf Frevelthaten. Aber wehe! schon ist der sich sicher wähnende Verbrecher umgarnt; und in dem Augenblike, wo er eben zur That schreiten will und spricht: „Friede und Sicherheit" (zeitlicher Friede und Sicherheit vor ewigen Strafen), kommt plözlich das Gericht Gottes über ihn. „Sie aßen und tranken und fuhren plözlich zur Hölle!" Drum, wer noch Ohren hat zu hören, der höre und erbarme sich seiner selbst, damit er Barmherzigkeit finde, wenn

Laut wird die Posaune klingen
Und durch ferne Grüfte bringen
Alle vor den Thron zu zwingen!

Aberglaube und Betrügerei.

Wie sehr der Aberglaube noch auf dem Lande unter dem Bauernvolke herrsche, mag nachstehender Vorfall neuerdings beweisen. Vor einigen Tagen kamen zu einem ⅞ Höfler im Gerichte C. eine Manns- und eine Weibsperson, beide in Zigeunertracht; das Weibsbild sprach beim Eintritte: Glük herein, Glük herein, und Unglük hinaus. Sie baten um die Nachtherberge, der willige Hauswirth gestattete ihnen diese; sie waren zwei Tage da, als das Weibsbild unvermuthet zu der Bäuerin sagte: „O meine Bäuerin! du dauerst mich, dir ist es von bösen Leuten gethan worden, daß du in drei Wochen im Grabe liegst, und Niemand als ich, auch kein Geistlicher kann dir mehr helfen." Die Bäuerin gestand ihr nun, daß ihr einen Tag wohl, den andern wieder übel sey, und gar lieb wäre, wenn ihr geholfen werden könnte.

Nun sagte das Weibsbild, so bringe mir einen weißen Zwirnsfaden; in diesem mache 9 Knöpfe, so fest, als du kannst, und jeden mache im Namen Jesu. Diesen Faden mußte die Bäuerin in der Faust halten, und so beteten sie 5 Vater unser mit einander. Nach dem Gebet nahm das Weibsbild den Faden wieder heraus, zeigte ihr, daß kein Knopf mehr daran war, und sagte: Nun Bäuerin kannst du sehen, daß ich dich für keinen Narren halte, und meine Sache richtig ist; soll ich dir also helfen, so mußt du mir geben: eine Bettzieche, deinen Taufzeug, einen Unterrok, ein Hemd, ein Zipfeltuch, und ein Tischtuch, dann dein Geld, und 3 handvoll Mist aus dem Stalle; denn mit diesen Sachen ist es dir gethan worden, und mit diesem Allen muß ich um Mitternacht unter freiem Himmel auf den Kreuzweg stehen, und die Hexe, welche dir es gethan hat, zwingen, daß sie kömmt, und dir nicht nur all Obiges, sondern auch das wieder bringt, um was sie dir bisher Schaden war, nicht nur du, sondern auch deine Kinder und Kindeskinder werden's mir danken. Morgen um 9 Uhr in der Frühe wird die Hexe kommen, und von dir eine dreizakigte Mistgabel (die du ihr aber nicht geben mußt) begehren, dich um Verzeihung bitten, und dir mehrere 100 fl. bringen, daß dir und deinen Kindern auf Ewig geholfen wird. Sie sagte es, brannte etwas, das wie ein gefaultes Holz aussah, und hielt es ihr unter die Nase mit den Worten: es riecht nicht gut, aber du mußt es doch anzünden, denn die bösen Leute können es nicht riechen. Die Bäuerin brachte ihr alles Verlangte; dieses pakte die Tausendkünstlerin ein, und wikelte auch den Mist besonders in einen Fe-

gen ein. Ehe diese Betrügerin fortging, sagte sie zur Bäuerin: Ich kann noch nicht gehen; denn dein Bauer erbarmt mich zu sehr, auch ihm ist es von bösen Leuten gethan worden. Auf eine ähnliche Art versprach sie ihm zu helfen, daß er an sie denken werde (und das thut er auch wirklich), schwätzte ihm sein Geld, so in etlichen 40 Gulden bestand, heraus, und sagte: um dein Geld darf dir nicht leid seyn, du bekommst es (dieß sagte sie am Montag) am Mittwoch wieder, und wo das Geld ist, muß auch der Schlüssel seyn, sie legte den Schlüssel in den Kasten, und schlug diesen zu. Endlich bat das Weibsbild die Bäuerin dringend, sie soll dem Mann den Kasten vor der Zeit nicht öffnen lassen; denn am Mittwoch springt er selber von selbst auf. Sie gingen fort. Dem Bauer war doch nicht allerdings gut zu Muthe, er sprengte nach einer Viertelstunde mit einer Axt den Kasten auf, und fand in einem Büschel Haar sein Geld — nicht mehr, wohl aber dafür einen großen schweren Stein. Dieß ist der Ausgang dieser Geschichte, und der Beweis, wie weit noch eingewurzelte Vorurtheile und dummer Aberglaube führen. Weder der Pfarrer im Beichtstuhle, noch der Richter in der Amtsstube würden es mit allmöglicher Beredsamkeit dahin gebracht haben. — Eine Landstreicherin konnte es.

Die vier Dreier.

Zu den Zeiten Kaiser Friedrich des Zweiten lebte ein Schmid, der alle Tage in seiner Werkstätte arbeitete, ohne weder den Sonntag, noch Ostern, oder einen der höchsten Feiertage zu beobachten, und immer arbeitete er nur so lange, bis er vier Dreier verdient hatte, dann machte er Feierabend. Mochte er noch so viel zu thun, noch so großen Gewinn von einer bestellten Arbeit zu gewärtigen haben, waren die vier Dreier verdient, so rührte er keinen Finger mehr. — Nun ward es dem Kaiser hinterbracht, wie der Schmid jeden Tag arbeite, und weder den Sonntag, noch Ostern, noch einen andern der höchsten Feiertage heilige. Als er dieß hörte, berief er ihn vor sich und fragte ihn, ob es wahr sey, was man von ihm sage; der Schmid gestand Alles ein. „Wohlan," fuhr der Kaiser fort, „sprich, warum handelst du also?" — „Herr!" erwiederte Jener, „ich habe mir einmal für allemal zur Regel gemacht, jeden Tag so viel zu arbeiten, daß ich vier Dreier verdiene, und dann für diesen Tag nichts mehr zu thun." — „Und was machst du mit diesen vier Dreiern?" — „Herr, zwölf Heller verschenke ich, zwölf erstatte ich, zwölf werfe ich weg, und zwölf verwende ich." — „Wie so das? Erkläre dich deutlicher!" — „Herr, zwölf verschenke ich um Gotteswillen; zwölf andere gebe ich meinem Vater zu seinem Lebensunterhalt, weil er so alt ist, daß er nichts mehr erwerben kann, er hat sie mir vorgeschossen, als ich noch so jung war, daß ich mich nicht selber ernähren konnte. Die zwölfe, welche ich wegwerfe, gebe ich meiner Frau zu ihrer Verfügung: sie sind weggeworfen, weil sie nichts thut, als essen und trinken; die zwölf letzten Heller verwende ich zu meinen eigenen Bedürfnissen; mithin verbrauche ich die vier Dreier, wie ich Euch gesagt habe."

Als der Kaiser dieß hörte, war er unschlüssig, was er thun solle. Er dachte: wenn ich ihm geböte, von seiner Gewohnheit abzulassen, so würde ich ihn verdrüßlich und irre machen; ich will ihm daher ein strenges Gebot auferlegen, und wenn er dagegen verstößt, ihn zugleich für Alles strafen, was er meinen und den göttlichen Befehlen zuwider gethan hat. „Geh mit Gott!" sprach er zu dem Schmid, „aber hüte dich, bei Strafe von hundert Pfund, Jemand etwas von unserer Unterredung zu sagen, es sey denn, daß du zuvor hundertmal unser kaiserl. Antliz gesehen hättest." — Diesen Befehl ließ er von seinem Schreiber aufzeichnen. Der Schmid beurlaubte sich und begab sich an seine Geschäfte.

Bald darauf berief der Kaiser die Weisen an seinen Hof, um sie auf die Probe zu stellen; legte ihnen den Fall von den vier Dreiern vor, von denen einer verschenkt, einer erstattet, einer weggeworfen und einer verwendet werde, und fragte, wie dieß zu verstehen sey. Die Weisen wußten nicht gleich Rath und baten daher um eine achttägige Bedenkzeit, welche ihnen bewilligt ward.

In ihren Zusammenkünften bemühten sie sich indeß vergeblich, das Räthsel zu lösen, bis sie zulezt muthmaßten, daß sich die Frage auf den Schmid beziehe, welchen der Kaiser hatte berufen lassen, ohne daß Jemand wußte, warum. Sie mittelten also seine Wohnung aus, begaben sich heimlich dahin und befragten ihn um die Bedeutung der seltsamen Worte. — Aber der Schmid, dem der Kopf auf dem rechten Fleke saß, hütete sich wohl sein Geheimniß zu verrathen. Als sie ihm zulezt Geld anboten, ward er willfährig und sprach: „Besteht ihr darauf, es zu wissen, so geht hin, und bringt mir hundert Goldgulden; unter keiner andern Bedingung werdet ihr es je erfahren.“ — Die Weisen, denen kein anderes Mittel übrig blieb, fürchteten, der Termin möge verstreichen, und gaben ihm die verlangten hundert Goldstüke. Der Schmid nahm sie, bevor er ihnen ein Wort sagte, Stük für Stük in die Hand, beschaute das Gepräge, welches auf der einen Seite den Kopf Kaiser Friedrich des Zweiten darstellte, mit aufmerksamem Wohlbehagen, und sagte dann den Weisen Alles, was er dem Kaiser über die vier Dreier gesagt hatte. Befriedigt gingen diese von ihm und erwarteten den Verlauf der acht Tage.

Als diese verstrichen waren, ließ der Kaiser sie vor sich berufen, um die Antwort seiner Weisen auf die ihnen vorgelegte Frage zu hören, und siehe, sie sagten ihm genau Dasselbe, was er von dem Schmid gehört hatte. Der Kaiser wunderte sich sehr, wie sie dieses erfahren, ließ den Schmid vor sich laden und gedachte bei sich selbst: „Den will ich gut auszahlen! Sie werden ihm mit Versprechungen und Drohungen so lange zugesezt haben, bis er ihnen Alles mitgetheilt hat; durch ihre eigene Weisheit hätten sie es nun und nimmer herausgebracht. Er hat sich indeß selber geschadet.“

Der Schmid kam und der Kaiser redete ihn an: „Meister! Ihr habt Euch schwer an meinem Verbote versündigt, indem Ihr ausplaudertet, was ich Euch befahl, geheim zu halten. Das wird Euch theuer zu stehen kommen!“ — „Herr!“ begann der Schmid, „Ihr habt zu verfügen, nicht nur über mich, sondern über die ganze Welt, nach Euerm Wohlgefallen; ich unterwerfe mich Euch, wie einem geliebten Vater und Herrscher. Wißt aber, daß ich nicht glaube, mich wider Euch vergangen zu haben, denn Euer Befehl lautete dahin, was ich Euch gesagt, Niemand zu offenbaren, es sey denn, daß ich zuvor hundert Mal Euer kaiserliches Antliz gesehen hätte. Ich durfte mithin dem Ansinnen der Weisen kein Gehör geben, bevor ich der von Euch gestellten Bedingung genügt hatte. Diese suchte ich also zu erfüllen, und ließ mir, ehe ich ein Wort sagte, hundert Goldgulden geben, besah in ihrer Gegenwart Euer darauf ausgeprägtes Bild und sagte ihnen erst dann, was sie von mir zu wissen begehrt hatten. Dadurch, mein gnädiger Herr und Kaiser, glaube ich mein Gewissen mit keinem Verstoße wider Euer Gebot beschwert zu haben.“

Als dieß der Kaiser hörte, mußte er lachen und sprach: „Geh mit Gott, du bist klüger als alle meine Weisen; der Herr schenke dir Glük und Segen!“ — Damit beurlaubte sich der Schmid von dem Kaiser, kehrte nach seiner Heimat zurük und lebte fortan im Frieden nach seiner Weise.

Mittel, die Heizkraft des Holzes und der Kohlen zu vermehren.

Es ist schon eine alte, aber nur zu wenig beachtete Bemerkung, daß Wasser oder Wasser-Dämpfe, in solcher Menge an brennende Körper geleitet oder in ihnen entwikelt, daß diese noch die Kraft haben, es in seine Bestandtheile (Sauerstoff und Wasserstoff) zu zersezen, das Verbrennen befördern und die Hize sehr vermehren, weil dann das freiwerdende Wasserstoffgas verbrennt, das Sauerstoffgas aber das Verbrennen sehr befördert. Dem gemäß besprizen die Schmide ihre Kohlen mit Wasser, um die Glut derselben zu vermehren.

Im Bergischen benezt man die Steinkohlen unmittelbar vor dem Anbrennen mit Wasser, so daß sie ganz naß werden, da sie nur dann gut brennen und starke Hize entwikeln.

Früher empfahl man auch, um die Hize zu vermehren, eine Lage feuchte Asche auf den Herd

des Ofens, so wie zu beiden Seiten des Feuers eine kleine Erhöhung mit feuchter Asche zu machen, ehe man das Feuer anschürte. Die feuchten Dämpfe, die sich aus diesem entwikeln, werden durch das Feuer (wenn dieses stark genug ist) zersezt und vermehren die Hize.

Dana in Edinburg zeigte durch einen unmittelbaren Versuch, daß ein dünner Strahl von Wasserdampf auf glühende Kohlen oder auf die Flamme einer Lampe geleitet, das Brennen befördert, *) das Licht verstärkt und das Rauchen verhindert. Er schlug vor, Dampf in die Flammen der Strassenlampen zu leiten, um eine vollkommenere Verbrennnng und ein stärkeres Licht zu erhalten. Die Flamme der Lampe könnte zugleich das Wasser im Sieden erhalten, welches die Dämpfe dazu herzugeben hätte.

Neuerlich fand man auch, daß grünes und trokenes Holz, zugleich verbrannt, mehr Wärme gaben, als troknes allein, was ebenfalls blos den aus dem frischen, feuchten Holze sich entwikelnden Dämpfen, welche durch die von dem trokenen erzeugte Hize zersezt werden, und dann das Verbrennen und die Wärme vermehren, zuzuschreiben ist.

Diese Thatsachen können in Zukunft noch wichtige Verbesserungen veranlassen, da sie uns dahin führen, das Wasser, das man nur zu oft ganz feindlich dem Feuer entgegengesezt dachte, zur Vermehrung der Hize und zur Ersprung der Brenn-Stoffe zu benüzen.

Feuchte Sägespäne, wie sie von dem Auskehren der Wohnzimmer gewonnen, und im Mist geschüttet werden, in den Ofen auf brennendes Feuer gebracht, brennen sehr lebhaft, selbst bei verschlossenem Ofen, weil das sich entwikelnde Wasserstoffgas das Brennen befördert.

Da, wo die Sägespäne wenig Werth haben, und im Ueberfluß vorhanden sind, wo es zugleich an Dünger nicht mangelt, wo aber das Holz im größeren Werthe steht, könnten dieselben mit Vortheil als Brennmateriale mit Thon oder Steinkohlenstaub, zu Ziegeln geformt, verwendet und feucht angewendet werden, indem sie auf brennendes Feuer, zum Nachlegen oder Unterhalten desselben dienen könnten. Kugeln von feuchtem Thon würden das Verbrennen und die Hize befördern und vermehren.

Noch vollkommener würde dieser Zwek erreicht werden, wenn man durch kleine Röhren, die sich mit einer bedekten Oeffnung im Feuer oder in den Kohlen endigten, Wasserdampf in dieselben leitete. Dieser könnte aus einem am Ofen selbst angebrachten Wassergefässe entwikelt werden, was zugleich den Vortheil hätte, daß er erst dann einzuströmen anfinge, wenn die Glut schon etwas stark ist. Durch einen Hahn könnte man den Zufluß desselben regeln.

Bei Oefen, wo die Glut stark genug ist, um den Aschenherd gehörig zu erhizen, könnte man auch in diesen, oder unter den Rost Wasser-Gefäße stellen, aus denen der sich entwikelnde Dampf in das Feuer stiege. Bei den Sparherden könnte eine solche Vorrichtung leicht angebracht werden, besonders aber bei Oefen. Töpfer und Schlosser, die solche Oefen verfertigten, würden bald sich eines beträchtlichen Verschleißes zu erfreuen haben, indem sich die Vortheile derselben in Bezug auf Ersparung von Brennstoffen sehr bald überzeugend äußern würden. Dieß wäre nicht minder der Fall mit Oefen aus Gußeisen.

Sprichwörter und Denksprüche für Land- und Hauswirthe.

Der Reiche hält Haus, und der Arme kommt auch aus. (Den Unterschied macht blos das Wie?)

Wenn der Knecht den Hauswirth und die Magd ihre Frau lehren haushalten, so zieht die Nahrung die Füsse zusammen. (Das kommt daher, weil nicht jeder an seiner Stelle ist.)

Kein Mist dünget den Aker besser, als den der Herr mit seinen Füssen darauf trägt.

Wenig Aeker wohl gebaut, sind ein Haus-Schaz. (Vormals; jezt bringen viele gut gebaute Aeker wenig ein.)

*) Eben so verstärkt ein dünner Strahl Wasser aus einer Sprize eine überhand genommene Feuersbrunst, eben so, als wenn Oel in das Feuer gegossen würde. Es ist ein gemeinschädlicher Irrthum, zu glauben, das Wasser sey unbedingt ein Feuerlöschmittel.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Die Prüfung.

Der Bezier eines Schachs von Persien weigerte sich, einen Befehl des Lezteren zu vollziehen, weil er denselben für ungerecht hielt. Der Schach, darüber höchst aufgebracht, gab ihm auf der Stelle seinen Abschied, und ernannte einen andern zum Bezier. Nachdem des Schach erste Aufwallung des Zornes verraucht war, ließ er den in Ungnade Gefallenen vor sich rufen. Du verdientest zwar — sprach er zu ihm — für deine Widerspenstigkeit noch härter bestraft zu werden, ich will es aber dabei bewenden lassen, daß du dein Amt nicht weiter verwalten sollst, und in Rüksicht deiner mir seit vielen Jahren geleisteten Dienste, magst du alles Das behalten, was du, während du Bezier warst, von mir empfangen hast. — Erhabener Herrscher! erwiederte der Bezier, ich bedarf der Schäze nicht, womit mich Eure Gnade überhäuft hat. Ich flehe um die Vergünstigung, daß ich sie Euch wieder zu Füßen legen darf; wenn Ihr mir aber doch eine Gnade zu erweisen geruhen wollt, so bitte ich, mir ein wüstes Dorf in Eurem großen Reiche dafür zu schenken, damit ich es durch meinen Fleiß, meine Sorgfalt und Industrie mit Hilfe meiner Leute wieder aufbauen, und den vernachläßigten Boden wieder urbar machen kann.

Der Schach gab sogleich Befehl, daß man ein solches Dorf aufsuchen und dem ehemaligen Bezier als sein Eigenthum übergeben solle. Nach langem und vielen Suchen berichtete man dem Schach, daß man ein solches wüstes Dorf nirgends habe finden können. Der entlassene Bezier wurde wieder zu dem Schach gerufen, und dieser sagte zu ihm: es thut mir leid, daß ich Eurem Verlangen nicht willfahren kann. Ein solches Dorf, wie Ihr Euch gewünscht, gibt es nicht in meinem Reiche. Das weiß ich recht gut, — erwiederte der Bezier — denn während Ihr mir das Amt eines Beziers anvertraut hattet, habe ich keinen Eifer und keine Mühe gespart, um überall Wohlstand und Kultur zu verbreiten. Meine Bitte geschah blos, um Euch von dem Zustande Eures Reichs bei meiner Entfernung von meinem Amte in Kenntniß zu sezen, damit Ihr meinem Nachfolger es einschärfen möget, dafür zu sorgen, daß er einst bei seinem Ausscheiden von seinem jezigen Posten, Euch eben so darüber Rechnung ablegen kann.

Die beiden Kameraden.

(Für's liebe Landvolk gemacht.)

Ich und der Sepp sind alle Zeit
Beisammen, ist ein' Lust.
Ich thu, was mein' Kameraden freut,
Er trägt mich in der Brust.

Er trinkt sein' Sach' mit Appetit,
Mir schmekt's als wie ein' Fisch;
Er will zum Essen auch ein' Fried,
Ich äss' noch oft den Tisch.

Das Geld wird ihm wohl winzig klein,
Mir geht's bei Zeiten aus;
Er brokt schon 's ganze Gütl ein,
Und ich verwichs' mein Haus.

Er liebt den Nächsten wunderbar,
Ich will mit jedem Ruh';
So lebt er alle Tage rar,
Ich geh' dem Himmel zu!

Der Sepp läßt sich ein Anseh'n geb'n,
Ich halt viel auf Respekt;
Ihm wird zu kurz dieß schöne Leb'n,
Weil's mir auch nimmer glekt.

Ein' wahre Freude ist's zu seh'n,
Wie wir so freundlich thun.
Wie wir stets mit einander geh'n,
Und sizen, singen, ruh'n.

Wir beide beten nicht zu sehr,
Doch flehet jeder hoch:
Laß uns zugleich absegeln, Herr!
Nur mag's lang schmeken noch.

Und ich sag' gleich, ich mag nicht hin,
In's ewi' Leben h'nein;
Denn wenn der Seppl nicht drin ist,
Will ich kein Engerl seyn.

Drum merkt's euch, Leute! haus't so schön,
Wie ich und mein Kamerad;
So könnt ihr froh durchs Leben geh'n
Und geh'n auf jedem Pfad.

Herbstgedanken.

So fallen denn schon wieder
Die falben Blätter nieder
Von Bäumen, Blum' und Kraut:
Sie künden meiner Wonne,
Dem Glanz' und Strahl' der Sonne
Den Tod. Froh, wer dem Herrn vertraut.

So sinket auch mein Leben,
Wie Bäume, Blatt und Reben,
Das hohe Stürme stets getrübt:
Es winket meinen Bliken
Kein Retten, kein Entzüken —
Das kranke Herz liebt ungeliebt.

Wohl mir, wenn meine Tage
Vorüber, fort die Plage!
Ein bessers Seyn wird jenseits mir:
Ich laß die Ehr', die Freude
Sammt allem ihren Leide
Dir! Glüklicher! gewiß noch hier.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Convert portofrei.
Redakteur: J. E. Färst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

III. Jahrgang. Nro. 47. 26. November 1836.

Inhalt: Der Somnambulismus. — Ueber Vorurtheile in der Oekonomie, und die beste Art, zu ernten. — Neue Entdekung im Gebiete der Landwirthschaft. — Laventaine.

Der Somnambulismus.

(Fragment aus L. Tiecks schöner Novelle: die Ahnenprobe.)

Der Amtmann und Pachter Kallmus an seinen Freund, den Küster bei St. Lambert.

Man spricht hier auf dem Lande viel von einer alten, aber erneuerten Entdekung, die Euch Groß-Städtern fast den Verstand und die Beurtheilung rauben soll. Ich meine jene Geschichten mit dem thierischen Magnetismus, dem Somnambulismus, oder jene Hellseherei, in welcher die Menschen im tiefen Schlafe denken, prophezeien, in die Ferne sehen und dergleichen mehr. Was die Applikation dieser Entdekung betrifft, was Magistrat, Ministerium, Goldmacherei, Politik und Wahrsagekunst, nebst der Religion und allen ähnlichen Behörden aus dieser Entdekung für Nuzen ziehen werden, das Alles lasse ich dahin gestellt seyn und wende mich nur an die Kraft selbst, diesen hellsehenden Schlaf hervorzubringen, der mir und vielen in unserer Gegend etwas Längstbekanntes und ganz Alltägliches scheint, so daß wir uns hier nur verwundern, wie man in Euerer großen Stadt ein so mächtiges Aufheben daran hat machen können.

Die Gabe und die Kraft, die Menschen in diesen künstlichen und heiligen Schlaf zu versezen, ist nicht Allen, selbst nicht Vielen mitgetheilt, auch hat sie Ein Auserwählter stärker, als ein Anderer. Das will ich wohl glauben. Ich habe sie zum Beispiel gar nicht, wüßte auch nicht, was ich mit einem so sonderbaren Talente anfangen sollte. Im Gegentheil muß ich des Morgens früh herumlaufen und mit meiner starken Stimme und nach Gelegenheit mit einem hilfreichen Instrumente die faulen Knechte und Mägde aus ihren Betten weken. Das fehlte noch, daß ich diese einschläferte, da sie schon ohne Nachhilfe zum Schlaf und Schnarchen inkliniren. Wenn das also für mich eine völlig brodlose Kunst wäre, so will ich doch nicht in Abrede seyn, daß sie in andern Verhältnissen ihren großen Nuzen haben könne.

Und das haben wir Alle hier in unserem Kirchspiele auch schon seit vielen Jahren erlebt, denn beiläufig gesagt, es ist kein so kleiner Ort, wo man nicht Etwas erlebt. Also, aus der nächsten Hand haben wir hier etwas Wunderbares erlebt, und nicht etwa seit gestern, sondern schon seit zwanzig, dreißig Jahren, und die ganze Gemeinde zu Ulndorf, so wie das zweite Filial, Almenberg, sind immer Zeuge davon gewesen, so wie jeder Fremde, der sich nur darüber hat bekümmern mögen. Verstehen Sie mich jezt, verehrter Custos. Seit fünfundzwanzig Jahren steht ein Herr Rathmann der hiesigen Gemeine vor, als Prediger, Seelsorger, Pfarrer, oder wie man ihn nennen will. Nun habe ich schon viele Geistliche gesehen, die es wohl dahin bringen können, daß einige ihrer Zuhörer nach und nach in Schlummer oder Schlaf gerathen, oder mindestens gähnen, zerstreut sind und eben nicht hinhören, welche Ermahnungen und Ermunterungen zur Tugend ihnen vorgesprochen werden. Es war auch vormals in Euerer Residenz ein Seelenhirte, der gewiß in dieser schönen Gabe, die Gemüther zu beruhigen, nicht zu verachten war. Unser Rathmann aber, sehen Sie, Freund, so wie er die Kanzel bestiegen hat und das Vaterunser gebetet, so lehnt er sich über das Pult mit seinem wohlmeinenden Gesicht, macht zwei oder drei Striche mit den Händen, die Kunststriche und Strichkunst aller physischen Aerzte, und sagt etwa nur: Meine andächtigen Zuhörer! — und Alles, Alles schläft,

vom Schulzen bis zum Nachtwächter, und zwar einen derben gesunden Schlaf. Nun kömmt der Kanzelvers, die Gemeine singt (Sie wissen ja, daß wir hier nicht, wie Ihr Heiden in der Residenz altkatholisch, sondern rechtgläubig protestantisch sind, und so wie der Vers oder das Lied geendigt ist und Alles noch eben aus voller Kehle mit aller Macht geschrieen hat — und Er, seine zwei, drei Striche mit den kraftbegabten Händen nahend, meine andächtigen oder christlichen Zuhörer sagend — und schon bei der lezten Sylbe schläft die ganze Gemeine so fest, daß ein Londoner Taschendieb sie Alle mit der größten Bequemlichkeit ausrauben könnte. Wenn das keine Zaubergaben sind, verehrter Küster, so gibt es keine mehr. Ich traue Euch und Eurem weltberühmten Probst ganz ausserordentliche Talente zu, uns Menschen zu langweilen oder zu ennuyiren, aber das solltet Ihr Einmal versuchen, und Ihr würdet Euch nur Schand und Spott zuziehen. Und glaubt Ihr etwa, die Hellsehenden schnarchen nun? Den Schulzen ausgenommen, der es noch vom Chorsingen in der Jugend an sich hat und es unmöglich lassen kann, kein Einziger Mann könnte die Fliege summen hören, in dem sanft einförmigen Wellenschlag der frommen Worte des geistlichen Ermahners. Was also Eures Gleichen oder selbst die besten Manetiseurs und Manipuleurs nach und nach erreichen müssen, indem sich die prosaische Wachsamkeit des Kranken gegen den einschläfernden Einfluß stemmt und wehrt, und erst mit vielen wunderlichen Strichen bezwungen wird, das richtet unser kleiner Prediger in dieser weiten Entfernung, oben auf seiner Kanzel, mit zwei, drei Strichen aus, die er herabfallen läßt, und zwar nicht auf ein nervenschwaches confuses Frauenzimmer, sondern auf hundertsechsundsechzig derbe, robuste Menschen, die gar nicht wissen, daß sie Nerven haben. Wundert Ihr Euch in Eurer Stadt, so kommt einmal auf unser Dorf heraus, um erst mit viel größerer Ursach in Erstaunen zu gerathen.

So geht nun die Predigt fort und dauert wohl eine Stunde. Keiner hört äußerlich ein Wort; denn sie sizen alle da, die Männer mit geblümten Westen, die Weibsleute mit ausgewaschener aufgesteifter Haube, alle fest versiegelt, der Welt und dem Irdischen entrükt; aber innerlich vernimmt ihr Geist die geistigen Worte, und das edlere, unsichtbare Wesen des Schulzen, seiner Frau, der Bauern, Cossäthen und Knechte wird gebessert; denn auferbaut, christlich, tugendsam sind sie auf einige Tage. In diesem unerschütterlichen, gesunden, heilsamen Schlafe sind sie befangen, und unser zauberbegabter Seelenhirt sagt am Schluße seiner Predigt nur „Amen" und macht einen Einzigen Gegenstrich — und Alle fahren auf, sind so munter wie die Wiesel, und schreien und brüllen den Gesang, mit dem der Gottesdienst beschließt, so fürchterlich, daß die Todten in den Gräbern des Kirchhofes davon erwachen möchten.

Noch mehr. Ich behaupte, die hölzernen Bänke und Kirchenstühle sind von dem geistlichen Zauber unsers Rathmann so imprägnirt, daß auch ohne alle Predigt aus ihnen und dem so oft magnetisirten Mauerwerk der Schlaf unüberwindlich hrrausquillt. Ich habe wohl bemerkt, daß, wenn einmal junge Kandidaten bei Krankheitsfällen oder Reisen den Alten ablösen, die Gemeine Anfangs, vielleicht selbst einige Minuten, mit sich kämpft, sie können den Anfangspunkt ihrer gewöhnlichen Schlafgerechtigkeit nicht gleich finden; aber bald ist Alles in Ordnung und das liebliche Vergessen der Gegenwart behauptet seine Rechte.

Ich ersuche Euch nun; Küster, dem es um Aufklärung wie mir zu thun ist, diese uralte hiesige Erfahrung Eurem Medizinal-Collegium oder dem Ministerio der jahrhundertlichen Fortschritte mitzutheilen, damit man nicht länger der Trivialität, über welche sich seit dreißig Jahren hier im Dorfe kein Mensch mehr wundert, eine neue Entdekung schelte. Wollen jene Magnetiseure aber einmal was Außerordentliches thun, welches Epoche macht und künftigen Jahrtausenden noch blendend in die Augen leuchtet, so sollten sie Euch und andere Küster einmal in den prophetischen Schlaf zaubern, denn da Ihr immer singen, die Orgel spielen, oder den Blasbalg treten müßt, so seyd Ihr gegen alle jene Stricheleien gepanzert, die niemals in Euer Herz oder Gangliensystem dringen können.

Bitte, diesen Aufsaz aber nicht unter den Schriften Eurer Hofakademie abdruken zu lassen, damit er der Lesewelt nicht völlig und auf Immer entzogen werde. Kallmus, Amtmann.

Ueber Vorurtheile in der Oekonomie, und die beste Art, zu ernten.

Vorurtheil ist das große Uebergewicht, welches die emporstrebende Schale der Aufklärung unaufhörlich niederdrükt. Wer dürfte die stolze Hoffnung einen Augenblik hegen, diese tausendköpfige Schlange, diesen Erbfeind des Menschen, zu erlegen? Nur etwas Abbruch zu thun, einen ihrer vielen Köpfe zu tödten, ist Alles, was wir vor der Hand unternehmen können. Wer dürfte von sich sagen: ich habe keine vorgefaßten Meinungen? Ein solcher würde nur dadurch beurkunden, daß er sich nie ernsthaft an den Puls gegriffen; aus Lebhaftigkeit nie über diesen Punkt nachgedacht, oder das größte und schädlichste aller Vorurtheile, das eigner Unfehlbarkeit, in seinem Busen trage.

Wie lange müßten ohne dieses Hinderniß, nach Erfindung der Buchdrukerkunst, die so bequeme Wege zur Bekanntmachung darbietet, nicht alle Zweige der Industrie in ihrem schönsten Flor stehen; wie lange nicht schon Alles auf reine unbestrittene Grundsäze gebracht seyn; denn wenn gleich Lokalverhältnisse nicht zugeben, aller Orten auf gleiche Weise die Oekonomie zu treiben, so müßte es doch eine Menge Wirthschaftsregeln geben, die aller Orten, oder doch mit ganz unbeträchtlichen Ausnahmen, in allen Zweigen der Oekonomie gelten könnten. Z. B. ist Stallfütterung einträglicher als Weidegang? Welches ist das zwekmäßigste Instrument, den Aker zu bereiten? Wie ist ein solches Instrument zu bespannen, auf Lehm-Boden, auf Sand? Welches ist die zuträglichste Art, das Getreide zu ernten? Ist die Wechsel-Wirthschaft die bestmöglichste oder nicht? — Diese und unzählbare andere Fragen werden noch diese Stunde von dem Einem mit ja, von dem Andern mit nein beantwortet; wo findet der lehrbegierige junge Wirth die Wahrheit? In Büchern? — Sie widersprechen sich; — bei alten Wirthen? — Der eine sagt so, der andere anders. Könnte das der Fall seyn, wenn jeder so billig wäre, vorgefaßte Meinungen fahren zu lassen, und der Wahrheit den Sieg zuzugestehen? Was soll mag sagen, wenn man eine ganze Gegend ihren leichten Aker mit sechs starken Ochsen, von zwei Treibern begleitet, pflügen sieht, wo dicht daneben zwei oder drei sehr kleine Ochsen viel stärkeren Boden bearbeiten, und einige Meilen weiter gar nur eine einzige starke Kuh diesem Geschäfte gewachsen ist? Ist es wohl möglich, daß lokale Ursachen zu dieser überstarken Anspannung vorhanden seyn könnten? Schwerlich; so lange es wahr ist, daß anstatt dieser vier überflüßigen Ochsen vier Milchkühe gehalten, und der zweite Treiber nüzlicher beschäftiget seyn könnte. Ich habe oben gesagt, Niemand ist ganz von Vorurtheilen frei, und ich bekenne es gern, daß ich mich mehrere Male auf diesem Irrwege befunden habe, auch ist diese Anhänglichkeit an gewohnte Methoden eben Das, was uns alte Bekannte so werth macht, — nemlich Gewohnheit und Bekanntschaft mit denselben. Wie liebt der Mensch nicht das Pläzchen, wo er als Kind und Knabe sein Wesen trieb, wenn es gleich zehn Mal schönere gibt. Ich begehre daher nicht, daß man alle Vorliebe ablege (das wäre zu viel verlangt!), sondern rathe nur, dieser Vorliebe stets eingedenk zu seyn, Mißtrauen in sich selbst zu sezen, und eine uns unbekannte Methode nicht von vorn herein zu verdammen, sondern die Vortheile kaltblütig zu überlegen, die solche etwa gewähren möchte. Der gütige Leser erlaube mir, eine, obzwar kleinliche, Annekdote, die sich hierauf bezieht, zu erzählen.

Als ich von Mecklenburg (meinem Vaterlande) nach Sachsen kam, fand ich dort anstatt der eisernen Spaten, die ich zu sehen gewohnt war, hölzerne mit einer eisernen Schärfe belegt, und statt der breiten Kohlhaken fand ich spizige. Beides mißfiel mir im höchsten Grade, und es fehlte mir damals nicht an Gründen hierzu, die aber, wie ich bald nachher einsah, nicht unparteiisch abgewogen waren; denn als ich mich überwand, die spize oder herzförmige Hake selbst in die Hand zu nehmen, fühlte ich gleich, daß diese viel leichter zu führen, und zum Ausheben der Queken viel

geschikter sey. Eben so mußte ich mir gestehen, daß ein hölzerner Spaten, wenn man blos reinen Aker damit graben soll, eben die Dienste leistet, leichter zu handhaben, und viel wohlfeiler ist.

In keinem Falle ist vielleicht die Meinung der Landwirthe mehr verschieden, als in der Art, die Feldfrüchte einzuernten. In Gegenden, wo man das Getreide mit der Sense mähet, spöttelt man über die so wenig die Arbeit fördernde Sichel, und wo leztere eingeführt ist, behauptet man, daß durch das Mähen ein bis zwei Körner der ganzen Ernte verloren gehen. Gleichwohl könnte man über diese verschiedenen Meinungen sehr leicht zur Gewißheit kommen. Ein gleich gut stehendes und genau abgemessenes Getreidestük, halb abgemäht, halb mit der Sichel geschnitten, jedes besonders eingefahren und gedroschen, könnte über den Verlust an Körnern, den die Sense bringen soll (oder vielmehr das Zusammenbringen mit der Harke, oder dem Rechen), sicheren Aufschluß geben. Doch müßte dieser Versuch an einem Orte angestellt werden, wo beide Arten, das Getreide zu ernten, hinlänglich bekannt wären, damit die dort nicht gewöhnliche nicht etwa ganz ungeschikt ausgeführt würde, und zu falschen Resultaten führte. Auch müßte an diesem Orte hinreichender Scheunenraum seyn, um das auf jede Art eingeerntete Getreide sicher, ohne Vermengung mit anderem, aufbewahren zu können. Wenn nun die mehreren Kosten des Schneidens mit der Sichel gehörig kalkulirt würden, so wäre es leicht dahin zu bringen, mit voller Gewißheit bestimmen zu können, diese oder jene Art, zu ernten, ist für den Besizer die vortheilhafteste. In menschenarmen Ländern würde man gleichwohl die Sichel nicht einführen können, dort wäre vielleicht das Anhauen noch eher zu bewerkstelligen, welches wahrscheinlich den Verlust an Körnern beinahe eben so sehr abwendet, als das Sicheln. Meinen nördlichern geehrten Lesern ist dieser Ausdruk unbekannt. Das Anhauen geschieht mit der Sense, aber anstatt bei dem gewöhnlichen Mähen das Getreide vom Stüke abgehauen und auf den Schwaden geworfen wird, wird hier ins Stük hinein gemähet, so daß das Abgeschnittene nicht auf die Erde fällt, sondern sich an das stehende Korn anlehnt, wo es dann durch eine nachfolgende Weibsperson, welche man die Abrafferin nennt, die eine stumpfe Sichel, oder ein ähnliches Instrument, in der Hand hat, damit abgenommen und auf Haufen gelegt wird, welche eine dritte nachfolgende Person, die aber mehrere Schwaden besorgen kann, in Garben bindet. Der Umstand, daß bei diesem Verfahren das Getreide gar nicht an die Erde fällt, und gar nicht mit der Harke zusammengebracht wird (wodurch wohl der größte Verlust an Körnern entstehen mag), macht diese Methode meiner Meinung nach eben so körnersparend, wie das Abschneiden mit der Sichel, und fördert gleichwohl fast eben so sehr, als das gewöhnliche Mähen mit der Sense; ich würde sagen können, eben so sehr, wenn die Abrafferin volle Beschäftigung hätte, diese hat sie aber, besonders wenn das Korn nicht sehr gut steht, eben nicht, sondern muß natürlich warten, bis der Mäher einige Hiebe gethan hat, um einen Arm voll hinlegen zu können.

Die Ersparniß an Körnern ist hierbei aber so groß, daß sich dieser nicht sehr beträchtliche Aufwand an Arbeitern wohl doppelt und dreifach vergütet, wozu noch der Vortheil kommt, daß alle Aehren genau an einem Ende der Garbe zu liegen kommen, und solche also leichter auszudreschen sind. Freilich muß aber der Wirth den Ueberschlag machen, ob er Menschen genug zu dieser Art, zu ernten, habe, oder nicht. Wo es zu sehr an Arbeitern fehlt, möchte solche nicht ausführbar, und auf jeden Fall, wegen der Vorurtheile so mancher Arbeiter, schwer einzuführen seyn, die leider der Besizer eines großen Landgutes so oft zu bekämpfen hat. Solche Einführungen geschehen aber leicht und glüklich von dem kleineren Eigenthümer, der selbst Hand anlegt, und durch sein Beispiel andere belehrt.

Eben so schwankend sind noch die Regeln über die beste Zeit, diesen oder jenen Samen auszusäen. Lokalursachen können und müssen hier freilich Verschiedenheiten hervor bringen, denn in einem kälteren Klima, in Gebirgen, ja sogar nur auf kaltem schweren Aker, kann nicht so früh gesäet werden, als auf ebenem warmen Boden. Man

wird aber auch eine große Verschiedenheit der Saat-Zeiten bemerken, in Gegenden, wo Aker und Klima völlig gleich sind, und hier müßte doch wohl entweder der früh säende oder der später säende Wirth den rechten Weg erwählt haben, gleichwohl pflegt jeder bei seiner Gewohnheit zu bleiben.

Diese große Ungleichheit habe ich besonders bei dem Haber und dem Lein bemerkt. In der Gegend von Merseburg und Leipzig säet man den Haber sehr früh, und befindet sich wohl dabei, da der späte Haber in der Regel nur leichte Körner bekommt. Hingegen eilt man ungemein im Kurkreise, den Leinsamen in die Erde zu bringen, und glaubt, daß der Flachs nur auf Lande gedeihe, welches mit dem Spaten umgegraben ist. Wahrscheinlich wird ihnen beides die Erfahrung gelehrt haben. Es scheint indeß, als wenn den Bewohnern dieser Gegend die Mühe, den Lein-Aker so tief umzugraben, nicht belohnt würde. Sollte das Graben des Akers dort so nöthig seyn, da man überall guten Flachs nach dem Pfluge wachsen sieht, so wäre das in der That eine merkwürdige Erscheinung. Meinen Erfahrungen nach, geräth ein zu früh gesäeter Lein nur in sehr günstiger Witterung; ist sie das nicht, so veraltert der Flachs, und der spät gesäete überwächst ihn bald, und wird ungleich länger und besser. Es scheint daher, daß Macht der Gewohnheit hier zu diesem Verfahren mit bestimme.

Sehr nüzlich und sicher, von unzählbaren Vortheilen begleitet, sind daher die Errichtungen der ökonomischen Gesellschaften für den Staat. Wollte man auch annehmen, daß die Mitglieder derselben nicht in allen Fällen die praktischen Kenntnisse, die sich auf oft wiederholte Erfahrungen gründen, besäßen — welches doch nicht der Fall seyn kann, da sie selbst praktizirende Landwirthe sind — so würde doch der Umstand, daß man in diesen Gesellschaften der gesunden Vernunft eine völlige und billige Herrschaft über Aberglauben und lieb gewordene Gewohnheiten einräumt, die Erfahrung zwar zur Basis annimmt, solche aber vernünftig prüft, und nach guten Gründen, auch erst nach Erfahrungen aus verschiedenen Gegenden und Provinzen, ihre Urtheile fällt, also auf einem Punkte steht, der eine viel weitere Umsicht gewährt, als der einzelne auch denkende und gute Wirth auf seinem Gute oder seinen Gütern haben kann — hinreichend seyn, den großen und sehr reellen Nuzen solcher Gesellschaften genugsam darzuthun, wenn gleich hier und da ein alter Praktiker, der in seinem Zirkel ein Held ist, den Kopf schütteln mag.

Eben so wenig ist es nöthig, die Apologie dieser nüzlichen Zeitschrift zu machen, da sie ein so glüklich ersonnenes Mittel ist, alle nüzlichen Kenntnisse und Erfahrungen als in einem allgemeinen Depot niederzulegen, auch dem, sein Vaterland liebenden, nicht zum Schriftsteller geeigneten, Landmanne die Gelegenheit darbietet, seinen Mitbrüdern durch seine Erfahrungen auf das Wohlthätigste zu nüzen. Wer wollte daher nicht wünschen, daß solche noch lange bestehe, und von Wahrheit liebenden Männern durch zwekmäßige Beiträge ihrer Erfahrungen ein Schaz von wirthschaftlichen Wahrheiten werde, die man außer dem nur mühsam, kostbar, und einzeln erlangen kann.

T** A. v. K.

Neue Entdekung im Gebiete der Landwirthschaft.

Vor einigen Jahren machte ich eine Entdekung, die, wenn sie meinen ferneren Versuchen und Erwartungen ganz entsprechen wird, im großen Gebiete der Landwirthschaft, in allen Beziehungen, von den günstigsten Folgen, für wiesenarme Gegenden vorzüglich erwünscht und nüzlich, dann auch für die wichtigsten ökonomischen Verrichtungen zeitersparend werden dürfte.

Ich entdekte nemlich, daß Winterweizen und Winterkorn biennisch sind, d. h., derselbe Winterweizen und Winterkornsamen durch zwei Jahre nacheinander im Boden fortwirke und Frucht trage. Bei dieser Entdekung suchte ich in den besten Werken über Agrikultur Belehrung hierüber nach, fand aber diesen Gegenstand nirgends berührt. — Ich schloß daher nach der naturgemäßen Folge, daß Samen-Körner, durch zwei Jahre im Boden, nothwendig stärkere Mutter- und Saugwurzeln treiben, daher die Saat sich mehr bestoken, auch stärkere und kräftigere Halme und größere Aehren und Körner

bilden müsse. Doch beschied ich mich, nach der Natur der Cerealien, daß, um die größere Kraft im zweiten Jahre zu erzweken, die Saat im ersten Jahre nicht in Halme schießen und nicht als Getreidfrucht benüzt werden dürfe, sondern nothwendig als Gras behandelt und vor dem eigentlichen Gliedern abgemäht werden müsse.

Auf diese Basis machte ich folgenden Versuch:

Ich ließ von einem zur Sommerbrache bestimmten Felde eine Fläche von einem Tagwerke in vier gleiche Theile theilen, und im Frühjahre gegen Ende April den ersten Theil mit Winterweizen, den zweiten Theil mit Winterweizen und Sommergerste gemischt, den dritten Theil mit Winterkorn und den vierten Theil mit Winterkorn und Haber gemischt, breitwürfig anbauen. Nach Verlauf der gewöhnlichen Keimzeit gingen die Samen alle vier auf und wuchsen ziemlich gleich und üppig heran. Sobald sie aber die Höhe bis zum Gliedern erreicht hatten, ließ ich die ganze Fläche, gleich einer Wiese, abmähen und das davon gewonnene Gras als vorzügliches Milchfutter grün verfüttern. Nach Verlauf von zwei Monaten konnte die Saat zum Zweitenmale gemähet, und wieder als Grünfutter benüzt werden; dann fanden später die Schafe noch Nahrung auf dieser kleinen Streke. Begierig war ich nun im nächsten Frühjahre auf den weitern Erfolg. Ich fand mich nicht getäuscht, sondern Weizen und Korn erschienen üppig und dikbuschig, Haber und Gerste hingegen waren verschwunden. Diese Saat wuchs schnell heran und ungewöhnlich starke Halme, große Aehren und Körner waren das Resultat der Ernte des gewöhnlichen Winterweizens.

Im darauf folgenden Frühjahre machte ich mit Winterweizen und Winterkornsamen aus einer andern Gegend den zweiten Versuch, behandelte die Saat im ersten Jahre als Wiese, ließ Heu und Grummet machen und im zweiten Jahre entsprach die Ernte wiederholt meiner Erwartung. Fortgesezte Versuche und die muthmaßliche Auffindung des Mittels, bei diesem Doppelbau, die Felder im zweiten Jahre von Unkraut rein zu halten werden mich hoffentlich berechtigen, diese hier nur kurz berührte Entdekung ausführlicher und fachdienlicher bekannt und gemeinnüzig zu machen. Aber welcher Vortheil könnte erzielt werden, wenn bei dieser Entdekung der beschwerliche Winterbau, wenn auch nur zum Theile, überflüßig werden würde und wenn die von der Bestellung der Winterfelder jährlich in Anspruch genommene Zeit auf Kulturarbeiten verwendet werden könnte? und welcher Nuzen entstünde beim Milch-Vieh, wenn die theilweisen Wintersaaten gleich im Frühjahre, wo noch kein Gras und Grünfutter existirt und gewöhnlich Futtermangel besteht, gleich Wiesen abgemäht und als Grünfutter benüzt werden könnten? dann welcher Beschwerde entgingen die Bewohner von Hochebenen, die beim Wiesenmangel in der Nähe, mit einmähdigen Wiesen in Stunden weiten Entfernungen sich plagen, wenn die berührte Entdekung den Anforderungen der Landwirthschaft vollkommen entsprechen würde? Ich wünsche daher, daß sachkundige Landwirthe dieser Entdekung ebenfalls ihre Aufmerksamkeit widmen, und sorgfältige Versuche damit anstellen möchten!

München. v. Heffels.

Lafontaine.

Der berühmte Fabeldichter Lafontaine war von einer natürlichen, so gutmüthigen Indolenz, daß er keinen Wunsch und keine Leidenschaft mit andern Menschen gemein zu haben schien. Man glaubte diesem Charakter zufolge, daß er nie heirathen würde, und demnach that er's blos aus Gefälligkeit gegen seine Freunde, die ihm dazu riethen. Er verehlichte sich zu Fertemilon, mit einem schönen Frauenzimmer vom Stande, aber bald war er der kleinen Einschränkungen, die der Ehestand seinen Launen und eigenen Lebensart auferlegte, so müde, daß er nach Paris ging, und dort 2 Jahre lebte, ohne je ein Wort von seiner Frau zu reden. Er dachte vielleicht gar nicht mehr an sie, als ihm einige Freunde zuredeten, er möchte doch nach Hause zurükkehren, und mit seiner Gemahlin sich aussöhnen. Er sezt sich in ein öffentliches Gefährte, kömmt in seinem Hause zu Fertemilon an, und fragt nach seiner Frau. Der Bediente sagte ihm, sie sey eben in die Kirche zur Abendandacht gegangen.

Lafontaine geht zu einem Bekannten, bleibt bei diesem über Nacht, und pakt sich am andern Tage in dem nemlichen Wagen ein, um nach Paris zurükzukehren. Als ihn seine Freunde fragten, wie die Aussöhnung mit seiner Gemahlin abgegangen, gab er in dem treuherzigsten Tone zur Antwort: „Ich war dort, um mit ihr zu reden, aber ich traf sie nicht an, sie war gerade in der Abendandacht." Seine zweite Reise nach Fertemilon war noch sonderbarer. Man hatte ihm in den Kopf gesezt, daß ein Dragoner Kapitaine, Namens Poignan, sich sehr oft bei seiner Gemahlin einfände, und daß er so was nicht dulden dürfe. Poignan war ein alter, würdiger Offizier, und Madame Lafontaine weit über allen Verdacht erhaben. Nichts desto weniger reiset der gute Lafontaine nach Fertemilon, sucht den Offizier auf, und sagt ihm: „Mein Herr! man hat mir zu Paris gerathen, daß ich mich mit Ihnen schlagen soll, und deßwegen bin ich hierher gereist." Ohne ein Wort weiter zu reden, zieht er den Degen. Poignan prellt ihm ihn aus der Hand.

Lafontaine hebt den Degen auf, stekt ihn ein, geht mit Poignan nach Hause; sie erklären sich, frühstüken miteinander, und Lafontaine kehrt nach Paris zurük.

Racine nahm ihn einmal in die Christmetten, und da er sah, daß Lafontaine schläfrig wurde, gab er ihm einen Band von der Bibel zu lesen, der die kleinen Propheten enthielt. Lafontaine fiel gerade auf das Gebet der Juden im Baruch, und fand es so schön, daß er, wie in Begeisterung den Racine laut fragte: „Ach! dieser Baruch war ein großer Dichter! wer war er?" —

Lange Zeit nachher pflegte er alle Menschen von seiner Bekanntschaft, die ihm begegneten, zu fragen: „Haben Sie den Baruch gelesen? Das war ein schöner Geist!"

Ein gewisser Prinz lud den Lafontaine einmal zur Tafel ein, weil er glaubte, daß der Verfasser solcher Fabeln und Erzählungen ein sehr unterhaltender Gesellschafter seyn müsse. Lafontaine kam, aß, sprach nicht ein Wort, und stand sehr bald vom Tische auf, unter dem Vorwande, daß er in die Akademie der Wissenschaften müsse.

Man bat ihn, zu bleiben, weil es noch viel zu früh wäre. „Das weiß ich wohl," erwiederte er; „aber ich denke auch den größten Umweg dahin zu nehmen."

Er hatte einen Sohn, den er im 13ten Jahre dem Herrn Harley, nachherigen Präsidenten vom Parlament, zur Erziehung übergab, und seit dem nicht mehr sah. Einst fand sich Lafontaine in einer Gesellschaft, wo ein junger Mensch durch sein artiges Betragen und seinen Wiz sich Jedermann, und besonders dem Lafontaine empfahl. Man sagte endlich diesem leztern, daß es sein Sohn wäre, und er antwortete ganz kalt: „Nun, das freuet mich!"

Das Einzigemal in seinem männlichen Alter, wo er in Heftigkeit gerieth, war bei folgendem Anlaß: Er arbeitete daran, sich eine Sammlung der Köpfe von den berühmtesten Philosophen des Alterthums in Abdrüken von Thonerde zu verschaffen. Eines Tages kam er äußerst betrübt zu der Madame de la Sabliere, und sein Eintritts-Kompliment war: „Ach! welch ein Unglük, Madame, welch ein Unglük!" Er ist untröstlich, weint sogar; man fragt ihn, und er vermag lange nicht zu antworten. Endlich sagt er schluchzend: „Sie wissen, Madame! daß meine Philosophen heute in den Ofen mußten; sie waren darin, und Alles ging gut. Auf Einmal thuts einen Knall, und der Sokrates springt in der Mitte voneinander. Ach! Nun ist Alles verloren!"

Auf seinem Todbette war der bekannte Pater Poujet sein Beistand. Dieser redete dem geduldig sterbenden sehr heftig zu. Endlich näherte sich die alte Magd des Lafontaine, die ihm in seiner Krankheit gewartet hatte, dem eifrigen Zusprecher, und sagte ihm: „Ach, mein Herr Pater! quälen Sie ihn doch nicht so; er war in seinem Leben mehr dumm, als boshaft, (plus bête que mechant) und der liebe Gott hat gewiß nicht den Muth, ihn zu verdammen."

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Possierliches Vater Unser eines Neidischen, nebst allerlei Gedanken und Beispielen über das Laster des des Neides unter allen Ständen.

Vaterunser, der du bist in dem Himmel: Was? der Caspar soll morgen mein Nachbar werden, und wird sich gleich nächst meinem Laden einziehen? der Kerl hat ein gutes Gewerb, ich möcht' dadurch verschlagen werden, das kann ich nit leiden. Geheiliget werde dein Nam: Gedenk ein Mensch! unser Kramer hat erst vor drei Jahren die Handlung angetreten, ist vormalen ein Körblmacher gewesen., man sagt, er wird bald ein Haus kaufen. Was Teixl! wie kommt er denn zu solchen Mitteln? Ich siz' den ganzen Tag im Laden, und lös' oft keinen Kreuzer. Zukomme uns dein Reich. Sehet doch! dort steht sein Weib, die Urschel in einem Schopf und Strikrok, wie sich die Närrin nicht spreizt, ist vorher ein Kindsweib gewesen, jezt wird sie auf einmal zu einer Frau. Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden. Der Lorenz Obermayer hat wieder einen neuen Appalto auf seinen Tabak bekommen, der Mann kann wachsen, er bringt Alles mit Geld durch; die Obrigkeit sieht ihm zu sehr durch die Finger, man soll den Kerl anders scheeren. Gib uns heut' unser tägliches Brod. Auf solche Weise schneid't man mir das Brod vom Maul hinweg; vor 8 oder 9 Jahren sind nur 3 Gewölber in unserer Gasse gewesen, jezt sind deren schon sieben. Und vergib uns unsere Schuld. Schaut! dort im nächsten Stuhl kniet der Lienhart, ein Hausirer, lauft alle Häuser aus mit seinen Lumpen, durch welche er andern Leuten ihre gute und frische Waare verschlägt. Gleich wie wir vergeben unsern Schuldigern. Möcht' wohl wissen, was mein Nachbar für ein Einkommen hat, er war vorher so dünn, wie ein Ladsteken, jezt hat er einen Bauch, wie eine Regiments-Trommel; das Aemtl trägt nichts ein, er wird halt sein Geld mit der Herrschaft ihrem Beutel verheirathen. Und führe uns nicht in Versuchung. Ich kann mir's nicht einbilden, warum der Niklas Dinckelstuk so reich wird, ohnmöglich ist's, er muß einen Alraunl haben. Sondern erlöse uns von allem Uebel, Amen. Ja, ja, es bleibt dabei, der Wirth muß mir aus dem Hause, er hat ein besseres Gewerb als ich, auf solche Weise könnt' ein jeder Narr bei mir zu Mitteln kommen.

Also betet der Neider, also redet der Neider, also sagt der Neider, also klagt der Neider, also denkt der Neider, also kränkt sich der Neider wegen seines Nächsten Glük und Aufkommen. O Neid! O Neid! wie beißt du die Leut'!

Lord O*** war höchst ungestüm, auffahrend und zugleich taub. Als er eines Tages unterwegs in einer Post-Chaise schlief, wurde er von einem Räuber zu Fuß angehalten und aufgewekt: „Was wollt Ihr?" fragte ihn Lord O***, etwas aufgebracht. Geld, Mylord. — „Wie! Geld? Du bist also ein Räuber? Aber man sehe einmal den Schuft, der mich ganz ohne alle Umstände aufwekt." — Schnell versezte der Andere: ich habe keine Zeit zu warten, ich muß Ihre Börse haben. — „Meine Börse? Ich will nicht. Du treibst in der That ein schönes Handwerk!" Bei diesen Worten zog er seine Börse heraus, die ganz voll gefüllt war, langte 2 bis 3 Guineen heraus, die er dem Räuber mit den Worten gab: „Hier, das ist für einen Schuft, wie du, genug; ich werde dich noch einst hängen sehen." Der Räuber wurde wüthend, als er die Kaltblütigkeit des Lords sah, der seine Börse ruhig wieder einstekte, und ihn immer Schuft und Schurke schimpfte, den er bald hängen zu sehen hoffe. Zugleich machte diese Ruhe des Lords einen solchen Eindruk auf ihn, daß er nicht das Herz hatte, auf der ganzen Börse zu bestehen, ob er schon eine Pistole in der Hand hatte. Sein Name war Buller, und er wurde wirklich einige Zeit darauf gehangen. — Man erzählt unter andern von ihm, er habe, als er eines Tages auf der Heerstrasse hingeritten sey, eine junge Frau angetroffen, die weinte und ganz außer sich war. Von Mitleid gerührt, hielt er still, und fragte sie, was ihr fehle; sie erzählte ihm, ohne zu wissen, wer er sey, daß in das Haus, das er dort sehe, ein Gläubiger mit einem Gerichtsdiener gekommen sey, der ihren Mann wegen einer Schuld von 80 Guineen, ins Gefängniß führen wolle. Buller hörte die Erzählung aufmerksam an, griff in die Tasche und gab der Frau 30 Guineen, um ihre Schuld zu bezahlen, und ihren Mann frei zu machen; sie stürzt auf ihn los, und überhäuft den großmüthigen Mann mit Segenswünschen. Buller wartete, bis er den Gläubiger aus dem Hause kommen sah, fiel ihn an und nahm ihm die eben erhaltenen 30 Guineen wieder, nebst Allem ab, was er bei sich hatte.

Trost.

Ein Vater waltet über jenen Sternen,
Der mißt die Mühe Dir und Deinen Schweiß.
Er wird Dein schwerstes Leiden stets entfernen,
Er, der Dein Herz und Deine Liebe weiß.

Ein Mittler lebt für Deine bittern Klagen,
Er wird Dein Wohl dereinst in Maß erhöh'n;
Dem darfst Du ja in Lieb' und Thränen sagen:
„O guter Meister! heile diese Weh'n!"

Ein Tröster ist, er hat die Gab der Sprachen,
Er spricht auch deutsch den Trost Dir gnädig ein:
„Der Mensch lebt kurz und alle deine Sachen
Weih' nur zur Ehre Gottes immer ein!"

Bättl.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert portofrei.
Redakteur: J. E. Färk.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
III. Jahrgang. Nro. 48. 3. Dezember 1836.

Inhalt: Ueber den Wiesenbau auf der Alp. — Warum üppiges Gras in ringförmigen Kreisen wächst. — Die zehn Gebote Gottes.

Ueber den Wiesenbau auf der Alp.

(Von Oberhofgärtner Bosch zu Stuttgart.)

Obgleich den Wiesen auf der Alp alle Jahre eine reichliche Düngung gereicht wird, so geben solche dennoch nur wenig und kurzes Gras; in den Thälern, weil es durch die späten Frühlingsfröste erfriert, auf den offenen Höhen, weil der Boden durch die heftigen Stürme und Winde zu sehr austroknet und in Folge dieser trokenen Winde die nährenden Stoffe des auf der Oberfläche des Bodens verbreiteten Düngers sich in der Luft verflüchtigen und ganz nuzlos für die Vegetation verloren gehen, wodurch das Wachsthum der Gräser gehemmt und kein Ersaz für die Kulturkosten geliefert wird. Wegen dieser so nachtheiligen äusseren Einwirkungen auf den Wiesenbau herrscht auch noch unter den Grundbesizern der Alp die Meinung, daß der Wiesenbau die höchste Verschwendung der Landwirthschaft sey.

Daß weder Klima, noch die Beschaffenheit des Bodens für den Wiesenbau auf der Alp ganz ungünstig wirke, beweisen die im Schuz liegenden Waldplatten, worauf überall hoher Graswuchs sichtbar ist. Würde ein ähnlicher Schuz den bereits bestehenden Wiesen gewährt und der Dünger auf eine zwekmäßige Weise verwendet, so würden die Wiesen nicht allein einen hinlänglichen Ersaz für die Kulturkosten geben, sondern der Alpbewohner würde zugleich die Wiesen mit eben so viel Vergnügen sehen, als er jezt dieselben nur mit Unlust ansehen muß.

Schuz gegen äußerliche nachtheilige Einwirkungen ist erstes Erforderniß für den Wiesenbau auf der Alp, ohne welchen, selbst neben allem Fleiß und Kostenaufwand, weder Aker- noch Waldbau ein gedeihliches Aufkommen finden kann. Die den Tag über von der Sonne erwärmte untere Luft-Schichte in einer unter Schuz gestellten Lage schüzt den Boden gegen die Einwirkung der nächtlichen Kälte; diese untere Luftschicht ist aber am Reichsten an den fruchtbarsten Gasen, welche von dem Boden und den Pflanzen eingesogen werden, wenn der Wind sie nicht verweht. Ein lokerer Boden gewinnt dadurch ungemein und deßhalb kann selbst sandiger Boden einen beträchtlichen höhern Werth erhalten, wenn man es dahin zu bringen sucht, daß er mit guten lebendigen Heken durchschnitten und abgetheilt wird. So wichtig aber eine beschüzte Lage für die Vegetation ist, eben so wichtig ist auch der Schuz gegen die Sonnenhize für die Thiere in den heißen Monaten; die Qualen, welche die Thiere auf offenem Felde von den brennenden Sohnenstrahlen oft erleiden müssen, sind nicht selten von sehr nachtheiligen Folgen, und diesen Schuz werden die Heken den Thieren gleichfalls gewähren können. Für den Werth und Nuzen dieses Schuzes entscheiden noch besonders die Erfahrungen der Engländer, die für ein eingehägtes Land sogleich einen größern Pacht bezahlen, und zwar einen so viel höhern, je kleiner die Koppeln und je mehr diese durch viele Befriedungen abgetheilt sind.

Zur Anwendung dieser Koppel-Einfassungen als Schuzmittel der Wiesen würden sich auf offenen Höhen und seichtem Boden die Forche und Fichte, besonders erstere wegen ihres schnellen Wuchses, eignen. Zu Durchschnitten und zugleich zur Sicherung kleiner Koppeln gegen den Durchbruch des Viehes sind die Heken von Weißdorn und Kreuzdorn (Rhamnus catharticus) am Tauglichsten. Als Zwischenpflanzungen der Einhägungen

kann die Buche, Eiche, Esche, Eele, Birke, Ahorn, Ulme und der wilde Apfelbaum benüzt werden. Was die Mischung des Bodens für die Gräser betrifft, so sind dieselben weniger empfindlich und gedeihen auch, wenn selbst das Verhältniß der Bestandtheile sehr ungleich ist; jedoch gibt man dem lehmhaltigen Boden, wenn er nicht zu zähe und bindend ist, den Vorzug.

Soll ein Stük Feld oder eine unfruchtbar gewordene natürliche Wiese zu einer künstlichen umgeschaffen werden, so kann das im Frühjahr darauf erzeugte Futter, wenn es sich der Mühe lohnt, vor dem Umbruch noch als Heu benüzt werden. Nachdem solches abgeführt ist, wird die Wiese sogleich in schmalen Abschnitten so tief wie möglich mit dem Pfluge umgebrochen und das Feld, damit die Rasenstüke ganz zerrissen werden, mit der eisernen Egge über das Kreuz befahren, und in diesem Zustande dem Einfluß der Witterung überlassen. Frühzeitig im Herbst, wenn der Boden nicht noch zu bindend oder ganz ausgemagert ist, wird das Feld mit ganz frischem Dünger, ohne denselben jedoch so lange auf Haufen auf dem Felde liegen zu lassen, bis die düngende Kraft durch den Einfluß der Sonne und der Luft erschöpft ist, gut gedüngt, und daher der Dünger sogleich untergepflügt und die Erde mit der Egge verebnet. Ist das Feld auf diese Weise vorbereitet, so wird die Aussaat der Gräser bei trokener Witterung vorgenommen, der Samen mit der Dorn-Egge untergeeggt, worauf das ganze Feld, um den Boden feucht und loker zu erhalten, mit strohigem Dünger belegt wird. Ist die Herbstwitterung nicht ganz ungünstig, so wird das junge Gras so weit noch heranwachsen, daß solches ein Abmähen nothwendig machen wird. In diesem Fall wird das abgemähte Gras nicht benüzt, sondern bleibt als weiteres Schuzmittel auf der Streubedekung liegen. Auf das Abmähen werden sich die Gräser schnell bestoken, weil dieselben durch die Sense gestärkt wurden. Ist der Boden zu sehr ausgemagert und zähe, so wird die Aussaat der Gräser im ersten Jahre nach dem Umbruch des Feldes noch nicht vorgenommen, sondern das im Sommer gepflügte Feld im Herbste noch einmal gepflügt und zugleich gut gedüngt und über Winter liegen gelassen. Um weder Zeit zu verlieren, noch einigen Ertragsverlust durch den Umbruch zu erleiden, und dennoch für die Gräser günstige Herbst-Saat nicht zu versäumen, wird das den Winter hindurch unangebaut gelegene Feld im Frühjahre mit Haber besäet, welcher grün gemäht und getroknet als Heu verwendet werden kann. Sollte jedoch grünes Futter dem grün getrokneten Haber vorgezogen werden, so kann auch das Feld mit einer Mischung von Futterwiken (Vicia sativa) und Haber angebaut werden; in diesem Fall wäre das Feld vor dem Anbau der Gräser noch einmal mit Dünger einzupflügen. Würden aber die Futterwiken allein angebaut, so könnten diese als grüne Düngung untergepflügt werden, wodurch eine weitere Düngung erspart würde.

Je tiefer nun der Boden umgebrochen wurde, um so mehr wird das Wachsthum der Gräser gesteigert, und um so nachhaltiger der Ertrag der Wiesen seyn, und weil die Gräser in einem tief aufgelokerten und nahrhaft gemachten Boden ihre Wurzeln nicht allein auf der Oberfläche, sondern bis auf eine Tiefe von 4 Fuß verbreiten, so sind solche auch weniger dem nachtheiligen Einfluß der trokenen Witterung unterworfen, indem dieselben in der Tiefe des Bodens Nahrung und Feuchtigkeit geraume Zeit hindurch vorfinden. Auf feuchtem Boden könnte noch über den Sommer die deutsche Hirse (Panicum germanicum), welche in Oesterreich, Ungarn und dem Bannat unter der Benennung Möhar kultivirt wird, angebaut werden. Diese Grasart ist nur einjährig und erreicht öfters, je nach Beschaffenheit des Bodens, eine Höhe von 4 Fuß. Vorzüglich gedeiht sie in einem sumpfigen Boden, wenn solcher zuvor troken gelegt wurde. Der Samen ist im Frühjahr zu säen, wozu auf einen Morgen 1½ Simri erforderlich ist, und nur leicht eingeeggt wird. Das Gras kann entweder als grünes Futter abgeschnitten oder zu Heu gemacht werden. Als Heu ist es so nahrhaft, daß in Ungarn die Pferde, wenn sie damit gefüttert werden, beinahe auf die Hälfte ihrer gewöhnlichen Ration Haber gesezt und im Winter die Ochsen damit allein fett gemacht werden können.

Die Mischung und Auswahl der Gräser zur Aussaat ist nach Beschaffenheit der Lage und des Bodens einzurichten, wozu folgende Grasarten zu empfehlen sind, und zwar:

a) Für Anhöhen sonnigter und trokener Lage.

Poa pratensis, Wiesenrispengras. Eines der besten Futtergräser.

Festuca ovina, Schafschwingel. **Festuca rubra**, rother Schwingel. Diese beiden geben ein sehr gutes Futter.

Bromus erectus, aufrechte Trespe. Ein gutes Futter.

Dactylis glomerata, geballtes Knaulgras. Wird besonders von dem Rindvieh sehr begierig, von den Pferden weniger gerne gefressen.

Lolium perenne, ausdauernder Lolch, englisches Raigras. Jung ein sehr nahrhaftes Futter. Hiezu kann gemengt werden:

Trifolium repens, kriechender Klee, weißer Wiesenklee. Ein sehr gutes Viehfutter.

Hedysarum Onobrychis, Esparsette. Wird von allem Vieh sehr gerne gefressen.

Vicia sepium, eines der allerbesten Futterkräuter.

b) Für nördliche Abhänge und niedrige Lage.

Festuca pratensis (Schrad.) oder **Festuca elatior (L.)**, hoher Wiesenschwingel. Eines der allerbesten Gräser süßer Wiesen.

Holcus avenaceus (Schrad.), **Avena elatior (L.)**, haberartiges Raigras. Wird hoch, allem Vieh ist es ein angenehmes Futter.

Alopecurus pratensis, Wiesenfuchsschwanz. Ist sehr früh und eines der besten Futtergräser.

Hordeum pratense, Wiesengerste. Wird sehr hoch und ist allem Vieh ein sehr angenehmes Futter.

Anthoxanthum odoratum, Ruchgras. Wird von allem Vieh gerne gefressen.

Phleum pratense, Wiesenlieschgras. Ein sehr gutes Futter.

Aira caespitosa, Rasenschmiele. Ein gutes Futter, sein Rasen erstikt zugleich das Moos.

Briza media, mittleres Zittergras. Ein gutes Futter.

Cynosurus cristatus, kammförmiges Kammgras. Liefert ein sehr gutes Futter.

Bromus giganteus, Riesentrespe, Futtertrespe. Liebt Feuchtigkeit und den Schatten und ist ein sehr nahrhaftes Futter.

Avena flavescens, gelblicher Haber, Goldhaber. Ein gutes, zartes Futter.

Dactylis glomerata. Beigemengt kann werden:

Vicia sepium, Zaunwike.

Lathyrus pratensis, Wiesenplatterbse. Sowohl grün als getroknet ein vortreffliches Futter für alles Vieh.

Trifolium pratense, Wiesenklee.

Medicago minima, kleinster Schnekenklee.

c) Auf Kalkboden gedeihen nur noch wenige Gräser und auch diese treiben immer nur schmale Blätter; am Besten aber gedeihen darauf die Pflanzen mit schmetterlingsförmigen Blüten.

Festuca ovina.

Festuca rubra.

Lolium perenne. Vermengt mit:

Medicago sativa, gemeiner Luzerne, ewigem Klee, wenn der Grund nicht zu seicht ist.

Hedysarum Onobrychis.

Vicia sepium.

Trifolium repens.

Trifolium pratense, wenn der Grund nicht zu troken ist.

Medicago falcata, Sichelschnekenklee, schwedische Luzerne. Wird besonders von den Pferden gerne gefressen.

Medicago minima.

Lotus corniculatus, Schotenklee.

Anthyllis vulneraria, Wundklee.

Unter allen einheimischen wildwachsenden Futterkräutern ist die Zaunwike (**Vicia sepium**) wegen ihrer Dauer und ihres reichlichen Futterertrags die nüzlichste; sie ist zugleich für jedes Vieh ein sehr angenehmes Futter, gedeiht in jeder Lage, auch wenn der Boden mager und steinicht ist, kommt im Frühjahr sehr bald zum Vorschein, hält selbst im Herbst noch am Längsten aus, und die Gräser erhalten sich unter ihrem Schuz immer grün; daher wegen dieser vorzüglichen Eigenschaften ihr Anbau besonders zu empfehlen ist. Ein Hinderniß zu schneller Verbreitung derselben liegt

in der Schwierigkeit der Samengewinnung, weil nemlich der Same, sobald er reif ist, bei heiterer Witterung aus den Hülsen springt und das Einsammeln der Samenhülsen zu viele Zeit erfordert. Am Leichtesten und Einfachsten noch gewinnt man denselben zur Aussaat dadurch, daß man, sobald der größere Theil der Hülsen reif zu seyn scheint, die Zaunwiken abmäht und dieselben sogleich, wenn sie auf einer Wiese angepflanzt werden sollen, auf diese, nachdem sie bereits abgemäht ist, bringt und sie daselbst troknet, worauf sich der aus den Hülsen gesprungene Samen in den Rasen verliert, und die Wiken ohne alle weitere Vorkehrungen daselbst aufgehen. Will man aber ein besonderes Feld damit anbauen, so wird dasselbe zuvor zugerichtet, die frischgemähten Zaunwiken gleichförmig darauf gestreut; nachdem dieselben getroknet und weggeschafft sind, so ist der Samen mit einer Egge unterzueggen und nachdem solches geschehen, mit Grassamen zu besäen, welcher sofort mit der Dorn-Egge unterzueggen ist.

Alle Gräser ohne Ausnahme, so wie der Espar, müssen, wenn sie in dem darauf folgenden Jahre nach der Aussaat einen vollen Futterertrag liefern sollen, schon Mitte Juli oder zu Anfang Augusts gesäet werden, und bedürfen keinen Schuz der Halmfrüchte, wie solches beim ewigen Klee der Fall ist, der im Frühjahr angebaut wird. Dieser Zwek wird vollkommen dadurch erreicht, wenn der Samen gleichförmig und nicht zu dünn, damit keine Lüken entstehen, sondern vielmehr dicht gesäet wird, um gleich eine gute Rasendeke zu gewinnen, wodurch zugleich die Wiesenunkräuter abgehalten und verdrängt werden.

Gleichwie aber Alles in der Natur dem Wechsel unterworfen ist, und durch diesen Wechsel sich dennoch erhält, eben so wechseln auch die Gräser mit der Zeit ihren Standpunkt. Weit schneller verwechseln sie denselben oder verschwinden allmählig ganz und machen geringeren Grasarten und dem Unkraute Plaz, wenn nur eine einzelne Gras-Art auf einer Wiese angebaut wird, weil jene, in Masse vorhanden, die zur Erhaltung benöthigten nährenden Stoffe weit schneller verzehrt, wodurch ihre Dauer abgekürzt werden muß. Länger lassen sich die Wiesen erhalten, wenn die Gräser unter sich oder mit Futterkräutern gemischt gesäet werden; durch diese Mischung kommen sie weniger auf einander gedrängt zu stehen, können sich somit gegenseitig weniger Nahrung entziehen, es wird vielmehr denselben theils durch ihre eigenen Abfälle, theils durch die Ueberreste anderer Pflanzen, stets wieder neue Nahrung zugeführt. Außerdem darf nicht unberüksichtigt gelassen werden, daß die Wurzel der perennirenden Gräser nur ein Jahr dauert, welcher Zeitraum jedoch, so wie überhaupt die Dauer selbst einjähriger Gräser dadurch verlängert wird, daß die Halme noch grün, ehe der Same reif geworden ist, abgeschnitten werden. Mit dem Absterben des Halmes und dem Reifwerden des Samens sterben auch zugleich die Wurzeln im Boden und erneuern sich alljährlich wieder an den jungen Sprossen, welche am untern Theil des Halmes, an den Wurzelknoten des alten Wurzelstokes zum Vorschein kommen. Ist nun die Oberfläche des Bodens zu sehr erschöpft, und finden die jungen Wurzeln in ihrer Nähe keine Nahrung, so können sich solche nicht ausbreiten, und das Wachsthum der Pflanzen wird daher gestört und gehemmt, so wie die Kräfte des alten Wurzelstoks durch die jungen unbewurzelten Sprossen verzehrt, wodurch endlich das Daseyn der Pflanze aus Mangel an Nahrung aufhört. Zur Erhaltung der Fruchtbarkeit einer Wiese darf daher mit dem Abmähen des Grases niemals so lange zugewartet werden, bis der Same reif geworden ist, sondern dieses Geschäft ist vielmehr, sobald die Gräser zu blühen anfangen, vorzunehmen und hiebei nöthigenfalls nur so viel stehen zu lassen, als Same erforderlich ist, um die licht gewordenen Stellen der abgemähten Wiese zu überstreuen, was gleich nach der Reife des Samens geschehen kann. Ist der Ertrag einer Wiese durch Erschöpfung des Bodens heruntergekommen, ist z. B. zu befürchten, daß der Oehmdertrag nur gering ausfallen werde, weil der Boden nach dem ersten Mähen ausgetroknet und verbrannt ist, so kann schnell dadurch abgeholfen werden, daß man sogleich, unmittelbar nach der Heuernte, die Wiese mit Gras-Samen besäet, und denselben hierauf mit guter

Komposterde etwa einen Zoll hoch bedekt und zulezt überwalzt. Hat aber das Unkraut zu sehr überhandgenommen und ist der Boden ganz erschöpft, so muß solcher umgebrochen und wieder angebaut werden.

Nichts wirkt nachtheiliger auf den Graswuchs, als ein zu spätes und zu knappes Abmähen der Wiesen im Herbst, wenn kein Nachwuchs mehr Statt findet. Eben so nachtheilig ist das Beweiden der Wiesen im Winter, und besonders zur Zeit, wenn Reife erfolgen, wodurch die Gräser, des natürlichen Schuzes gänzlich beraubt und bloßgestellt, im Frühjahr spät anfangen, wieder zu treiben, und einen nur geringen Ertrag an Futter liefern; kommen noch bei einem Reifen die Füße des Viehes in Berührung mit den Pflanzen, so stirbt das Kraut ab und verdirbt.

Durch das Belegen der Wiesen mit Dünger erhalten zwar die Gräser Schuz, aber keine hinlängliche Nahrung, ist der Dünger strohigt, so ist er an sich gehaltlos, ist er verwesst und spekigt und es erfolgt auf die Düngerverbreitung nicht baldiger Regen, wodurch er ausgewaschen wird, so bleibt solcher eben so unwirksam; denn er vertroknet und die in demselben enthaltenen nährenden Bestandtheile gehen für die Wiesen nuzlos in der Luft verloren. Der Kompostdünger und die Jauche wirken am Kräftigsten und Nachhaltigsten auf den Graswuchs der Wiesen. Je zersezter und aufgelöster die Nahrung, was bei der Kompostdüngung und der Jauche der Fall ist, den Pflanzen gereicht wird, um so begieriger wird dieselbe von den Wurzeln der Pflanzen aufgenommen und eingesogen. Die Düngung mit Jauche, wodurch zugleich das Moos zerstört wird, kann im Herbst und den ganzen Winter hindurch vorgenommen und der Kompostdünger, wenn solcher zuvor gehörig zubereitet ist, zu jeder Zeit des Jahres, am Zwekmäßigsten aber sogleich nach der Heuernte, angewendet werden. Wird ein Komposthaufen angelegt, so muß solches im Schatten an einer etwas luftigen Stelle geschehen; der Haufen ist öfters mit Jauche zu übergießen und von Zeit zu Zeit, namentlich bei trokener Witterung und wenn der Boden etwas gefroren ist, umzustechen. Die Bestandtheile des Komposts müssen dem Boden, worauf solcher verwendet werden soll, angepaßt werden. Ist der Boden kalkhaltig, wie solches auf den Höhen der Alp der Fall ist, so wird der Kompost mit Sandboden oder quarzhaltigem Lehm-Boden vermischt, und es darf hiezu weder gemahlener roher, noch gebrannter Kalk verwendet werden. Weil nemlich Kalk bereits die Unterlage bildet, so kann dem Boden in diesem Fall blos Das mitgetheilt werden, was ihm mangelt, nemlich Sand. Ist der Boden leicht, so wird dem Kompost mehr Thon oder Lehmboden beigemischt, ist er aber feucht und thonig, so wird demselben, um die Säure dem Boden zu entziehen, gepulverter gebrannter Kalk, oder, was noch besser ist und gleiche Wirkung hat, auch weniger zerstörend auf die Graswurzeln wirkt, kohlensaurer Kalk, also roher gemahlener Kalkstein, oder, was das Nemliche ist, Chaussee-Kalk von Kalk-Chausseen beigemengt.

Der Kompostdünger besteht:

1) Aus einer Lage Erde, etwa 6 bis 8 Zoll hoch.
2) Aus einer Lage eben so hoch aufgesezten animalischen oder vegetabilischen Düngers, der mit Kalk leicht bestreut und hierauf mit Jauche begossen wird.
3) Aus einer weiteren Lage Erde und so fort, bis das vorhandene Material verwendet ist.

Durch die Anwendung des Kalks, der Holz-Asche, des Gypses, des Salpeters und des Koch-Salzes zur Verbesserung des Bodens kann indessen der Dünger selbst nicht erspart werden, sondern jene Stoffe können denselben nur unterstüzen. Kalk und Holzasche wirken als Alkalien, in so fern sie die Säure (Humussäure) abstumpfen; nachdem aber dieses geschehen ist, können sie immerhin noch als Salze, d. h., als Reizmittel wirken. Gyps, Koch-Salz und Salpeter sind Salze, die niemals die Säure abstumpfen können, weil sie schon mit Säuren gesättigt sind; dagegen ziehen sie Feuchtigkeit und die Gase aus der Luft an, und beschleunigen hiedurch den Ernährungsprozeß der Pflanzen, wodurch aber der Grund gleichzeitig nur um so schneller erschöpft wird, was für die nachfolgenden Erzeugnisse eine verstärkte Düngung nothwendig macht. Diese Salze dürfen daher nur sparsam und selten

angewendet werden. Bei nassem Boden dürfte der Gyps, bei trokenem Boden oder Kalkboden aber das Kochsalz und der Salpeter vorzuziehen seyn.

Warum üppigeres Gras in ringförmigen Kreisen wächst.

In der Hildburghauser Dorfzeitung vom 5. Novbr. 1836 (Nro. 188) findet sich nachstehende Bemerkung eines beobachtenden Naturfreundes:

„Wer in den lezten Wochen des Oktbrs. mit offenen Augen über die Wiesen und in Gras-Gärten in der Umgegend von Hildburghausen gegangen ist, hat daselbst eine Menge Kreise üppigen Grases mitten unter dürren Streken, und in der Mitte gleichfalls dürr, gefunden. Sie haben 4—8 Fuß im Durchmesser, sind auf der einen Seite offen, und zwar, so viel ich deren gesehen habe, nach Norden oder Westen zu, und der Ring hat eine Breite von höchstens einem Schuh. In der Zahl oder Lage derselben finde ich keine Regelmäßigkeit, häufig berühren oder durchschneiden sie sich. So lange wir häufiger Regen hatten, standen auf dem dunkelgrünen Ringe zahllose Schwämme, die jezt theilweise abgetroknet sind. Zuerst bemerkte der Einsender diese sonderbare Erscheinung in einem Garten, der mit Jauche begossen worden war, und hielt es mit mehreren Augenzeugen für die Wirkung der vielleicht in Kreis-Form um den Stehenden herum ausgegossenen Jauche. Aber auf den Wiesen ist nicht so gegossen worden. Von faulenden Baumwurzeln konnte es nicht kommen, denn sie wachsen nicht rund und würden auch für die Wiesen Nichts erklären. Auch Maulwürfe oder Erdmäuse, die etwa den Boden aufgelokert hätten, wühlen nicht in runden Figuren.

Um die Sachen von Meteoren herzuleiten, deren Phlegma ja ein fruchtbarer Schleim seyn soll und nach Aehnlichkeit der nassen Figur, welche eine zerspringende Seifenblase auf einem Tische bildet, wohl solche offene Kreise hätten befruchten können, falls sie nicht als Kugeln, sondern als Blasen anzusehen wären, — dazu ist Einsender weder ungelehrt, noch gelehrt genug. Wer weiß einen plausiblern Erklärungsgrund?“

Ich hielt die hier erwähnte Erscheinung für zu wichtig, als daß ich dieselbe nicht weiter besprochen wissen möchte, und hatte daher diese Notiz aus der Dorfzeitung abschreiben lassen, um sie an die Redaktion der Bürger- und Bauernzeitung in Frauendorf zum weitern Abdruk einzusenden, als ich auch in hiesiger Gegend die Beobachtung machte, daß auf den Wiesen sich so viele frischgrüne Kreise finden, ganz in derselben Art, wie sie der Herr Einsender in der Dorfzeitung beschrieben hat. Da ich von Hildburghausen etliche und zwanzig Stunden entfernt bin, so war mir jene gleichmäßige Erscheinung um so auffallender; dennoch meinte ich, ich habe jene grüne Ringel in den Wiesen blos dann erst und deßwegen bemerkt, als und weil mich die Dorfzeitung mit der Nase darauf gestossen habe. Ich machte mir daher auch alsbald eine sehr praktische Erklärung der Sache, indem ich zu mir selber sagte: „Diese grünen Ringel können von nichts Anderem herkommen, als davon, daß diese Stellen mehr Feuchtigkeit, etwa durch unterirdische Quellen oder Wasseradern, enthalten, deren Wirkung besonders im heurigen Jahre so auffallend erscheint; deßhalb ist wohl die Sache gar keiner weitern Deliberation werth und würde, wenn nicht Ein Beobachter sie der öffentlichen Erwähnung werth gehalten hätte, als ein bekanntes Phänomen gar nicht beachtet worden seyn: so dachte ich und hatte das Excerpt schon wieder abseits geworfen, als mehrere Oekonomen, mit denen ich zusammenkam, mir sagten, daß auch Ihnen die grünen Ringelpläze der Wiesen im heurigen Herbste besonders aufgefallen seyen. Aus diesem Grunde fühle ich mich veranlaßt, diese Erscheinung dennoch zur weitern Besprechung zu bringen, vielleicht daß sich ein Erklärer findet, der die Erscheinung genügend erläutert. In diesem Augenblike sind jene grünen Ringe auf den Wiesen noch zu sehen.

Im November 1836. Dr. Porsch.

Rache süßer als Gewinn.

Ein gewandter Taschendieb stahl auf einer Leipzigermesse aus der Bude eines Schweizer-Uhrenhändlers eine goldene Repetiruhr. So geschikt

er aber auch dabei zu Werke ging, ward dennoch seine Handlung von einem hinter ihm stehenden Juden bemerkt, der auch des Handwerks Schliche kannte. Dem Zuschauer gelüstete, Theil zu nehmen an dem Vortheil des Raubes; und um den Dieb furchtsam zu machen, und so zu seinem Zwecke zu gelangen, flüsterte er ihm mehr als ein Mal halblaut in's Ohr: „Gottes Wunder, wie geschwind!“

Den Beutelschneider verdroß die Aufmerksamkeit des Fremden, von dem er nur zu fürchten hatte.

„Höre, Freund!“ sagte er leise zu ihm: „Du wirst doch schweigen?“

„Als Ihr mir gebt zehn Thaler,“ antwortete Jener, „will ich schweigen; gebt Ihr nichts, werde ich nicht schweigen!“

Den Dieb machte die Habsucht des Israeliten noch verdrießlicher; er beschloß sogleich, ihm nicht allein nichts zu geben, sondern auch ihn in die Grube zu stürzen, die Jener schadenfroh zu graben drohte. Wollte er das aber, so mußte er den Begehrlichen täuschen. Und er that es.

„Weißt du was,“ schlug er vor, „ich will dir noch mehr geben, als du forderst. Laß mir diese Uhr, ich stehle auf der Stelle eine ähnliche für dich.“

Damit war der Ebräer sehr zufrieden.

„So bleib hier stehen!“ gebot Mekurs Jünger ihm, und trat wieder an die Bude. Indem er sich eine Uhr um die andere zeigen ließ, und mit dem Kaufmann sprach, als wolle er etwas kaufen, sagte er diesem leise: „Sehen Sie den Juden dort stehen, er hat Ihnen so eben eine Uhr entwendet, und sie in der linken Roktasche verborgen! (Da hinein hatte er dem armen Teufel in der That während des Gesprächs die gestohlne Uhr gestekt.) Der Kaufmann sprang eilends hinaus, pakte den Ebräer, griff in dessen Tasche, fand die Uhr, und schlug, nebst allen Umstehenden, unbarmherzig auf den vermeinten Dieb los. Der eigentliche Schelm stand lachend dabei, und je eifriger Jedermann auf den Betrogenen einhieb, um so lauter rief ihm Jener seine frühere Aeußerung zu: „Gottes Wunder, wie geschwind!“

Die zehn Gebote Gottes.

Vernehmt, ihr Freunde, was ich euch erzähle!
Vernehmt es wohl! Ich hab's aus guter Quelle.
Der Allerhöchste that es selber kund,
Durch seines Dieners Moises treuen Mund.

Auf Sina's Höh'n sprach Gott im Donnerwetter:
Glaubt nicht an Götzen, nicht an fremde Götter,
Ich bin Jehovah! Bin's von Ewigkeit!
Ich habe aus Egypten euch befreit.

Ihr sollet mich als euren Herrn erkennen!
Nie sollt ihr meinen Namen eitel nennen,
Ich, der Allmächtige, bin immer da!
Bin unsichtbar! doch überall euch nah!

Den Sabath sollt ihr mir zum Opfer bringen!
An dem soll euer Geist sich aufwärts schwingen!
Indeß der Leib von seinen Werken ruht;
Veredle sich der Geist, und werde gut!

Euch Kindern geb ich keine andern Lehren!
Sollt durch Gehorsam Vater, Mutter ehren!
Und wenn ihr dieses immer willig thut,
So geht es euch im ganzen Leben gut.

Ihr Großen sollt im Zorne Niemand tödten!
Kein Menschenblut soll je die Erde röthen!
Im Frieden wandle Jeder seinen Pfad!
Verzeihe Dem, der ihn beleidigt hat!

Auch sollt ihr nie die heil'ge Scham verlezen!
Fest halten an der Ehrbarkeit Gesezen!
Schön ist ein keusches züchtiges Geschlecht!
Verächtlich jeder schnöde Wollustknecht!

Ihr sollt nicht feig und untreu euch bestehlen!
Sollt Diebe und Gestohlnes nicht verhehlen!
Wer räuberisch in fremde Hütten bricht,
Verfällt mit seinem Leben dem Gericht.

Nie sollet ihr ein falsches Zeugniß geben,
Den Finger nie zum falschen Schwur erheben!
Wer lügt, betrügt, falsch schwört, kann nie gedeihn!
Wie ich wahr bin, so sollt auch ihr es seyn!

Des Nächsten Weib zum Ehbruch zu begehren,
Das kann den Mann nur schänden und entehren!
Und auch das Weib, das Eid und Treue bricht,
Verfällt der Steinigung im Volksgericht.

Nicht nur nicht stehlen; nicht einmal begehren
Kann man des Nächsten Gut mit Recht und Ehren!
Darum, o Israel, erlaube dir
Nicht einmal eine sündige Begier!

So sprach der Herr auf Sina's steilen Höhen,
Sein Wort bleibt ewig, und wird nie vergehen!
Es widerhallt in jeder Menschenbrust,
Der Sünder Schreken und der Frommen Lust!

Walbhauser.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Das Gewissen.

Wie oft wird dieses höchst bedeutungsvolle Wort gedankenlos ausgesprochen, oder auch berührt, ohne daß man sich um seinen allumfassenden Sinn kümmerte. Wie oft wird sein Sinn entweiht. — Wie oft wird bei diesem heiligen Gegenstand betheuert, selbst in Augenbliken, wo man sich kein Gewissen daraus macht, es unbarmherzig zu verlezen. „Und doch ist ein gutes Gewissen (wie ein Volkssprichwort sagt), der beste Bissen." — Es ist der beste Gesellschafter, der glaubwürdigste Zeuge, der treueste Freund, der größte Schaz. Es verzehrt den Kummer, wie die Sonne das Eis. Es ist dem Durstenden ein labender Brunnen, ist ein starkes Schild gegen die giftigen Pfeile der Verleumdung, ein Schirm gegen den verzehrenden Strahl der allmächtigen Willkühr, eine Phalanx gegen die zerschmetternden Schläge des Schiksals, und auf dem Sterbelager ein sanftes Kissen, auf dem man getrost zum bessern Leben entschlummert." — Ein böses Gewissen gleicht der eisernen Jungfrau, die den Verbrecher umarmt, und alle ihre schneidenden Messer in seinen entweihten Busen mit hastiger Wuth drüket. Ein böses Gewissen gleicht auch einem schweren Gewitter ohne Regen; es sezt mit seinen Schreken die Bewohner der Erde in Furcht, zerstört und vernichtet, ohne die Erde zu erquiken. Ein böses Gewissen ist der fürchterlichste Ankläger, der strenste Richter und der grausamste Henker in einer Person. Aus dem melodischen Wirbeln der Lerche schallt dem Verbrecher der Ruf: „Du bist ein Dieb!" Aus den schmelzenden Zaubertönen des Vögelchens donnert ihm die Anklage: „Du hast unrecht gehandelt! Du bist ein Bösewicht!"

Das Gewissen ist das Licht des Lebens, der gute Geist, der den Menschen auf ebener Bahn führt. Nie kann es uns gereuen, ihm gefolgt zu haben. Wahrheit im Thun, Uebereinstimmung im Gemüthe, Freude im Herzen und Adel im Leben, das sind die göttlichen Gaben, womit es seine Getreuen belohnt.

Ein gutes Gewissen ist der Seele, was Gesundheit dem Körper ist; es verschafft uns eine beständige Seelen-Ruhe und Heiterkeit des Geistes und hält den traurigen Schiksalen und Erduldungen, die uns treffen können, das Uebergewicht.

Ein zartes Gewissen gleicht einer Aeolsharfe, die schon bei dem leisesten Lüftchen in Vibration geräth.

Ist das Leben ein Traum, so ist das böse Gewissen ein Alp dieses Traumes. Wehe einem solchen armen Sünder von Träumer.

Was ist das im Menschen, das ihn über alles sein Thun und Lassen zur Verantwortung zieht, das ihn bald unendlich glüklich macht, bald mit Höllenqualen foltert, je nachdem er gehandelt hat, und dessen Stimme sich wohl auf einen Augenblik betäuben, aber nicht vernichten läßt? Man nennt es Gewissen, und dieß ist der Genius der Menschheit, der das arme Geschlecht der Sterblichen gegen die Vernichtung schüzt! Der verruchteste Bösewicht hat ihn zu fürchten, denn wenn er nur einen Augenblik Ruhe genießt, so mahnt ihn diese Donnerstimme, und rechnet mit ihm ab, quält und martert ihn, und nicht leicht geht ein Verbrecher aus dieser Welt hinaus, der nicht endlich durch sein Gewissen verrathen würde.

Der Bauer und sein Jakel.

Jakel, hest es net erfragt,
Wie man in der Stadt sich tragt?
Wir rih nächst bin drinna gwen,
Hon ih all mein Wunda gseh'n,

Hosen, ellenweit sind's g'macht,
Glaub, der Teufel hets ausbracht,
Ja, man könnt in jede glei
Eini steken zwei und drei.

Schnauzer haben's Fikerment,
Daß ma schier das Gsicht net kennt,
Uma gengas, ganze Schwarm,
Kappeln auf von alle Farb'n.

Jeder tragt an Augenglas,
Kramer aber woaßt für was?
In der Mitt sind's zsamma gschnürt,
Keuchen, daß ein übel wird.

Und die Dirndln tragen gar
Ganze Wiegel fremde Haar;
Ihre Hüt mit Blumenzeug
Sehen Storcheanestern gleich.

Bänder heben's ellenbreit;
Ihre Kleider sind so weit,
Daß man prächtig Roß und Mann
Damit überdeken kann.

Wenn's so draußen ume fahr'n,
Sehens aus, wie Faßnachtnarrn:
Aus an grosen mächten Flor
Guzen's mutternakend vor.

In der Mitten finds so dik,
Wie a diker Kreuzerstrik,
Um die Mitten trag'ns an Reif,
Wie a Wiesbaum finds so steif.

In der Stadt, du wirst's erfahr'n,
Wird zulezt noch all's zu Narrn,
Glaub es kömmt der jüngste Tog,
Merk dir's Jakel, was ich sog.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert portofrei.
Redakteur: J. C. Fürst.

Neue

Bürger= und Bauern=Zeitung.

III. Jahrgang. Nro. 49. 10. Dezember 1836.

Inhalt: Zeitverderb. — Vorschlag. — Der Präparand. — Philosophie in dem Gasthause. — Die Reinliche. — Ehestands=Absichten der meisten Mädchen. — Nochmal 24 Lehren für Landleute. — Nuzen des Lichtpuzens. — Vom Gebrauche des Mooses (Mieses) statt des Strohes zu Strohsäken. — Ersazmittel des Tabaks. — Gebrauchte Lauge wieder anwendbar zu machen. — Superfeines Garn.

Zeitverderb.

Die Zeit ist verloren, welche auf länger, als täglich 7 Stunden Schlaf, 2 Stunden Tisch und 1½ Stunde Erholung verwendet wird.

Die Zeit ist verloren, während welcher du spielst (mit Ausnahme der Feiertage), besonders mit den dummen Karten; jagst, wenn du kein Jäger; vor dem Richter stehst, weil du zanksüchtig; zauderst, weil du keine Festigkeit gesucht hast; tändelst, weil du den Reiz des Wechsels nicht kennen willst, noch etwa zu finden weißt.

Die Zeit ist verloren, welche du auf unnüze oder gar gefährliche und schädliche Dinge verwendest. Z. B. auf Lottoreflexionen, böse Streiche, Muthwillen, Geschäfte außer deiner Aufgabe ꝛc.

Die Zeit ist verloren, zu der du Tabak schnupfest, die Pfeife bereitest, die Blätter schneidest, das Glas füllst; zu der du tanzest, wenn du kein Tänzer; zu der du scherzest, wenn du keine Amme; zu der du Andern Eitles thun hilfst, wo du selbst Wichtiges zu thun hättest u. s. w.

Die Zeit ist verloren, zu welcher du bei großen Herren dich einzuschmeicheln suchst, einen Krazfuß einstudirst, einen Rok richtest, den Vatermörder betrachtest, dich schminkest; deinen Hund liebkosest, deinen Diener ungerechter Weise auszankest, des Nachbars Fehler erspürest, neidisch dessen Glük ausspionirst, deinen Milchbart streichelst oder deine Glaze, dem Herrn Pfarrer die Hand küssest, dem Verleumder Gehör gibst, den Juden überlisten willst, der Bettschwester Nächstenliebe predigest.

Die Zeit endlich ist verloren, zu der du nicht mit Ueberlegung arbeitest mit Hand und Kopf; zu der du nicht fragst: Geht es mit meinem Vermögen, meiner Güte ꝛc. vorwärts? zu der du nicht betest, da du doch in der Kirche stehst; nicht redest, da du doch aufgefordert; nicht handelst, da es doch deine Pflicht; nicht entdekst, was man verheimlicht hat zum Nachtheile Anderer ꝛc.

Diese Betrachtungen — bei Weitem noch nicht zur Hälfte angeführt — bringen immer den Entschluß herbei, öffentlich zu bekennen, daß die allerallerwenigsten Menschen weise das Leben genießen, daß selten Einer länger lebe, als 10 Jahre, und sollte er 969 Jahre wie Mathusalah alt geworden seyn. C. G. D.

Vorschlag.

(Von einem Einsiedler unter Menschen.)

Wie wäre es denn, wenn man

a) Jedem, der das Branntweintrinken, Tabakrauchen ꝛc. ließe und sich auswiese, 50 Andere der Art auf 3 Jahre wenigstens geheilt zu haben, einen Jahresgehalt von 30 fl. auf Lebensdauer gäbe? — Versteht sich auf dem Wege der Großmuth —

b) Jedem, der sich vor Andern durch Landwirthschaft, Obstbaumzucht und Rinderpflege hervorthat, den schönsten Kirchenstuhl einräumte? — Versteht sich durch den Herrn Pfarrer und Gemeindeausschuß —

c) Jedem, der am Ordentlichsten gelebt, am Treuesten gedient, nie Exzesse hatte, nicht spielt, nicht politisirt, von der Polizeistunde dispensirte? — Natürlich, wenn er durch Zufall zu spät käme und nur in seinem Pfarrwirthshause —

d) jeden Vater, in dessen Haus 4 uneheliche Geburten vorfielen, d. i., Kinder erzeugt würden (er gilt ja auch mit), von der Wahlfähigkeit ausschlöße? Aber ohne weitern bürgerl. Nachtheil —

e) jeden Lehrer, welcher 2000 Kinder seiner Gemeinde unterrichtet hatte, als Gemeindeglied annehmen müßte? — Versteht sich für den Fall der Untüchtigkeit und ohne Anschlag des Ersparten oder eines Fondes;

f) jedem Bettler en Gros, der über 500 fl. baar besizt, und, wenn er verheirathet, über 1000 fl., von der Erlaubniß des Bettels in der Gemeinde durch Unterstüzung, auf blos freie Wohnung reduzirte?

Noch dergleichen Einfälle habe ich — aber sie sollen mich nicht ferner beunruhigen. Was hilft mir mein Gerede? Ich size oft mitten unter einem Haufen Narren, aber sie sind für mich nicht; darum bin ich der ewige Einsiedler
bei Mariä Einsiedl.

Der Präparand.

Ein Präparand kommt mir immer unglüklich vor. Ich will nichts sagen vom armen Schul-Präparanden, an dem Hunderte ziehen und reissen, um ihn zu verziehen, d. i., unbändig zu machen, sondern vom süßen Zuker, vom schwarzen Kaffee, vom Hasenbalg und vom Dochte.

Der Zuker wird ja elend behandelt (präparirt)! Man schneidet, hämmert, stößt, zermalmt ihn, ja, tritt ihn manchmal sogar mit Füßen; und findet die zahnlükige Köchin keine Pein mehr für ihn, so ersucht sie ihren blinden Zeisig noch, recht darauf loszuhaken. Wahrhaftig

Arm und ganz verlassen muß man sagen:
Ich könnte dieses nimmermehr ertragen.

Der niedliche Kaffee, um den die Schwestern und Brüder in dem Herrn so sehr thun, hat eben kein besseres Loos. Er muß sich rädern lassen, und nachdem man ihn gewogen und betrachtet, schüttet man seine Ueberreste noch ins siedende Wasser. So ging weder eine Inquisition mit den Kezern, noch ein Heide mit St. Vitus um. Wahrhaftig

Ein schweres Loos, ein hartes Recht,
Der stirbt, so schön er lebt, doch schlecht.

Der Hasenbalg, den doch schon Hunde, Füchse, Jäger, Kugel und Pulver verfolgten, ist noch schlechter daran. Da kommt der derbe Hutmacher mit Wasser, Leim, Eisen, Kamm und Messer, und, sich an der zarten Wolle schelmisch ergözend, sezt er den Präparirten noch auf eines Menschen Kopf, der weder mehr Verstand hat, noch so viel Muth, als weiland Meister Hase selbst. Wahrhaftig

Mit solchen Plagen noch zu scherzen,
Verräth gewiß auch harte Herzen.

Du unglüklicher Docht! mache den Beschluß. Sieh dich nicht lange um, es heißt: Mit Kreuz und Leiden muß man glüklich werden. Vergib der Breche, der Magd, dem Weber, dem Schiffe, dem Bleicher, dem Schneider und seiner nähenden Kompagnie, dem Seifensieder, dem Gastgeber, dem Barbirer — alle diese Individuen meinen es ja nicht gut mit dir. Verzeihen ist edler, denn sich rächen. Wahrhaftig,

So geht es doch nicht uns auf Erden,
Es könnte einer niemals Meister werden.

Philosophie in dem Gasthause.

Man sollte nicht meinen, welche edle Ansichten man auch beim Bierkruge haben kann. In N. lebt eine junge, aber doch nicht mehr kindische Gesellschaft der „Zusammenstimmung", deren Mitglieder am 10. Oktober l. Js. sich auf 12 Köpfe belief. Jeder hat sich ein Krüglein angeschafft, wie folgt:

1. ein Krüglein mit einem Jagddekel und Nro. 1;
2. ein Glas, worauf Sapienti pauca steht;
3. eines, welches Nro. 12 führt und ein Häschen zur Seite hat;
4. und 5. eines führt die Worte: Lustig in Ehren;
6. auf einem sind die 9 Musen ohne Apollo;
7. ist ohne Dekel;
8. hat die Numer $3\frac{1}{4}$ (großes Glas);
9. ist ein Rosoglioglas mit Dekel;
10. führt die Aufschrift: **Dummodo mihi bene**;
11. und 12. sind für Fremde.

Ich wurde von einem Freunde dahin geführt und bei meinem Uebernachten in die Gesellschaft gezogen. Mit den Statuten hat es folgende Bewandtnisse:

a) Die Gläser sind in einer dunklen Kammer neben dem schönen Lokale. Spülen und aufhängen müssen die Mägde, und der erste darf sich das Glas selbst holen, hat aber das Recht, für den 2. die Person zu bestimmen, welche suchen soll, also kein Glas wählen kann. Dann die 2 befehlen für die 2 Folgenden ꝛc.

b) Das Ganze ist ohne Auslage und Zwang, nur den Hauszwang an 3 Tagen der Woche ausgenommen.

c) 1. darf nur eine Halbe trinken; 2. nur bei allgemeinem Anstoß; 3.) muß 12mal trinken, sey es allemal ein Glas- oder Schlukvoll; 4. ist ganz ungebunden; 5. ebenso; 6. muß ein Lied singen (wenigstens 6 Strophen), er mag Gehör, und Gedächtniß, und Lust haben, oder nicht; 7. muß so lange die Hand darauf legen, als er Bier hat, kann aber auch leer dasizen; 8. darf nur 3 Halbe und einen Pfiff nehmen; 9.) darf nur so viele Gläser leeren, als Nro. 4. zu Leibe nimmt; 10. kann die Zeit des Endes der Gesellschaft angeben; 11. und 12. mehr können nicht eingeführt werden. L.

Die Reinliche.

In St. lebte eine Wirthin — ob sie die Götter noch seit jenen 12 Jahren zum Wohle der Menschheit erhalten haben, ist mir unbekannt —, welche eben so stark als unreinlich lebte und traktirte. Davon ein kleines Wörtchen, meine Herren und Damen!

Es kam eine Kommission zu einer Inventur, 4 Mann hoch, Abends in St. an, noch unschlüßig, wo man übernachten würde; jedoch allerseits geneigt, eine Portion zu Leibe zu nehmen. Nur hatte keiner der Gäste Lust, Dinge zu genießen, bei welchen die Frau Wirthin viel zu präpariren hätte; denn mit jeder Manipulation war eine Hauptschweinerei ex usu verbunden. Endlich beschloß man in pleno, Kaffee bereiten zu lassen, um welchen man in den ¼ Stunde entfernten Laden schikte. Um der Frau mit den unsaubern Händen, dem schmuzigen Roke und Schurze und den ungewaschenen Strümpfen alle Gelegenheit zu ihrer langjährigen Praxis abzuschneiden und den Appetit ungestört zu erhalten, waren immer Einer und der Andere auf der Inspektion inkognito. Alles gieng ganz gut, und schon dachte der wohlbebartete und 2 Zentner schwere blinzelnde Gerichtsdiener den braunen Saft im Munde, Magen und Leibe, als die Schalen von Madame Dromedar bona fide transferirt wurden. Noch beguckte sie aber jede Eke, um den allenfallsigen, zudringlichen Staub zu entfernen. Sie erblikte einigen; und was war vernünftiger, als ihn wegzuwischen? Blasen — wäre unschön; das Handtuch war so hübsch schmuzig, allenthalben kein Lappen. Nun heißt's studiren — Sie krazt am Kopfe, thut den Schurz zur Seite, greift in den Rok hinein, zieht das Hemd (Hemdstoß) heraus und wischt recht vorsichtig an den Tassen.

Jezt guten Appetit, meine Herren! — So rief der Inspektor, und erzählte die Historie. Die eitlen Herren zahlten, ohne nur gekostet zu haben. War das nicht indiskret? Ist das der Dank, wird sich die Frau gedacht haben, die sich solche Mühe gab? Aber ich bin christlich, und habe mit Anderer Fehlern Nachsicht, also auch mit diesem Fehler meiner beschriebenen Gäste —

Ehestands-Absichten der meisten Mädchen.

Viele Mädchen bekommen keine Männer, weil sie kein Geld, oder sonst nicht diejenigen Eigenschaften haben, von welchen sich ein Mann Zufriedenheit im Ehestande versprechen könnte. Und dieß ist heut zu Tage sehr gewöhnlich.

Aus welchen Absichten aber viele Mädchen, auch wohl solche, die Geld haben, sich Ehemänner wählen, das sollte, denke ich, manchen Lesern, oder Leserinnen, wo nicht zur Belehrung, doch zur Unterhaltung dienen.

Ich stellte also über diesen Gegenstand meine Beobachtungen an, und fand es durch die traurige Erfahrung vieler Männer bestätigt, daß die meisten Mädchen sich nur Gatten wählen, um sich durch dieses Mittel einer Unterwürfigkeit, unter der sie lange ängstlich seufzten, zu entziehen. Es scheint ihnen, daß sie dann völlig frei seyn, aus ihrer

Eltern Hause in das ihres Mannes, und so wechselweise hin und her laufen, Besuche geben, und empfangen, über ihr Vermögen schalten, und eine Herrschaft über ihr Gesinde, vielleicht wohl gar über den Mann selbst, werden ausüben können. Ihre Väter sehen sie wie Kerkermeister an, und versprechen sich hingegen, daß ihre künftigen Männer weicher als Wachs seyn werden. Sie sehen in ihrer Unüberlegung nicht auf eine seit Kurzem verehlichte Freundin, mit welcher ihr eifersüchtiger, rauher Mann noch selten ein freundliches Wort sprach, sie kaum aus dem Hause gehen läßt, und wie eine Sklavin behandelt; nicht auf eine andere ihrer Bekannten, die sich an einen Spieler verheirathete, der das lezte gute Bett im Hause auf dem Spieltische seiner verderblichen Leidenschaft opferte. Selbst die Leiden einer jungen Nachbarin bei ihrem ausschweifenden Manne ziehen sie nicht in Erwägung, die mit kummertrübem Auge sehen muß, wie mit jedem Tage der gefüllte Korb in das Haus seiner feilen Buhlerin wandert, indeß sie in ihrem eigenen selbst Hunger und Mangel dulden muß.

Eine andere heirathet, um sich aus den Händen ihres Vormunds zu retten, von welchem sie verkauft oder betrogen zu werden fürchtet. Ehe dieser mein Vermögen verschleudert und durchbringt, denkt sie: mag es noch lieber mein Mann thun. Sie hält es für sicherer, sich zeitig selbst um einen umzusehen, sonst möchte ihr Vormund zu lange zaudern, sie an Mann zu bringen, und wenn sie indessen plözlich krank würde, und stärbe, möchte es vielleicht mit ihrer Verlassenschaft ziemlich unrichtig stehen; und endlich sey es immer besser, daß Das, was sie habe, einst ihre Kinder genößen, als ihre Feinde. Ich will mich verheirathen, spricht sie: wär's auch mit einem häßlichen Mohren. — So übereilt sie ihre Wahl, gibt dem nächsten Antrage Gehör, und stürzt sich in einen Schlamm, aus dem sie sich nie wieder hervor arbeiten kann. Unbesonnen wirft sie sich einem Manne in die Arme, der sich von ihrem Vermögen prächtig kleidet, seinem Körper gütlich thut, seine Pferde fett füttert, Diener hält und Gast-Mahle gibt, während die gute Frau im Winkel sizt, und trauert, und sich sogar des Trostes beraubt sieht, ihren Kindern, wenn sie je einige hat, ihr Vermögen hinterlassen zu können.

Es gibt andere Mädchen, welche sich weichliche, parfümirte Laffen zu Ehemännern wählen, welche so viel Zeit, als je ein eitles Frauenzimmer an ihrem Puztische, vor dem Spiegel zubringen. *) Diese guten Mädchen bilden sich ein, so ein galanter, süßer Herr werde immer so bleiben; werde keine Leidenschaften, keine Fehler oder Gebrechlichkeiten an sich haben, da er doch gemeiniglich schon an Schwindsucht und Abzehrung heimlich leidet, und die Einkünfte seines Doktors und Apothekers durch Pflaster, Salben und Pillen jährlich um ein Beträchtliches vermehren wird. Ich bedaure solche Thörinnen, die noch dazu, wenn man ihnen die argen Folgen einer so schlimmen Wahl vorstellt, sich damit rechtfertigen wollen, daß nun einmal ihr Geschmak so wäre, und es blos sie, und Niemand Andern treffe, wenn es übel ausschlüge. Ach! diese Unglüklichen wissen weder, was sie sagen, noch was sie thun! — Manches Mädchen verheirathet sich aus Ueppigkeit ihres Herzens; um frei herumgehen zu können, zu sehen, und gesehen zu werden, und daß sie jeden Tag Kleidung und Kopfpuz nach ihrer Laune wählen könne. Sie hofft, weil sie an Festtagen, oder vielleicht die ganze Woche Aalaen im schönsten Modepuze herumgehen sieht, es werde der Mann, dem sie ihre Hand (vielleicht ohne ihrem Herzen) schenken würde, sie an äußerlicher Pracht, wenigst eben so gut, wo nicht besser, als jene halten. Und findet sich solch eine Frau in ihrer Erwartung betrogen, weil ihr vernünftiger Mann nicht Lust hat, seine Gattin über ihren Stand zu kleiden, und in diesem Stüke einen Aufwand zu machen, der seine Kräfte übersteigt; wehe dann ihm! sein häuslicher Friede ist zerstört. Sie klagt über Härte, nennt sich die unglüklichste Frau unter der Sonne, und wünscht, daß ihre Mutter sie nach

*) Im Vorbeigehen gesagt: Der Mann sey Mann, das Weib — Weib! — Lassen wir diese bei ihrer Schminke, ihren Wohlgerüchen, und ihrem eiteln Puzkramm; sie bedürfen oft dieser Dinge, und thun sich viel damit zu gut. Der Mann aber zeigt sich als Das, was er ist. Seine rauhere Stimme, sein ernsteres Gesicht und Anstand passen ihm sehr gut.

der Geburt erstikt, oder daß man sie eher in einem Sumpfe ersäuft, als in die Gewalt eines solchen Tyrannen gegeben hätte. Ist dann eben der Fall vorhanden, daß des Mannes noch lebende Mutter, oder unverheirathete Schwestern, oder wohl gar Kinder einer vorigen Gattin im Hause sind: so müssen diese alle Schuld tragen. Für diese, glaubt sie, werde ihre eingebrachte Mitgabe, der mühsame Erwerb ihrer Eltern verwendet, und sie selbst müsse übler daran seyn, als ihr Stubenmädchen, das sich doch für ihr Geld nach ihrer Art kleiden könne, wie es ihr beliebe. Was läßt sich da Besseres thun, wenn Gründe und Zureden nichts vermögen, als sie gleichwohl murren zu lassen; denn durch Nachgiebigkeit würde man seinen Zwek nicht erreichen, und sich selbst sammt ihr zu Grunde richten.

Ich könnte hier noch viel von Mädchen reden, die sich unter den Schuzmantel des Ehestandes begeben, um einen andern Liebhaber, den vielleicht sein geringes Vermögen, oder die verweigerte Einwilligung ihrer Eltern an einem wirklichen Ehebündnisse hindert, als einen Hausfreund immer um sich haben zu können; oder von andern, die aus grobem Eigennuze diesen Stand ergreifen; aber diese mißtönenden Saiten wurden schon zu oft berührt; und wer könnte noch die Menge der verschiedenen Absichten bei dieser so wichtigen Wahl alle hererzählen? Sie lieben und brauchen meist den Ehestand nur zur Erreichung ihrer verschiedenen Zweke. Dieß kann aber auch keine guten Ehen geben. — Zum ruhigen, häuslichen Glüke ward der Ehebund eingesezt; aber diese lieben die Ruhe nicht, und finden sie nicht in ihrem Herzen, und treten die Gabe der schönsten Freuden, und des beneidenswerthesten Glükes mit Füßen.

Das Mädchen und die junge Wittwe seze doch ja nicht ihr Ziel in die Befreiung aus der Unterwürfigkeit ihres Vaters oder Vormunds; nicht in Ueppigkeit, Geld, oder sinnliche Liebe; und bedenke die unglüklichen Folgen, wenn der gewählte Mann nicht so ist, wie sie sich ihn dachte und wünschte. Sie haben es sich dann nur selbst zuzuschreiben, wenn Kummer und Mangel, sklavische Behandlung und ein trauriges Leben ihr Loos, und die Strafe ihrer unedeln Absichten wird. J. Kr.

Nochmal 24 Lehren für Landleute.

1) Gib dem Armen mit Milde, daß er dir nicht fluche, statt zu danken.
2) Wenn deine Gründe nicht für Getreid passen, passen sie vielleicht für Obstbäume, und Obst erspart Getreid.
3) Der Spott deines Nachbars muß dich nicht zürnen, vielmehr aneifern, ihm zu zeigen, daß Versuchen besser, denn Maulen.
4) Dein König muß dir so werth seyn, daß du ihn nur liebest.
5) Knechte und Mägde sollen sich unter deinem Dache nicht lieben. Sei auch du in Allem keusch.
6) Ein geflicktes Kleid in Reinlichkeit ist besser, als ein geborgter Seidenrok.
7) Man kann zu viel uud zu wenig arbeiten und arbeiten lassen.
8) Die Reinlichkeit des Hauses muß man schon im Stalle, die des Stalles am Dunghaufen abnehmen können.
9) Schik deine Kinder in die Schule, wenn du sie lieb hast, und glaube nicht, daß Kenntnisse entbehrlich seyen und schaden.
10) Branntwein und Kaffee im Hause verzehren dich und dein Vermögen.
11) Ein guter Bauer liebt seinen Stand und seine Sitten, wenn sie vernünftig sind.
12) Ein guter Hund gehört in den Hof, nicht auf offene Strasse; ihm gebührt aber auch ordentliche Nahrung und frisches Wasser.
13) Schike nie Alle zugleich zur Kirche. Es gibt Gefahren —
14) Sey ein Mann von Wort, schlag aber nicht überall ein.
15) Thierquäler leide nicht in deinen Diensten.
16) Eine Fledermaus mußt du so wenig beschüzen, als eine Haus- und Feldmaus.
17) Willst du lange leben, so untersuche oft die Küchengeschirre und Speisekammer. Ein kluges Weib hat nichts dagegen.
18) Ein Siebenschläfer verdirbt sich, ein Ruhestörer Andere.
19) Schau nicht immer auf den Aker, auch der Himmel kann dir Rath geben.

20) Nie mußt du Eines auszanken in Aller Gegenwart.

21) Ein treuer Knecht läßt nie ein Hufeisen abfallen.

22) Mit Fleiß kann ein Kleingütler auch reich werden, nur darf er nicht üppig leben.

23) Keiner lebt ohne Unfall. Vertraue auf die Zukunft.

24) Gutes Trinkwasser bewahrt vor Wirthshauslaufen. G. E. D.

Nuzen des Lichtpuzens.

Durch wissenschaftliche Versuche hat sich über die Frage, um wie viel, im Verhältniß zur Länge der Schnuppe, die Helle eines Lichtes abnehme, Folgendes ergeben: Deutet man die Helle eines so eben gepuzten Lichtes durch die Zahl 100 an, so wird eben dieses Licht, wenn es ungepuzt 11 Minuten lang fort gebrannt hat, nur noch eine Helle verbreiten, die sich wie 39 zu 100 verhält; es wird folglich eine Abnahme von 61 erlitten haben. Läßt man das Licht 19 Minuten lang ungepuzt, so wird die Helle sich nur noch wie 23 zu 100, und läßt man es 29 Minuten lang ungepuzt, so wird die Helle gar wie 16 zu 100 sich verhalten, also mit einem sechsmal schwächeren Leuchten, als zu der Zeit, wo es eben erst gepuzt war; in demselben Augenblike aber, wo es gepuzt wird, tritt auch sogleich die volle, oben durch die Zahl 100 angedeutete Helle wieder ein.

Aber nicht genug, daß ein nicht zu rechter Zeit gepuztes Licht um so viel weniger Helle gibt, so verzehrt es auch ungleich mehr, nemlich ein und ein Drittel mehr an Talg. Der Nachläßige also, der sein Licht ungepuzt brennen läßt (selten puzt), hat weniger Helle und verbraucht überdieß mehr als noch einmal so viel Brennstoff. Nimmt man aber auch nur die Hälfte an, so läßt es sich leicht berechnen, wie viel durch fleißiges Lichtpuzen in einer Hauswirthschaft erspart werden könne.

Vom Gebrauche des Mooses (Mieses) statt des Strohes zu Strohsäken.

Es ist sehr gewöhnlich, daß man gegen die Strohsäke, welche dazu dienen, daß man durch die Betten das harte Holz des Gestelles nicht fühle, Klage führet. Sie sind nemlich schwer zu handtiren, man liegt nicht eben genug darauf; beim Aufschütteln vertheilt sich das Stroh ungleich, sie machen das Zimmer unreinlich, erregen Staub, besonders dienen sie aber den Mäusen zur Wohnung; man muß das Stroh oft wechseln; das staubige Stroh dient nicht mehr zum Futter, höchstens zur Streue. Will man statt derselben Matrazen anwenden, so verursacht dieß größere Kosten, und auch diese müssen öfter aufgefrischt werden. Moossäke hingegen sind viel wohlfeiler, und jene Beschwerden werden dadurch vermieden. Ist das Moos niedergedrükt, so klopft man es mit Steken auf, und dann hebt es sich von Neuem. Ein dergleichen Moossak dauert zwanzig Jahre. Man macht diese Säke wie die Matrazen, sticht sie wie jene durch, und heftet sie wie dieselben.

Man sammelt das Moos im August und Anfangs September bei trokener Witterung in den Waldungen, wenn es im stärksten Wachsthume ist, sucht das längste und beste Moos aus, und säubert es sogleich von der daran hängenden Erde und den Wurzeln. Wenn es auf dem Boden oder an einem anderen trokenen und nicht staubigen Orte in Schatten gebracht worden ist, breitet man es aus, und läßt es gehörig troknen, wo dann die etwa noch anhängige Erde und Wurzeln sich leichter absondern als Anfangs im feuchten Zustande. Dann wird es auf Matten oder Tücher gelegt, gut ausgeklopft und vollkommen gereiniget, wo es dann zum Gebrauche fertig ist.

Ersazmittel des Tabaks.

Den Ersazmitteln des Tabaks, die man bis jezt kennt, fehlt allen Das, was eigentlich den Tabak bildet, nemlich der scharfe, eigenthümlich riechende flüchtige Stoff — das Nicotianin.

Da indessen einige einen angenehmen Rauch

geben, und man ihnen durch Tabak oder Aufguß von Tabakstengeln und Blättern den Geruch und Geschmak geben kann, und da nicht Jedermann scharfen Tabak gerne raucht, daher Manche die Tabaksblätter abbrühen und auslaugen, so könnten folgende Gewächse wenigstens zum Theil anwendbar seyn:

Kartoffelblätter. Diese geben einen angenehmen milden Rauch. Sie könnten zwar allein statt Tabak dienen, obgleich sie die narcotischen Eigenschaften desselben nicht besizen, besser aber eignen sie sich als Zusaz zu starken Tabak-Sorten, zu welchem Zweke sie auch in Deutschland hin und wieder gebraucht werden.

Topinambourblätter (von Helianthus tuberosus) sollen einen mittelmäßigen Rauchtabak geben.

Runkelrübenblätter. Man nimmt die Blätter ab, so wie sie gelb werden und absterben, oder wenn die Rüben eingeerntet worden. Sie sind biegsam und können daher zu Rollen versponnen werden; auch kann man Cigarro's daraus machen. Achard hat sie zu Rauchtabak empfohlen. Sie haben nichts Tabakähnliches, geben aber keinen unangenehm riechenden Rauch, und können daher als ein den Tabak milder machender Zusaz gebraucht werden.

Lindenblätter. Man wäscht sie im Wasser, laugt sie dann mit heißer Aschenlauge aus, spühlt sie mit Wasser aus, gießt die Flüssigkeit ab und troknet sie. Sie geben einen sehr leichten Rauch.

Akkazienblätter sind ebenfalls empfohlen worden.

Wallnußblätter. Allein gebraucht riechen sie stark, sind aber ein passender Zusaz zu einem anderen leichten Ersazmittel des Tabaks. Mit Steinklee dienen sie nebst den halbreifen Nüssen auch zu Schnupftabak.

Sonnenblumenblätter, welche einen schwach balsamischen nicht unangenehmen Rauch geben.

Bergwolferlei (Arnica montana). Das Kraut gebrauchen die Bauern in Schweden als Rauch- und Schnupftabak.

Wasserkresse, Wasserpfriemen (Subularia aquatica). Die Blätter sollen den Landtabak im Rauchen an Geruch und Geschmak übertreffen. Die im Herbst gesammelten sind denen vom Frühjahre vorzuziehen. Da die Pflanze klein ist, so ist keine bedeutende Anwendung von ihr zu machen.

Hanfblätter. Sie enthalten, gleich dem Tabak, betäubende Theile, und werden in Asien und Afrika als Tabak geraucht.

Gebrauchte Lauge wieder anwendbar zu machen.

Will man die schon gebrauchten Laugen wieder zum Gebrauche gleich frischer Lauge anwenden, so sezt man denselben frischen, eben gelöschten und mit Wasser zu einem Brei angerührten Kalk so lange zu, bis man sieht, daß die Lauge ihre braune Farbe in eine weingelbe verwandelt. Hat die Lauge ihre dunkle Farbe verloren, so lasse man den Kalk, der nun gelb oder braun geworden ist, und alle Unreinigkeit aus der Lauge aufgenommen hat, sich sezen. Zulezt zieht man die Lauge klar vom Bodensaze ab und bedient sich derselben gleich einer frisch bereiteten schwächeren, und mit dem nemlichen Erfolge, wenn man ihr eine recht starke Lauge zusezt und die erwähnten Proben vornimmt.

Die Asche, welche man zu den Bleichlaugen angewendet hat, wird selten ganz vom Laugen-Salze befreiet, man kann sie daher noch einmal durch heißes Wasser auslaugen, und dieses dann zur Bereitung der starken Laugen verwenden. Der oberwähnte rükständige Kalk und diese Asche geben einen vortrefflichen Dünger.

Superfeines Garn.

Bekanntlich wurde der irländischen Leinwand-Gesellschaft ein Strang Garn vorgelegt, den ein Mädchen von 15 Jahren, Namens Wood, gesponnen hat; er wiegt nur 10 Gran, 700 Stränge würden also auf ein Pfund gehen, und der Faden würde 2,521,440 Ellen, oder ungefähr 1432 Meilen lang seyn. 17 Pfund 13 Loth dieses feinen Garns würden demnach hinreichend seyn, die ganze Erdkugel zu umspannen.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Der Winter.

Mit einem Zakenbart von Eis
Kam vom Gebirg herab ein Greis,
Vom Druk des Alters ganz erkrummt,
Und tief in Pelzwerk eingemummt.
Doch schritt er waker durch das Thor;
Pflichtmäßig trat der Zöllner vor:
„Heh! guter Freund, hier wird gefragt,
Was ihr im Reisebündel tragt?“
„Schnee, nichts als Schnee!“ fuhr Jener auf.
Man hemmte nun nicht seinen Lauf,
Und alles Volk begann zu schrei'n:
„O weh! da zieht der Winter ein!“

Er ging wie taub zur nächsten Thür',
Klopft' an und forderte Quartier.
Es wohnte da ein reicher Mann,
Der jährlich Tausende gewann.
Sein Haus, von Quadern aufgeführt,
Mit warmen Teppichen geziert,
Und Doppelfenstern wohl versehn,
Schien unserm Wandrer anzustehn;
Doch er stand nicht dem Hausherren an.
Mit einem Prachtpelz angethan,
Schalt er vom Fenster wild herab:
„Halloh! sezt fürpaß Euren Stab!
Sonst schlägt man Euch auf mein Gebot
Hier straks mit buchnen Scheiten todt.
Sie stehn, zur Schuzwehr gegen Euch,
In meinem Hofe Bergen gleich.“

„Ei, das ist schön!“ rief Eisbart aus.
„Ich suche so ein volles Haus.
Schließt hurtig auf, heizt tüchtig ein,
Und reicht mir feuervollen Wein!
Ich komm' aus Grönland hergehinkt,
Wo man, statt Weines, Fischöl trinkt.“

„Pah! schafft euch selber Wein und Holz!“
Erwiderte der Reiche stolz.
„Von Dem, was mir mein Glükstern gab,
Bekommt kein Andrer etwas ab.
Ich size warm, ich trinke Wein,
Nun friere Mensch und Thier zu Stein,
Und trinke Wasser oder Thran,
Was, Henker! gehet mich das an?“

Der Alte zog mit finsterm Blik
Sich von des Selbstlings Burg zurük,
Ging Straßen voll Paläst' entlang,
Und Küchendünste Becherklang
Und Tellerklirren reizten ihn,
Durch manche Pforten einzuziehn;
Doch jeder Reiche schloß mit Hast
Sein Haus dem unerwünschten Gast,
Und, wollt' er nicht im Freien stehn,
So mußt' er zu der Armuth gehn.

Hier kam er in kein Paradies:
Der Wind durch Thür' und Fenster blies;
Die Stuben sahen Kerkern gleich,
Die Menschen drin, vor Hunger bleich;
Sie waren der Verzweiflung Bild,
Und Lumpen ihrer Blöße Schild.
Sie hoben, wie Gespenster sich
Vom Stroh, und ächzten schauerlich:
„Hu, hu! nun fällt dein Tiegerzahn,
O Winter, unser Leben an,
Das uns die Felsenlast der Noth
Schon, ohne dich, zu rauben droht;
Gott schuf den Wald so hoch und dicht,
Doch für den Armen wächst er nicht,
Kein milder Feuerbrand durchweht
Den Ofen, der dort müßig steht.
Wie käme Holz für unsre Thür?
Kaum Brod und Salz erschwingen wir.“

Der Winter sprach: "Ihr dauert mich!
Ich scheine nur ein Wütherich,
Doch bin ich selbst ein armer Mann,
Der keine Gaben spenden kann,
Und hausen muß ich doch allhier:
Vertragt Euch in Geduld mit mir!“

Und eh' er bei der Armen Schaar
Noch warm und satt geworden war,
Ging er beherzt von Haus zu Haus,
Wo Reiche wohnten, und rief aus:
„Ihr Herr'n habt mir Quartier versagt,
Und hin zur Armuth mich verjagt;
Doch der Natur sind Alle gleich,
Und sie verwies mich auch an Euch:
Drum gebt von Eurem Ueberfluß
Dem Armen, den ich drüken muß!
Thut das mit fröhlichem Gemüth,
Und denkt daran, daß Gott es sieht!“

L—n.

Zeitgeist.

A. „Ist, was du gestern hast gelesen,
Dir wahr noch heute, wie gewesen?“
B. „Ob wahr? das kümmert mich nicht mehr.“
A. „Aha, mein Lieber, ich capire:
Du machst alltäglich mit Geschmiere
Den Kopf dir voll, und wieder leer.“

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

III. Jahrgang. Nro. 50. 17. Dezember 1836.

Inhalt: Anweisung zum Anbau zweier Futtergräser. — Die beiden Heirathen. — Sprichwörter können viel Unglük antichten. — Der Präparant. — Rezept für einen gezüchtigten Grobian. — Neierungen in der deütschen Rechtschreibung.

Anweisung zum Anbau zweier Futter-Gräser, als das schnellste Mittel, dem allgemeinen Futtermangel zu begegnen.

Alle Landwirthe klagen über Futtermangel seit drei Jahren, und hoffen wohl auf baldige bessere Zeit. Aber es können noch mehrere trokne Jahre kommen, daher mache ich auf den Anbau zweier Futter-Gräser aufmerksam, die sich so leicht und schnell wie Getreide bestellen und benüzen lassen.

Das erste ist das französische Raigras.

Das französische Raigras (Avena elatior L.) ist vom englischen, weit schlechtern, wohl zu unterscheiden, und wird sonst auch Wiesenhaber, Habergras genannt. Es kommt in allen Boden, auch im dürrsten und magersten fort; liebt aber vorzüglich einen guten schweren, aber doch Mittelboden, der mäßig feucht ist, in welchem es 6 bis 7 Schuh hoch wird, und breite Blätter, wie die mastesste Gerste treibt. Man bereitet das Feld dazu, wie zum Getreidebau, reinigt es vom Unkraut, und macht es zum bequemern Abmähen vor der Saat recht eben mit der Egge, und, wenn man kann, auch durch die Walze. Die beste Saat-Zeit ist am Ende des Aprils und im Mai, bei windstillem Wetter, und wenn etwa ein sanfter Regen zu vermuthen ist. Am Besten säet man auf 1 Württemberger Morgen von 150 Quadratruthen erstlich 2 Simri Gersten, eggt diese wie gewöhnlich ein, säet sodann 20 bis 30 Pfund von diesem Raigrassamen, und gleich darauf 6 Pfund Klee-Samen, entweder vom ewigen Klee, oder vom rothen Klee, oder 2 Pfund rothen und 4 Pfund weißen holländischen Klee. Endlich eggt man diesen Samen mit einander nicht tief, sondern mit umgekehrter Egge ein, das ist, daß die Eggenzähne mit ihren Spizen hinter sich gerichtet sind. Hat man eine Walze, so überfährt man nach dem Säen und Eineggen das Feld mit derselben. Nach drei Jahren erneuert man den rothen Klee, säet nemlich frischen Kleesamen aufs Feld, und fährt mit einer mit Dornen umflochtenen Egge darüber hin. Die übrige Behandlung des Plazes ist diese: daß man wenigstens in den ersten Jahren kein Vieh darauf weiden läßt; daß man den Plaz alle 3 Jahre wenigstens düngt, oder noch besser, abwechslungsweise das eine Jahr mit 3 bis 4 Simri Salzaschen oder 3 bis 5 Simri Gyps, das andere Jahr mit Mist düngt. Strohigten Mist vor Winter, wie auf andere Klee-Aeker, darauf führen und ausbreiten, ingleichen im Oktober oder November wider die Kälte, und vom Jäner an, bis zum April wider die Austroknung, besonders im leichten Boden, walzen, ist sehr gut. Man kann das darauf Wachsende grün füttern oder zu Heu machen. Im ersten Jahre, wenn man die Gerste nicht reif werden läßt, kann man dieß Feld im Juli und Oktober abmähen; läßt man die Gerste, die reichlich trägt, reif werden, so schneidet man sie über dem Klee ab, und, wenn der Klee herangewachsen, mäht man ihn mit den Gerstenstoppeln ab, dörrt ihn, und hat ein gutes gemischtes Winterfutter. Vom folgenden zweiten Jahre an hat man jährlich, wenn man es mäht, ehe es über 3 Schuh hoch ist, wenigstens 3 Futterernten in einem Sommer, und kann von einem der besten Morgen über 80 Zent. Heu machen; immer trägt eine solche Wiese noch so viel, als eine gewöhnliche von gleicher Lage und Boden. Man kann dieß Raigras grün und gedörrt füttern; es ist dem Rindvieh, Pferden und Schafen

angenehm; man kann es im Frühling vor andern Gräsern, oft schon im April, als grünes Futter haben; im dürren Sommer erhält es sich vor andern Gräsern; es ist ergiebiger als Klee, Luzerne und Esper; dauert so lange als Luzerne und Esper; saugt den Boden nicht aus, indem, wenn man das Feld nach 5 bis 6 Jahren umbricht, dasselbe alle Kraft eines Neubruchs hat. Auf diese Weise kann man ein Feld sehr schnell zur ergiebigen Wiese machen. Wenn es so mit Klee vermischt gebaut wird, so legt sich und fault der Klee nicht, wächst auch viel höher, im guten Boden halb Manns hoch; dieß Futter bläht das Vieh nicht; es ist leichter als Klee allein zu Heu zu machen, und in der Scheuer besser aufzubewahren.

Das zweite ist das Honiggras.

Das Honiggras (Holcus lanatus L.) kommt in allen Arten von Boden fort, in gutem Boden treibt es 20 bis 30 gegen vier Schuh hohe Halme, und einen Schuh lange Blätter.

Die Zeit der Aussaat des Samens ist im Frühjahr, wenn keine Fröste mehr das Erdreich hart machen können. Auf hohem, dürren Flugsand muß man ihn am Allerfrühesten säen, in frischem Boden säet man später, und im feuchten tiefen Moorgrund kann man noch im Monat Mai die Aussaat mit Nuzen verrichten.

Im ersten Jahre wächst das Honiggras zwar nicht lang genug zum Abmähen, aber doch Fingers lang zum Abweiden, und gibt daher schon im Herbst eine vortreffliche Weide. Im zweiten Jahre hingegen vermehrt und bestokt sich dieses Gras zum Verwundern.

Allein gesäet, kann man auf einem Würtemberger Morgen von 150 Quadrat-Ruthen 25 bis 30 Pfund Samen gebrauchen. Man bereitet das Feld dazu wie zum Getreide-Bau, reinigt es vom Unkraut, und macht es zum bequemern Abmähen, vor der Saat recht eben durch die Egge, und, wenn man kann, auch durch die Walze.

Will man aber früheren Nuzen von diesem Honiggras haben, so säet man es unter Klee. Man nimmt z. B. auf 1 Württemberger Morgen 2 Simri Gersten, ungefähr 12 Pfund Samen vom rothen Niederländer Klee, und 6 bis 8 Pfd. Honiggras-Samen. Man säet erstlich die Gerste, und egget sie ein, hernach säet man den Samen vom Klee und Honiggras, jeden besonders, und egget wieder beide miteinander mit umgekehrter Egge ein. Im ersten Jahre bestokt sich, wie schon gemeldet, das Honiggras noch nicht, und dieser Same scheint Anfangs beinahe verloren zu seyn. Im zweiten Jahre kommt es unvermuthet, und fährt alle Jahre im Bestoken fort, und wenn der Klee im vierten Jahre ausgeht, tritt es in seine Stelle, und nimmt den ganzen Plaz ein. Hat man im zweiten Jahre, wo es so hoch als der Klee wächst, das Gemenge von Klee und Honiggras abgemäht, so bleibt lezteres eine Zeitlang zurük, holt aber doch den Klee bald wieder ein.

So viel Ernten der rothe Klee gibt, so viel oder noch mehr hat man von dem Honiggras zu gewarten; denn wo es sich einmal bestokt hat, so macht es den Anfang des Wachsens schon im Februar; und obwohl die Kälte dem Wachsthum in etwas Einhalt thut, so erfriert es doch nicht wie der Klee.

In guten Boden kann es schon zu Ende des Aprils wenigstens einen Fuß hoch und zum ersten Abschnitt gut seyn, und im Herbst wächst es bis zum anhaltenden Frost, bisweilen bis gegen Weihnachten hin, da ihm der Frost, wie schon gesagt, selten etwas schadet. Hierin können es ihm keine andere Gräser, so wenig als andere Futter-Kräuter, gleich thun.

Wenn das Honiggras unter Klee gesäet worden, und man davon abmähet, so ist dieses Gemenge schon weniger gefährlich, als der Klee allein; denn dieser blähet leicht, und kann dem Vieh tödtlich werden. Ein solches gemischtes grünes Futter aber ohne Gefahr den Thieren, so wie es abgemäht wird, vorlegen zu können, was erspart dieses nicht für Sorge und Mühe?

Auch läßt sich das Honiggras weit sicherer und leichter zu einem vortrefflichen Heu machen, als der Klee. Wenn der Klee zu feucht zusammen gebracht wird, wie es sehr oft geschieht, so wird er auf dem Heuboden schimmlig, und ist für jedes Vieh ungesund.

Eine mit Honiggras angelegte Wiese gibt ein recht kräftiges Heu, und mehr Heu als eine andere Wiese; denn dieses Gras dauert immer, und kann auch mit mehr Recht ewiges Gras, als die Luzerne ewiger Klee genannt werden.

Es ist unter allen Gräsern dem Rindvieh, Pferden und Schafen das angenehmste und gedeihlichste Futter; die Kühe geben auch die meiste Milch davon.

Legt man endlich eine Weide damit an, läßt man die ersten 2—3 Jahre nach der Aussaat kein Schaf darauf, und schont im folgenden Jahre im Herbst einen Theil solcher Weide, so kann man im März schon Schafe, vornemlich säugende Lämmer darauf treiben, wo sie dieses ihr Lieblings-Gras, wenigstens Fingers lang, finden. Dergleichen Weide ist die früheste, angenehmste, gesündeste für Schafe, und die beste für junge, entwöhnte Lämmer.

Die beiden Heirathen.

(Eine Parallele.)

In den Familienpapieren eines verstorbenen Freundes fand man darunter folgende zwei Erinnerungsschriften, welche durch ihre Zusammenstellung an Interesse gewinnen. Die Erste kaum lesbar und ganz unorthographisch geschrieben, ist von der Hand seiner Urgroßmutter, die Andere recht nett und klein, nur mit wenigen orthographischen Fehlern geschrieben, von der Hand seiner Schwester.

In Jar 1662 han meine liben Aeltern mich aus den Gloster der erwirdigen Frawen Frawen Ursulinerinen gnuhnmen, und mich mit dem wohlachparen Hern Hans Jörg Seidenpacher Erbhern auf Geissenbrun und Galitsch, den ich furmalen nie gesegen, nach christlichem Brauch ehrsam vermehlt.

—

Und waren bei unserer Copulazion die ganze Famili und all Freind und Bekänte gegenwertich dapai, und wurden ale Gloken gelautet auf meines Gegentheils Schloß und leseten selbige Bawren zerschidne Peller und Schlisselbiren.

——

War ich an selbigen Tag ganz brechtich herausggebuzt, hatte an, einen kerschroden Marseillerrok, und ein gestiktes brokatenes Braudkleit, widerumen einen Schobf auf mit brißlerschbiz und groß Blonden drauf drin, weiß Schuh mit hochen Stekeln und silbern Schnaln, und das Schlep war lang 4½ Elln, trugen selbigen zwei Paschen. Wür mir al ganz gewesen, sintemalen mich nit hat das eng Mider gar stark zusamen getränkt, was mir hat übel gethan.

——

Mittags war ein unmenschlich Gasterey, ward dapai gewurfen mit Auswerfzuker und stellte die Torten zwei brinnende Herzen dar, worin in jeg-

Am 11ten April 1825, reichte ich meine Hand dem liebenswürdigen Friedrich August von .... einem unserer beßten Dichter, den ich während des lezten Carnevals auf der Redute kennen lernte, und dem seit dem ersten Blik mein Herz zugeflogen war. Ich liebe ihn unaussprechlich!

—

Meine geliebten Busenfreunde Carl W. und Eduard T. waren die einzigen Zeugen unserer Verbindung, welche in der kleinen Capelle zu —dorf, um 6 Uhr Abends heimlich vollzogen wurde.

——

Ich war in ein einfaches reizendes Négligée gekleidet. Einie kurze Robe von Musselin schloß sich superb an meinen schlanken Körper und eine weiße Rose stekte in dem à la Ceudrillon geflochtenen Haaren, ein Schleier von Spizen hing über den Rüken hinab. Ich hatte Migräne, denn ich hatte die verflossene Nacht nicht geschlafen, auch waren meine Augen etwas schmachtend. Mein Bräutigam fand den blassen Teint sehr interessant.

——

Nur einige Freunde speisten des Abends bei uns, die Speisen waren die feinsten, die man sich denken kann. Monsieur Butillon kochte. Mein

lichem ein 3 zu segen gewesen. Trugen Spanfakl auf und ein ganzen Schweinbraten, wie auch sawre und Butterbasteten mit sawren und süßen Salad und sogar ein Haß war dapai. Mein Man hat zahlen missen 45 Kreuzer für die Perschon. Ward fül gsuntheit getrunkn und almeblig dadurch 2 Eimer Greinziger der Eimer à 9 fl. ausgesoffen.

Mann zahlte ihm jedes Couvert 2 Louisdor. Ich habe in meinem ganzen Leben kein besseres Eis gegessen. Burgunder, Bordeaux und Champagner, machten unsere Gäste lustig und ein Bon mot jagte das Andere, so, daß ich erröthen mußte. X. hat mich diesen Abend unverwandt mit glühenden Augen fixirt.

—

Nach den Essen han der Schulmeister und der Cantner ihr schön Musika gemacht, und ich den ersten Minuet mit mein Brautführer getanzt. Die alten Hern spielten unter dem Trapliren und Wazika.

Wir tanzten alle Tänze, Cosaque, Ecossuis, Gallope und Walzer bis an den nächsten Morgen. Der Banquier L. verlor in dieser Nacht Zwanzig tausend Franks, in verschiedenen Spielen hauptsächlich in Trente-un.

—

Krigt ich von meinen Aeltern ein noble Ausstafirung. All Duzendweis ein Hemd und allerlai Leinwasch, dazu den großen Henkasten mit den Mariabild in der Mitten und 6 Nußbaumstühl samt allen Kuchelrath. Gab mir die gut Mutter ihr Zitternadel und das Rezebt von ihren Wunderpalsam mit, und mein Vater 600 Gulden in lauter Thalern heirathgut und meine zusammengesammelten Pathengeschenk aparte extra.

Ich wurde von meinen Aeltern herrlich ausgestattet. Alle Wäsche von Battist, alle Meubels von Mahagony mit Bronze-Verzierungen, zwei ächte Shawls und ein Collier mit Billanten. Mein Vater gab mir 50,000 fl. in Staats-Obligationen mit.

—

Nach dieser Schilderung fand sich Folgendes als Nachtrag späterer Zeiten einer Seits, und einen Zeitraum von etlichen Jahren anderer Seits, mit etwas veränderter Schrift, angemerkt:

Mein lieber Gemahl hat sich immer ehrenwerth und löblich gegen mich betragen, ich hab den guten Alten auch noch so lieb, wie an meinem Hochzeittag, und hat God unser Gemeinschaft mit 13 gesunden Kindern gesegnet.

Seit 2 Jahren meiner Ehe hat sich vieles geändert. Ich bin immer kränklich, die Launen meines Mannes sind kaum mehr zu ertragen. Unser Geld haben wir durch falsche Spekulationen verloren. Es ist noch gut, daß ich keine Kinder habe.

Sprichwörter können viel Unglük anrichten.

So manche Menschen haben sich gewisse Ausdrüke und Sprichwörter angewöhnt, die sie in ihren Reden ohne Unterschied, ob sie passend sind oder nicht, einzumischen pflegen, und welche gewöhnlich, ohne daß sie sich deren selbst bewußt sind, ihren Reden etwas Komisches geben. Dahin gehören vorzüglich: „Das gestehe ich, — Und so weiter, — So zu sagen, — Ei der Tausend! — Da haben Sie Recht u. s. w. — Um indessen die Menschen darauf aufmerksam zu machen, daß sie solcher üblen Angewohnheiten sich entwöhnen mögen, sollen hier zwei Beispiele dienen, welche zeigen, daß auch solche unbewußt in seine Reden eingemischte Sprichwörter oft nachtheilige Folgen haben können. — Ein reicher Pächter hatte sich den Ausdruk „das gestehe ich" so angewöhnt, daß er beinahe jeden Redesaz damit begann. Darauf baute nun eine listige Dirne des benachbarten Dorfes einen Plan, ein Stük Geld sich zu erwerben. Das Gericht, worunter der Pächter stand, hatte erst jüngst einen neuen Amtmann erhalten, welcher den Päch-

ter und dessen Eigenheiten noch gar nicht kannte. — Das Mädchen wußte durch gute Freunde die Sache so einzuleiten, daß dem Beamten eine sehr lieblose Schilderung von dem Charakter und der Lebensweise des Pächters beigebracht wurde; vorzüglich schwärzte man ihn als einen reichen, geizigen, dabei dem schönen Geschlechte nur allzugeneigten Patron an, welcher wohl, obschon selbst verheirathet, schon manches Mädchen unglüklich gemacht habe. — Nach so getroffener Einleitung, als die listige Dirne, welche wohl der Folgen eines längeren Umganges mit einem jungen Burschen sich bereits bewußt fühlte, absichtlich Gelegenheit suchte, einigemal beim Tanz und auf dem Felde, im Angesichte Mehrerer, mit dem Pächter recht freundlich und schön zu thun, trat sie plözlich vor den Herrn Amtmann, und gab mit dreister Stirne den Pächter als ihren Verführer an. Der Amtmann, welcher aus der bereits erhaltenen Schilderung den Pächter schon für halb überwiesen betrachtete, ließ ihn vor das Amt bescheiden. Er kam. Das Mädchen war zugegen. — Der Amtmann fuhr ihn mit harten Worten an, und fragte ihn kurz, ob er sich der Anklage schuldig bekenne! — Der im höchsten Grade erstaunte Pächter begann seine Entschuldigung, aber unglüklicher Weise fing er mit seinem Sprichwort an und sagte: „Das gestehe ich, strenger Herr Amtmann, aber" — — „Halt!" schrie der Amtmann, „er hat es eingestanden, und mehr braucht es nicht." —

Alle ferneren Einreden waren vergeblich, denn immer mischte der Pächter das Schrichwort: „Ich gestehe es" ein, und so ward er zu einer namhaften Geldbuße zum Besten der Dirne verdammt. — Seine Freunde riethen ihm zu zahlen und zu schweigen, und sowohl das Gericht, als die Dirne nur zu bitten, seiner eifersüchtigen Frau nichts von der fatalen Geschichte zu entdeken.

Ein angesehener fürstlicher Rath hatte sich die Redensart: „Da haben Sie ganz recht!" angewöhnt. Eines Abends befand er sich in öffentlicher Gesellschaft. — An einem und demselben Tische saß bei einer Flasche Wein ein fremder, sehr vorlauter junger Mensch, welcher in seinem Raisonnement über die Landesregirung und den Regenten sehr lieblos urtheilte, und unter Anderm sich des Ausdruks bediente, der Fürst sey ein Verschwender, welcher seine Unterthanen mit Abgaben drüke und das Geld verprasse. — Der ihm gegenüber sizende fürstliche Diener wollte eben seinen Fürsten vertheidigen, allein er begann zum Unglük mit dem Sprichworte: „Da haben Sie recht!" Einige dabei anwesende Feinde des fürstlichen Rathes hinterbrachten des andern Tages dem Fürsten, daß dieser Rath die frevelhaftesten Aeusserungen des Fremden an öffentlichem Orte laut gebilligt hätte, und der arme Rath ward auf der Stelle kassirt.

Der Präparant.

(Seitenstük zum Präparand.)

Der Präparanten (Zureiter) gibt es im Leben gar so viele. Schon der kleine Christoph präparirt seine Mutter, indem er sie recht zärtlich in's Gesicht schlägt, sit krazt und beißt, wofür sie dem kleinen Narren Küsse gibt. Der Schul-Junge ist der Präparant seines Meisters; dieser schlägt und flucht, jener lacht und spielt. Der Soldat präparirt seinen Hauptmann ganz inkognito, und die Frau Ch. ist die pfiffigste Präparantin aller bisherigen hochbeliebten Erzieherinnen.

Die schlimmsten Präparanten waren einst die Gerichtsdiener mit ihren Knütteln, die beurlaubten Soldaten mit ihren Säbeln, manche Guts-Herren mit ihrem Rechte, viele Geizige mit ihrem Wucher, manche Mädchen durch ihre zärtliche Liebe, jene Anstalt durch ihren Vorstand, dieses Gasthaus mittelst seiner Kreide und der und der Kaufmann wegen seines Impar solvendo.

Die noch vorhandenen Präparanten werden alle quieszirt werden, sie wird man nie reaktiviren; bis zum seit 10 Jahren in Arbeit liegenden und bald bald reifen Plane sollen sie sich kleiben, wie weiland die Kreuzzügler. Daran wird sie auch die unerfahrne Jugend erkennen, daß sie nicht aus Ihm seyen — Amen.

Rezept für einen gezüchtigten Grobian.

Nimm, wenn man dich vor der Welt in vollem Licht deiner Erbärmlichkeit geschildert, Grobheit, so viel deren zu haben ist, mische dazu eine Portion Dummstolz, rüttle Alles wohl durcheinander, verschließe es mit dem Stöpsel der Selbstgenügsamkeit, petschire es zierlich und wirf es mit einem „absolut rc." deinem Gegner an den Kopf; das erspart dir die gehofften Widerlegungen. Probatissimum est! —!!

Neierungen in der deütschen Rechtschreibung.

For einigen Tagen erhilt ich ein Buch, welches die Aufschrift hat: „Di Fehler der neühochdeütshen Shrift." Ich las es mit aller Aufmerksamkeit, und muß dem gelerten Ferfasser das Tseigniß geben, daß er fielen Fleiß und fiele Mühe auf Sprachforschung ferwendet hat.

Doch scheint es mir, daß der g. F. etwas gar tsu ser fon Neierungssucht geleitet wurde, und erlaube mir hiemit mein Urteil freimütig auszusprechen.

Wir haben tswar jetst das ä, und müssen es auch bei Ableitung deitscher Wörter fon deitschen und wo es gesprochen wird, schreiben; aber nicht, wenn ein deitsches Wort mit einem fremden änlich lautet, nicht, wenn man nicht ä hört; also ts. B. nicht stäen von stare oder stan, staun; denn lätstere Aussprache ist jetst nur noch mer in einem kleinen Teile Deitschlands, und über Abstammung spreche ich sogleich, da ich auf ai komme, das mir gar nicht gefällt.

Der g. F. ist für ai ser eingenommen, und beweist di Richtigkeit desselben auch mit unwiderlegbaren Gründen. Man höre aber meine Gegengründe:

A ist der erste Laut des Kindes, A spricht jedes ungebildete Folk am Oeftesten (s. Moses Bücher, di Dorische Mundart, alten Denkmäler der deitschen Sprache); bildet sich aber das Kind, das Folk mer heran, so hört es allmälig auf, das Maul so breit tsu tsihen, läßt es in einfacherer Stellung und das a oa ao ai ferschwindet allmälig aus der Gehörsprache; es muß daher auch entweder aus der Gesichtssprache ferschwinden, oder man muß anders lesen, anders schreiben. Letzteres tun di Aengländer und Frantsosen; di Deitschen aber schreiben immer, wi si sprachen, was auch der g. F. selbst billigt. Wenn nun der F. behauptet, man müsse ai schreiben, so frage ich: Muß man auch ai sprechen? Antwortet er: Ja, so müssen wir wol wider zurük gehen, und über einige Zeit auch oa sprechen und schreiben. Sagt er, Nein, so fallen wir wider in einen andern Feler, nemlich wir schreiben anders, als wir sprechen. Was di Ableitung betrifft, so geschit dise entweder fon deitschen Wörtern, oder fon fremden. Bei deitschen Wörtern gewinnen wir nichts, als daß wir sehen, daß di alten Deitschen breitmauliger sprachen. Bei Ableitung eines deitschen Wortes aus einer fremden Sprache hat man fon jeher mit Recht auf di Selbstlauter keine Rüksicht genommen, weil di Selbstlauter nur Neben-Buchstaben sind, d mn j d Stll lcht lsn knn, wnn glch d Slbstltr ncht bgstst snd. F. leitet ja selbst Wurm fon vermis ab, ohne tsu fordern, daß man Wurm mit einem e, auf welchem ein kleines u stet, schreibe. Ueberhaupt glaube ich, daß man nicht gleich behaupten müsse, daß ein Wort aus einer andern Sprache stamme, wenn es gleiche oder ähnliche Buchstaben und Sinn habe. Die Aenlichkeit kann ja auch tsufällig seyn. Es sind auch fiele Wörter gleich und haben ganz andere Bedeutung; ts. B. Laus laus, Luchs lux, Mel mel, Roß ros, Fater fatere, Mutter mutare. Einige Wörter sind richtig aus fremden Sprachen in di deitsche gekommen, nemlich solche, di di Deitschen nicht hatten, weil si den Gegenstand nicht hatten, ts. B. Wein fon vinum; di alten Deitschen hatten keinen Wein, also auch kein Wort dafür.

In einigen Wörtern schreiben wir eu und sprechen ei meistens aus. Ich glaube, man sollte überall ei schreiben, wenn es nicht klar erwisen ist, daß ein u dabei stehen müsse. Warum soll Freind (änglisch Friend) ein u haben? Ja, wenn man auch einst u gehört haben sollte, so hört

man es doch jetst nicht mehr, und ich schreibe daher „deitsch", obgleich es son Deusko stammt. In eigenen Namen wäre es fielleicht am Besten, tsu sprechen, wi in den österreichischen Staten; tf. B. Europa wi Evropa, das v beinae wi w. Schreibt man eü, so weiß man freilich, wi man beurteilen, aber nicht, wi man geübt lesen muß.

Daß man C wi K, V wi W bei den Römern sprach, ist richtig und bekannt; daß aber di falsche Aussprache in mereren deitschen Staten, (in den österreichischen nicht) noch beibehalten, ist unfertseilicher Schlendrian. Doch im Deitschen statt w v tsu setsen, scheint mir unnütse Neierung.

Für Weglassung der Dennungstseichen h und e stimme ich auch, wünschte aber ein anderes Lesetseichen. In gehen, sehen u. dgl. ist das h kein Dennungstseichen, sondern Mitlaut, der aber nur schwach gesprochen wird. Ich spreche Seen anders als sehen: daß aber nichts wi sehen oder se=hen, sondern sanft, was der Griche durch spiritus lents ausdrükte.

Am Wenigsten stimme ich aber mit dem F. überein in Betsug auf s. ß. sch. ß.

Der Laut ſ läßt sich vom leisesten Lispeln bis tsum starken Sausen steigern, so daß man datswischen merere Stufen unterscheiden kann, was bei keinem andern Mitlaute der Fall ist. Da wir aber ferschidene Grade des Lautes haben, so müssen wir auch Tseichen haben, um sie antseigen tsu können. Allgemein behauptet man, s sei schärfer als ſ (am Ende der Worteile gefällt mir s ser wol; ferhüttet oft Tsweideitigkeit).

Wenn diß der Fall ist, so muß auch ſs schärfer seyn, als ſſ. Ferdoppelte Mitlauter schärfen den forhergehenden Selbstlauter. Was tun wir nun, wenn der Selbstlauter gedent ist und ein stark lautendes S darauf folgt? Wir brauchen ein Tseichen, das den Mitlaut stärkt, ohne den Selbstlaut tsu schärfen. Dazu taugt nicht ſ, nicht s, nicht ſſ, nicht ſs, wir müssen also ein anders haben. Mir genügt ß.

Die Liebe tsur änglischen Sprache mag den g. F. ferleitet haben, statt des unrichtigen, längst gewohnten ſch das noch unrichtigere ſh tsu setsen. Sch drükt tswar den Tsischlaut, den wir ihm jetst beilegen, nicht aus, gibt aber doch in deitschen Wörtern nicht Anlaß zu Tsweideitigkeiten, auch nicht in fremden Sprachen, wenn wir si nur richtig schreiben. Wer wird Ischia, Fiescho je falsch lesen?

Sch drükt dessen Tsischlaut noch weniger aus, und macht im Lesen Schwierigkeiten. Wie leicht list man bei diser Schreibung statt aushauen anshauen, statt Hausherr Hauscher u. s. f. Gehen wir aber auf Ausländer über, wi wird diß der Frantsose lesen, der das h selten, der Spanier, der es kaum, der Italiener, der es gar ni ausspricht? Disen wird shiben und siben gleich klingen. Wo man durch Neierungen nichts gewinnt, muß man nach meiner Meinung auch keine machen.

Diß und noch einige wenige Wörter abgerechnet (tf. B. Heu nicht von Abhauen, denn abgehauen ist noch Gras, sondern son heien, schaukeln, ritteln) stimme ich mit dem gelerten Ferfasser gäntslich überein und wünsche nur, dises Werkchen möchte unter Beiwirkung mererer Männer von Gelersamkeit und Ansehen durchgesehen, das Mangelnde ergäntst und jedes an seinen Ort gesetst werden, damit so dem Tseitgeist Forschub gegeben werde, und jetst schon entstehe, was nach mereren Jaren von selbst entstehen würde.

A. A. C.

Der verehrliche Rezensent hat seine Schreib-Art gleich dem Buche selbst nachgebildet. Die meisten Leser werden über diese neue Schreibung sehr stuzig seyn. Wer aber im Buche selbst die Gründe dafür gelesen hat, wird finden, daß wir bisher aus Unkunde und Verwöhnung Vieles, was nicht deutsch war, für deutsch gehalten und unrecht geschrieben haben, also wohl künftig nach diesem Buche schreiben werden. Nur weiß ich nicht, warum wir das z gegen ts austauschen sollen, da ersteres doch ein kürzeres Lautzeichen ist. Man kann wohl tsurük gehen, aber nicht gar tsu weit!

Uebrigens wird es Niemanden gereuen, obiges Buch, betitelt: „Di Fehler der neüen hochdeütschen Schrift son Karl Widmann", sich beigeschafft zu haben. Es kostet 48 kr. (Ueberall).

Die Redaktion.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Kontraste.

In der Woche ein Schurzfell vor dem Leibe, und — des Sonntags Sporen an den Stiefeln.

Ein Blumenstraus am Busen, Blumen auf dem Kopfzeug, und — graue Haare auf dem Kopfe.

Eine goldene Uhr an der Seite, und — Löcher im Hemde.

Ein kostbares seidenes Kleid, ein Giraff-Hut, und — barfüßige Kinder.

Ein Schmaus, und — kein Groschen Geld im Hause.

Des Mittags sechs Gerichte, und — des Abends Holz vom Grießler.

Ein Herr des Hauses, und — ein Sklave seines Bedienten.

Ein Richter, und — ein süßer Herr.

Eine große Bibliothek, und — ein Ignorant.

In der Rechten einen Dichterkiel und — in der Linken einen Rettig.

Ein Philosoph und — ein Windbeutel.

Ein Schnurrbart und — kein Herz.

Professor oder Mitarbeiter an einer Erziehungs-Anstalt, und — verwahrlos'te, unerzogene Kinder.

Volle Beutel im Kasten, und — schwarzes Brod und Käse auf dem Tische.

Austern und Champagner auf dem Tische, und — Exekution im Hause.

Ein Banquerotteur, und — ein brillantener Ring am Finger.

Eine deutsche Liebe, und — ein französischer Liebhaber.

Rothe, triefende Augen, und — verliebte Blike.

Eine Braut, und — keine Zähne mehr.

Eine Schöne, und — der lebendige Teufel.

Noch minorenn, und — schon Vater.

Ein grauer Kopf, und — Jugendstreiche.

Ein junger, schöner Mann, und — eine häßliche, alte Frau.

Mond und Frauenzimmer.

Mond und Frauenzimmer,
Gleichen wohl sich immer,
Beide werden roth und bleich,
Beide wechsen, strahlen gleich,
Beid' erhellen unsre Bahn,
Beide ziehen gerne an.
Beide auch, es ist zum Lachen,
Beide können Hörner machen.

Nun habt Ihr von der Aehnlichkeit die Spur,
Erlaubt jezt auch, daß ich den Unterschied Euch sage:
Der Mond verändert sich im Monat einmal nur,
Das Frauenzimmer aber alle Tage.

Der November und Dezember.

N. Du darfst nicht mich so drängen und verachten,
Wirst auch nicht lange Ehre seh'n,
Bei mir kann man doch noch die Flur betrachten,
Und manchen Tag spaziren geh'n.

D. Was? Ich dir gleich, um vierundzwanzig Stunden,
Wo Mancher eine Million
Vernichtet, hab' ich dich stets überwunden,
Und deiner Wuth — lauft man davon.

N. Frag' Gärtner, Kutscher, Pilger und Soldaten,
Wer ihnen je wohl lieber war?
Ich, ich war's ja, bei dem sie öfter baten,
Daß du nicht bötest dich je dar.

D. Und mich, gerade mich hat man erhoben,
Daß ich das gold'ne neue Jahr
Verschaffe, und den längern Tag gewoben,
Und immer noch den Schnee gebar.

N. Es ist doch eben nicht gar schön und bieder,
Beschwert man Feld, und Fluß, und Haus,
Und drükt man Zweig' und Blumenbeeten nieder,
Und quält sogar im Loch' die Maus.

D. Wenn ich bedrük', erwärm' die Fluren,
Beschüze all das Feld, das du
Vernichten möchtest, die Naturen
Stärk' ich in stiller, edler Ruh'.

N. Der Klügste, sagt ein Spruch, muß immer weichen,
Ich geb' dir vor, doch schweig' ich still.
D. Ich folg' dir nach, ist wohl ein klüger's Zeichen,
Drum ist verkehrt dein stolzer Will'.

C. G. D.

Cholera-Verhütungs-Regeln.

Hübsch warm gehalten, ohne Naß
Am Leibe und an Füßen,
Nicht zornig, nicht vor Saufen blaß!

Gehts in dem Bauche um, geschwind
Von Thee genommen öfter,
Und dann den Arzt herbei, mein Kind!

Viel Obst, ein schlechtes Bier, verliebt
Zum Uebermaße, meide,
Weil dieß dem Uebel Nahrung gibt.

Geduld und frommes Flehen bringt
Dir sichere Verwahrung,
Wenn auch die Seuche weiter dringt.

Dr. L.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert portofrei.
Redakteur: J. C. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

III. Jahrgang. Nro. 51. 24. Dezember 1836.

Inhalt: Ermunterung zur einheimischen Zukerfabrikation. — Schädlichkeit der dumpfen Ställe. — Die Ausdünstungen riechender Körper dem Auge bemerkbar zu machen. — Blike auf die bayerische Literatur.

Ermunterung zur einheimischen Zukerfabrikation.

Hier ist von Frankreich die Rede, dessen Kolonien so vielen Rohrzuker liefern; in Deutschland ist das Verhältniß noch um so günstiger, da es für leztern so unendlich viel baares Geld bisher in's Ausland sendete.

Nichts ist interessanter, ja, man könnte sagen, wunderbarer, als die Resultate, welche sich in einigen mittägigen Departementen Frankreichs, besonders in den Drome- und Isére-Departementen ergeben haben, seitdem die inländische Zukerfabrikation dort eingeführt ist.

In diesen Gegenden, wie überall, fehlt es dem Akerbau an Kapitalien; man hat aber gegen dieses wichtige und lästige Hinderniß der Landwirthschaft ein Mittel gefunden, indem sich mehr oder minder zahlreiche Gesellschaften kleiner Land-Eigenthümer gebildet haben. Man legt nemlich Zukersiedereien, wo möglich in die Mitte der Ländereien an, welche der Gesellschaft eigenthümlich zugehören, und jeder Grundbesizer, der Mitglied dieser Gesellschaft ist, macht sich verbindlich, eine gewisse bestimmte Quantität Runkelrüben in die Fabrike zu liefern; durch diese weise Vorsicht läuft die Fabrikation nie Gefahr, feiern zu müssen.

Die Abfälle und Rükstände von den ausgepreßten Rüben werden von den Eigenthümern der Rüben nach Verhältniß ihrer gemachten Lieferung abgeholt, und zum Viehfutter heimgefahren.

Diese Gesellschaft bringt nicht nur den Mitgliedern Vortheile, durch sie verbreitet sich auch das gute Beispiel; der einfache Bauer fängt an, Runkelrüben zu bauen, vervollkommnet in der Folge seine Kultur, und zieht daraus die entschiedensten Vortheile.

Dieses ist aber nicht Alles. Der Viehstand vermehrt sich nach Verhältniß mindestens um das Vierfache. Die Heerden, deren Anzahl bisher beschränkt war, weil man während des Winters Mangel an Futter hatte, bringen die schöne Jahreszeit auf den Anhöhen zu, und die Abfälle und Rükstände der Runkelrüben liefern dermal die reichlichsten und gesundesten Hilfsnahrungsmittel, — der Zuwachs der Heerden hat nunmehr die Vermehrung des Düngers und durch diesen die ganze Fruchtbarkeit der Felder herbeigeführt.

Auch die Maulbeerbäume haben durch die Kultur der Runkelrüben gewonnen, und man hat die Bemerkung gemacht, daß durch die dabei erforderliche Bearbeitung der Erde die Bäume mehr Kraft erhalten, und besseren Ertrag liefern.

Man hat endlich die Gebäude zur Seiden-Raupenzucht neben den Zukersiedereien eingerichtet, um Holz zu ersparen, indem man einen gemeinmeinschaftlichen Wärmeleiter durch beide Anstalten führte.

Also! glükliche Vereinigungen von Gesellschaften, gute Beispiele, Vervollkommnung in der Kultur, Vermehrung des Viehstandes, Dünger, Wolle, Seide; Alles bietet die ersten Resultate in dieser Zuker-Industrie dar, verbunden mit dem Akerbau als Hilfsmittel und nicht als Hauptsache betrachtet. Der Zuker würde vielleicht einzeln nur Verluste gewähren; es ist die Kultur, es ist das Erdreich, welche dabei gewinnen; es ist endlich das Vaterland, welches die Vortheile genießt!

Schädlichkeit der dumpfen Ställe.

Es ist die Erfahrung gemacht, daß der Mangel an frischer Luft in den Ställen häufig als

Ursache des Milzbrandes zu betrachten war, und daß in denjenigen Ställen, wo in den Seitenwänden ein Jahr vorher bei vorkommenden Fällen von Milzbrand, nach Anleitung des Kreis-Thierarztes (im k. preuß. Regirungsbezirk Münster) Luftlöcher angebracht waren, im folgenden Jahre, als dieselbe Krankheit herrschte, keine Krankheitsfälle vorkamen. Auch fand der Thierarzt, daß gerade diejenigen Thiere von der Krankheit hingerafft waren, die am Weitesten von dem Eingange in den Stall entfernt, oder in einer dumpfen Eke gestanden hatten, wohin keine frische Luft dringen konnte.

Dieses mag den Landwirthen zur Warnung dienen, durch gesunde Luft in den Stallungen das Uebel von sich ferne zu halten.

Die Ausdünstungen riechender Körper dem Auge bemerkbar zu machen.

Man gieße wenige Tropfen Wassers auf die Fläche eines Tellers oder Spiegelglases, vertheile sie darauf sehr gleich und lege alsdann den riechenden Körper, z. B. ein Stük Kampfer in die Mitte. Unter andern Wirkungen entfernt sich das Wasser augenbliklich auf eine beträchtliche Entfernung im Umkreise und der Raum zwischen beiden wird vollkommen troken. Je stärker der Geruch ist, desto größer wird der getroknete Zwischenraum.

Blike auf die bayerische Literatur.

Unter obiger Aufschrift enthielt unlängst der bayerische Landbote eine vortreffliche Kritik über die vielen Fremdwörter und undeutschen Redetheile unserer Tagscribler mit aus dem Leben genommenen Beispielen. Da schreibt z. B. Einer „ein infirmer Veteran.“ Das infirmer ist aus dem Lateinischen genommen. Der dieß Wort wählte, wollte einen schwachen Alten andeuten. Nun war ihm aber das deutsche schwacher zu gemein, er schlug also sein Wörterbuch auf, da stand geschrieben, daß schwacher auf lateinisch infirmus heiße. Das infirm behält er, das us aber wirft er weg, und klebt dafür die deutsche Endsylbe er daran, und so springt das infirmer heraus. Sollte im Gegentheile einen Lateiner die Lust anwandeln, ein deutsches Wort zu lateinisiren, so würde er in diesem Falle unser „schwacher“ nehmen, aus dem er ein us machen, und es käme heraus schwachus veteranus. Wie würden sich die Lateiner freuen, ihre Sprache auf diese Art bereichert zu sehen, und wie würden sie den glüklichen Erfinder rühmen, hochachten, bewundern und bis oder gar über die Sterne erheben!!! Aber: Hilf Himmel! was Rathes, wenn sich an das fremde Wort keine deutsche Endsylbe finden und fügen will? Aus dieser Verlegenheit zieht sich ein wiziger Kopf ohne Schwierigkeit heraus. Er läßt das ganze Wort, wie es ist, schreibt es mit deutschen Buchstaben, oder wenn er recht kek ist, mit lateinischen oder gar griechischen Buchstaben, und sezt z. B. frischweg hin: „Ein Fauteuil von Kirschbaumholz ist zu verkaufen.“ Wie simpel, wie plump hätte es gelautet, wenn er hingeschrieben hätte: Ein Armstuhl ist zu verkaufen; und gar wie lächerlich: ein Großvaterstuhl! — Nun geht weiter nichts mehr ab, um unsere deutsche Sprache vollkommen zu Ehren und Ansehen zu bringen, als daß wir auch noch hebräische Wörten zu lesen bekommen. Aber nur Geduld! Diesem tief gefühlten Bedürfnisse kann in unserer sturmbewegten Zeit bald abgeholfen seyn. Lasset nur einmal die Juden emancipirt werden, — (emancipirt — was ist das?) Je, nun, man heißt es einmal so, und es läßt sich nicht wohl anders geben, weil man nicht recht sagen kann, was es heißen soll.

Allenthalben lauter Bombast, — schwülstige und unverständliche Schreibart; klafterlange Perioden — in einander verschlungene Redesäze, wo einer den andern immer weiter und weiter hinausschiebt, bis man zulezt allen Sinn und Faden verliert, und obendrein eine Mischung von halb deutsch und halb aus fremden Sprachen; und doch bei all diesem Aufwande von Kunst und Zierlichkeit, von Mode und neumodischem Hochdeutsch, — eine Menge Fehler gegen die Regeln der deutschen Sprache, lauter Unwissenheit

in der Orthographie, noch mehr aber die lächerlichsten vulgo Böke gegen die Sprachlehre. Man möchte glauben, diese hochtrabenden Deutschschreiber haben Alles gelernt, nur nicht deutsch, seyen in Allem bewandert, nur nicht in ihrer Muttersprache. Dieser Blik, geworfen auf diese unsere Literatur, bringt nun freilich keine fröhliche Botschaft, und wäre für uns eine große ungerechte Beschimpfung, wenn sie nicht Wahrheit wäre. Allein diese Nachrede ist leider nur allzu wahr. Da ich überhaupt kein Freund von Wortmacherei bin, so will ich die auffallenden Beweise hierüber vorlegen. Ich habe aus unserer täglich erscheinenden Literatur eine Sammlung von Sprachfehlern gemacht. Ich könnte sie mit einiger Mühe in gewisse Klassen bringen; allein weil sich ihre Verfasser so wenig Mühe gaben, sie zu vermeiden — vermeiden zu können, — so gebe ich mir diese Mühe auch nicht, und werde die st... Böke zum Thor wieder hinaustreiben, wie sie herein gekommen sind. Soll ich den Exempeln auch noch Erklärungen beisezen müssen, warum sie Fehler zu nennen seyen? Soll ich die dahin bezüglichen Sprachregeln erst noch rechtfertigen und angeben müssen, daß und warum es so gestellt, gefehlt und gebokt sey? Nein! So weit soll es doch nicht gekommen seyn, daß man fest stehende Regeln der Muttersprache nicht mehr anerkennt, nicht mehr gelten läßt, und glaubt, sich in dieser Hinsicht Alles erlauben zu dürfen, und als müßte hier Alles gut seyn, was Einem beliebt. Ich verlasse mich auf die Schul-Kinder unserer Zeit; sie werden Aufschluß, Rede und Antwort geben können. — Also leset hier Auszüge aus unserer tagtäglichen Literatur.

Die Cichorie ist keine von denen Früchten, die — Carlisten schlagen die einzeln antreffenden Leute todt. — Außerdessen derselbe —. Das vom Magistrat jezt selbst anerkennende dringende Bedürfniß —. Die Weinlese hier um unserer Gegend. — demungeachtet —. Der die Truppen früher kommandirte General —. Bei den uns beglükten drei preußischen Kaufleuten. Sie verdienen die Aufmerksamkeit mehr, wie hochgerühmte Fabrikate. —. Der Himmel, der dort schöner seyn soll, wie hier. — Es wäre ein bedeutender Schaden entstanden, wenn das Feuer nicht entdekt wurde. — Die Frau frug (niedersächsisch). Zur fernerhinigen Beseitigung. — Der kaum zusammengetretene Taubstummen-Verein —. (Nein! das ist zu grob, — einen ganzen Verein zusammentreten!! !) — Kaum hatte die Mord-Geschichte in Ord. weniger mehr zu besprechen angefangen, so —. Eine Dame fuhr vom Balle zu Hause. (In den Zimmern herum?) — Blinde, nachdem ihr erblindeter Zustand —. Die feinsten und sorgfältigsten astronomischen Instrumente —. Das scheue Pferd fliehete vor dem Mädchen. — Im völlig betrunkenen Zustande —. Die Trödler in Augsburg breiten ihre feilhabenden Betten aus. (Da haben also die Betten selbst feil! — Im Anfall des wahnsinnigen Zustandes —. Der Gesandte am unsern Hofe — Ab Hamburg — ab Magdeburg das Geschäft betrieben. — Er ließ sich überreden, ein denselben Tag aufgeführtes Trauerspiel mit anzusehen. — Der Bauer machte einen sehr zufriedenen Gewinn. — Binnen eines halben Jahres. — Ich bin bereit, Jedermann die wünschenden Aufschlüße zu ertheilen. (Von einem k. Advokaten im U. D. Kr.) — Wölfers antiker und moderner Bau- und Meubelschreiner — (ein Buch. Vergleiche Heyse: ein seidener Strumpf-Fabrikant; ein lederner Hosenmacher; brauner u. weisser Bierbrauer; elastischer Bruch- und Bandagen-Arzt.) — Der Hund kam nicht zu Hause. (Ein anderesmal vielleicht umgekehrt: Er befand sich nach Hause?!) — Der Kabinets-Kourier wurde an Se. Maj. dem Könige abgefertigt. — Das geistige Wohlseyn, ohne welchem der Körper —. Das fußgehende Publikum. — Und deswegen wurden — Es ist schon mehrmal sich erkundigt worden. — Innerhalb diesem Geleise. — Die um ihre Entlassung angesuchten Minister behalten ihre Stellen wieder. — Die Hyäne, durch die Trompete erschroken, entflieht.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Geist und Verstand des Menschen.

„Ungeheuer ist die Laufbahn, die der menschliche Verstand im achtzehnten Jahrhundert durchschritten ist. Unser achzehntes Jahrhundert wird sich sicherlich nicht zu schämen haben, wenn es dereinst sein Inventarium von neu erworbenen Kenntnissen und angeschafften Sachen, an das neunzehnte übergeben wird, auch selbst wenn die Ueberreichung morgen geschehen müßte. Wir wollen einmal einen ganz flüchtigen Blik auf Dasjenige werfen, was es seinen Nachfolgern antworten könnte, wenn es (1785) von ihm gefragt würde: was hast du geliefert, und was hast du Neues gesehen?

Es könnte kühn antworten: Ich habe die Gestalt der Erde bestimmt, ich habe dem Donner Troz biethen gelernt; ich habe den Bliz, wie Champagner, auf Bouteillen gezogen, ich habe Thiere aufgefunden, die an Wundern selbst die Fabel der Lernäischen Schlange übertreffen, und Fische entdekt, die, was der olympische Jupiter nicht konnte, die Schwächern selbst unter dem Wasser mit unsichtbarem Blize tödten, ich habe durch Linné das erste brauchbare Inventarium über die Werke der Natur entwerfen lassen; ich habe einen Kometen wiederkehren sehen, als der Urlaub aus war, den ihm mein Halley gegeben hatte; statt einer einzigen Luft, die meine Vorfahren kannten, zähle ich dreizehn Arten, ich habe Luft in feste Körper und feste Körper in Luft verwandelt; ich habe Quecksilber geschmiedet, ungeheuere Lasten mit Feuer gehoben, mit Wasser geschossen, wie mit Schießpulver, ich habe neue Pflanzenarten hervorgebracht, Stahl mit brendendem Zunder wie Butter fließen gemacht, ich habe Glas unter dem Wasser geschmolzen, das Gold von seinem Throne, den es als schwerster Körper Jahrhunderte usurpirte, heruntergeworfen, und ein weißes Metall eingesezt; ich habe eine neue Art vortrefflicher Fernröhre angegeben, die selbst Newton für unmöglich hielt, ich habe die Pole des natürlichen Magneten in einer Sekunde umgekehrt und wieder umgekehrt, ich habe Eier ohne Henne, und ohne Brutwärme ausgebrütet. — Bist du damit zufrieden? Gut. Aber sieh noch hier ein Paar Kleinigkeiten: Hier habe ich einen neuen ungeheuern Staat; hier einen fünften Welttheil, da einen neuen Planeten, und ein kleines überzeugendes Beweischen, daß unsere Sonne ein Trabant ist, und sieh, hier endlich habe ich in meinem drei und achtzigsten Jahre ein Luftschiff gemacht, u. s. w.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

III. Jahrgang. Nro. 52. 31. Dezember 1836.

Inhalt: An die geneigten Leser. — Das Neueste, den übeln Geruch aus dem Munde zu vertreiben. — Heilkräfte und Nuzen der Brunnenkresse. — Trank zu bereiten, wenn Menschen den Husten haben, abzehren oder einen kalten Trunk gethan haben. — Eisenwerk, welches der freien Luft ausgesezt ist, vor Rost zu schüzen. — Gegen Läuse bei Kälbern. — Wenn ein Mastschwein nicht fressen will. — Ein Beispiel deutscher Redlichkeit und Bewirthschaftung. — Empfehlung eines sehr interessanten Buches.

An die geneigten Leser.

Der sich mit jeder Woche vermehrende Absaz dieser Zeitschrift beweiset am Besten, daß die Anerkennung unserer guten Absicht, den Lesern ein Blatt von immer bleibendem Werthe zu liefern, je länger je mehr und allenthalben Wurzel fasse.

Wir dürfen auch an jeden Leser kühn die Frage stellen, ob unsere Zeitung von ihrem Entstehen an bis jezt, und von jezt an bis zum Erbtheil unserer Enkel, nicht immer gleiches Interesse behalte und gleichsam jedem spätern Besizer eben so neu und brauchbar bleibe, wie sie es dem ersten war?

Was haben aber Blätter mit bloßen Neuigkeiten des Tages für ein Loos? Nehmen wir irgend eines derselben auch nur morgen noch zur Hand, und auf wie wenige Zeilen würde sich der Inhalt eines ganzen Jahres daraus zusammenstellen, wenn Alles gestrichen würde, was nun weder für uns, noch weniger für unsere Nachkommen das mindeste Interesse mehr hat! —

Freudigen Muthes kündigen wir also das Fortbestehen unserer Blätter auch für das künftige Jahr an, und werden alle Kräfte aufbieten, dieselben mit gediegenem Inhalte zu versorgen, wozu wir durch den Beitritt neuer Mitarbeiter aus allen deutschen Ländern aufs Beste unterstüzt sind.

Damit die geehrten Leser die Jahrgänge complet einbinden lassen können, ersezen wir zu Verlust gegangene einzelne Blätter gerne gratis, und bemerken noch, daß Ausländer, denen diese Zeitschrift durch die Post zu hoch zu stehen kommen sollte, sie durch jede Buchhandlung für jährlich 2 fl. 24 kr. R. W. beziehen können.

Die Herausgeber.

Das Neueste, den übeln Geruch aus dem Munde zu vertreiben.

Bei dem Tabaksrauchen theilt sich der Geruch des Tabaks für längere Zeit dem Athem mit. Das Kauen einiger gerösteten Kaffeebohnen vertreibt ihn am Schnellsten.

Eine zwekmäßige Wahl der Speisen und Getränke ist, wie man leicht einsehen wird, das beste Mittel, den übeln Geruch zu verhüten. Am Widerlichsten ist der Geruch, den der häufige Genuß des Branntweins hervorbringt, und dieser läßt sich nur durch Unterlassen dieser übeln Gewohnheit entfernen.

Nicht selten ist der stinkende Athem Folge örtlicher und allgemeiner Krankheitszustände. Hieher gehören Geschwüre in dem Munde und in der Nase, besonders wenn sie venerischen Ursprungs sind, Schwämmchen, Speichelfluß, Scorbut, Lungen- und Luftröhrenschwindsucht. Zur Zeit der Entwiklung leiden Jungfrauen und Jünglinge oft an dieser Beschwerde, und bei dem weiblichen Geschlechte bekommt der Athem während der Periode nicht selten einen übeln Geruch aus dem Munde.

So lange die Ursachen nicht gehoben werden, kann auch diese Beschwerde nicht aufhören; über die Heilung der genannten Krankheitszüstände zu sprechen, gehört indessen nicht hieher, da sie die Hilfe eines Arztes nöthig machen.

Um in diesen Fällen den übeln Geruch aus dem Munde zu verstecken, gebraucht man wohlriechende Dinge, theils zu Mundwassern, theils in Form von Bissen, die man im Munde behält. Man vermischt kölnisches Wasser mit Brunnenwasser zum Ausspülen des Mundes und gebraucht

auch andere wohlriechende Wasser, Rosmarinspiritus, Lavendelgeist u. s. w. zu diesem Behufe.

Die Kohle gewährt den Vortheil, daß sie alle Gerüche absorbirt, daher wirkt sie auch bei dieser Beschwerde sehr vortheilhaft. Man nimmt 2 Loth frisch gepulverte Lindenkohle, eben so viel Syrup von Perubalsam und so viel Schleim von arabischem Gummi, als nöthig ist, um eine Pillenmasse zu bilden, theilt sie in mehrere Kügelchen und läßt diese im Munde zergehen. Man braucht die arzneiliche Wirkung der Kohle, welche die Homöopathie in der neuesten Zeit entdekt haben will, bei dieser Anwendungsart nicht zu fürchten, da nach Angabe der Homöopathie diese nur nach dem Gebrauche sehr kleiner Gaben von Kohlen eintritt.

Auch aromatische Mundkügelchen kann man zu diesem Behufe anwenden. Folgende Zusammensezung eignet sich recht gut dazu. Man nimmt Gewürznägelein, kleine Kardamomen, Ingwer, Muskatennuß, von jedem 1 Quentchen. Diese Dinge werden fein gepulvert und mit so viel Tragant-Schleim vermischt, daß sie die Consistenz einer Pillenmasse erhalten. Aus dieser formt man kleine Kügelchen, die man von Zeit zu Zeit in dem Munde zergehen läßt.

Die Verbindung wohlriechender ätherischer Oele, des Zimmt-, Muskatennus-, Pfeffermünzöl u. s. w. mit Zuker, kann man ebenfalls in dieser Absicht gebrauchen.

Heilkräfte und Nuzen der Brunnenkresse.

Im Winter, wo es oft an andern erfrischenden Kräutern fehlt, dient sie zum Salat. Auch kann man sie als Gemüse essen, oder zerhakt auf das Butterbrod legen. Sie hat viele Heilkräfte und ist auch ein Mittel gegen die Lungenfäule des Rindviehes. — Wiewohl sie häufig an frischen Quellen und Bächen, ohne menschliches Zuthun, von selbst wächst, so kann man sie auch da, wo sie nicht ist, leicht anlegen. Sie blüht im Juni, und im Juli kann man den Samen davon sammeln. Diesen wirft man auf Quellwasser, oder an den Rand eines Baches, wo man sie ziehen will; oder man zieht ganze Pflanzen aus dem Wasser und wirft sie in das Wasser, wo man ihre Vermehrung wünscht. Im Winter leidet der Theil, der über dem Wasser hervorragt, leicht durch Frost, weßhalb man wohl thut, sie während der strengen Kälte mit einem Brette unter das Wasser zu drüken. Auch darf man sie im Winter nicht so tief als im Mai und Juni schneiden, weil das ihrem Wachsthume hinderlich ist.

Trank zu bereiten, wenn Menschen den Husten haben, abzehren oder einen kalten Trunk gethan haben.

Folgende 8 Ingredienzen werden in einem neuen Topfe so lange, als ein hartes Ei braucht, gesotten: Schwarzwurzel, Eisenkraut, Lungenkraut, Lorbeerkraut, Tausentguldenkraut, Ehrenpreis, Süßholz, von jedem 2 Loth und 4 Maß Weißbier. Diesen Trank trinkt man nach und nach laulicht statt des Wassers.

Eisenwerk, welches der freien Luft ausgesezt ist, vor Rost zu schüzen.

Man nimmt zu gleichen Theilen Pech und Theer so viel, als man zu diesem Behufe für nöthig erachtet, und vermischt beides mit so viel gutem feinen Ruß, daß es gar nicht dik wird, sondern hinlänglich flüßig bleibt. Mittelst diker, harter Strichpinsel von Schweinsborsten beschmiert oder bemalt man alles Eisen mit diesem Gemische oder Salbe. Aber man muß dieses gleich im Anfange des Frühjahrs thun, damit das Pech durch die mäßige Wärme dieser Jahreszeit nach und nach so sehr gehärtet werde, daß es in den heißen Sommertagen nicht schmelzen kann. Es hat sich durch die Erfahrung bestätigt, daß das Eisen hierdurch weit besser vor Rost bewahrt wird, als durch jeden andern Anstrich.

Gegen Läuse bei Kälbern.

Man beschmiere die Thiere öfters an mehreren Stellen des Körpers mit folgender Salbe: Nimm

Lorbeeröl 3 Loth, gepulverte weiße Nießwurz 2 Loth, stinkendes Hirschhornöl 1 Loth, und mische Alles gut untereinander.

Wenn ein Mastschwein nicht fressen will.

Gegen Ende der Mastung, wenn sie schon fett sind, geschieht dieß gerne, und man darf ihnen alsdann nur gewässerten oder im Bakofen gedörrten Hafer vorschütten.

Ein Beispiel deutscher Redlichkeit und Bewirthschaftung.

Zur Zeit, ehe Bayern sich weit in das Böhmen erstrekte, führten die Bewohner dieser Königreiche sich das Getreide mit allen übrigen Lebens-Mitteln gegenseitig zu, wie es der Getreidmangel unter ihnen erheischte. Um auf dem entlegenen steilen Pfade dem Wanderer eine Labung zuzubringen, brachten die Bäker der Stadt Grafenau ihr Brod dahin, und verließen solches neben einer Büchse, bis sie glaubten, daß die Lieferung aufgezehrt seyn könnte. Gegenüber war ein Galgen aufgerichtet, als Warnung, daß Niemand unbezahlt das Brod abnimmt, wie die Warnungstafeln der Asyle gewöhnlich eine Hand und ein Beil vorstellten, mit der Aufschrift:

„Bei dieser Hand, hab den Verstand, daß du der Freiheit seyst ermahnt.“

Die Bäker fanden das Geld darin jedes Mal richtig.

Diesen Pfad nennt man den goldenen Steig noch heut zu Tage, weil dieser Verkehr mit Getreid und Lebensmitteln der edelste Handel ist, wie das Gold bei den edlen Metallen vorzieht. Noch sind die Spuren des Weges, die Fußtritte der Saumpferde und die Ruinen des Galgens auf dem Rüken des hohen Lusen deutlich zu sehen, obwohl sich Steine daselbst aufthürmen, welche die Zeit in dieser schreklichen Wildniß hinrollte, für die Niemand mehr etwas zu thun scheint, um zwei Königreiche auch von dieser Seite wirthschaftlich zu verbinden. Die Thatsache ist ein Beispiel deutscher Redlichkeit und Bewirthschaftung.

Empfehlung eines sehr interessanten Buches.

Beiträge
zur
Förderung des Wohlstandes
des
deutschen Landwirths
durch
größere Sicherstellung der Früchte und Steigerung des Wirthschafts-Ertrags
von
P. Bispinck.

Im Vorworte sagt der Verfasser: „Das, was ich in den folgenden Blättern sage, besteht, einzeln genommen, nur in Kleinigkeiten, welche ich selbst lernte, ausforschte, prüfte, und so nach eigenen Versuchen wahr fand. Sie erhalten nur erst Werth in der richtigen Zusammenstellung mit Mehrerem, so wie überhaupt in der Landwirthschaft das Heer von Kleinigkeiten, erst, wenn es in geordneten und gerechten Zusammenhange gebracht ist, seine Wichtigkeit erlangen kann. Um aber das Ganze vom Werthe zu haben, kommt es sehr auf jeden der einzelnen Theile an, wenn diese auch, an und für sich betrachtet, vielleicht gleichgiltiger zu seyn scheinen mögen. Die Zusammenstellung der in Folgendem vorgetragenen Einzelnheiten, oder vielmehr das Anknüpfen derselben an Anderes, ist ebenso, wie die Ausforschung der Theile selbst, mein eigenes, durch Beobachtung und Versuche herausgebrachtes Werk, mithin — einige Vorschläge, als solche auch nur ausgegeben, für deren Zwekmäßigkeit und sicher guten Erfolg übrigens aus der Erfahrung hergenommene Gründe mit angeführt sind — auf eigener Erfahrung beruhend, und so mich auf's Festeste überzeugend. Auch Andere werden, wenn sie sich nur die Mühe geben, zu versuchen und dabei mit jedem einzelnen Theile es genau und scharf nehmen, das Vorgetragene richtig finden, auf weniger mühsamem und gefährdetem Wege, als ich selbst, die Ueberzeugung erhalten, und in der angenehmsten Weise die reichlichsten Früchte davon einernten, welches ich herzlichst wünsche.“

Der Inhalt des Büchleins ist eben so originell, als lehrreich in zahllosen Winken und Fingerzeigen zur Verbesserung der Landwirthschaft. Verdient höchste Beachtung!

Fast.

Abschied vom alten Jahre und Einladung auf das neue Jahr.

Vergangenheit und Zukunft spalten
Fortwährend uns're Lebenszeit:
Was jezt ist, muß sogleich veralten,
Was jezt war, wird sogleich erneu't.
Was Leben heißt, heißt — abgethan.
Und nun daraus für uns die Lehre:
Nichts ist, was bleibend unser wäre;
Nichts ist, was uns nicht werden kann.

Erinnerung und Hoffnung knüpfen,
Den Gliedern gleich im Kettenschluß,
Indeß die Augenblik' entschlüpfen,
An's Vorgefühl den Nachgenuß.
Selbstständig bleibt allein der Geist.
Und nun daraus für uns die Lehre:
Der Zukunft wegen gern' entbehre,
Was die Erinnerung an sich reißt.

Durch die Erinnerung klug zu werden,
Und durch die Hoffnung froh zu seyn, —
So pflanzt in's Erdreich von Beschwerden
Die Weisheit Himmelsblumen ein.
Ja, Weisheit ist es: Jahr' in Tag',
Und himmlisches in's Erden-Leben,
Und Lust und Unlust einzuweben;
Und glüklich ist, wer dieß vermag.

Und diese Weisheit sey im neuen,
In jedem, Jahre unser Loos!
Abhängen wir dann, uns zu freuen,
Von uns'rer eignen Vollmacht bloß.
Doch immer (mag die Gegenwart
Beginnen wie sie woll', und enden)
Sind wir in Gottes Vater-Händen;
Und gut sind wir dort aufbewahrt.

Zu dem in obigen Zeilen angedeuteten Ziele hinzuarbeiten, Geist und Herz zu veredeln, Weisheit, Verbesserung, und bleibenden Gewinn zu beziehen, soll unser stetes Streben seyn. Mögen uns im nächsten Jahre wieder recht viele Leser auf unserm Wege begleiten, und Jeder sich der reichlichsten Segnungen der Gottheit zu erfreuen haben! Dieß ist unser bester Wunsch zum Neujahre! Ja, möge Jeder es gesund und froh durchwandeln, Jeder —

Ob er sich auf Divans strekt,
Oder sizt auf Bänke,
Ob er seinen Durst mit Sekt,
Oder Covent tränke,
Ob sein Spielplaz Prunksaal sey,
Oder Bauern-Schenke, —
Das im Grund' ist einerlei,
Wie ich Froher denke.

Und so hab' ich freies Spiel,
Alle Menschen Klassen
Gleichermaßen gleiches Ziel
Für mich seyn zu lassen;
Alle will zu Glük und Heil
Heut mein Wunsch umfassen,
Sey's nur einzeln, nur zum Theil,
Oder sey's in Massen.

Doch mit Lust muß selbst dazu
Jeder sich versehen,
Wie man selbst den Fuß zum Schuh
Haben muß, und gehen;
Anders würde Niemand leicht
Meinen Wunsch verstehen; —
Schnell damit ist's, dieß erreicht,
Wie nun folgt geschehen.

Jeder gern' in seiner Haut,
Weil sie sein ist, steke!
Jeder sich, mit ihr vertraut,
Streke nach der Deke!
Jedem, was er hat und ißt,
Wohl bekomm's und schmeke!
Jeder gern sey wo er ist
Auf dem rechten Fleke!

Jeder sorge, daß gesund
Körper sey und Seele!
Jeder auf sich selbst mit Grund
Zählen könn' und zähle! —
Doch wozu im Kreise rund
Lang' es wiederholen?
Jeder segne selbst sich! — und
Hiemit Gott befohlen.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Register

zur

neuen Bürger- und Bauern-Zeitung.

Dritter Jahrgang 1836.

A.

Seite

Abendgedanken (Gedicht) . 304
Aberglaube und Betrügerei . 364
Adel und Pöbel . . 193
Akazien-Kerne, von einem Mädchen zu einer Perlen-Schnur angefertigt, eröffnen ein neues Gebiet in der Gewerbeindustrie . 118
Akerbau, großes allgemeines Mittel, selben empor zu heben . . . 49
Akerbaustand, Schilderung desselben . 64
Akerboden, die verhältnißmäßige Fruchtbarkeit desselben zu bestimmen . . 158
Akergut, schlechtes, zu einem guten zu machen 329
Aker-Katechismus . . 265 ff.
Akerpflug, linker, ist derartigen Feldern anpassend 115
Akerwirthschaft, warum ist England in derselben andern Völkern so überlegen? . 339
Alaun, dessen Nuzen . . 119
Anekdoten . . 247. 279. 319
Ankündigung, sonderbare . 191
Araber, wie schwimmen sie? . 263
Arbeitsamkeit und Gewerbsfleiß . 52
Attest eines englischen Dienstmädchens . 103
Ausdünstungen riechender Körper dem Auge bemerkbar zu machen . . 402

B.

Bad, vom Nuzen desselben . 140
Badereisen . . 139
Bauer, der, und sein Jakel . 384
Bauernknabe, wie er die Stadt beschreibt (Gedicht) 40
Bäume vor Hasen sicher zu halten . 15
Bedürfnisse, über die Thorheit der künstlichen 233
Besen-Handel . . 292
Bettfedern, alte, schmuzige unreine wieder zu reinigen 39
Bewirthschaftung und Redlichkeit . 407
Bienenkorb, neuer . . 149
Bienenzucht . . 83. 167
Bier aus Fichtenzweigen zuzubereiten . 110

Seite

Bierdiskurse . . 283
Blizstrahl zur Sprengung der Felsen anzuwenden 262
Bohnen im Brunnenwasser zu kochen . 351
Bohnenstroh statt des Hanfes ꝛc. zu benüzen 358
Bosch . . . 377
Bouteillenkitt . . 335
Branntwein beim Brodbaken zu gewinnen 55
Brasilien, Schafzucht allda . 63
Brennesselthee für Wassersüchtige . 199
Brittische Nationalschuld . . 349
Brodbaken, Branntwein dabei zu erhalten 55
Brunnen von Stikluft zu reinigen . 231
Brunnenkresse, Heilkräfte und Nuzen derselben. 406
Brütöfen für Hühnereier . . 23.
Buchweizenstroh, wie es im nördlichen Frankreich benüzt wird . . 55
Bullmann . . 246
Bürger, der honette, wie ich mir ihn denke 225
Butter-Verkauf in London . 143

C.

Castelli . . . 40. 272
Cevennen, Nachrichten über die Fruchtbarmachung der Berge an den . . 201
Charade . . 16. 72. 96
Cholera in 3 Tagen aus München zu vertreiben 348
— kaltes Wasser gegen selbe . 347
Cholerapräservativ . . 199
Cholerapreisfragen . . 108
Cholera-Verhütungs-Regeln . 400

D.

Deutschlands Handel . . 8
Diamant, wer besizt den größten? . 174
Dichter-Vereine, wohlgemeinter Vorschlag zur Bildung derselben . . 167
Dienende, 25 Regeln für selbe . 313
Dom in Regensburg . . 183
Drehkrankheit der Schafe . 46

Seite

Dreier, die vier . 365
Dreifelder- und Wechselwirthschaft 343
Düngungsmittel, verschiedene, ausländischer Völker 158

E.

Ehehalten-Ordnung unter der Regierung Elisabeth in England . 334
Ehestands-Absichten der meisten Mädchen 387
Eicheln auf eine einfache Art aufzubewahren 87
Eichen durch Gesenke anzuziehen . 87
Eichenrindenlauge anzuwenden . . 263
Eisen mittelst Rostpapier vom Rost zu befreien 71
Eisenbahnen . . 288
Eisendrähte statt Hopfen- und Bohnenstangen anzuwenden 86
Eisenwerk, der freien Luft ausgesetztes, vor Rost zu schützen 406
Eisgrube, künstliche . 79
Elers, Dr. Werke . 285
England, bewunderungswürdige Anstalt zur Bewässerung und Entwässerung eines Moorgrundes alldort 203
— jede Provinz läßt sich dort die Veredlung eines gewissen Gegenstandes angelegen seyn . 135
— warum ist dasselbe in der Akerwirthschaft und Industrie andern Völkern so überlegen? 339
— wie werden dort die Wettrenner behandelt? 110
Erbsen ein Mittel, Kapaunen ec. geschwind und wohlfeil zu mästen 47
Erde auf eine neue Art fruchtbar zu machen 121
Erdgewächse ohne Keller aufzubewahren 37
Erd- und Rasendächer . 262
Ernten ohne Dünger . . 281
Erzählung, räthselhafte . 112
Essig für Reisende . . 223
Essigsyrup zu bereiten . . 87
Exempel, drei häßliche, kindlicher Liebe 109

F.

Farben der Tücher und Zeuge zu erkennen, ob sie ächt sind, oder ob sie verschießen . 63
Felder an den Anhöhen zu verbessern . 169
— welche Substanzen düngen und welche verbessern sie? 57
Felddistel als Futter für die Pferde 159
Feldfrüchte, von dem üblen Einfluß des Sauerdorns auf selbe 321
Feldkatechismus . . 92
Felsenkerk . . . 305
Felsenpalast . . 250
Feuersbrünste, von den Ursachen der so häufigen Erscheinungen derselben, und ein Mittel, selbe auffallend schnell zu dämpfen . 179
Fischer, Dr., Jos. W. . 114
Fischerei mit Hunden . . 151. 350
Flachs so zart und weiß wie Seide zu machen 88
Fleisch vor Fäulniß in Sommertagen zu bewahren 262
Frost, Schutzmittel gegen selben . 231
Fruchtfelder vor wilden Thieren zu schützen 15
Früchte, Einfluß des Standortes auf die Eigenschaften ders. 311
Früchtesammlung aus Papier maché 221
Frühling, häusliche Geschäfte zu dieser Zeit 117
Frühlingshut, wie sie auf den Wiesen abgestellt werden könne . . 177
Futtermangel abzuhelfen . 394
Futter, trokenes, ist es vortheilhaft, milchendes Rindvieh sowohl im Sommer, als Winter mit selbem zu ernähren? . 84
Futterkraut, empfehlenswerthes . 157

G.

Garn, superfeines . . 391
Gebirgsbauer bei Florenz . 61
Gebirgs-Schnee in der Schweiz . 29
Gebote Gottes, die zehn . 383
Gebräuche, landwirthschaftliche, bei verschiedenen Völkern 67
Gefäße, irdene, eisenfest zu machen . 167
Gemeinde-Schafheerden, Sommerställe für selbe 114
Geschäfte, häusliche, im Frühling . 117
Getreide, brandiges oder mit anklebendem Schlamm oder Staub behaftetes zu reinigen . 23
— durch Troknen mittelst erwärmter Luft aufzubewahren 242
— über frühere oder spätere Reife desselben 342
Getreide-Aufsammlungs-System des egyptischen Josephs 166
Getreidekörner, über das Troknen derselben mittelst erwärmter Luft . . 341
Getreide-Preise-Tabellen . 277. 289
Getreidesamen in ihrer Keimkraft bei verschiedenen Tiefen des Bodens auszumitteln . 230
Getreideschneiden, über die Nüzlichkeit desselben vor der Reife . . 198
Gewerbsleute, Schild- und Firmageschmak mancher 36
Giftmord . 9
Gras, warum üppigeres in ringförmigen Kreisen wächst 382
Greger August 88
— Johannes . . . 32
Grundstüke, woher die Erscheinung, daß in der Nähe der Städte sie gewöhnlich besser sind? 297

H.

Haarwuchs zu befördern . 158
Handschriften, Bitte um lesbarere . 182
Händesprache . . 336
Handelsgewächse . . 319
Haselnußsträucher, die Blätter ders. zu benützen 343
Hasen von den Bäumen abzuhalten 15
Hausmärchen . 19. 194. 235. 298
Häuser, Kapitalwerth derselben . 65
Heirathen, die beiden (Parallele) . 395
Hemden, neue . . 89
Herbstwiesen in Öhmetwiesen zu verändern 167
Herrenhüte, unverbrennliche . 136
Hexenverbrennung . . 175
Hirte, der glüklichste Mann im Dorfe . 70
Hirtenknabe am Kanzel . 235
Hollunder-Essig zu bereiten . 223
Holz, die Heizkraft desselben zu vermehren 366
— so zuzurichten, daß es vom Feuer nicht entbrennt 87
Honiggras als das schnellste Mittel gegen Futtermangel 394
Hühnereier nach Egypter Art in Oefen auszubrüten 23
Hundsbiß, das sicherste Mittel gegen den tollen 326
Hut-Weiden, wie sie zu Grummet-Wiesen angelegt werden können . 167

I.

Ideen, verschiedene 106. 213. 221
Industrie, warum ist England in derselben andern Völkern so überlegen? . . 339

K.

Seite

Kälber, gegen Läuse bei selben . 405
Kalk, als Dung-Verbesserungsmittel . 193
Karrikaturen der Menschheit . 285
Kartoffeln aus Samen gleich im ersten Sommer so groß wie große Borsdorfer zu erzielen 246
— bei dem Mangel guter Keller gegen Frost und Fäulniß zu schützen . 37
— im Monate Juni zu vermehren . 245
— wie man die Fruchtkronen derselben einsalzen und als Oliven gebrauchen kann . 254
Kartoffelkäse . 13
Kälber auf eigene Art groß zu ziehen u. fett zu machen 231
Keller gegen das Eindringen der Kälte zu schützen 37
— ohne selben Kartoffeln sicher aufzubewahren 37
Kitt, um rauchende Oefen zu verstreichen 65
Klee, grünen frischen, mit geschnittenem Stroh vermischt, durch Gährung zu einem sehr ergiebigen Viehfutter mit großer Ersparung vortheilhaft bereiten zu können . 114
Knochen nach Art der Mogulen zu benützen 15
Kohlen, die Heizkraft derselben zu vermehren 366
Kolik zu heilen 319
Korn nach Art der Alten in Gruben aufzubewahren 14
Kornernte einträglicher zu machen . 207
Kornpreise der Vorzeit . . 143
Kornwürmer eine ganz neue Art . 237
Körper, riechender, die Ausdünstungen von selbem dem Auge bemerkbar zu machen . 402
Kultur-Versammlungen, adelige . 270

L.

Landleute, 24 Lehren für selbe . 389
Landmann, 24 nützliche Fragen und Antworten 322
Landwirth, Maximen eines praktischen . 227
Landwirthschaft, Allerlei für selbe — 6. 27. 356
— neue Entdeckung im Gebiete derselben 373
Landwirthschaftliche Gebräuche bei verschiedenen Völkern 67
— Maschinen . 287
— und Garten-Sozietäten . 94
— Verdienste eines Herrn Pfarrers . 4
— Verlegenheiten . 188
Lauge, gebrauchte, wieder anwendbar zu machen 391
Läuse bei den Kälbern zu vertreiben . 406
Leben, das, in warmen Ländern . 142
Lebensmittel, wie nöthig die Kenntniß derselben sey 123
Leinenzeug zu bleichen . . 319
Leser, an die geneigten . . 405
Lichtputzen, Nutzen derselben . 390
Litterarisches Flikwerk . 241
Litteratur, Blike auf die bayerische . 402
London in der Vorzeit und in der Gegenwart 183
— von dem Verbrauche der Butter allda 143
Lotto-Wuth, eingerissene unter einigen Menschen 164. 173
Ludwig I., König von Bayern, Gesang auf Allerhöchstdesselben glückliche Wiederkehr von Griechenland 113
Luftsäure, von dem Gebrauche derselben in ökonomischer Hinsicht . 214
Luzerner-See, Naturcharakter desselben 208

M.

Mädchen, Ehestands-Absichten der meisten . 337
Mahlmühlen, über amerikanische 190. 252. 335
Maikäfer, der, macht Antons Glück 152
— Zerlegung . . . 191
Mann, der gemeine, wie urtheilt er? 294
Männer, große des Alterthums, welche sich dem Akerbau und der Landwirthschaft gewidmet hatten 89
Manuskript erbärmliches Ende eines . 77
Märchen, von Einem, der auszog, das Fürchten zu lernen . . 19
Mathematische Anfrage . . 253
Mauerkitt von Algier . . 231
Maulwürfe zu vertreiben . . 215
Mäusemittel . . 319
Max, König von Bayern, oder das Konzert im Himmel (Gedicht) . 32
Mehl ohne Getreide zu machen . . 38
Menschenfreund am Neujahrstage . 3
Menschengeschlecht, Vermehrung desselben 191
Menschenliebe und Wohlthätigkeit . 216
Milch, den Gehalt derselben sicher zu bestimmen 324
Mist, Bestandtheile und Eigenschaften des thierischen 129
Mistreß Leß . . 257
Mond, dessen Einfluß auf das Bauholz 215
— dreitägiger Aufenthalt alldort . 171
Moor, merkwürdige Anstalt zur Entwässerung und Bewässerung desselben in England . 208
Moos statt des Strohes zu Strohsäken . 390
Moralischer Zustand unserer Zeit . 25
Mühlen in Amerika . . 335
Mund, das Neueste, den übeln Geruch aus selbem zu vertreiben . . 406

N.

Nachbarn, wenn sie sich lieb haben, wie schön ist das? 337
Nahrungsblätter, Zahl derselben . 351
Nationalschuld, brittische . 349
Natur hat ihre Krankheiten . 185
Naturwunder, eines der zahllosen . 160
Neger, Aufenthalt bei denen von Empoongwa 257

O.

Oekonomie, Vorurtheile in derselben und die beste Art zu ernten . 371
Oekonomie-Verwalter, der herrschaftliche 187. 349
Oekonomische Notizen . 245. 311. 319
Oekonomisches . 395. 303
Oel, Einfluß desselben auf den menschlichen Körper und als Mittel gegen den Biß und Stich giftiger Thiere . . 79

P.

Pachter, der, eines Landguts arbeitet für den Zeitraum weniger Jahre, der Verwalter für die Ewigkeit 17
Papier, unverbrennbares . 15
Pater Abraham a Sancta Clara Etwas für Alle 346
Pfarrer, landwirthschaftliche Verdienste eines 4
Pfeifen-Schneider (Gedicht) . 128
Pferde, über das Erblinden derselben . 151
Pferdezucht, wovon hängt die Emporbringung der besseren ab? . 189
Pflügen, neue Beobachtungen von selbem, um größere Körner zu bekommen . . 73

Seite
Porsch, Dr., 128. 136. 176. 184. 192. 208. 216. 224. 382
Präparand, der . . 386
Präparant, der . . 397
Purpurfarbe auf Holz . . 215
Puzfrüchte statt Korallen . 113

R.

Raigras, französisches . . 393
Rahm von der Milch zu sondern . 151
Rechtschreibung, Neuerungen in der deutschen 398
Rechtsgelehrsamkeit macht dermalen große Fortschritte 179
Reise-Essig . . 223
Rindvieh, milchendes, ob es vortheilhaft ist, selbes sowohl im Sommer als Winter mit blos trokenem Futter zu ernähren . . 84
Ritter-Orden, von dem Ursprunge verschiedener 149
Rostpapier, oder Mittel, Rost von Eisen rc. wegzupuzen 71
Rothlauf zu vertreiben . . 319
Runkelrüben-Zuker-Fabrikation in Bayern 88

S.

Saatgetreide, merkwürdiger Beitrag zu den Versuchen, dasselbe in Mistjauche einzuweichen 161
Samenkorn, Verfahren, dasselbe anzuschwängern, wodurch ein Drittel der Aussaat erspart wird 163
Sauerdorn, von dem üblen Einfluß desselben auf die Feldfrüchte . . 321
Schafe in der Drehkrankheit zu kuriren . 116
— über die Behütung der Wintersaaten mit selben 30
Schafhut in Brasilien . . 63
Schafwolle ohne ausländische Schafe zu veredeln 5
Schafzucht emporzubringen . 33. 167
Schlaf, von Störung in selbem und Mittel dafür 150
Schlendrian, was ist er eigentlich? . 278
Schlimmste, das, läßt sich auch zu etwas brauchen 164
Schnee rc. 29. 30. 93. 340
Schreibart, Abweichungen in der deutschen 96
Schrift, unleserliche, lesbar zu machen . 55
Schweine und Schweinzucht 135. 263. 407
Schweizer Gebirgsschnee u. wie sie ihn von Akern bringen 29. 30
Sommerställe für Gemeinde-Schafheerden 114
Somnambulismus . . 369
Stahl durch Rostpapier vom Rost zu befreien 71
Ställe, Schädlichkeit der dumpfen . 401
Strüf, Marianne . . 16

T.

Tabak, Ersazmittel desselben . 390
— wie man ihn mit Pinsel und Löffel schnupft 126
Tabaksverbrauch . . 135
Theurung, Vorsicht und Vorsorge für die Tage ders. 165
Thiere, giftige, Mittel, sich vor deren Stich rc. zu heilen 79
— wilde, von den Fruchtfeldern abzuhalten 15
Trank gegen Husten und Abzehrung zu bereiten 406

U.

Seite
Ufer-Versicherungen . . 97
Ulmen, von der Benüzung der Blätter derselben . 343

V.

Vätl . . 72. 376
Vegetationswasser . . 123
Verdienste, landwirthschaftliche eines Pfarrers 4
Vereine zur Kultur der Sitten . 193
Vorherr'sches Gebälke . . 254
Verhütungs-Regeln der Cholera . 400
Versilberung . . 223
Vieh, die Freßlust bei selbem zu befördern 151
Viehstand zu befördern . . 111
Venrath 80. 92. 96. 112. 144. 152. 160. 232. 256. 288
296. 304. 336

W.

Wachholderbranntwein . . 319
Wände, getäfelte, feuerfest zu machen . 87
Wände-Bekleidung . . 111
Wasser, kaltes, als das beste Mittel, die Gesundheit zu erhalten . 81
— — gegen die Cholera . 347
— Vorurtheile gegen das frische als Waschmittel 135
Wässer, stehende auszutroknen . 157
Wasserheilkunde . . 33. 105
Wassermühlräder vor dem Einfrieren sicher zu stellen 38
Weibersommer, alter . . 323
Welt, Bemerkungen eines neuern Sophisten über selbe 29
Wettrenner, wie sie in England behandelt werden 110
Wiesenbau auf der Alp . . 377
Wiesen-Bewässerung . . 126
Wiesenheu gut zu machen . 302
Winter- in Sommer-, und Sommer- in Winterfrüchte zu verwandeln . . 358
Wintersaat, die geeignete Zeit zu bestimmen, in welcher selbe gelokert, geegt und gewalzt werden soll 51
Wintersaaten, über die Behütung derselben mit Schafen 39
Würste, gefrorne, wieder schmakhaft und haltbar zu machen 54

Z.

Zahnschmerzen zu vertreiben . 95
Zeit der Surrogate (Gedicht) . 48
— die schlechte . . 133
Zeiten, alte . . 294
Zeitalter, das goldene der Alpenhirten . 232
Zeitverderb . . 385
Zeitungsschreiber, Bitte eines Bauers an einen 324
Zeuge, wollene und baumwollene zu reinigen 89
Zimmermann, Rede desselben bei Errichtung eines Hauses . . . 226
Zukerfabrikation, Ermunterung zur einheimischen 401
Zustand, moralischer, unserer Zeit . 25

Frauendorf.
In der Buchdrukerei der praktischen Gartenbau-Gesellschaft.